UNIV OF
TORONTO
LIBRARY

Luther's Leben.

Von

Karl Jürgens.

Erste Abtheilung.

Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite.

1483 — 1517.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

LG
L973
.Yju

Luther

von seiner

Geburt bis zum Ablaßstreite.

1483 — 1517.

Von

Karl Jürgens.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

86554
24/11/90
1 2 vols.
1

Dem Andenken

Gottlieb Jakob Planck's,

der zu einer wahrhaft geschichtlichen Auffassung und Lebensbeschreibung Luther's die Bahn brach, von welchem ich als Zögling der Georgia Augusta die ersten Anregungen zu meinen Studien über Luther empfing und dem ich dabei nicht wenig zu verdanken bekenne, sowie

den Freunden nahe und fern,

die mit Rath, Zuspruch und literarischen Hilfsmitteln mich bereitwillig und förderlich unterstützten, widme ich diese Arbeit in dankbarer Verehrung und Ergebenheit.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort xi

Erstes Buch.

Kindheit und Jugend bis zum Eintritt in den Mönchsstand.

1483 — 1505.

Erstes Hauptstück.

Geburt und Herkunft. — Vorbedingungen der Bildung und Entwickelung.

1483.

Die Quellen der Kindheits- und Jugendgeschichte (Luther's Schriften) 1
Geburtstag und Ort 9
Familienname 11
Abstammung, Aeltern, Familie 13
Die Zeit, deutsche Zustände (weltliche Seite) 21
Thüringische Abstammung 45
Deutsche und thüringische Zustände (religiöse Seite) 71
Niedrigkeit der Herkunft 111
Aufwachsen im Bürgerstande (Mansfeld) 122

Zweites Hauptstück.

Erste Kindheit und Schuljahre in Mansfeld.

1484—1497.

Seite

Kindheitserinnerungen 147
Aelterliche Erziehungssorgfalt und Strenge 150
Die Schule 159
Religiöse Unterweisung, Denkart, Zustände 176
Aberglaube, Geistes- und Gewissenszwang 203
Beengende Eindrücke, religiöse Erregung, einseitige Richtung . . 220
Gewinnende Aeußerungen und Einflüsse des Katholicism, Bräuche, Kultus, Kunst 224
Kirchengesang, Marienlieder, Mariakultus, Legenden 235
Ergebniß 253

Drittes Hauptstück.

Schuljahre in Magdeburg und Eisenach.

1497—1501.

Erste Schülerfahrt 256
Die Franziskanerschule in Magdeburg 258
Die Stadt, Eindrücke, Erinnerungen, Ergebniß, Abgang von Magdeburg 262
Zweite Schülerfahrt — die eisenacher Schule 273
Schülernoth 276
Frau Kotta 281
Eisenach und Wartburg, Eindrücke und Erinnerungen 292
Ergebniß, Abgang zur Universität 301

Viertes Hauptstück.

Erfurter Studienjahre.

1501—1505.

Uebersicht 302
Stimmung Luther's 313

Seite
Erfurt (die Stadt, freiere Denkart) 319
Kirchliche Gesinnung, kirchliche Zustände 328
Erfurt (die Universität) 351
Die Scholastik (scholastisch-aristotelische Studien) 388
Usingen, Truttvetter 430
Humanistische Studien 443
Die Bibel 484
Rechtsstudien 493
Eintritt ins Augustinerkloster 513

Zweites Buch.

Erfurter Mönchsjahre.

1505—1508.

Erste Abtheilung.

Erstes Hauptstück.

Das Probejahr.

1505—1506.

Bevorwortung 553
Einkleidung Luthers, vergebliche Bemühungen der Freunde, der väterliche Unwille 555
Die Augustiner-Eremiten 558
Die Ordenssatzungen 564
Der erfurter Konvent, Behandlung des Novizen, die Universität 569
Mönchischer Eifer 575
Eifernde hierarchische Gesinnung 581
Innere Bedrängnisse, verworrene Seelenzustände 584
Die Bibel 603
Hindernisse des Vorschreitens, Einsamkeit, Askese, die Klosterzelle 617
Mönchische Umgebung und Anleitung, der Präceptor, die Brüder. 624
Die Beichte, Beichtmarter, Ende des Probejahrs 630

Zweites Hauptstück.

Von Ablegung der Mönchsgelübde bis zur Priesterweihe im Mai 1507.

	Seite
Ablegung der Mönchsgelübde	644
Staupitz (die Mystik, Staupitzens praktisch-mystische Theologie)	652
Staupitzens erste Einwirkungen auf Luther	662
Erneuerte Beschäftigungen mit der Scholastik	670
Vorbereitung zur Priesterweihe	678
Die Priesterweihe	691

Vorwort.

Ich weiß, es ist ein mißliches, man kann sagen ein gewagtes Unternehmen, abermals mit einem Werke über Luther hervorzutreten, nachdem sein Leben so oft und von nicht Wenigen mit großer Kunde und Kunst erzählt, so Viel und so viel Treffendes über ihn gesagt ist. Wiefern ich für ungenügend halte, was wir hierher Gehöriges besitzen, ob ich Neues zu sagen habe, welchen Standpunkt ich einnehme, für wen ich schreibe? — diese und ähnliche Fragen muß ich gewärtigen. Einige Antwort darauf erscheint nothwendig. Ich möchte nicht, daß Jemand in mein Buch sich einließe mit Erwartungen, die ich nicht erfüllen kann oder mag. Indeß hätte ich über Luther und seine Lebensbeschreibung, die Reformationszeit und ihre Geschichte so viel zu sagen und auch so manche abweichende Ansicht zu begründen, daß der Raum eines Vorworts dazu nicht ausreicht. Ich hoffe, das Werk selbst wird meine Ansichten und Abzweckungen deutlich genug darlegen und wenigstens einigermaßen sich selbst und mich rechtfertigen. Kann es das nicht, so würde die ausführlichste Erörterung und Rechtfertigung, die ich versuchen möchte, doch unnütz sein. Also nur das Nothwendigste zu vorläufiger Verständigung.

Mein Wunsch geht dahin, möglichst vielen Denkenden ein möglichst deutliches und wahres, den Bedürfnissen und Forderungen der Gegenwart genügendes Bild von Luther zu geben, oder doch zu helfen, daß wir ein solches erhielten. Wer es geben könnte in künstlerischer Vollendung, würde uns den wesentlichsten Dienst erweisen. Die Aufgabe, der es gilt, besteht vornämlich in der Nachweisung, wie Luther ganz mit seiner Zeit sich bildete, mit ihr wurde, was er geworden ist, mit ihr that, was er gethan, fest in ihr stehen bleibend sie weiter führte, so weit sie zu folgen vermochte, ihre Richtungen in sich aufnahm, durchbildete, zur Reife brachte und eben dadurch neue Wege bahnte, sodaß er dasteht als Vertreter und Werkzeug des Gebots der Verhältnisse, des Wollens, der Vernunft seines Zeitalters, sofern es auf ihn und er auf die Zeitgenossen eingewirkt hat. Doch nicht — daß ich nicht Mißverständnisse hervorrufe — als wäre keine Freiheit, kein eigener Wille, schlechthin keine Willkür in seiner Entwickelung, seinem Streben und Thun gewesen. Nicht als hätte er stets das Rechte getroffen oder stets eingestimmt, ich sage nicht in alle — was unmöglich — nein in die wirklich oder scheinbar nothwendigsten und lebendigsten Richtungen der Zeit. Dies war so wenig der Fall, als sein Kampf allezeit sieghaft, seine Kraft unbeschränkt war. Aber sofern er durchdrang, vertrat und bestimmte er die Zeit, wie er ihr freies Werkzeug war und von ihr bestimmt und getragen wurde [1]). Welche Ansichten und Vorstellungen, Stim-

1) Nicht unbedingt kann ich mich einverstanden erklären, wenn Gervinus (Gesch. der poet. Nationalliteratur III, 19) von ihm sagt: „Er umfaßte die ganze physische und geistige Natur des Volks und der Zeit, und so wie er, einer personificirten Idee gleich, die damaligen Bestrebungen und Neigungen gesammt darstellte, so folgten auch die nächsten Zeiten und Geschlechter ihrem deutschen Propheten (wie er oft genannt wurde und sich wol selber heißt) und dritten Elias, wie ihn Helmbold nennt, in allen Beziehungen."

mungen und Empfindungen, Absehen und Begehren es waren, die er in sich aufnahm, wie und wiefern dies geschah, wie er ihnen den Ausdruck gab, für sie gewann, sie zum völligen Bewußtsein und zur That brachte, welches Maß von Kraft er ihnen mittheilte und welches er durch sie empfing, wie er andere ablehnte, andern — und großentheils solchen, mit denen er sich zuerst ganz durchdrungen — entgegentrat, sein wechselvoller Kampf wider sie und wider bezwingbare und unbezwingbare Verhängnisse, entspringend aus abliegenden und feindlichen Denk- und Gefühlsweisen, Anschauungen und Verhältnissen, aus dem unlenksamen Gange der Begebenheiten, dem Geschick — Dies ist es, was seine Art, Wirksamkeit und Bedeutung am eigentlichsten bezeichnet, was seine Lebensbeschreibung vornämlich darzulegen hat und wodurch sie für uns das erste und höchste Belangen erhält. Alles liegt darin, sein äußerstes Sichhingeben an das Gesetzte, Gegebene, Herrschende und sein Abweichen und Auflehnen, sein Zerstören und Schaffen, sein Vorschreiten, Stillstehen und Anhalten, das Schöpferische, Urmäßige in ihm und das ihm Angebildete, die Nothwendigkeit und Freiheit seines Wollens und Wirkens,

Allein er hat oft geklagt und sie gescholten, daß sie ihm nicht folgten, ein großer Theil der Nation ließ sich durch ihn nicht bestimmen und widersetzte sich ihm, der andere war nicht immer mit ihm einverstanden. Das aber ist vollkommen richtig, und es ergibt sich daraus, wie viel Wahrheit jene Aeußerung enthält, was Gervinus hinzufügt, „er hätte noch eigensinnigere Dogmen aufstellen dürfen, man hätte sie mit ihm vertheidigt; er war der Gebieter der deutschen Fürsten und sie gehorchten ihm ehrfurchtsvoll wie ihrem Orakel; er glaubte die Persönlichkeit des Teufels und man bildete diese Vorstellung desto geflissentlicher aus; er erließ Pasquille und dies ward ein eigner Literaturzweig; er schrieb Fabeln, man ahmte es nach; er tolerirte das Schauspiel und man bildete es zum Schulgebrauche aus; so änderte er auch die Liturgie und schrieb geistliche Lieder in deutscher Sprache, und gab damit das Signal zu einer großen Revolution in der Dichtung, wie er sie im Gebiete der Sprache gegeben hatte; mehr wie jeder Andere war er Volksliebling in der volksmäßigen Zeit, mehr wie jeder Andere traf er den herzlichen, graden, derben, kräftigen, gesunden Ausdruck und den Ton des Volkes" u. s. f.

sein Werden, Zunehmen und Reifen, seine tiefe Innerlichkeit und seine ganze Thatkräftigkeit. Auch das, daß er — eine Erscheinung und ein Mann seiner Zeit überhaupt, durch deren Bildung und Gesammtleben bedingt und darauf zurückwirkend — den Nationen angehörte, doch aber insbesondere und zuerst ein rechtes Kind und echtes Glied der Kirche und seiner Nation war. Denn im deutschen und kirchlichen Gesammtleben, in deutscher und kirchlicher Bildung und Art wuchs seine Herzwurzel, deutsche und kirchliche Verhältnisse und Zustände, der kirchliche Gedanken- und Gefühlskreis und die deutsche Volksthümlichkeit wirkten zuerst und fortwährend am stärksten auf ihn ein, auch wo er von außerkirchlichen und außernationalen Einflüssen sich berühren und fassen ließ. Die Kirche und das deutsche Land waren der Boden und Schauplatz seines Wirkens, von deutschen und kirchlichen Bedürfnissen, Anschauungen, Trieben und Strebungen ging seine ganze Thätigkeit aus und ging darauf zurück. Was er nur gewollt und gethan, hat er gewollt und gethan in religiöser und vaterländischer Empfindung für sein Land und Volk und für die Kirche. Deutsch und religiös war er durch und durch, die christliche seine weltbürgerliche Gesinnung.

So däucht mir, muß er aufgefaßt werden, wenn wir ihn völlig verstehen wollen, und so wird Jeder ihn auffassen, wer den ganzen Mann aus seinem eigensten, innersten Wesen vorurtheilsfrei zu erkennen sich bemüht, statt einzelne seiner Aeußerungen oder Schritte zu einer scheinlichen Bewahrheitung oder Verbürgung willkürlicher Ansichten und Urtheile über ihn zu mißbrauchen. Diese Auffassung ist jedenfalls, möchte sie eine irrige sein, für mich die richtige, als Ergebniß meiner Studien über ihn; und weil Jeder nur nach seinem Maße gemessen werden darf, zum wenigsten nur aus seiner Eigenheit begriffen werden

kann, stelle ich mich, indem ich sein Leben schreibe, gerade nicht aus Befangenheit mit ihm auf den kirchlichen und nationalen Standpunkt [1]). Daneben bekenne ich offen, daß ich nicht will, was Andere auch nicht können oder nicht sollten, nämlich ganz „objektiv" oder „rein geschichtlich," d. h. ohne Theilnehmung, ohne Wärme und eigene feste Ansicht darstellen. Doch ist mir die geschichtliche Wahrheit das höchste Gebot und ich denke Nichts über Luther anzugeben oder zu behaupten, das nicht auf Thatsächlichem beruht, das ich nicht streng erweisen zu können meine. Ich will hier, obwol philosophische Geschichtschreibung anstrebend, so wenig Philosoph als Theolog oder Kosmopolit sein und so wenig über oder außer der Kirche als im lutherischen Bekenntnisse oder gar bis zum Buchstaben in der Dogmatik stehen, welche Luther als ewige Wahrheit mit der seine Stellung und Wirksamkeit bedingenden, im Einzelnen fehlgreifenden Leidenschaft festzustellen suchte. Ich lasse jedem andern Standpunkte sein bedingtes Recht widerfahren, der kirchliche und nationale aber ist es, durch welchen eine Lutherbiographie zugleich die fruchtreichste für uns und die wahrste werden muß.

Wir wollten weltbürgerisch sein und mußten den Irrweg aufgeben, nachdem er uns theuer zu stehen gekommen. Wollen wir außer oder über der christlichen Idee und ihrer Gestalt, der Kirche, sein, die uns so wahrhaft eine Mutter gewesen, so wird es uns ebenso gehen. Keine außerdeutsche oder außerchristliche Denkart oder Richtung wird uns weiter bringen. Die kleine Minderheit der Nicht- oder Widerchristen unter uns darf den Anspruch nicht erheben, daß

---

1) Vergl. hier und beim Folgenden Bensen, Teutschland und die Geschichte, 35 und Gervinus, Grundzüge der Historik, die §§ 14 und 21 mit Andeutungen, denen ich vielleicht weniger gefolgt bin, als ich gewünscht hätte ihnen folgen zu können.

wir ihr zu Gefallen den Lauf unseres Lebensstroms ändern sollten, sie vermag nichts wider seine Gewalt und nützt uns nicht anders, als etwa indem sie uns veranlaßt, tiefer in ihn einzutauchen, sein Bett zu säubern von Schlamm oder Hindernissen, ihn noch mehr zu lieben und ihm noch mehr zu vertrauen. Uns ist vor Allem nöthig, daß wir uns lebendig als Deutsche, als Glieder einer Nation und der Kirche fühlen. Damit wird unsere Schwäche und Krankheit als Nation, werden unsere religiösen Trennungen wenigstens aufhören gefährlich und verderblich zu sein. Unsere Geschichte und Gegenwart und Art weist uns darauf hin, daß wir ein christliches Volk sein sollen und sein werden, so lange die christliche Idee nicht als unwahr erwiesen, ihr Inhalt erschöpft, ihre Hinausführung ins Leben vollendet ist; daß wir aber national denken, empfinden, handeln müssen, wenn uns Christenthum und Kirche nicht verbilden, knechten, trennen und schwächen sollen. Kein Abschnitt unserer Geschichte — die das Leben und die Erfahrung der Nation ist — zeigt dies so deutlich, als der, den die Reformationszeit bildet, und kein anderer ist überhaupt so lehrhaft für uns als er. Die Reformationszeit ist die, welche mit Dem, was sie gegründet, angefangen und angedeutet, noch in die unsre hereinreicht und deren Geschichte zugleich ein Geschlecht von Deutschen uns vorhält, an welchem wir uns aufrichten können, so hoch steht es, so tüchtig war es, und das wir zu erreichen vermögen, wenn wir wollen. Es ist uns noch vollkommen verständlich. Selbst in ihren Verirrungen ist jene Zeit die lehrreichste für uns. Sie hat Bahnen eingeschlagen, von welchen wir zu unserm großen Schaden absprangen, Arbeiten begonnen, die wir fortsetzen, und Ziele gezeigt, wonach wir hinstreben müssen, wenn Etwas und das Rechte aus uns werden soll. Was hierin bisher geschehen, ist kaum das

Halbe. Nach der Befreiung des Geistes, der Wissenschaft und individuellen Bildung, der christlichen Idee und der Kirche — nach der Reformation auf der geistigen und geistlichen Seite des Lebens ist noch die auf der weltlichen, die nationale staatliche Erneuerung zurück, mit welcher auch jene erst völlig gesichert und vollendet werden kann. Vor Allem ist da nun aber am rechten Verständniß gelegen. Sobald es sich uns völlig erschlösse, würden wir sofort die Reformation weiter zu führen und für uns zu vollenden wissen und die Lust dazu würde zugleich in uns erwachen. Ebenso ist es mit Luther. Es ist begreiflich, aber ein Jammer, daß der deutscheste und kirchlichste Mann unserer Nation als Parteimann dastehen muß und daß so Viele nicht wissen, was er der Kirche und dem Vaterlande gewesen, für beide gewollt und begonnen. Unsäglich ist der Schade, der daraus entspringt, daß wir — Evangelische und Katholische — ihn noch immer so wenig kennen. Welch ein Licht würde den letztern, die mit ihm ihre Kirche schelten und, wenn sie ihm jede Anerkennung versagen, ihre Nation und sich in dieser herabwürdigen — welch ein Licht würde ihnen aufgehen und wie viel lutherischer, das heißt männlicher, tüchtiger, gesinnungsvoller, unfurchtsamer und volksmäßiger würden die erstern reden und handeln, wenn sie ihn besser kennten. Daß doch die Katholischen endlich ihn und seine gerechten Ungerechtigkeiten gegen den Katholicism, die Evangelischen den Katholicism und dessen verzeihliche Ausartungen verstehen und nach Gebühr ihn würdigen lernten. Im Mittelpunkte seiner lehrreichen Zeit steht Luther noch lehrreicher selbst, der Deutschen echter Prophet. Wie die Reformationszeit „jeder Bewegung in unserm Nationalleben zum Muster dienen müßte [1]),“ so müßte Luther

1) Gervinus, Gesch. d. poet. Nationalliteratur, IV, 520.

allen Denen zum Vorbild dienen, welche selbstthätig und mit nachdrücklichem Wirken an einer solchen theilnehmen möchten. Freilich berufen sich auf ihn alle Parteien und neuerdings hat sich recht geflissentlich die des Rückschritts und der Unfreiheit auf ihn berufen. Doch in ähnlicher Weise geht es mit der Bibel und wohin muß der Gewinn fallen? Sie enthält die christliche Lehre, sie bildet die Grundlage der Entwickelung derselben, der Kirche. Die Bibel, das Christenthum, die Kirche, sind anerkannte Autoritäten, die der Feind selbst schützen helfen muß, und der Kern dieser Autoritäten schließt die echtesten Keime und die stärksten unwiderstehlichsten Triebe aller Humanität in sich. So ist Luther eine anerkannte Autorität und durch nichts könnte es der Menschheit ersetzt werden, daß das Christenthum in ihr eine legitime Religion, durch nichts unsrer Nation, daß Luther bei uns ein legitimer Mann ist. Von keinem Andern kann eine solche Fülle des vaterländischen und Nationalsinns und des thatlustigen und kräftigen Muthes in uns übergehen, der uns mangelt, an keinem Andern können wir besser die immer nöthige und nie auszulernende Weisheit lernen, zur rechten Zeit und bis zum rechten Punkte vorzugehen, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und nicht über das erreichbare Ziel hinauszuschießen, und dann weiter die provinziellen und konfessionellen Besonderheiten und Gegensätze als berechtigt an ihrer Stelle und als der zeitweiligen Entwickelung angehörig zu betrachten und uns zu einigen in der Idee der allgemeinen Kirche und der Wirklichkeit eines nationalen Lebens. Wird dies Indifferenz genannt, so sage ich, daß ihrer das Leben so nothwendig bedarf als die Geschichtsbetrachtung und daß kein nothwendiges Bedürfniß ohne Schaden und auf die Länge abgewiesen werden kann.

Sodann, ich muß auch dies noch hinzufügen, ein ech-

tes, treues, lebenvolles Bild der ganzen Persönlichkeit und des gesammten Wirkens von Luther läßt nur die Lebensbeschreibung erwarten, die auf dem bezeichneten Standpunkte sich hält, weil er allein gestattet, ihrem Gegenstande nahe genug zu treten und doch unbefangen und so weit von der Lobrede als von der Schmähschrift entfernt zu bleiben. Wir haben es gesehen, die weiteste Ferne und die nächste Nähe, der Nihilismus jeder Art gelangt zu ebenso falschen Anschauungen und Beurtheilungen als die Anbeterei und die Feindseligkeit. Wer an nichts glaubt als an die Menschheit, die Kritik oder den Unglauben, kann wirklich oder vermeintlich viel höher stehen wie Luther, ihn aber verstehen und würdigen kann er nicht. Auch der Theolog vermag es nicht, dem der Standpunkt des Politikers fremd ist, auch dieser nicht, wenn er nicht in die Theologie eingehen kann oder will, als die Wissenschaft der Kirche, und überhaupt Niemand, der keinen Begriff von einem thätigen, öffentlichen Leben hat, der nicht weiß, was Freiheit oder was Gesetz und Ordnung ist. Unter den Gefahren, die bei der Lebensbeschreibung eines großen Mannes nahe liegen, steht neben der, daß der Biograph aus Schwäche eines kleinen Geistes Vorzüge übersieht oder gar kleinmeisterlich als Fehler anrechnet, die andre, daß er in die Blindheit der Verehrung und Verliebtheit geräth, die keinen Mangel wie die Feindschaft keinen Vorzug sieht, und schmeichelt, während die letztre verkennt und herunterzieht. Hat aber der Biograph Luther's die Entwickelung und Stellung desselben in seiner Zeit vor Augen und die Kirche und das Vaterland im Herzen, so erscheint ihm übertriebenes Lob unnöthig und verkehrt und schon deshalb zu viel, weil es bei einem Manne wie Luther nicht mehr bedarf, als daß seine Persönlichkeit und Erscheinung als ein Ganzes, nach ihren Einzelheiten und deren Ineinandergreifen richtig erklärt werde; er kann

weiter in Luther's innerstes Wesen eingehen, die Bewunderung, die für ihn nicht zu empfinden jeder gebildete Deutsche sich schämen muß, und die Wärme für ihn hegen, ohne die kein wahres Bild geschaffen wird, und doch grade recht sorgfältig seinen Irrbahnen nachgehen und sie aufdecken, damit sie gemieden und nicht verfolgt werden, gerade sie, wie es so oft geschehen. Luther sagte, zur Geschichtschreibung gehöre ein Löwenherz, unerschrocken die Wahrheit zu sagen. Es ist wahr, doch mein' ich, von ihm die Wahrheit zu sagen erfordere um so geringeren Muth, da er selbst so offen seine Mißgriffe und Schwächen gestand und nichts weniger als Schmeichelei oder sonst Etwas für sich selber wollte.

Aus dem Bisherigen folgt von selbst, daß ich nur für Die schreibe, die ein Herz haben für die Kirche Christi und das deutsche Volk oder in welchen es zu wecken wäre, nicht aber im Sinne der Ausschließlichen unter Lutherischen und Katholischen, keiner Partei und keinen Höhen noch Tiefen zu Gefallen oder zu Leide. Mein Buch ist weder den untern Schichten, noch den Gelehrten oder insbesondere den Theologen bestimmt, sondern den dazwischen liegenden Kreisen. Luther und die Reformation werden dem Volke oft genug so zahm und dienerisch mit so viel thörichter Polemik gegen den Katholicism und schon deshalb gedankenlos und nur zu untreu in den populairen Darstellungen geschildert. Doch zu einer solchen, wie sie sein soll, ist die Zeit wol kaum schon gekommen. Es ist zuvor noch zu viel aufzuräumen, festzustellen und aus herkömmlichen falschen in andre und richtige Gesichtspunkte zu rücken. Was ich weiß und sagen kann wissen die Gelehrten, die Theologen ebenso gut und manche viel besser als ich. Ich sage was sie nicht sagen, habe ihnen aber nichts oder wenig zu sagen, obwol ich aus ein und der andern unbeachtet geblie-

denen Quelle schöpfe und andre von jeher benutzte Quellen anders benutze, als es zu geschehen pflegte. Schriebe ich für die Gelehrten, so würde Manches weggeblieben, Andres nur kurz angedeutet sein, was ausgeführt ist. Indeß habe ich mich, wo möglich ihr Zeugniß für meine Arbeit zu gewinnen, um eine genügende wissenschaftliche Grundlage bemüht. Luther eben den mittleren Kreisen in einer freien Auffassung vorzuführen, dies scheint mir eben jetzt recht wünschenswerth und das ganze Unternehmen durch den Augenblick und die Umstände vielfach begünstigt. Irre ich nicht, so kommt eine größere Empfänglichkeit und Auffassungsfähigkeit entgegen, obwol manche Zeitrichtung auch stark genug widerstrebt. Die Lebensschilderung eines Genius wie Luther ist eine unendliche Aufgabe, die von Zeit zu Zeit immer wieder von Neuem wird aufgegriffen werden müssen, und es soll und kann stets dann geschehen, wenn Stufen erreicht sind, welche weitere und tiefere Einblicke gestatten. Er kann nur in und mit seiner Zeit völlig verstanden werden. Ueber diese ist neuerdings viel Licht verbreitet, mehrere, höhere und unbefangenere Gesichtspunkte ihrer Betrachtung sind gewonnen. Diese Gewinne und Fortschritte kommen der Lutherbiographie zu gut, wenn sie dafür benutzt werden. Ich habe es versucht und schreibe mir, wenn ich etwas mehr leisten sollte, als manche Vorgänger, deshalb kein sonderliches Verdienst zu. Durchaus eigne ich mir an, was Gervinus in der Einleitung zu seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur sagt, „überall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr als eine neue eigene, mit der sich zehn Andere sehr viel gewußt hätten, und ich verzichte auf jedes andere Verdienst als auf das, was Horaz nennt aus dem Allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbin-

dung zu wirken[1])." Ich gehe nicht unselbständig mit, wünsche und strebe aber gerade mit lebendigen Ansichten und Gefühlen der Gegenwart zusammenzutreffen. Ich beginne Luther's Leben zu schreiben, wie es jetzt geschrieben werden kann, so gut ich kann. Ich weiß sehr wohl, daß ich auf Andrer Schultern stehe, und vergesse es sicher auch dann nicht, wenn ich ihnen widerspreche, wie es bei Aeltern und Neuern, ob auch weniger durch Polemik als abweichende Darstellung der Fall sein wird. Ich will nur ein Mitarbeiter an dem Baue einer Lutherbiographie, die das Werk Vieler sein muß, werden. Ich fühle, daß ich höchstens vorbereiten helfe, und würde über Verdienst anerkannt zu sein glauben, wenn gefunden würde, daß ich ein und das andere Ziel angedeutet oder den Bau auch nur ein wenig weiter geführt, nur etwas Neues an dem Alten entdeckt hätte, was Lessing wenigstens ebenso rühmlich nennt, als das Alte durch etwas Neues bestätigen[2]), und vielleicht gelingt mir das Eine wie das Andere in einigem Maße. Auf die Sache kommt es mir an und es wird mich daher nur höchlich erfreuen, wenn Kenner, wie de Wette, Erhard oder Lomler oder Spiker und Seidemann, noch mehres zu sagen, oder was ich sage, zu bessern wissen oder überhaupt, wenn ein Anderer es besser als ich zu machen weiß.

Denn das will ich nun schließlich bekennen, daß ich beim Beginne meiner Arbeit hochfliegende Gedanken hegte, jedoch aufgegeben habe und vollkommen deutlich vor Augen sehe, daß ich etwas viel Geringeres bringe, als ich bringen zu können dachte, ja selbst nur ein Bruchstück statt eines Ganzen; wenn auch ein Bruchstück, dem hoffentlich Einheit nicht mangelt. Ich habe eine Reihe von Jahren

1) Gervinus a. a. O. I, 17.

2) Wie die Alten den Tod gebildet, Lachmann'sche Ausgabe VIII, 212.

zu einer Lutherbiographie gelesen, gesammelt, Bibliotheken durchsucht, mir wiederholt die Oertlichkeiten angesehen, wo Luther gelebt und gewirkt hat. Als ich vor ein paar Jahren die Ausarbeitung begann, war mir klar geworden und wurde mir immer klarer, daß es weit mehr, als man zu glauben scheint, auf die erste, seine Bildungs- und Entwickelungsperiode und eine genauere Einsicht in dieselbe ankomme. Ueber sie ist am wenigsten bekannt, wird hinweggeeilt und dann bleibt die spätere mehr oder minder unverstanden. Sie bietet viel weniger Stoff zu einer leicht einen lebendigen Eindruck machenden Darstellung, ist insofern aber wichtiger, als sie die Grundlage bildet. Ich glaubte doch im Stande zu sein einigen neuen Aufschluß über sie, wenn auch nur durch neue Anordnung und Verbindung, zu geben, und entschloß mich, sie vorerst selbständig zu bearbeiten. Dieser Plan bedingte dann eine Ausführung, die es um so mehr zuließ und sogar erforderte, daß von Luther's frühester und früher Entwickelung auf die spätere, die Ergebnisse der Bildungszeit, hinübergeblickt wird, was ich bitte nicht übersehen zu wollen. Ich meinte ferner, gerade das Werden und Wachsen eines solchen Geistes genauer zu betrachten, müßte eigenthümlich anziehend und von besonderem Belange sein. Verfolgen wir es genau bis **1517**, so haben wir im Grunde schon den fertigen Luther, wogegen er selbst sowol als insbesondere das Jahr **1517** uns mehr oder minder undeutlich bleibt, wenn wir es nicht thun. Fängt die Biographie mit den Ablaßthesen an, sodaß sie, wie es geschieht, zu wenig auf seine Entwickelung und alles Vorhergehende sich einläßt, das freilich Dunklere und schwerer zu Erforschende, so geht es mit ihr wie mit einem sich entladenden Gewitter, dessen Entstehung wir nicht beobachtet, so führt sie uns einen Donnerer vor, ohne uns in Stand zu setzen, seine Antriebe und Beweggründe, sein ganzes Vornehmen

zu würdigen. Es war endlich noch ein anderer Grund, der mich zur Ausführung jenes Entschlusses bestimmte, und den ich offen heraussagen will, obgleich dadurch der Schein auf mich fallen könnte, als legte ich zu selbstsüchtig einen zu selbstgefälligen Werth auf meine Leistung. Nicht blos daß mir für das Erscheinen eines Werkes wie des meinigen gerade der jetzige Zeitpunkt der allergünstigste zu sein schien, mir däuchte eine neue Lutherbiographie, wie ich mir denke, daß sie geschrieben werden sollte, oder eine neue Anregung zur Herstellung einer solchen durch genügendere Kräfte eben jetzt besonders wünschenswerth und erwünscht zu sein. Ich meinte aber diesen Zeitpunkt nicht unbenutzt vorübergehen lassen zu dürfen, würde mich dazu jedoch genöthigt gesehen haben, hätte ich es sogleich auf eine vollständige Lebensbeschreibung angelegt. Ich hatte freilich meine Studien auch zur zweiten Hälfte vom Leben Luther's größtentheils gemacht, aber doch noch nicht vollendet. Wenn ich nun gerade jetzt mit meinen Lukubrationen hervortreten wollte, und zwar so, daß es auf das Ganze angelegt gewesen wäre, so hätte ich doch nur den Anfang liefern können und auf den Schluß ungebührlich lange warten lassen müssen. Mir blieb demnach nichts übrig, als die Einrichtung, für welche ich mich entschied, die freilich, da ich meine Unternehmung allerdings zum Ende zu führen gedenke, gewissermaßen auch nichts Anderes ist, als ein Beginnen ohne rasches Schließen, jedoch den Vorzug hat, daß die Leser sogleich etwas Selbständiges, Einheitliches erhalten, bis zu einem bestimmten Punkte so hingeführt werden, daß der Eindruck der Befriedigung bei ihnen sich einstellen kann, der Eindruck aber, bei etwas Unfertigem auf eine längere Zeit abbrechen zu müssen, jedenfalls entfernter gehalten wird. Wird man weniger eine gewisse Pietät gegen das Andenken Luther's als eine Laune oder Aehnliches darin erblicken,

wenn ich zuletzt auch wünschte, noch vor der Wiederkehr des Luther'schen Todestages im Februar 1846 auf dem Plane zu sein? Ich habe es durch verdoppelte Anstrengungen erreicht, sofern ich mindestens den Abdruck der ersten Abtheilung noch vor Ablauf des Jahres 1845 erfolgen sehe. Allein es ist auch ein Nachtheil damit verbunden. Ich sehe zu spät, daß noch eine letzte Feile, die nicht zu viel Zeit in Anspruch genommen haben würde, erforderlich gewesen wäre, um namentlich einige stylistische Härten oder Ungelenkheiten zu tilgen, die wie ich fürchte einige Abgeneigtheit hervorrufen könnten. Mir bleibt in Beziehung darauf nur übrig zu bitten, wie ich es nach meinem Bewußtsein darf, nicht so etwas wie Nichtachtung der Leser darin erblicken zu wollen.

Ich lege den letztern die Entwickelung Luther's in vier Büchern dar. Die ersten beiden enthalten die Geschichte seiner kindlichen und jugendlichen Bildung und seiner erfurter Mönchsjahre, den Abschnitt seines Lebens, in welchem er tief eintaucht in seine Zeit, sich mit ihren auseinander gehenden Richtungen ganz durchdringt, ihre jungen Triebe in sich aufnimmt und doch dem Absterbenden, Alten sich hingibt; das dritte und vierte zeigt, wie er, obwol stets in der eifrigsten kirchlichen Gesinnung, die Elemente der Opposition in sich durchbildet, sie auszusprechen beginnt, mit ihnen zunimmt und steigt, bis dann — schon 1516 — die Verwickelung von wahrhaft dramatischem Interesse eintritt, die zu der Katastrophe vom 31. Oktober 1517 führt, womit sein zweiter Lebensabschnitt beginnt. Die Ausführlichkeit der Darstellung rührt meist daher, daß ich ihn aus seinen eignen Aeußerungen zu schildern suche und daß die ganze Zeitlage und Entwickelung von seiner Geburt an zur Sprache kommt. Ich weiß es, flüchtige Leser dürfte ich leicht bald ermüden. Ich hoffe, daß die ernsten und denken-

den, oder doch manche von ihnen, mir bis zum Ende folgen. Nur andeuten will ich es, mit welchem Bangen ich bei dem Gefühle meines unzulänglichen Vermögens, das Wünschenswerthe zu leisten, mein Unternehmen beginne, eben ihn, der so war und so schrieb, einer so erleuchteten, gebildeten und bei allerdings gesteigertem Aufschwunge doch noch immer matten Zeit, einer Zeit vorzuführen, deren Einsicht in ihre Gebrechen, ihre Besserungsbedürftigkeit und Mittel jedenfalls bis jetzt sich noch größer zeigt, als ihre Willens- und Thatkraft und als selbst nur die furchtlose Unbefangenheit ihrer Gedanken und die Geradheit ihrer Rede. Nur zu gut weiß ich es, wie leicht ich scheitern könnte durch ihren daher rührenden und auf dieser Seite offenbaren Mangel an Empfänglichkeit oder durch den meinigen an Wissen oder Darstellungskunst. Möchte mein guter ernster Wille den letztern minder fühlbar machen und möchte an dieser Zeit, über welche man wenigstens ein halbes Recht hat, ähnlich wie Hutten auszurufen: „o Zeit der Vorbereitung und Bewegung, die Wissenschaften blühen, es ist eine Lust zu leben!" — möchte an ihr nicht wahr werden, was Luther 1530 an Konrad Kordatus schrieb: „Wenn Gott deutschem Land gern gnädig wollt seyn, so lassen wir's nit geschehen." Aber dann kommt es nicht blos auf Kultur oder selbst auch praktische Einsicht allein, sondern wesentlich darauf an, daß jeder von uns sich gesagt sein läßt, was Hutten hinzufügt: „obgleich man noch nicht ermüden darf;" gesagt sein läßt, was sonst sein Wahlspruch war: „Wir müssen hindurch!" und was Luther 1519 ebenso bezeichnend für ihn selbst und das Geschlecht der Reformationsepoche an Lange schrieb: „sei ein rechter Mann, so gehet, ja so fähret man zu den Sternen! [1])"

1) de Wette, Luther's Briefe, IV, 182; I, 254.

Erstes Buch.

Kindheit und Jugend bis zum Eintritt in den Mönchsstand.

1483 — 1505.

Erstes Hauptstück.

Geburt und Herkunft. — Vorbedingungen der Bildung und Entwickelung.

1483.

Die Quellen der Kindheits- und Jugendgeschichte (Luther's Schriften). — Geburtstag und Ort. — Familienname. — Abstammung, Aeltern, Familie. — Die Zeit, deutsche Zustände (weltliche Seite). — Thüringische Abstammung. — Deutsche und thüringische Zustände (religiöse Seite). — Niedrigkeit der Herkunft. — Aufwachsen im Bürgerstande (Mansfeld).

Die Quellen der Kindheits- und Jugendgeschichte (Luther's Schriften).

Wir mögen große, außergewöhnliche Naturerscheinungen nach ihren Folgen und Wirkungen übersehen und erforschen: ihre Ursachen, die in ihnen schaffenden und bewegenden Kräfte verlieren sich in das Innere der Natur und bleiben uns mehr oder minder verborgen. Selbst ihr sichtbares Entstehen pflegt von uns minder genau beobachtet zu werden oder bleibt doch für uns das Dunklere. Nicht anders verhält es sich mit großen genialen Menschen. Geheimnißvoll bleibt für uns die in ihnen wirkende und von ihnen ausgehende Kraft, so sorgfältig wir deren inneres Wesen zu ergründen suchen — diese Vereinigung in ihnen von Einsicht und Instinkt, Wurf und Geschick, Kraftanstrengung und Leichtigkeit, bewußtem Wollen und unwiderstehlichem Antriebe. Auch an ihnen ist ihre Entwickelung das Dunklere für uns. Sie

verliert sich fast immer in eine größere oder geringere Verborgenheit. Nur selten wird in weltgeschichtlichen Menschen früh genug der ihnen inwohnende Geist von Kundigen entdeckt und sorgfältig genug, zumal wenn sie in Niedrigkeit geboren sind, ihre Kindheit und Jugend, ihr Bildungsgang und die Entfaltung ihres Genius beobachtet und überliefert.

Wir möchten recht Vieles und Genaues von Luther's Kindheit und Jugend wissen, allein die Quellen ihrer Geschichte fließen nur gar zu spärlich. Der bewährten Nachrichten sind äußerst wenige, und die wenigen sind abgerissene, zerstreute, dürftige. Es hat nicht an Fleiß gefehlt, sie zu sammeln und zu verarbeiten; er hat eine wahre Unzahl von Büchern und Einzelschriften hervorgebracht. An alle, selbst die kleinsten Punkte heftet namentlich die Flut der Dissertationen sich an. Ich finde jedoch, daß sie größtentheils die gerühmte deutsche Gründlichkeit schlecht beweisen. Eine schreibt aus der andern, aus den bekannten ersten Quellen aus, und in nur zu häufigen Fällen flüchtig und gedankenlos; Urtheil sucht man in ihnen nur zu oft vergeblich, ihre Ergebnisse sind unendlich gering, sie ermüden und täuschen gleich sehr.

Indeß bietet sich, um zu einem genaueren Einblick und zu einer größern Anschaulichkeit zu gelangen, ein noch minder betretener Weg. Je lückenhafter die Nachrichten über Luther's Kindheit und Jugend sind, und je mehr er nach einer sehr richtigen Bemerkung gleich Lessing, der ihm überhaupt vielfach ähnlich war und in manche seiner Fußtapfen trat, mit seiner Zeit etwas geworden ist, desto sorgfältiger denke ich die Verhältnisse und Begebenheiten der Zeit, die Denkweise, Sitte und Art der Umgebungen, worin er aufwuchs, ins Auge zu fassen und dadurch manches nicht von der Hand zu weisende Ergebniß zu gewinnen. Sie sind in jedem Falle beziehungsreich und neben der natürlichen Anlage die Bedingungen der Entwickelung jeder werdenden Persönlichkeit, dem Aufwachsenden vorzugsweise, was Boden, Klima, Luft und Witterung der Pflanze ist, worin sie wächst, wesentlich zum Begreifen ihrer Bildung und deren Eigenthümlichkeit, wenn sich ihr Einfluß auch nicht immer mit voller Sicherheit in allem Einzelnen und Kleinsten nachweisen läßt. Wir denken so selten daran und haben nur ein mangelhaftes Bewußtsein

davon, wie die Luft, welche wir athmen, auf unsern leiblichen Organismus einwirkt, und ihre Einwirkung ist doch unzweifelhaft. Unsre Zeit, unsre Umgebungen bilden die Atmosphäre für unsern Geist. Es verhält sich ebenso damit. Wir können nicht zweifeln, was in der Zeit, in welcher Luther aufwuchs, lebendig war und sie bewegte, hat Einfluß auf ihn geübt, und liegt der letztere nicht immer offen am Tage, so lassen seine Spuren sich doch auch oft entdecken, wenn man sie nur aufsucht und ihnen nachzugehen nicht ermüdet. Es gilt daher dem Versuche und Bemühen, die Nachrichten über die Geschichte seiner Kindheit und Jugend aus der Zeit, in welche sie fällt, zu ergänzen und Licht oder ein bestimmteres über dunkel oder halbdunkel gebliebne Stellen aus ihr zu erhalten. Auch hier läßt sich anwenden, was Niebuhr von der ältesten römischen Geschichte sagt: „Gerade für die Zeiten, deren Kunde mehr errathen als vernommen werden muß, bestanden solches Ebenmaß und sich also entsprechende Verhältnisse, daß, wo einige Spuren und Ueberreste von kenntlicher Beziehung an das Licht des Tages gebracht sind, sich auch über andre sichre Gewißheit ergibt, von welchen es uns nicht gewährt ist den Schutt aufzuräumen, oder deren tiefste Grundsteine aufgerissen sind; nicht anders als wie die Mathematik nur einiges Gegebne bedarf, um eine angestellte Messung zu entbehren. Das ist kein vermessener Gedanke es zu unternehmen, abgerissene und ärmliche Gedanken mit Sorgfalt und Anstrengung so zu ergründen, zu verbinden und zu beleben, daß daraus für den Zeitraum, wo uns ein Beßres fehlt, im Wesentlichen doch lebendig und voll hervortrete, was aus reichem und edel gebildetem Stoffe leicht entsteht.“ [1])

Ich bilde mir nicht ein, mir wäre gelungen was ihm, wage aber zu behaupten, daß es bei der Erforschung und Darstellung des Lebens und der Art und Entwicklung Luther's eben so sehr als bei der der römischen Geschichte der Mühe werth sei für uns, diese Gesichtspunkte zu nehmen.

---

1) Römische Gesch. Einleit. 3, 5. Um noch ein Zeugniß für mich zu gewinnen, indem ich meinen Weg einschlage, weise ich auch auf Gervinus in der Einleitung zur Gesch. der Nat.-Poesie hin: „Wo uns Quellen mangeln, greifen wir nach Allem, was uns eine verlorne Zeit darstellen kann.“

Luther's Schriften und Briefe kommen nicht wenig zu Hülfe. So vielfach sie für die Lebensbeschreibung benutzt sind, enthalten sie doch noch sehr viel, namentlich bei der Darstellung seiner Kindheit und Jugend Unbenutztes. Bei keinem Andern kann und sollte die Darstellung seines Lebens und seiner Persönlichkeit so ausdrücklich darauf ausgehen, sich auf die von ihm hinterlassenen schriftlichen Denkmale zu gründen. Läßt sie aus ihnen ihn sich selbst vor den Leser hinstellen, so erhält der letztere sicher das treueste Bild, wenn nicht das einzig genügende. Sie erzielt dadurch zugleich den Nebengewinn, mit seinen Schriften bekannter zu machen, was so sehr zu wünschen wäre, schon damit wir von ihm lernten wieder gerade zu denken und zu reden, zumeist aber, weil sich in ihnen die wichtige Bewegung in unserm Nationalleben, in welche er ein- und die von ihm ausging, fast allseitig und aufs lebendigste und anregendste ausdrückt. Es kann aber, so sehr es zu wünschen wäre, aus begreiflichen Gründen durch Wiederdrucke, Auszüge, Blumenlesen u. d. gl., die ohnehin von zweideutigem Nutzen sind, nicht, oder doch nur in geringem Maße erreicht werden. Unsre Darstellung wird sich geflissentlich, wie es irgend gehen will, an seine Schriften halten, um ihn so viel möglich aus sich selbst zu erklären, sein geistiges Bild so unmittelbar zur Anschauung zu bringen, als Kranach's Kunst sein äußerliches vor uns hinstellt. Es wäre genug und bedürfte kaum einer Lebensbeschreibung, oder vielmehr, es wäre weit besser, als die beste, wenn seine Schriften gelesen und verstanden würden. Nimmt man die Briefe hinzu — vielleicht die merkwürdigste aller ähnlichen Sammlungen, wovon an einer anderen Stelle mehr — so schließen sie die Veranlassungen und Beweggründe seines Thuns, die geheimste Werkstatt seines Geistes auf, legen den Kern seiner ganzen Anschauung und Gesinnung, jede Regung seines Gemüths, seine Herzschläge klar vor Augen, sind der hellste Spiegel seines innersten Wesens. Wenn er auch vorsichtig zu schweigen verstand, so ergänzt eben die reiche, dem Dunkel allmälig entzogene Fülle von Briefen, großentheils die geheimsten Herzensergießungen in das Ohr vertrauter Freunde, die Schriften, und die Uebereinstimmung könnte nicht vollkommener sein zwischen dem, was er im Druck ausgehen ließ und der Verschwiegenheit bestimmte, was er lange durchdacht und was er im Fluge, im

Drange und in der Bewegung des Augenblicks niederschrieb, was von einem großen Theile seiner Schriften selbst gilt, und endlich die Uebereinstimmung zwischen den letztern und seiner Handlungsweise, deren eigentlichster Ausdruck sie waren. Ja, sie waren meisthin seine Thaten, nicht selten Ereignisse der Zeit. Von dem Zeitpunkte seines öffentlichen Hervortretens an hat er sicher keinen Gedanken gedacht, der sich in den zahllosen Schriften und Briefen nicht unumwunden, deutlich, ohne Rückhalt ausgesprochen fände, hat sicherlich kein Gefühl, keine Stimmung in ihm gelebt, die sich darin nicht offen kundgäbe. Seine Grundansichten hat er darin, man kann sagen hundertfältig wiederholt, in alter und neuer Form. Sie sind selbst der lebendigste Beweis, wie fremd ihm Furcht und Verstellung waren. Er hat sich darin ausgesprochen sogar mit einer Offenheit und Rücksichtslosigkeit, welche häufig die Gebote der gewöhnlichsten Klugheit nicht beachtete. Er hat darin keine Schwäche, keinen Misgriff verschwiegen, verleugnet oder versteckt, Irrthümer und Mängel vielfach offenbart, welche nur ihm bekannt waren. Er war fern von Eitelkeit, täuschte und dichtete keine Vorzüge sich an. So stark sein Selbstgefühl, so groß war seine Selbstverleugnung. „Ich bekenne aufrichtig, daß ich Vieles über meine Kräfte gewagt und mir keineswegs gleichen Ruhm mit dem Apostel zueignen könne — Ich weiß, daß noch ein Stück Adam's in mir wie in Andern steckt. Denn zuweilen fahre ich her und rede ein vergeblich Wort, schelte und werde zornig, faul und träge, das göttliche Wort zu hören oder darnach zu leben, bin kalt zum Glauben und Gebet, bin sicher, schnarche, hange Fleisch und Blute nach, thue ihm zu viel — Es ist mir mein Lebtag nie gegangen nach meinen Anschlägen. Ich habe mir wol viel vorgenommen zu thun, aber wenn es nicht ist gewesen Gottes Wort und Werk, das mich dazu gedrungen, so ist das mehrere Theil wol nachgeblieben — Mir ist es wol auch widerfahren, daß ich oftmals bin angelaufen, und viel Anschläge gantz thörlich vorgenommen habe. Darum hat auch Gott, der Alles regieret, solches nicht gerathen lassen. Da bin ich zu schanden worden, habe angefangen mir selbst feind zu werden, und mit mir zu zürnen: und da ich also gedemüthiget worden bin, habe ich mich hernach so viel desto fleißiger wissen zu hüten, daß ich durch den Rath meines eigenen Fleisches nicht

betrogen würde, habe mich etwas fleißiger an das Wort gehalten. Gott aber habe ich fleißig gedancket, daß er also wunderbarlich meinen Rath geändert, und einen andern Ausgang, so viel besser gewesen, verliehen hat, denn wie ich es bedacht und vorgenommen hatte. Also ist es zugegangen, da wir zu Schmalkalden waren, daß wir dem Papst das Concilium gar haben abgeschlagen; aber viel besser wäre es gewesen, wir hätten es nicht also abgeschlagen, sofern traun, daß es hätte mögen billiger und rechtmäßiger Weise vorgenommen werden — Gott gebe, daß es Andre nach mir besser machen — Ob sie nicht so viel zu thun haben werden, solche Greuel auszufegen, wie wir gethan haben, so werden sie doch eben (wo nicht mehr) so viel zu thun kriegen, dem Teufel widerzustehen und zu wehren, daß er nicht wiederum solche Greuel in die Kirche werfe — Gern hätte ich's gesehen, daß meine Bücher allesammt wären dahinten blieben und untergangen. Und ist unter andern Ursachen eine, daß mir grauet vor dem Exempel; denn ich wohl sehe, was Nutzes in der Kirche geschafft ist, da man hat, außer und neben der heiligen Schrift, angefangen, viele Bücher und große Bibliotheken zu sammeln, sonderlich, ohne allen Unterschied, allerlei Väter, Lehrer und Concilia aufzuraffen — O daß doch Gott wollte, daß mein und aller Lehrer Auslegung untergingen, und ein jeglicher Christ selbst die bloße Schrift und lauter Gottes Wort vor sich nähme. Du siehest je aus diesem meinem Geschwätz, wie unmeßlich ungleich Gottes Worte sind gegen aller Menschen Wort; wie gar kein Mensch mag einiges Gottes Wort genugsam erreichen und erklären mit allen seinen Worten. Es ist ein unendlich Wort, und will mit stillem Geist gefasset und betrachtet sein, wie der Psalm sagt: Ich will hören, was Gott in mir selbst redet. Es begreift's auch sonst niemand, denn ein solcher stiller und betrachtender Geist. Wer dahin könnte ohne Glossiren und Auslegen kommen, dem wäre mein und aller Menschen Glossiren gar keine Noth, ja nur hinderlich. Darum hinein, hinein, lieben Christen, und lasset mein und aller Lehrer Auslegen nur ein Gerüst sein zum rechten Bau, daß wir das bloße, lautere Gottes Wort selbst fassen, schmecken, und da bleiben; denn da wohnet Gott allein in Zion! — Ich bin meinen Büchern feind und wünsche oft, daß sie möchten untergehen, darum, daß ich mich besorge, sie möchten den Leser

aufziehen, hindern und abhalten, daß er die Schrift selbst nicht lese, die allein der Brunn und Ursprung ist aller Weisheit. Und schrecket mich oft das Exempel der vorigen Zeiten unter dem Papstthum; denn nachdem Die, so in der heiligen Schrift studiret haben, in der Menschen Bücher und Commentarios gerathen sein, haben sie nicht allein viel gute Zeit mit Lesen in der alten Theologen Bücher zugebracht, sondern sein auch endlich gerathen auf Aristotelem, Averroim und Andere, daraus hernach wunderliche und ungeheure Theologen, als Thomas, Scotus und andere, ihnen gleich, worden sein.“ [1])

Man kann zu jetziger Zeit diese seine Denkart vielen nach ihm sich Nennenden, die das Eigensinnige, Herrische und Glaubensgebieterische, das gleichfalls in ihm war, ohne eine gleiche oder ähnliche Berechtigung oder Entschuldigung nachahmen, kaum stark genug ins Gedächtniß zurückrufen. Sie fordert ausdrücklich nicht blos überhaupt zur freiesten Behandlung seiner Ansichten, Lehren und Gründungen auf, sie begünstigt insbesondere die Benutzung seiner Schriften bei der Lebensbeschreibung. Ebenso verhält es sich mit den oft gerügten Widersprüchen in jenen. Sie sind Zeichen der Abwesenheit von System und Absicht in den Schriften, Zeichen, daß diese eben den Entwicklungsgang, die wechselnden Stimmungen und Erkenntnißstufen des Verfassers

---

1) Am Schlusse der Auslegung der 22 ersten Psalmen, Walch IV, 1620. Ausl. des 1. u. 2. Kap. Johannis, zu Kap. 2, V. 23–25, Walch VII, 1797. Ausl. des 6. 7. u. 8. Kap. Johannis, zu Kap. 7, V. 31, Walch VII, 2294. Ausl. der Genesis, zu Kap. 20, V. 4 u. 5, Walch I, 1996. Am Schlusse der Ausl. der Genesis, Walch II, 3071. Vorrede zu Spangenberg's Postille, Walch XIV, 379. Vorrede zu seinen deutschen Werken, Plochm. I, 67. Schlußwort zur Kirchenpostille, Plochm. XIV, 350. Ausl. der Genesis, zu Kap. 19, V. 29, Walch I, 1938. Um das Vergleichen möglichst zu erleichtern, werde ich bei den exegetischen Schriften Luther's auf Kapitel und Vers verweisen und bei ihnen und den übrigen am liebsten auf die Walchische als die vollständigste und auch wol verbreitetste, wo sie nicht im Stiche läßt auf die Plochmann'sche als die handlichste und am meisten kritische, bei den Briefen auf die de Wette'sche Ausgabe. Wo sie nicht falsch, folge ich gern den bei Walch sich findenden Uebersetzungen, weil ihre Sprache der Luther'schen näher kommt, als man jetzt leicht vermöchte. Es ist ohnehin störend genug, Luthern aus seinen deutschen und lateinischen Schriften, d. h. aus den Uebersetzungen, verschiedene Sprachen reden zu hören.

abspiegeln, wodurch sie für die Lebensbeschreibung gerade den höchsten Werth erhalten. Nun ist es wahr, wir haben aus seinem ganzen ersten Lebensabschnitte nur wenige Schriften von ihm, obwol mehrere und wichtigere, als meisthin erwähnt werden, und verhältnißmäßig auch nur wenige Briefe. Doch einmal finden sich in den spätern zahlreiche zerstreute für seine Kindheits- und Jugendgeschichte bedeutende Mittheilungen und Fingerzeige, und, was noch mehr ist, seine spätere Entwickelung und Art bezieht sich so genau und in einer solchen Weise auf die frühere, daß sie als deren Wiederspiegelung gelten kann und oft so deutlich, als man nur wünschen mag, darauf zurückschließen läßt. Hierdurch wird auch das Bedauern nicht wenig verringert, daß ihn der Tod verhindert sein Leben zu beschreiben, wie es wol seine Absicht war. Davon abgesehen, daß er ein zu öffentlicher Mann und sein Leben ein zu öffentliches war, um nicht Wahrheitswidrigkeiten von vorn herein schon als Thorheit zu verbieten, können wir freilich mit Melanthon sagen, er sei eines solchen Gemüthes gewesen, daß er mit gewissenhafter Treue — ja und mit echter Selbstverleugnung — berichtet haben würde [1]). Schon die Vorrede zum ersten Theile seiner gesammelten Schriften gibt Beweis und Vorgenuß davon. Sie enthält Bruchstücke einer Selbstlebensbeschreibung, läßt es nicht fehlen sogar an zu weit gehender Selbstverurtheilung. War je ein Mann geeignet, sein eignes Leben wahrhaft darzustellen, so war er es. Der Beweis würde allein schon aus den zahlreichen Selbstbekenntnissen entnommen werden können, die uns in seinen Schriften und Briefen begegnen. Sie unterscheiden sich gegensätzlich von denen eines Rousseau, von deren Richtung auf feines Selbstlob sie geradezu nichts enthalten. Allein seine Selbstbiographie hätte die Mängel haben müssen, die eine jede ohne Ausnahme haben muß und die ihren Gebrauch und Nutzen für die Geschichtschreibung erschweren und verringeren. In jedem Falle sind die Selbstbekenntnisse, von welchen ich eben sagte, weil sie in zerstreuten gelegentlichen Aeußerungen in fast allen seinen Schriften und Briefen vorkommen, aus den verschiedensten Lebensaltern herrühren und als so viel unbewachter

1) Im Leben Luther's, S. 8 der Ausgabe von Zimmermann, mit Villers' und Planck's Anmerkungen.

und unabsichtlicher, wenigstens in manchem Betracht viel werthvoller weil noch viel verläßlicher für seine Lebensbeschreibung, als es eine solche von seiner eignen Hand sein könnte. Ohnehin würde seine Selbstlebensbeschreibung schwerlich den Wunsch in hohem Maße befriedigt haben, recht viel über seine Kindheit und Jugend zu erfahren. Man sieht es aus dem, was er gelegentlich davon erzählte, aus dem erwähnten Bruchstück, aus seiner und der Zeitgenossen Richtung. Die Blicke waren so vorwaltend auf die Zeitbewegung und Handlung geheftet, und die Gemüther so davon erfüllt, daß überall nur Aufmerksamkeit auf sie und was mit ihr in nächster Beziehung stand, vorhanden war. Die ersten Lebensbeschreibungen, die Denkwürdigkeiten, welche wir von ihm besitzen, die sogenannten „Tischreden", beschäftigen sich nur sehr wenig mit seinen ersten Lebensjahren. Was ihn allein persönlich anlangte, berührte er stets, wie auch in jenem Bruchstücke, nur flüchtig. Nach einigen dürftigen Angaben über seine Herkunft und frühesten Verhältnisse bezieht er darin sogleich Alles auf den großen Streit, womit sein öffentliches Wirken beginnt. Er würde, wie der echte Dichter des echten Heldengedichts, die Handlung in den Vordergrund gestellt und seine Theilnahme als ihr angehörig erzählt haben, mit seiner Persönlichkeit aber hinter sie zurückgetreten sein. Allein die letztere ist es und was sich auf sie bezieht, wovon wir ausgehen müssen.

Geburtstag und Ort.

Luther wurde am 10. November des Jahres 1483 in der Nacht zwischen elf und zwölf Uhr geboren, und am Tage darauf nach dem Namen des Heiligen — Martin's von Tours — dem derselbe gewidmet war, Martin getauft. So war es häufiger Brauch und nicht ohne Bedeutung, daß jeder im Schoos der Kirche Geborne sogleich und schon durch seinen Namen an einen ihrer Heiligen hingewiesen wurde, deren sie längst einen, ja mehrere hatte für jeden Tag im Jahre.

Martin's Aeltern waren von Möhra, einem Dorfe zwischen Eisenach und Salzungen, im altthüringischen Westergau, später hennebergisch-schleusingischem Gebiete, nahe bei Altenstein und Liebenstein, am südwestlichen Abhange des Thüringer-Waldge-

birges, nach Eisleben gezogen, der ehemaligen Hauptstadt der zu Nordthüringen gehörenden Grafschaft Mansfeld. Hier wurde er geboren und in der Peterskirche getauft. Noch wird das Haus, das Gemach zu ebener Erde gezeigt, in welchem er das Licht der Welt erblickt haben soll. Geradezu unglaublich ist die Sage, welche Seckendorf einem unzuverlässigen Gewährsmanne (Rebhan) nacherzählt, wonach er auf einer Jahrmarktsreise seiner Aeltern in Eisleben geboren sein sollte. Man hat ganz richtig dawider u. A. bemerkt, daß Eisleben sechzehn Meilen von Möhra entfernt liege. Wir fügen hinzu, daß die eislebischen Märkte bis 1515 am Montag nach Kantate (im April oder Mai) und auf Lamperti (im September) gehalten wurden. Er erinnerte sich stets mit Lust an seinen Geburtsort. Er pflegte zu sagen: „haec est Islebia — hier ist Leben!" weil er es dort erhalten. Stets hat er den Ort, das Land seiner Geburt geliebt, und recht eigentlich dies Gefühl ist die unmittelbare Veranlassung seines Todes und davon geworden, daß er seine Tage zu Eisleben auch beschloß. Es fanden Irrungen statt zwischen den mansfeldischen Grafen. Im J. 1545 einigten sie sich, Luther, „als ihr Landkind und einen von Gott mit vielen geistlichen Gaben reichlich und hochbegnadeten Mann", von Wittenberg zu berufen, die streitigen Sachen unter ihnen zu vertragen. Und „ob nun wol der Doctor nicht gewohnt gewesen, sich in weltliche Händel einzulassen, sondern je und allewege seines Berufs mit Predigen, Schreiben und Lesen gewartet, so hat er doch seines lieben Vaterlandes halber, damit dasselbe zur Einigkeit gebracht, fernere Spaltung verkommen, und die Grafen, seine geliebte Landesherren, freundlich versühnet werden möchten, diese seine letzte Reise und was Gott geben würde, versuchen, nicht abschlagen wollen und können, seinem Vaterlande und Erbherren mit seinem Vaterunser und gutem Rath zu dienen." Die Reise war gefahrvoll, die Saale hoch angeschwollen, er war körperlich leidend und überstand die Beschwerde nicht. Am 18. Februar 1546 starb er, nachdem er einen Vertrag zu Stande gebracht, so das Leben dem Lande zurückgebend, von welchem er es empfangen. [1])

1) Nach einer andern, jedoch unverbürgten Nachricht hätten die Aeltern Martin's 1483 bereits in Mansfeld gewohnt, und wäre er zu Eisleben ge-

Familiennamen.

Die Namenschreibung stand zu jener Zeit viel weniger fest als zur unsrigen; doch schreiben die Leute niedern Standes auch jetzt noch ihre Namen selten auf einerlei Weise. So schrieb und druckte man damals je nach der verschiedenen Aussprache oder Gewohnheit in Obersachsen Luther's Familiennamen Luder, Lüder, Lutter oder Luther, er selbst Luder oder Lother, erst seit 1507

---

boren, indem sich seine Mutter dorthin begeben, um Einkäufe — nicht eben zur Jahrmarktszeit — zu machen. — Bei mehreren Feuersbrünsten hatte die Pietät stets das „Lutherhaus", selbst durch schnelles Einreißen der benachbarten Gebäude, gerettet. Im Jahre 1689 wurde es jedoch ein Raub der Flammen. Nur das untere Stockwerk konnte erhalten werden. Es wurde indeß wieder aufgebaut, und in Luther's (angeblichem) Geburtszimmer eine Freischule für arme verwaiste Kinder der Stadt errichtet. Im Jahre 1817 ist hinter dem alten Lutherhause ein neues größeres Schulhaus erbaut worden. Die Zweifel, ob Luther 1483 oder 1484 geboren sei, müssen als erledigt betrachtet werden. *Melanthon*, Vita Luth. *Seckendorf*, Hist. Lutheranismi, Lips. 1694, p. 20. Ukert, Luther's Leben, I, 49 fg. (der Brief Luther's vom Jahre 1503, von welchem dort die Rede, ist nach Veesenmeyer's richtigen Bemerkungen in den literar. Nachrichten von den Sammlungen der Briefe Luther's, S. 116, ohne Frage unecht). In *Ericeus* Silvula sententiarum etc. findet sich S. 174 fg. ein curriculum vitae Luther's, angeblich ex ipsiusmet autographo. Es beginnt: A. 1484 natus sum Mansfeldi, certum est, inquit. Dieses curriculum vitae hat indeß auch noch andere Zeitbestimmungen, die unzweifelhaft ungenau sind, z. B. bei 1505 und 1516, wogegen es feststeht, daß Luther in den (danziger) hebräischen Psalter eigenhändig hineingeschrieben: A. 1483 natus ego. — Mathesius' Predigten von der Historie Martin Luther's, erste und vierzehnte Predigt. — Luther's Briefe, Sendschreiben und Bedenken, von de Wette, I, 390. — Spieker, Gesch. M. Luther's, 149. — Mansfeldische Chronik, 407, 446. — *Vogler*, Irminsula Lutheri. — Allgem. Encyklopädie von Ersch und Gruber, Art. Eisleben. — Keil, Leben Hanß Luther's, S. 45 ff. — Ich will hier bemerken, daß ich hinsichtlich der Notennoth ganz der Ansicht bin, welche Gervinus a. a. O. I, 16 ausspricht. Allein es geht mir wie ihm. Ich kann die Noten nicht leiden und sie doch nicht entbehren. Es ist noch zu viel Ungewisses und Strittiges im Leben Luther's, und meine Darstellung wird bisweilen eine abweichende sein. Sollte ich vielleicht durch zu häufiges Nennen allbekannter Schriftsteller beschwerlich fallen, so gestehe ich, daß meine Furcht daran Schuld ist, den Schein zu erwecken, als wollte ich mir aneignen, was ihnen gehört.

ziemlich regelmäßig Luther. Noch 1541 schreibt er: Meiner lieben Hausfrauen Käthe Ludern von Bora zu Handen. Die ältesten salzunger und altensteiner Amtsregister von 1568 bis 1596 haben fast immer Luder, bisweilen Luter und Lüder.

Wir finden unter seinen Werken ein Namensbüchlein, darin der alten deutschen Namen Ursprung und Bedeutung gewiesen wird, vom Jahre 1537, Studien einer frühen Deutsche-Sprachforschung. Man hat freilich seine Verfasserschaft bezweifeln wollen, jedoch aus nicht genügenden Gründen. Er hat, wie man vielfach und nicht blos aus seiner Sprachmeisterschaft ersieht, der deutschen Sprache, ihrem Bau, den Mundarten und was dahin gehört, stets große Aufmerksamkeit zugewendet. Im 12. Kapitel des Namenbüchleins nimmt er die Deutschheit für verschiedene Namen, Tottila, Attila, Kärl, Alphons u. s. w., in Anspruch, und so auch für den seinigen, den er zu erklären versucht. „Lotharius, Jul. Cäsar (Scaliger nämlich) nennet ihn Lutherium oder Lutherum; deutsch Luther; und ist gar ein gebräuchlicher Name bei uns, sonderlich in Sachsen, und bedeutet einen Herrn oder Herrscher der Leute. Denn das sächsische Wort Lüde ist so viel als Leute, Menschen. Her so viel als Herr, Dominus. Julius Cäsar aber pflegt das D in ein T zu verändern, vielleicht wegen des folgenden H oder ander Ursach. Also ist auch in diesem Namen ein ü oder y, darnach anstatt eines weichen d ein th, und nennen die Sachsen noch bis auf den heutigen Tag den löblichen Kaiser Lotharium Kaiser Lydher oder Ludher. Wenns ein Schwabe aussprechen hörte, würde er Lidher draus machen. Denn sie machen gern aus einem ü oder y ein lateinisch i. Julius Cäsar aber, indem er den Namen Ludherum eigentlich mit einem H machen wollen, hat er damit Gelegenheit gegeben, daß nachmals Andere Lotharius draus gemacht, und spricht man noch heute Lutter, Lotter u. s. w. Und kommt daher Lotharingia, Ludheringen, das ist, Ludher's Wohnung, von dem Enkel des Caroli Magni, welchen die Scribenten Lotharium heißen. Heute sagt man grob Lottringen."

Die falsche Scham, die Eitelkeit, die Ausländerei oder üble Gewohnheit der damaligen und noch späteren Gelehrten, die ihre deutschen Namen latinisirten oder gräcisirten, war ihm, während selbst der deutschgesinnte Melanthon neben ihm nicht Schwarzerd

heißen mochte, völlig fremd. Wir sehen es aus dem Angeführten. Ja er unterschrieb bisweilen dem allgemeinen Gebrauche zuwider selbst lateinische Briefe nicht Lutherus, sondern Luther. Dagegen ließ er sich wol hinsichtlich seines Namens auf die in jenen Zeiten häufigen hyperetymologischen Ableitungen ein. Mehrfach leitete man Luther auch wol von lauter ab, sodaß es Läuterer bedeute. Als er selbst Matthäus Ratzeberger's Tochter als Taufpathe den Namen geben sollte, sagte er: „Ich will dir nach dem meinigen ihn geben, denn lauter und klar sind Geschwisterkinder," und hieß das Kind Clara, „damit man beim Namen desselben gedächte, daß er der Pathe gewesen." Man gefiel sich in solchen Deutungen, die sich nicht selten an Willkürlichkeit, Sinnigkeit und Sinnlosigkeit, Schmeichelei und Lästerung überbieten. Hindeutend darauf, daß er sich gefreit fühlte oder als den Befreier erkannte, unterschrieb er sich, zuerst 1518, Martinus Eleutherius, späterhin, um sein Gefühl christlicher Demuth zu bezeichnen, wol M. Luther, Christi lutum. Bekannt ist, wie unartig deutend Gegner mit seinem Namen umgingen. [1])

Abstammung, Aeltern, Familie.

Die Luther, von welchen Martin abstammte, waren ein altes, weit verbreitetes Geschlecht, in der Gegend von Eisenach, vom Abhange des Thüringer-Waldes bis hinein in die Grafschaft Mansfeld, wo das Harzgebirge beginnt. Von einem Besuche bei seiner Verwandtschaft redend, äußert er beiläufig, daß sie fast das ganze Land einnehme. In der Anmerkung mögen einige Nachrichten über ihre Abkömmlinge in diesen Gegenden Platz finden. Seiner Sinnesart ganz zuwider hat man sich wol bemüht, ihm eine vornehme Abkunft anzudichten. Von kaiserlichem Namen und Herkommen hat er sein sollen, wie die heilige Sage die Abstammung des Sohnes Joseph's und Maria's aus dem erniedrigten Königsgeschlechte seines Volks dichtete, um ihn, von welchem

1) de Wette, V, 400. Ortmann, Möhra, der Stammort Dr. M. Luther's, 91. Ukert, I, 51 fg. Keil, Leben Hanß Luther's, 2 fg. Walch, XIV, 1307.

ein neuer Lebensstrom in die Menschheit sich ergoß, mit jeder Herrlichkeit zu umgeben, als wäre sein göttlicher Geist und Der, in welchem dieser Geist gelebt, nicht an sich selbst herrlich genug gewesen. Noch ganz neuerdings hat man einen Urahn der lutherischen Familie in einem Wigand von Luther und ihre Stammgüter in den eingegangenen Ortschaften oder Gehöften bei Möhra: Luter oder Luthera und Luterbach, entdecken wollen. Es ist möglich, vielleicht wahrscheinlich, daß die Familie dorther stammte, heruntergekommen war, oder daß sich einzelne Mitglieder des Geschlechts emporgearbeitet. In viel früherer Zeit kommt unter den Dekanen des erfurter Doms ein Luther vor, im 15. Jahrhundert ein anderer unter den erfurter Lehrern. Doch ist kein verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen ihnen und der Familie Martin's ermittelt. Ein Fabian Luther wurde 1413 vom Kaiser Sigismund geadelt. Das Wappen, welches er erhielt, zeigt im rothen Felde rechts zwei Rosen und links eine halbe Armbrust, auf dem Helme zwei Büffelhörner, roth in Gold. Man hat nicht hinlänglich ermitteln können, ob oder wie nahe die Familie Martin's mit den Nachkommen dieses Fabian verwandt gewesen. Er wird zum Ur-Urgroßvater Martin's gemacht, der selbst nichts davon erwähnt, indeß geschwiegen haben könnte, weil der Umstand ihm gleichgültig gewesen. Im Jahre 1520 führte er die aufgeblühte, weiße Feldrose im Wappen, das er späterhin nach eigenthümlich-mystischer Weise und Bedeutung veränderte. Unverbürgt ist, daß er anfänglich das fabian-lutherische Wappen geführt und die Rose daraus auch in dem späteren und selbsterfonnenen beibehalten habe. Dagegen leidet es keinen Zweifel, daß sein Bruder Jakob, der das väterliche Haus in Mansfeld zum Erbtheile erhielt, jenes erstere führte und daß Nachkommen Martin's dasselbe sammt dem Familienadel wieder hervorsuchten. Von einem Sohne Fabian's, Heintz von Luther, erhielt sich die Nachricht in der Familie, er sei Hauptmann und Kommandant der Veste Ziegenrück gewesen; und als die Kaiserlichen den Landgrafen gefangen, vor die Veste gerückt wären und dieselbe unter der Drohung zur Uebergabe aufgefordert hätten, daß sie den Fürsten im Fall der Weigerung vor seinen Augen aufhängen würden, habe er die Erwiderung gegeben: Ist der Landgraf Euer, so ist die Festung mein; macht Ihr's mit ihm, wie

Ihr wollt, ich mach's mit dieser, wie ich will. Seit 1516 war ein Hans Luther ein und vierzig Jahr Bürgermeister in Nordhausen. Einer von seinen Großsöhnen gelangte bei Kaiser Maximilian zu großen Ehren. Er hat in Verbindung mit Martin, wol auch mit anderen Gliedern der Familie desselben gestanden. Sein Vater war Amtsschreiber zu Langensalza und soll ein Bruder des Großvaters Martin's gewesen sein. Doch ist auch dies kaum zur Wahrscheinlichkeit erhoben. Wie dem sei, die Anverwandten Martin's lebten in Möhra und den Ortschaften umher als geringe Leute, ein unadeliges Geschlecht. Die möhra'schen Luther waren nicht unbegütert, freie Bauern, nach allem Anschein den alten Gemeinfreien entstammend. Martin's Großvater hieß Heine Luther. Er wohnte in Möhra und hatte zwei (oder drei) Söhne, Heintz und Hans. Einer derselben kommt späterhin als Besitzer eines Familienguts vor, als ein Mann, der durch seinen Fleiß sich und die Seinen redlich zu nähren gesucht. Sein Sohn war Bürger in Eisleben, sein Großsohn Pfarrer.

In ähnlicher Weise emporstrebend war Heine Luther's zweiter Sohn, Hans, der Vater Martin's. Wenn der Letztere geäußert, sein Vater sei ein Bauer gewesen, so braucht dies nicht nothwendig in der gewöhnlichen Wortbedeutung genommen zu werden. Es bezieht sich vielleicht nur auf bäurische Abkunft und ländliche Beschäftigung. Zu dieser aber gehörte in Möhra auch die des bergmännischen Gewerks. Geschlossenheit der bäuerlichen Güter und Vererbung derselben auf den ältesten oder jüngsten Sohn des Besitzers findet und fand seit langer Zeit in jenen Gegenden nicht statt. Vollkommen freie Verfügung über das Grundeigenthum scheint dort am Ausgange des 14. Jahrhunderts eingetreten zu sein. Dagegen führten und führen die Verhältnisse, Einsicht in den wahren Nutzen oder Sitte nicht selten dahin, daß das väterliche Gut ungetheilt bleibt, entweder so, daß es einem der Haussöhne zufällt, der die Geschwister abzufinden im Stande, oder zu Gunsten sämmtlicher Kinder losgeschlagen wird. Es scheint, daß Heine Luther ein Familiengut besaß, es Heintz zuwendete und bei Lebzeiten dem zweiten Sohne, Hans, nur eine geringe Ausstattung zur Begründung eines eigenen Hausstandes gab. Es lag in allen diesen Fällen nahe, daß Martin's Vater die Beschäftigung erwählte, die den Besitzlosen und Minderbe-

güterten in Möhra den reichlichsten Lebensunterhalt verhieß. Vielleicht daß Neigung und die Nähe der schweinaer Gruben oder die Werke dicht bei Möhra vereint die Wahl seines Lebensberufs bestimmten. Nach Eisleben zog er aus unbekannten Gründen; eine darüber umgehende Sage entbehrt aller Bewährung. Er war unternehmend. Muthmaßlich zog er davon, um ein noch besseres Unterkommen beim mansfelder Bergbau zu suchen, und noch mehrere Anverwandte zogen ihm nach. Er war ein „Berghauer", wie ihn Martin, ein „Schieferhauer", wie Matthesius ihn nennt. Er wählte sich daher zum Handwerkszeichen zwei kreuzweis gelegte Hammer. Der Ausdruck „Schieferhauer" mag seine Erklärung darin finden, daß die Grafschaft Mansfeld von Zweigen des Harzes durchzogen wird, der hier ein silberhaltiges Kupferschiefer-Flötzgebirg bildet. Die eislebischen Schiefern wurden in Mansfeld geschmelzt. Etwa ein halbes Jahr nach Martin's Geburt übersiedelte Hans Luther von Eisleben nach Stadt oder Thal Mansfeld (zu Mansfeld im Thal, schreibt Martin an den Vater), vielleicht weil er eine Anstellung bei den Bergwerken gefunden, oder welche Aussichten sonst für eine rührige Thätigkeit dorthin ziehen mochten.

Denn etwas Aufstrebendes, sowol nach einer Stellung als nach Bildung, zeigt sich deutlich bei ihm, und auch nicht ganz ununterrichtet scheint er gewesen zu sein. Dürftig, aber tüchtig kam er nach Mansfeld. „Meine Aeltern, sagt Martin, sind erstlich recht arm gewesen. Mein Vater war ein armer Hauer und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen, damit sie uns Kinder erzogen haben. Sie haben's sich lassen blutsauer werden; jetzt thäten es die Leute fürwahr nimmer." Sie arbeiteten sich jedoch allmälig empor, gelangten zu einer bescheidnen bürgerlichen Wohlhäbigkeit wie zu Ansehen. Hans Luther erwarb ein Haus, zwei Schmelzöfen, ein nicht unbeträchtliches baares Vermögen — er hinterließ mehr als 1000 Thaler — trat in den städtischen Rath ein und stand als ein redlicher, kluger Mann in allgemeiner Achtung. Es hätte doch nicht sein können ohne Geschick, Thätigkeit und Tüchtigkeit. Er war offen, gerade, furchtlos und rauh, hart und fest bis zum Eigensinne. So wird er sich uns noch zeigen. So oft er hervortritt, sehen wir ihn hellen Geistes, entschlossen, die That liebend, auf sein Ziel gerade

losgehend. Die Kühnheit des Sohnes war ganz nach seinem Sinne; Gefahr und Lästerung, welche Martin sich und der Familie zuzog, irrte ihn nicht. In Wittenberg erschrak man, als der Doktor, und zu einer solchen Zeit, mitten unter dem Lärme des Bauernkrieges, dessen Schuld ihm und seiner Parthei aufgebürdet wurde, in den Ehestand trat. Jedermann hätte abgerathen. Niemand war ohne Bedenken. Der Rath war vom alten Luther gekommen. Hans Luther war gottesfürchtig wie ehrsam, doch auf das Pfaffenthum hielt er nichts, Mönchere war ihm zuwider. Wir werden sehen, wie heftig er zürnte, als Martin den Mönchstand erwählte. Als der Sohn aus dem Kloster wieder austrat, war er nach dessen eigenen Aeußerungen „von Herzen froh, denn er hatte die Schalkheit der Mönche wohl erkannt."

Die Nachrichten über Namen und Herkunft von Hans Luther's Ehefrau stimmen nicht vollkommen überein. Das Wahrscheinlichste ist, daß sie Margarethe Lindemann (nicht Ziegler) hieß, daß ihr Vater, früher ein Bürger zu Neustadt an der Saale im Hochstifte Würzburg, in Eisenach ansässig geworden war, und daß Hans Luther sie hier kennen lernte und sich mit ihr verband, wie denn in der luther'schen Familie durchweg vorkam, was so häufig der Fall, daß das Landvolk mit den geringen Bürgern verwandt, verschwägert, im vielfachsten und genauesten Verkehr war. Margarethe hatte drei Brüder, welche sämmtlich Studirte waren. Es mag daraus geschlossen werden können, daß die Familie nicht ganz arm oder vom geringsten Herkommen, nicht ohne Bildung oder Bildungstrieb gewesen sei. Melanthon berichtet, wie Hans Luther um seiner Redlichkeit willen bei allen frommen Leuten lieb und werth gehalten worden, so habe Margarethe „viel Tugenden gehabt, die einer ehrlichen Frau zustehen, und sei insonderheit berühmt gewesen ihrer Zucht, Gottesfurcht und fleißigen Gebets halber, daß auch alle andere ehrliche Weiber auf sie, als auf ein Exempel der Tugend und Ehrbarkeit, gesehen." Damit stimmen die sonstigen Zeugnisse überein. Beide Aeltern nahmen sich der Erziehung ihrer Kinder auf das sorglichste an. Sie waren klug und thätig, liebevoll und aufopferungsfähig, wußten Geschick und Wissen zu schätzen; wir entnehmen es auch daraus, daß sie trotz anfänglicher Armuth und langjähriger Bedrängniß im Haus-

stande für den Unterricht und die Versorgung eines ziemlich zahlreichen Nachwuchses — sie hatten drei Söhne und vier Töchter — so viel thaten und obenein die Ansammlung eines kleinen Vermögens ermöglichten. Ihre Bildnisse sind erhalten: echt deutsche Gesichter. In den eckigen Zügen spricht sich ein klar verständiger, strenger, doch biederer und wohlwollender Sinn aus. Zu ihrem Andenken soll es geschehen sein, daß Martin ins Traubüchlein die Formel hineingesetzt: „Hans, wilt Du Grethe haben?"

Wir wissen viel weniger von ihnen, als zu wünschen wäre. Ein und das Andre darf hier noch nicht gesagt werden, weil sonst Wiederholungen nicht zu vermeiden sein würden. Allein je deutlicher uns von allem Anfange ihr Bild vor Augen steht, desto heller und vollständiger wird auch von Anbeginn unsre Einsicht in die Entwickelung des Sohnes sein. Deshalb, und weil es einen vorläufigen Schluß auf das Verhältniß, das sich zwischen den Aeltern und Martin von früh an gestaltete, und auf die Persönlichkeit der erstern gestattet, mag hier noch das Nachstehende hinzugefügt werden.

Martin hat lebenslang von den Aeltern nur mit der kindlichsten und innigsten Hochachtung gesprochen, stets ist Liebe und Dankbarkeit sein Bezeigen gegen sie gewesen. Sie müssen herbei sammt den Schwestern 1520, von Mansfeld nach Wittenberg, mit ihm der Hochzeit des vertrauten Freundes, Melanthon's, beizuwohnen. An Rühel, den mansfeldischen und kurmainzischen Rath, seinen Schwager, schreibt er 1525, welch eine besondere Freude es ihm sein würde, wenn die mansfelder Freunde mit seinem lieben Vater und Mutter trotz der gefährlichen Zeitläufte zu einer „kleinen Freude und Heimfahrt" erscheinen könnten und wollten, die er zu machen gedenke, nachdem er sich aus Begehren seines lieben Vaters verehelicht. Im Februar 1530 hat ihm sein Bruder Jakob die Krankheit des Vaters gemeldet. Er schreibt diesem am 15.: „Wiewol Euch Gott bis hieher einen festen harten Leib gegeben und erhalten, machet mir doch Euer Alter zu diesen Zeiten sorgliche Gedanken." Er wäre aus der Maßen gern zu ihm gekommen, doch hätten es ihm die Freunde ausgeredet, die nach Lage der Dinge ein Gottversuchen darin gesehen. „Aber große Freud sollt mirs sein, wo es möglich wär, daß

Ihr Euch ließet sammt der Mutter hieher führen zu uns, welchs meine Käth mit Thränen auch begehrt, und wir alle. Ich hoffet, wir wollten Euer aufs Best warten. Darauf hab ich Cyriacus zu Euch abgefertigt, ob es Euer Schwachheit halben möglich wär. Denn es gerieth mit Euch nach göttlichem Willen zu diesem oder jenem Leben, so wollt ich ja herzlich gern (wie auch wohl billig) leiblich um Euch sein, und nach dem vierten Gebot mit kindlicher Treu und Dienst mich gegen Gott und Euch dankbar erzeigen." Dann ist er bemüht, sein „leiblich Abwesen, das ihm (Gott weiß) von Herzen wehe thut," zu entschuldigen, und den Vater mit ausführlicher Zurede zu trösten und zu stärken, worin sich dieselbe Glaubenskraft und Höhe der christlichen Anschauung ausdrückt, die er bald abermals so glänzend während des augsburger Reichstages bewährte. So indem er hinweist auf die göttliche Fügung, möge sie dem Vater Tod oder Leben bescheiden. „Unser Glaube ist gewiß, und wir zweifeln nicht, daß wir uns bei Christo wiederum sehen werden in Kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben für Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hieher von Euch, oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget. Das ist gewißlich wahr, es ist um ein Stündlein Schlafs zu thun, so wirds anders werden."

Dieselbe Fülle von Innigkeit, Kindlichkeit und Sorglichkeit, dieselbe Abwesenheit aller weichlichen und am Ende selbstsüchtigen glaubenlosen Gefühlsamkeit, dasselbe Vorwalten einer so starken als hohen Gesinnung in beredten kräftigen Hinweisungen auf den „Siegmann" Jesum Christ in einem Briefe, den er seiner „herzlieben" Mutter auf die Kunde von ihrem Erkranken, kurz vor ihrem Tode, 1531, schreibt.

Als ihm des Vaters Tod gemeldet war, wußte er sich, getragen von den großen Gedanken der großen Zeit, bald wieder zusammenzunehmen, doch fiel es ihm schwer, wie Veit Diedrich von Nürnberg aus an Katharine schreibt. „Als bald er Hans Reinecke Brief ansiehet, sagt er zu mir: wolan, mein Vater ist auch todt. Darnach flugs darauf nimmt er seinen Psalter, geht in die Kammer und weinet ihm genug, daß ihm der Kopf des andern Tags ungeschickt war: sint hat er sichs nicht mehr merken lassen."

Doch spricht er noch seinen Schmerz gegen Freunde aus, Link, Melanthon. Dem Letzteren schreibt er aus Koburg nach Augsburg im Juni, tief habe ihn der Todesfall betrübt, indem er nicht blos der natürlichen Bande, sondern auch der holdseligsten Liebe gedenke, da ihm der Schöpfer was er sei und habe durch den Vater gegeben. Er erwähnt des Trostes, den er aus dem gläubigen und sanften Tode des Vaters schöpfe, und der ihn dennoch selbst bis zum Tode betrübe. Zuletzt sagt er: „Ich schreibe nicht weitläufiger, weil es anständig und Kindespflicht ist, daß ich als Sohn einen solchen Vater betraure, durch den mich der Vater der Barmherzigkeit gezeuget und durch dessen sauren Schweiß er mich ernähret und zu Allem erzogen hat, was ich nur bin."

Nicht ganz gewöhnliche, nicht werthlose Menschen hätten es sein können, an welche ein Martin Luther solche Briefe schreiben, über die er so sich äußern konnte, die einen solchen Eindruck auf ihn machten.

Was wir von ihnen und überhaupt den möhraischen Luthers lesen, gibt Zeugniß davon, wie lebendig das bezeichnend Deutsche, der Familiensinn, unter ihnen war, der dann auch wieder einen der wesentlichsten und schönsten Züge in Martin's Art bildet und in allen Abschnitten seines Lebens stark und auf die manchfachste Weise sich kund gibt, von seiner Kindheit an, selbst in der Zeit, wo er im Mönchthume von Welt, Natur und deutschem Wesen am weitesten sich abwendet, endlich in seinen mittleren und höheren Jahren, wo er so ansprechend unter den Seinen als wahrhafter Patriarch erscheint. Auch dazu hatten Vater und Mutter und deren Häuslichkeit ihn erzogen [1]).

---

1) *Richter*, Genealogia Lutherorum, 15, 77, 86. *Melanthon*, Vita Luth. im Eingange. Keil, das Leben Hanß Luther's, 10 ff., 17 ff., 42, 84. Mathesius erste Predigt. Falkenstein, thüring. Chronik Buch II., Th. 2. S. 991. Artikel Eisleben in Ersch und Gruber. Ukert I, 57, 60 ff. Walch XXIII, Zusätze 22. de Wette I, 528; III, 2, 183, 550; IV, 32 f., 256. *Mayer*, Diss. de parentib. Luth. 16.

Noch im vorigen Jahrhundert lebten viele Luther in Eisenach, Eckardshausen, Möhra, nicht die Abkömmlinge Martin's, wol aber seiner nächsten Anverwandten. Man findet sie aber auch noch heutzutage in den Ortschaften dieser Gegend. In Möhra selbst, dem Geburts- und ersten Wohnorte

Die Zeit — Deutsche Zustände (weltliche Seite).

Das Haus war der nächste und engste Kreis, worin er sich entwickelte, von der Familie gingen die ersten und stärksten der

---

des Vaters Martin Luther's, lebt noch jetzt eine zahlreiche Nachkommenschaft des Bruders von Martin's Vater. Die Gesichtszüge von einigen dieser Abkömmlinge überraschen den Besucher durch die unverkennbarste Familienähnlichkeit. Herr Pfarrer Dr. Hoffmann war im Sommer 1843 mein gefälliger Führer durchs Dorf. Zwei darin wohnhafte Luther fand ich dem Hans Luther (Martin's Vater), sind die Abbildungen, die wir von ihm haben, treu, fast so ähnlich, als wären sie ihm aus den Augen geschnitten. Viel weniger war ich im Stande, die Familienähnlichkeit bei einem jungen Luther zu entdecken, den Herr Reinthaler in Erfurt als direkten Abkömmling Martin's im Martinsstifte erzogen. (S. Holzschuher, das Lutherbüchlein.) Aus den Mittheilungen von Herrn Dr. Hoffmann mußte ich abnehmen, daß bei den Luthers in Möhra auch einzelne Züge innerer Verwandtschaft bisweilen vorkommen. Jedoch nicht so, als zeigten sich vorragende Geistesanlagen bei den Familienzweigen. Der Strahl des Genius hat nur einmal in der Familie gezündet. Die Luthers in Möhra sind sämmtlich geringe dürftige Leute. Verschiedene haben sich vor einigen Jahren das Verdienst erworben, der nothleidenden Familienglieder um ihres Namens willen sich anzunehmen. Auch die Nation, auch die Lutherischen trafen keine Fürsorge für die Hebung oder Erhaltung seines Geschlechts. Während so viel Geschlechter, so viel werthlose Sprößlinge werthloser Menschen in Glanz und Ehren vom Nationalgut leben, das ihren klugen Ahnen geworden, ist die Nachkommenschaft Luther's theils im Staube geblieben, theils nach und nach verkommen. Erst in neuerer Zeit hat man seine letzten verschollen gewesenen Abkömmlinge wieder aufgesucht. (S. das Lutherbüchlein.) — Man ging im Jahre 1843 damit um, eine Abbildung des lutherschen Stammhauses stechen zu lassen; doch schwankt die Ueberlieferung über dasselbe. Man hat das etwas malerischer sich ausnehmende gewählt, das indeß unwahrscheinlicher das wahre Stammhaus ist. In jedem Falle darf man nur an ein wenig stattliches Bauerngehöft denken. — So wie ein Gemälde von Luther im theologischen Auditorium des Augustinerklosters in Wittenberg rechts das fabian-luther'sche, und links das luther'sche Wappen hat, so fand sich jenes in Stein ausgehauen an der Vorderseite des nicht mehr vorhandenen luther'schen Hauses in Mansfeld. Die Stelle, an welcher dieses stand, bildet jetzt den Vorraum zu dem anstoßenden, über dessen Thür ich 1843 das fabian-luther'sche Wappen aus dem abgebrochenen Hause zum Andenken eingemauert sah. Die Erzählung, nach welcher Hans Luther von Möhra sich habe entfernen müssen, weil er das Unglück gehabt, einen Bauer zu erschlagen, kommt erst bei einem

ihn berührenden und bildenden Einwirkungen aus. Aber nicht einmal von diesem Hause, dieser Familie würden wir eine anschauliche Vorstellung haben, wenn wir uns nicht die Zeit und deren Gestalt und Zustände sammt dem darin lebenden Geschlecht vergegenwärtigten, die überdem die weiteren Kreise bilden, in welchen und in deren hemmenden und begünstigenden Einflüssen er aufwuchs. Ehe wir daher vernehmen, was über seine Erziehung und Bildung in seinen ungefähr mit dem Jahrhundert schließenden Kinder- und Schuljahren bekannt ist, gilt es einen Ueberblick über den Stand und Gang der Dinge, die Meinung und Sitte, die Denk- und Lebensweise in seinem deutschen und thüringisch-sächsischen Geburtslande während seiner ersten Lebenszeit zu gewinnen. Es ist dabei nicht etwa auf eine, alle Seiten fassende Darstellung abgesehen, vielmehr muß die Rücksicht leiten, das Allgemeinste, sofern wir es als Grundlage bedürfen, und das Besondere hervorzuheben, sofern es in irgend einem Zusammenhange mit seiner Entwickelung steht, und so den Spuren seiner eigenthümlichen Denkart und Empfindung, Gesinnung und Richtung schon in ihren Ursprüngen nachzugehen, wenn diese in früher Anbildung und Angewöhnung zu suchen sind. Was die Zeit bezeichnet, die Volksthümlichkeit und die öffentlichen deutschen Verhältnisse, die religiösen und kirchlichen Zustände, die Stammesart der Thüringer und noch Andres mehr wird da nach einander zur Sprache kommen müssen.

Zunächst haben wir daran zu denken, daß es noch im Mittelalter war, ob auch im vergehenden, als Luther geboren wurde. Die Zeit seines Heranwachsens liegt gerade auf der Scheide der mittleren Jahrhunderte, in welchen die Körperkraft und die geistige, Rohheit und Bildung, Gesetz und Selbstwille

---

späteren Schriftsteller, der keinen Gewährsmann anführt und sich nur auf eine Sage beruft, vor. Ortmann gibt die letztere abermals als Geschichte. Es wäre unbegreiflich, wenn in dem kleinen Werke desselben nicht überhaupt neben vielen fleißigen und dankenswerthen Untersuchungen so viel Unkritisches herliefe. Ich habe es übrigens mehrfach benutzt, S. 14, 32, 79, 109 ff., 285 ff. Auf den Wigand von Luther führt eben Ortmann den luther'schen Stamm zurück. Ich gestehe, daß ich die darauf verwendete Mühe für ziemlich verloren halte.

des Einzelnen um die höhere Geltung rangen, und der neueren, in welchen die geistigen Kräfte über die leidenschaftliche physische Gewalt, Bewußtheit und Verstand über dunkle Triebe, Empfindung und Gemüth, Gesetz und Ordnung über anarchische Zustände und eigensinnige Selbstbestimmung überwiegend zu gewinnen anfingen. Eben in der Reformationszeit, seinen Mannesjahren, erhielten die vorherrschenden Anschauungen, Einrichtungen und Mächte der erstern den Gewaltstoß, durch welchen sie theils untergingen, theils im Grunde erschüttert wurden. Das Mittelalter liegt durch die Umwälzung der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts abgeschlossen hinter uns, kein lebendiges Band verknüpft uns mehr mit ihm, wenn wir auch noch mit einzelnen Resten und Trümmern zu schaffen haben. Im Zeitabschnitte der Reformation liegen die Anfänge der Neuzeit, in deren Entwickelungen wir uns noch befinden, noch weit genug entfernt sie schon zum Ende geführt zu haben. In ihm also wird mit Recht unsere eigentliche Urzeit gesucht[1]), wie denn auch unsere lebendigen und deutlichen Volkserinnerungen nur bis zu ihr reichen und wie wir von der früheren Vergangenheit entweder gar kein Bewußtsein mehr haben oder nur ein getrübtes dunkles, oder ein durch Geschichtsforschung und Unterricht künstlich erneuertes und vermitteltes.

Eine Zeit, wie die war, in welche Luther's erste Lebensjahre fallen, konnte die geschliffene heutige Kultur und Sitte nicht anerziehen. Sie begünstigte die geistige Bildung nur erst halb, bot nur dürftige Mittel dazu dar. Es mußte ihren Söhnen, wenn diese auch von der Natur dazu begabt und aufgelegt waren, Riesenanstrengungen kosten, ihre Barbarei in sich selbst und dem mitlebenden Geschlechte zu bewältigen. Unmöglich konnte es ihnen völlig gelingen. Dagegen war die Zeit der Naturkraftentwickelung noch förderlich, der Ausbildung ureigner Anlage und Richtung, der Erzeugung von rauhen, eckigen, leidenschaftlichen, aber willens- und thatkräftigen Menschen, ganzen vollen Männern, Helden. Solche waren es, wie sie es sein mußten und wie eine Zeit des Uebergangs, der erhöheten Regsamkeit, der Steigerung und Anspannung der Bestrebungen und Kräfte sie um so leich-

1) Gervinus a. a. O. IV, 226.

ter erzeugte, die die Umwälzung machten, welche wir Reformation nennen, die alte Welt zertrümmerten, eine neue gründeten. Ihnen voran, unter gewaltigen der geistgewaltigste, steht Luther. Gleichviel hier, ob Jemand Seegen oder Fluch an seinen Namen je nach verschiedener Ansicht knüpfen möchte, das ist unleugbar, er hat unter den Bewegern und Herrschern der Zeit keinen neben sich, der an weit und tiefgreifender Bedeutung ihm zu vergleichen wäre, als Karl V. Unter den Deutschen, denen der Kaiser nur halb angehört, ragt er zu fast einsamer Größe hervor, im weiten reichen Heldenkreise unsrer Urzeit der erste Heros. Sie geht in doppeldeutiger Morgenröthe glanzvoll auf. Er steht in ihr mit festem Tritt und weist in die neue Zeit mit geistigen Kräften kämpfend, der rohen Gewalt sich entgegenstemmend, aber den Gedanken und das Wort zur That bringend, selbst nicht eben säuberlich umgehend, eisenfest, markig, rauh, wie er wol selbst sich nannte, von harter Rinde, ob der Kern auch süß und weich, ein Waldrechter, der mit der groben Bauernaxt dazwischenfuhr, eben ganz ein Sohn und Zögling seiner Zeit[1]).

Nach dem häuslichen ist es das staatliche Leben, in dessen Einflüssen die Kräfte, der Geist und die Gesinnung des Aufwachsenden sich bilden, gehoben oder gedrückt, beengt oder gefreit, so oder anders bestimmt werden. Wir mögen das Leben in der Gemeinde, der Genossenschaft, dem Stande dahin zählen, wollen jedoch zuerst das Allgemeinere und Größere der öffentlichen Zustände der letzten Jahrzehende des 15. Jahrhunderts ins Auge fassen, eine um so erheblichere Betrachtung, wenn es wahr ist, daß der Staat erst die Blüthe des Geistes und Charakters entfaltet, daß des Einzelnen Wachsthum von der Witterung der staatlichen Atmosphäre abhängt, daß der Mensch nur in der Nation wahrhaft stark und groß sich entwickelt[2]). Ich muß dabei freilich an Allbekanntes erinnern. Doch ist daran gelegen, es gerade in dieser Verbindung vor Augen zu haben.

Die Volksthümlichkeiten traten eben jetzt mit erhöhter Lebendigkeit in das Bewußtsein der Nationen, rangen sich von der gleichmachenden Umfassung der Kirche los, strebten ihr Eignes

1) Rationes Latomianae, Opp. Ed. Jen. II, 402.
2) Gervinus a. a. O. V, 119.

geltend zu machen, prägten sich schärfer aus. Es war auch in Deutschland der Fall und begünstigte das Wiedererwachen des vaterländischen Sinnes. Die weltliche Macht suchte sich von dem Uebergewicht der geistlichen zu befreien, allgemein war der Drang nach staatlicher Ordnung und Kräftigung, nach Umbildung in eigentliches Staatswesen: lauter Zeichen, die jetzt sich häuften, daß das Mittelalter verging. Aber es bestand noch, in den Formen völlig; die ihm zum Grunde liegenden Anschauungen und Empfindungen überwogen noch bei der Mehrheit, und blicken wir auf gewisse Seiten und Beziehungen, in Deutschland mehr als irgendwo. Hier waren die mittleren Jahrhunderte in den Bemühungen um Gründung und Ausbildung des Kaiserthums und Papstthums, und in den Kämpfen der geistlichen und weltlichen Macht um die Obergewalt verlaufen. Der geistlichen war es nicht völlig, doch bis zu dem Punkte, wo sie zum Chalifat oder Lamismus geworden wäre, gelungen, die weltliche unter sich zu bringen, nach hierarchischen Gesichtspunkten zu leiten, zu beherrschen, als Werkzeug zu benutzen und insofern einen allgemeinen Priesterstaat aufzurichten, der alle der lateinischen Kirche angehörige, unter dem Papste vereinigte Nationen umschloß. Die geistliche über die weltliche Gewalt emporzuheben war, vom eng begrenzten Kirchenstaate abgesehen, nirgend durchgreifender gelungen, als eben in Deutschland, dem Sitze des Kaiserthums, das die gewaltigsten Anstrengungen gemacht hatte, die Absichten des Papstthums zu vereiteln, nie aber zu der Ausbildung und wirklichen Macht gelangt war, wie das letztere. Das Papstthum hatte den Sieg über das Kaiserthum davongetragen, es erniedrigt, unter sich herunter und zur Ohnmacht herabgedrückt. Nicht blos, daß es rechtlich bedeutenden Einfluß im deutschen Reiche übte, noch größer war in diesem seine thatsächliche Macht, worauf wir zurückkommen werden.

Betrachten wir das damalige Deutschland als Staat, so haben wir in Erwägung zu nehmen, daß es zu einem eigentlichen Staatswesen im heutigen Sinne nicht gelangt, daß es auch in der unvollkommenen Gestalt des Feudalstaates verfallen war, weil die Königsmacht zu gering geworden, und daß obenein ein schwaches und unthätiges Haupt die Krone trug, Friedrich III. In den mittleren Jahrhunderten war an die Stelle

der altgermanischen Gau- und Gemeindeverfassung der Lehnstaat getreten, der schon an sich eine öffentliche, gleichmäßig Alles umfassende Macht ausschließt, in welchem der König nur als oberster Lehnsherr an der Spitze großer gleichberechtigter Lehnsvasallen und zugleich Herren stand, die nicht als Mitbürger neben einander und dagegen zwischen den König und ihre Lehnsträger und Hintersassen traten, und keine Einwirkung desselben auf die letzteren in ihren Gebieten zuließen. Auch im Lehnstaate konnte überwiegende Macht des obersten Lehnsherrn den Mangel einer öffentlichen Gewalt einigermaßen ersetzen. Allein während in anderen Ländern das umgekehrte Verhältniß sich gebildet hatte und noch fortbildete, waren in Deutschland die Lehnsträger weit mächtiger als der König geworden. Das deutsche Reich war eine große Einigung unter dem Schutze des Kaisers, doch eine Einigung nicht des gesammten Volkes oder aller Klassen des Volkes, sondern der Fürsten als Reichsglieder nebst dem Adel, sofern er verbündet war, und den Städten, welche als Reichsstädte galten oder Macht genug besaßen, sich diesen gleichzustellen. Diese Einigung war sodann keine geordnete, keine einige, und der Kaiser ohnmächtig zum Schutze schon nach dem geringen Umfange der ihm gebliebenen Befugnisse. Seit Karl IV. hatte länger als ein Jahrhundert kein Kaiser eigenthümliche Kraft im Reiche mehr geübt und besessen. Wie das Alles auf ursächliche Zwietracht und Eigensucht, auf jene Freiheitsliebe, die dem Besten des Ganzen den eigenen Willen und Vortheil nicht unterwerfen mag, hinweist, so waren die nothwendigen Folgen Mangel an Gemeinsinn und allgemeine Verwirrung, Unsicherheit und Eigenmacht. Noch fühlbarer drückte die letztere jetzt, weil der Kaiser als Regent über alle Begriffe erbärmlich war. Seine Trägheit und Kurzsichtigkeit, und die Selbstsucht, womit er die Reichsangelegenheiten hinter den Nutzen seines Hauses und seiner Erblande zurückstellte, half die gleich kurzsichtige und selbstische zunehmende und mit einem Gebote der Verhältnisse nimmermehr zu rechtfertigende Lossagung der mächtigern Fürsten und Herren vom Gehorsame des Reichs besiegeln und den Verfall des öffentlichen Geistes vollenden. Die verschiedenen Stände und Genossenschaften, die Einzelnen halfen sich ein Jeder, so gut er vermochte, ein Jeder suchte sich in seiner Stellung zu erhalten oder höher empor-

zukommen, folgte dem eigenen Nutzen oder Sinne, that, wozu er Macht hatte, entzog sich dem Gemeinwesen, je nach dem oft grundfalsch verstandenen Eigenvortheile. Kaiser und Reich geriethen unter Friedrich längere Zeitabschnitte in gänzliche Unthätigkeit bei öffentlicher Noth, unter andauerndem Kriege Aller gegen Alle und Vergewaltigung der Schwachen; große Gebiete gingen dem Reiche verloren, unter ihnen die Schweiz, Böhmen, Preußen; weder eine Kriegsmacht, die die Grenzen, noch ein Reichsgericht, das das Recht geschützt hätte, vermochte man aufzustellen, so viele Tausend tapfere Deutsche stets in allen europäischen Kriegen mitfochten, häufig auf beiden Seiten, nicht selten den Ausschlag gebend, ohne Gefühl für das Vaterland, im Frieden abgelohnt eine der ärgsten Plagen desselben; so viel gute Köpfe auf die Rechtsstudien sich legten, freilich fast nur, um die heimischen Rechte zu vergessen und zu verderben; so oft sich die Reichstage mit der Reform der alten unzulänglich gewordenen Kriegsverfassung, mit gemeinen Auflagen und dem Rechtswesen beschäftigten. Deutschland war im Gedränge zwischen den westlichen und östlichen, ganze Landschaften überziehenden und ausraubenden Reichsfeinden. Die benachbarten Reiche befestigten sich im Innern, während bei uns die Unordnung stieg. Dort erstarkte die öffentliche Macht, hier wurde sie ohnmächtiger. Eben jetzt begründete Frankreich durch Kräftigung der erblichen Einherrschaft die Macht, die seitdem für die gewaltigeren uneinigen Deutschen so gefährlich werden sollte, die sich auch nicht zusammengenommen hatten oder zusammennahmen, als die Hussiten und Armagnaken ihre Lande verheerten, als um die Mitte des Jahrhunderts Konstantinopel gefallen war, die Türken in ihr Gebiet eindrangen, der Islam Deutschland, Europa, die Christenheit abermals bedrohte. Schimpflich und unerträglich für eine große Nation ist der Zustand mit Recht genannt. Er schloß die Gefahr allgemeiner Zerrüttung, gänzlichen Zerfalls, der Unterjochung in sich. In der Richtung der Gedanken und Thätigkeiten auf die nächsten Anliegen war aller große Sinn der alten Zeit, die Fürsorge für das Ganze, die Einsicht, daß im Gesammtwohle die nothwendige Gewährschaft für jedes Einzelne liege, verloren gegangen. In ihrer vollen Größe zeigte sich die deutsche Trägheit, Zwiespältigkeit, Selbst- und Ehrvergessenheit

in den Beziehungen der Nation, des öffentlichen Wesens, die Bärenhäuterei der Deutschen, noch schmachvollere und unglücklichere Zeiten fernher einleitend[1]).

Nun fehlte es freilich noch nicht so gänzlich, wie in den zwischen den unsern und den damaligen liegenden Zeiten an Gefühl der gemeinen Noth, an Erkenntniß der darin liegenden Gefahr, auch nicht an Ehrliebe, an vaterländischem und an Gemeinsinn, und in Folge davon an Bemühungen, das Reich in eine bessere Ordnung zu bringen. Sie blieben jedoch fort und fort vergeblich. Jenes Gefühl, jene Erkenntniß war nicht lebendig, der öffentliche Sinn nicht verbreitet genug. Die Wünsche und Richtungen, die in Fülle vorhandenen Kräfte, liefen zu weit aus und wider einander, statt in einem deutlich ins Auge gefaßten Ziele sich zu vereinigen. Ein so großes Mißtrauen hatten die Fürsten, vor allen die Kurfürsten durch ihre Vergrößerungssucht dem Kaiser eingeflößt, und so unklar waren selbst ihre, der Staatsmänner Begriffe vom Staate und öffentlicher Macht, daß sie wohl besorgten, der Kaiser werde das Verlangen nach einem unabhängigen und ungehemmten Rechtsgange als einen Eingriff in seine Majestätsrechte betrachten und mißfällig aufnehmen. Obwol eben jetzt eine wesentliche Aenderung der Begriffe über Kaiser- und Fürsten- und Fürsten- und Volksrechte eintrat, war doch der Staatsbegriff und freies Denken über den Staat noch nicht, und am wenigsten allgemeiner aufgewacht. Der Lehns- und Priesterstaat mußte erst gebrochen sein, bevor dies geschehen konnte. Indeß waren immerhin vorhanden ein Haupt, Vertretung der Stände, Reichstage, Anfänge einer Kreiseintheilung und Gerichtsordnung, Tüchtigkeit des Volkssinnes, Rechts- und Freiheitsliebe, bedeutende geschichtliche Erinnerungen und Erfahrungen, Mannhaftigkeit und Verstand — treffliche Grundlagen, die Aufgabe der Errichtung eines wahren Rechtsstaates, der Vereinigung von Einheit und Stärke der öffentlichen Macht auf der einen, und Selbständigkeit der Glieder und Freiheit der Einzelnen an der anderen Seite, durch Umbildungen der Verfassung auf eine glückliche und wahrhaft großar-

1) Eichhorn, Staats- und Rechtsgesch., III, 110. Ranke, deutsche Geschichte, I, 51. Pfister, Geschichte der Deutschen, III, 548.

tige Weise zu lösen. Die Zeitbewegung und Lage war insofern günstig, als die freilich nicht zu umgehende Kirchenfrage zurückgetreten war und die Bemühungen um Besserung der weltlichen Verhältnisse vorläufig nicht störte. Es war schwer, doch nicht unmöglich, ein mächtiges Königthum wiederherzustellen oder vermöge einer Einigung des gesammten Volkes eine starke öffentliche Macht zu gründen. Es wurde auf mehr als einem Wege, und von mehr als einer Seite versucht, und man griff über diesen Versuchen her und hin. Sie waren längst im Gange gewesen, hatten zu wichtigen Vorbereitungen, freilich nur Vorbereitungen geführt, und erhielten ein neues Leben, als 1486 Maximilian zum römischen Könige erwählt war und 1493 die Reichsverwaltung übernahm.

Der letzte ritterliche Kaiser, besaß er den Willen und die Kraft, die Königsmacht zu erneuern und Deutschland und das Kaiserthum aus der Schande und Ohnmacht wieder zu erheben; allein großherzig und vaterländisch gesinnt, doch gelähmt und verdorben an seiner edlen Gesinnung durch die Verhältnisse und die herrschende Denkart dachte er daneben darauf, seine Stellung und Deutschlands Mittel zu Erhöhung seiner Hausmacht zu benutzen. Das lief mindestens zum großen Theile wider die deutschen Bedürfnisse und Anliegen. Ohnehin konnte er auf seinem Wege nicht zum Ziele gelangen. Seine Stütze im Bürger- und Bauernstande zu suchen, war nicht nach seinem Sinne, und doch widerstritten seine Absehen so sehr dem Nutzen und den Ansichten der mächtigen Fürsten, daß er nicht anders gegen diese hätte durchdringen können. Er faßte zunächst die auswärtigen Verhältnisse, mindestens ebenso sehr seinen Vortheil, als den des Reichs bedenkend, ins Auge. Er wollte mit den Kräften des Reichs schützen und erobern, bevor im Innern Friede, Recht und Ordnung hergestellt war. Daß dies zuerst geschehe, forderten die Reichsstände. Hierbei wollten die Fürsten den Kaiser nicht fallen lassen, sie wollten Ordnung und eine bessere Reichseinrichtung, aber mächtiger wollten sie den Kaiser nicht machen, ihm nicht geben, was er bedurfte; es hätte von dem Ihrigen kommen, sie hätten sich selbst beschränken müssen, und es war eben recht die Zeit der Ausbildung ihrer Macht zur Landeshoheit. Ihre Vorschläge liefen darauf hinaus, Deutschland in eine Für-

stenaristokratie umzuwandeln, eine der schlechtesten von allen Verfassungsformen, und die schon damals das Königthum sammt der Volksfreiheit über den Haufen geworfen hätte. Sie erregten wie beim Kaiser, so bei den übrigen theilnehmenden Ständen gerechten Argwohn, daß ihnen, den minder mächtigen, nur ihnen die Waffen entwunden werden sollten, sodaß die sprüchwörtliche Rede entstand, dem Landfrieden sei nicht zu trauen. Die Städte hielten sich deshalb lange abgesondert. Die Bürgerschaften ihrerseits begehrten zwar öffentliche Sicherheit, waren aber doch auch bisweilen abgeneigt, Opfer zu bringen, wenn sie auch das meiste gaben, und hielten nicht fest genug zu einander. Auch der Adel wurde vom Fürstenthume eingeengt und mußte Erhebung der Königsmacht wünschen, wollte aber den gemeinen Pfennig nicht zahlen, und ebenso wenig als andere begünstigte Stände, den Bauer zur Gemeinfreiheit erhoben wissen. Weder der Kaiser, noch die Fürsten und Herren waren weitblickend und uneigennützig genug auf die Anliegen der großen Masse des Volkes auch nur insofern bedacht zu sein, daß sie ihr Theilnahme an den beabsichtigten Aenderungen im öffentlichen Wesen eingeflößt hätten, sie weckten vielmehr das Gefühl in ihr, daß es nur auf neue Erniedrigungen, Beschränkungen und Lasten für sie abgesehen sei. Die Zersplitterung, die Zertrennungen aller Art waren der Grundschaden, die offenbare Ursache, daß man keinen gesicherten Rechtszustand hatte, den Türken nicht widerstehen, der römischen Zumuthungen und Erpressungen sich nicht erwehren, das geistliche Joch nicht abwerfen konnte, und nationaler Einheit, dem Volksbegehren, stand das Sonderanliegen der Fürsten, ihre Macht dem Oberhaupte gegenüber zu erweitern, geradezu entgegen. Nicht die Volksfreiheiten waren die Gründe der Unordnung und Ohnmacht des Reichs, aber sie gerade sollten der nach Unumschränktheit trachtenden Fürstenmacht weichen. Die Ordnung, wie die Oberen sie wollten, war der Unteren Schaden, welchen auch die weitere damals in den Vordergrund tretende Frage um das Gleichgewicht der europäischen Mächte und Deutschlands Stellung unter denselben zu fern lag, und außerdem wurde auch sie aus dem Standpunkte der Fürstenanliegen und Vortheile gefaßt und behandelt. Die Masse der Nation sah hier keine hinlängliche Kraft und dort keinen lauteren Willen, darum nahm

sie keinen erheblichen Antheil an der vom Kaiser und den Großen des Reichs betriebenen Reichsreform. Alles Verlangen nach einer besseren Verfassung des Reichs und alle Versuche, eine solche zu gründen, konnten daher nicht ausreichen. Zu sehr fehlten Uneigennützigkeit und Theilnahme an den öffentlichen Dingen, politische Einsicht und praktisches Geschick in Staatssachen, sofern nicht das Einzelne, sondern das Ganze gemeint war. Die große Masse, zumal des bedrückten Landvolkes war von aller Betheiligung zu sehr ausgeschlossen, die meisten gehörten weit mehr den Genossenschaften als dem Staate an, das Lehns- und Ständegliederungswesen stellte sie eifersüchtig oder feindselig Anderen gegenüber und hielt sie vom öffentlichen Wesen fern, wie es keine lebendig wirksame Verbindung des Königs mit ihnen zuließ. Die meisten waren nicht einmal in der Lage, rechte Kunde vom Zustande der öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen, und diese Kunde, und mit ihr die politische Erkenntniß war überhaupt gering, weil sie nur Wenigen möglich war.

Man mußte sich daher auf das Nächste und Nothdürftigste beschränken, nur dahin arbeiten, daß Friede, Recht und Ordnung einigermaßen, wie es gehen wollte, ohne Heilung der Grundschäden in den Verfassungszuständen, hergestellt würden. Nach allen früheren Verhandlungen darüber verhandelte man von 1486 an noch fast ein Jahrzehend, ehe es gelang, daß man über den Landfrieden von 1495 zu Worms sich vereinigte, doch immer nur die nächstliegendste und nothwendigste Auskunft, ja eine zweideutige Abhülfe, weil das schon übermächtige Fürstenthum am meisten durch ihn gewann und so wenigstens die Aussicht auf Herstellung einer starken Centralmacht noch weiter hinausgerückt werden mußte. Indeß war es dieser „ewige" Landfriede, durch welchen Deutschland erst ein gesetzlicher Staat wurde oder zu werden anfing. Die Deutschen hatten sich auch in diesen Zeiten und Verhandlungen gezeigt, wie Luther sie späterhin beschrieb, „ein wildes Volk schwer zu etwas zu bringen, es dringe denn die äußerste Noth"[1]). Bei den Schwierigkeiten der Sache und bei ihrer ver-

1) Tischreden, Walch XXII, 2313. In den Tischreden ist ohne Frage Manches ungenau, Einzelnes falsch berichtet. Allein mir däucht, wer L. aus seinen Schriften kennt, kann unmöglich die Echtheit und den hohen

zweifelten Anlage und unvergleichlichen Geschicklichkeit, Schwierigkeiten aufzufinden, war es hart zugegangen, der Erzkanzler hatte allen Grund gehabt, die noch immer Zögernden zu erinnern, es gehe gar langsam zu, es sei wenig Fleiß und Ernst in den Ständen des Reichs vom Obern bis zum Untern und billig zum Erbarmen; es sei aber zu besorgen, wo man sich nicht anders denn bisher in die Sachen schicken und fleißiger sich zusammenstellen werde, daß eines Tages ein Fremder komme und die Deutschen alle mit eisernen Ruthen regiere. Nun aber wirkten dieselben Gründe, welche die Einigung über die wormser Beschlüsse so lange verzögert fort, nicht blos weiter greifende Entwürfe zu vereiteln, sondern selbst die Befestigung und nothdürftige Entwickelung, ja die Ausführung des Beschlossenen abermals noch einen langen Zeitraum hindurch, weit in das folgende Jahrhundert hinein zu hemmen und zu stören, obwol die Lage der Dinge und die daraus entspringende Nothwendigkeit, das Reich in Ordnung zu halten oder zu bringen, dieselbe blieb. Der Kaiser hatte die europäischen Angelegenheiten und den Nutzen seines Hauses, die Fürsten hatten ihre besonderen Anliegen im Auge, nach wie vor. Kaiser und Stände, deren viele sich nicht fügen, dem Reiche nichts geben wollten, mißtraueten einander mit Recht. Widersetzlichkeit, Krieg und Gewalt an den Grenzen — wo die Schweiz, die Ordens- und die Niederlande immer weiter vom Reiche abkamen — und im Innern dauerten fort, das kaum zu Stande gebrachte Reichsgericht löste sich wieder auf, in einem französischen Kriege Maximilian's (1498) hielten mehrere Reichsstände zum Reichsfeinde. In abermaligen Reichsversammlungen 1496, 97, 98 wurde manches Zweckmäßige beschlossen und sodann von Allem fast nichts ausgeführt. Das Ergebniß eines neuen Reichstages (zu Augsburg 1500) war eine noch größere Beschränkung der Königsmacht, und nun brach offener Zwiespalt zwischen Maximilian und den mächtigsten Ständen aus, alles Beabsichtigte und

---

Werth dieser Denkwürdigkeiten bezweifeln. Das Meiste und Allermeiste darin kann eben nur L. gesagt haben. Ich glaube gerade ihre Treue bewundern zu müssen, und stimme ganz mit dem überein, was Förstemann im Vorworte der trefflichen kritischen Ausgabe sagt, welche jetzt von ihm erscheint.

Angefangene gerieth in Stocken, man verhandelte in den nächstfolgenden Jahren wiederholt, doch glaubte Niemand mehr an die Ausführbarkeit des Gedankens, dem Reiche eine haltbare Verfassung zu geben. Eben jetzt entschied es sich, daß vom Kaiser und den Fürsten so etwas nicht mehr zu hoffen war, daß bei allen ihren Bemühungen die nöthige Einsicht und vor Allem der rechte hingebende Wille, die vaterländische Gesinnung, hinreichende Bewußtheit und Beobachtung der Pflichten ihrer Würden und Stellung gefehlt, Eigennutz und Herrschsucht bei ihnen vorgewaltet hatte, um so schlimmer, da es dem Kaiser an hohen Begriffen von der Einheit und Würde des Reichs nicht mangelte und die Stände die Nothwendigkeit, zusammenhaltende Einrichtungen zu gründen, lebhaft und deutlich empfanden, da das Oberhaupt und die Häupter die handgreifliche Erfahrung machten, daß das als nothwendig Erkannte ohne Selbstbeschränkungen nicht zu erreichen war, wozu sie sich aber dennoch nicht zu entschließen, zu ermannen vermochten. Dies Ungünstigere ergibt sich unmittelbar auch aus Ranke's Darstellung, der besten, die wir bis jetzt von diesen Vorgängen und Verhältnissen haben, im Gegensatze zu Ranke's eigenem günstigeren Urtheile[1]).

Luther's erste Lebensjahre fallen noch in jene gewaltsame eiserne, gesetz-ohnmächtige Zeit, die Zeit des Faustrechts, der allgemeinen Fehde, doch auch des zunehmenden Verlangens nach Besserung der öffentlichen Verhältnisse, großer Schwäche und lebendigeren Wiedererwachens des nationalen und politischen Sinnes wenigstens bei Einzelnen und an einzelnen Punkten. Zwölf Jahre war er alt geworden, ehe nur das Fehderecht reichsgesetzlich unbedingt aufgehoben wurde. Die Abgeschlossenheit der Stände begann einer minder schroffen Trennung zu weichen, bestand aber noch, wies Jedem seine Thätigkeit an oder engte ihm doch den Raum derselben ein und beschränkte seinen Gesichtskreis ebenso sehr, wie das Leben in der Sonderung der Land- und Genossenschaft und deren engen Verhältnissen. Das Alles mußte die freie Entfaltung der Kräfte und Anlagen hemmen, wie es der edleren Her-

1) K. A. Menzel, Gesch. der Deutschen, VIII, 127. Zöpfl, Deutsche Staats- und Rechtsgesch., I, 215. Eichhorn a. a. O. III, 123. Pfister a. a. O. III, 587. ff. Ranke a. a. O. I, 84 ff. 190.

zensbildung, der Bildung zur Humanität entgegenstand. Auf der anderen Seite waren diese Zustände sehr geeignet, die Kräfte zu üben und zu erhöhen, Rüstigkeit, Rührigkeit, Selbstgefühl, einen tapfern kriegerischen Sinn, eine harte entschlossene, männliche freie Sinnesart in den begünstigten Ständen — denn von den „armen Leuten" soll dabei noch nicht die Rede sein — den groben Waldrechter, den „harten, scharfen Arzt" auszubilden, den, wie Erasmus sagte, Gott der Welt zu einer Zeit gab, wo große und schwere Gebrechen überhand genommen. Sie trugen die Gefahr in sich, die in ihnen Aufwachsenden in eine wüste Zerfahrenheit, den Hang zu Gewalt und eigensinniger Selbstbestimmung hineinzuleiten. Ihr zu entgehen war nicht leicht, so wenig beschränkten Gesetz, Gesetzeskraft, Sitte und Denkweise die Willkür. In der ganzen Zeit lag das Bedürfniß und sie förderte die Hinneigung kräftiger Persönlichkeiten, in sich selbst einen Vereinigungspunkt aufzustellen, durch ihren Willen die Schwäche des Gesetzes zu ergänzen, ihn geradezu an die Stelle des letzteren zu setzen, oder doch durch ihn zu erzielen, wofür ein gemeinschaftliches, freies Uebereinkommen nicht zu erlangen. Ist Luther eben in dieser Beziehung groß geworden, so liegt es vor Augen, daß es die Zeit war, die ihn dazu erzog, und wenn so viel Abneigung gegen wüstes Wesen und rohe Gewalt und Willkür sich in ihm entwickelte, so war sie es doch auch wieder, welche dies Alles in den schärfer Hindurchblickenden und Bessergearteten leicht erzeugen konnte, und insofern begünstigte, als sie den Mangel an Ordnung und Unterordnung des Einzelnen in einem gesicherten Rechtszustande so fühlbar machte. Aus den Beobachtungen und Eindrücken der gewaltsamen Zeit stammten solche harte Grundsätze und Aeußerungen von ihm, die Obrigkeit müsse den Pöbel, Herrn Omnes, treiben, schlagen, würgen, henken, brennen, köpfen und radebrechen, daß man sie fürchte und das Volk also im Zaume gehalten werde, denn es werde nichts daraus, wenn man das Gesetz nicht mit der Faust ins Werk treibe, und in der Welt würde nichts sein als Raub und Mord und Todtschlag, daß Keiner vor dem Andern sicher wäre, wenn keine Strafe folgte[1]). Ebenso verhielt es sich mit dem Patriotismus und dem

1) Kirchenpostille, Plochm. XV, 258.

Nationalstolze, wovon er sich schon früh erfüllt zeigt. Die deutschen Verhältnisse waren der Entstehung, Erstarkung und Bewahrung gemeinsinniger und vaterländischer Richtung ungünstig genug, allein doch auch wieder, ob auch nur bei Einzelnen, förderlich. Dies nicht blos dadurch, daß die Bande des allgemeinen Priesterstaates erschlafft waren und das Papstthum soviel Unwillen erregte: eben die Erbärmlichkeit des Regiments und die Unehre und Hülflosigkeit der Nation rief bei Vielen den Gegensatz volksthümlicher Sinnesart und einer patriotisch begeisterten Stimmung um so mehr hervor. Wir sehen die ganze feurige, die bessere Jugend namentlich davon ergriffen. Jene Zeit wußte von dem verflachenden und abschwächenden Weltbürgerthume, worin sich spätere gefielen, noch nichts; schärfer und ureigner war noch das deutsche Wesen vom fremdländischen geschieden, geringer noch die Nachäfferei, die Abhängigkeit vom Geiste anderer Völker, unvermischter, unverdorbener und gepflegter die heimische Art und Sitte. Der Einfluß, den das Ausland, z. B. Italien, übte, war großentheils ein abstoßender, in deutscher Art vielleicht eher befestigend als verwälschend. Daher denn, daß eben damals die besten Patrioten aufwuchsen, und daß das deutsche Gefühl um so lebendiger in ihnen erwachte, je näher sie in Berührung mit dem wälschen Wesen kamen, wie es eben auch bei Luther der Fall war, der nie die mindeste Hinneigung zum Fremdländischen — sofern er nicht von der kirchlichen Seite her und durch klassische Studien damit erfüllt wurde — und stets die innigste, selbst eigensinnig und einseitig werdende Liebe und Achtung des Heimischen zeigte, nur Deutsches in sich ganz durchbildete, das Fremde, Romanische, theils ganz in sich umwandelte, theils und noch mehr ablehnte, von der Denkart, Sitte und Wissenschaft bis zu den Genüssen, Trachten und Erzeugnissen anderer Nationen und Länder.

Wir dürfen ferner nicht vergessen, daß die Nation auch Viel besaß, dessen sie sich freuen, worauf sie mit Recht stolz sein und woran sie Liebe zum Vaterlande und Vaterländischen nähren konnte: tüchtige Männer, Wehrhaftigkeit, persönliche Tapferkeit und so manche Kerntugend, eine große, in der Erinnerung noch lebendige Vergangenheit, bedeutende politische und bürgerliche Freiheiten und Rechte, obwol nicht allgemein und noch weniger gleich vertheilt, Freiheitssinn und Freiheitsstolz bis zu dem Ue-

bermaße der alten Unart und Unverständigkeit, den Eigenwillen und die persönliche Selbständigkeit über die zu aller Gemeinsamkeit und Ordnung nothwendigen Beschränkungen zu setzen; wenigstens für Viele auch in den mittleren Ständen Raum zur Theilnahme am gesammten öffentlichen, am Reichswesen, für noch viel Mehrere doch an den Angelegenheiten des Landes, der Gemeinde, der Genossenschaft; weiter im Einzelnen gedeihliche, vergleichungsweise glückliche, durch Bewegung selbst förderliche Zustände, blühende Städte, Aufschwung der Wissenschaften, dessen Anfänge eben in dieser Zeit liegen, Auszeichnung in Künsten und Erfindungen, hier nur die folgenreichen des Buchdrucks, der Mittel einer neuen Kriegsführung zu nennen, die so wesentlich den Uebergang in eine neue und den Abschluß der alten Zeit bedingten. Freilich, wenn sich Viele bei Sicherheit und Gedeihen in einzelnen engeren Kreisen so wohl fühlten, und wenn die damaligen Zustände um dieses Gedeihens willen so sehr gepriesen worden sind, so setzte auch dies eine beträchtliche Abgeschwächtheit der nationalen Gemeinsinnigkeit und Ehrliebe voraus, eine Schwäche, die gewiß vorhanden, wo es nicht gefühlt wurde, daß ein solches Gedeihen und Wohlbefinden mit dem Verfall des Ganzen theuer erkauft und durch ihn gefährdet war, wo man nicht genug dawider that oder es übersah, daß dem Reiche große Gebiete abhanden kamen, und daß in andern unter Einfällen auswärtiger Feinde, ja bloßer Raubhorden das Land verwüstet, die Landsleute geschlachtet und geschändet wurden.

Endlich haben wir noch insbesondere Folgendes zu beachten. Der alte Stolz der Deutschen, das große römische Reich deutscher Nation und das Kaiserthum, das da in Hoheit und Würde neben der Kirche berufen sei zur Herrschaft und zum Schiedsrichterthume über alle Welt, und in dem jede weltliche Gewalt sich reinige und verkläre, alles Vereinzelte seinen Träger finde, und wie von einem höheren Lebensgeiste und Lebensgrunde durchdrungen und erhalten werde, wie ein Friedrich II. es gedacht — Reich und Kaiserthum bestanden doch dem Namen und den Formen nach noch völlig. Die seltenste Tüchtigkeit, die edelsten Gefühle und die größesten Gedanken, worauf sich eine staatliche Schöpfung nur erbauen mag, hatten doch bei seiner Aufrichtung zum Grunde gelegen und waren noch so wenig ganz entschwunden, als die Er-

innerungen an die Zeiten seines Glanzes und seiner Macht. Die Anlage war darin gewesen zu einem eben so wunderſamen Bau, wie der Prieſterſtaat des Mittelalters ihn darſtellt, und ſie war noch in ihm, ſo weit es jetzt von ihr abgewichen, ja mit ſeinen Grundlagen und Abſehen: Macht, Ordnung, Friede, Freiheit, Treue und Sitte, Billigkeit und Recht in Widerſpruch getreten war. Man betrachtete den Kaiſer noch immer als den oberſten Lehns- und Gerichtsherren, der allem Beſitzthume die Weihe der höchſten Beſtätigung, jedem Rechte die höchſte Gewährleiſtung verleihe; als den Nachfolger der altrömiſchen Cäſaren, das weltliche Oberhaupt der Chriſtenheit, dem von Rechtswegen die übrigen chriſtlichen Könige unterworfen ſeien, als weltliches Haupt, Schützer und Voigt der ganzen Chriſtenheit. So, wie Sigismund, er, der zu Koſtnitz die Anſprüche des Kaiſerthums über alle andere Königthümer aufgegeben, als „der Welt Herr" geſtorben war, wurde Friedrich III. wol von denſelben Rittern und Landherren, die ihn befehdeten, als Oberhaupt aller chriſtlichen Völker auf den Knien verehrt. Wer ohne tieferen Einblick ſeine Krönungspracht zu Aachen 1442 geſehen, mußte den Eindruck vom Könige der Deutſchen als einem gewaltigen Herrſcher empfangen haben, und ältere Leute hätten dem Knaben Luther noch davon erzählen können. Als drei Jahre nach des letztern Geburt Maximilian zum römiſchen Könige erwählt wurde, beobachteten die Fürſten die Gebräuche und Formen des Kaiſerthums, trotz der bedrängten Zeiten, ſo ängſtlich genau, als wären die Zeiten ſeiner alten Herrlichkeit von Karl dem Großen noch geweſen, an deſſen Grabe ſie kurz zuvor Weihnacht gefeiert. Die Kurfürſten ſahen ſich als die Nachfolger des römiſchen Senates an, die gelehrten Juriſten halfen, was ſie vermochten, ſowol verwirrend als befeſtigend, daß die Beſtimmungen des altrömiſchen Kaiſerrechts über die Majeſtät der Imperatoren auf die deutſchen Kaiſer im Begriff übertragen wurden, und daß das altrömiſche, das mit dem deutſchen Rechte, als wäre beides einerlei, verwechſelte Kaiſerrecht wenigſtens inſofern als Geſetz für das deutſche Reich gelten mußte, daß die Vorſtellung im Gange blieb, der Kaiſer ſei Urquell und Inhaber alles Rechts, wie denn auch das höchſte Gericht des Reichs an ſein Hoflager gebunden war. Das Kaiſerthum war im Gedankenkreiſe der Deutſchen noch eine noth-

wendige Voraussetzung, eine unentbehrliche und geheiligte Würde war es ihnen, in einer besonderen Beziehung zu ihm dachten und fühlten sie sich, Fürsten und Volk, die der Christenheit das weltliche Oberhaupt aus ihrer Mitte gaben. Vom Größesten bis zum Kleinsten suchte Jeder die Bestätigung seiner Rechte, seines Besitzstandes beim ohnmächtigen Kaiser. Es fehlte nicht an dem herkömmlichen Prunke bei den Belehnungen, welche Maximilian den Kurfürsten ertheilte, und wodurch er mehr ihre Uebermacht bekräftigte, als seine Oberlehnsherrlichkeit erwies. Alle wichtigen deutschen Sachen wurden doch noch in Reichsversammlungen wenigstens verhandelt, in welchen der Kaiser und die Stände persönlich erschienen, obwol es sich einschlich, daß sie sich durch Abgeordnete vertreten ließen. Selbst Polizeigesetze, wie über das unmäßige Zutrinken, die Kleiderpracht u. dgl., wurden eben in dieser Zeit sehr angelegentlich auf den Reichstagen berathen und im Namen des Reichs verkündet, als wäre das letztere ein Staat, der selbst über das Privatleben seiner Unterthanen gesetzgeberische Macht übe. Das Reich bewilligte und schrieb allgemeine Auflagen aus, wie wenig davon auch einging. Es erschienen wol noch auf einem Reichstage Gesandte fremder Königreiche, Ungern und Polen, mit Hülfsgesuchen wider die Türken, deren das Reich sich freilich selbst nicht zu erwehren im Stande war. Große Entwickelungen, Thaten, Erfolge wurden lange von Maximilian erwartet, daß er Recht und Frieden im Reiche herstellen, die Grenzen gegen die Reichsfeinde sichern, das Reich und Kaiserthum aus seinem Verfalle wieder emporheben werde. Er hatte schon in seiner Jugend gesagt, daß er König des Volkes, nicht des Geldes werden wolle, er meinte beim Antritt seiner Regierung, gesetzlich der Nachfolger und Machterbe seiner Vorgänger, der gewaltigen Kaiser zu sein, und in Wahrheit besaß er neben Lust und Geschick zu ritterlichen Thaten den Herrschaftstitel, im Amt und der Würde des Kaiserthums den Anspruch darauf, die Gewalt, welche auch eine, blos auf der Vorstellung beruhende Macht gibt, und dem Anspruche kamen eine günstige Stimmung im Volke und die Allen, von den Fürsten bis zu den Niedrigsten noch immer inwohnenden dunkeln Begriffe von dem Rechte, der Macht und Herrlichkeit des Kaiserthums entgegen, so sehr dasselbe sich auch selbst erniedrigt hatte und in der Meinung gesun-

ken war. Wenn diese geschichtlichen Gefühle und Ueberlieferungen noch überall so lebendig waren, wenn selbst die Fürsten zum Gehorsame des Reichs sich doch noch durchaus verpflichtet hielten, die ihn so oft brachen, wenn sie an die Wirklichkeit des alten Kaiserthums glaubten, zum wenigsten oft so sprachen und bisweilen auch so handelten, als ob sie daran glaubten, die dessen Nichtwirklichkeit oder Schemenmäßigkeit in unmittelbarer Nähe sahen; wenn sie das Kaiserthum verehrten, während sie den Kaiser erniedrigten; wenn Maximilian, der Sohn des Schattenkönigs, und von Kindheit Zeuge der Ohnmacht des Kaiserthums, daran denken konnte, dasselbe wiederum zu erhöhen; wenn der König und seine politischen Räthe, die Juristen und die Reichsstände selbst in so unklaren, irrigen und leeren Vorstellungen von der wahren Lage der Dinge lebten, so darf man sich nicht wundern, daß das Volk das Kaiserthum aus der Ferne noch immer anstaunte, noch weit ernstlicher verehrte und sich unsäglich darüber täuschte. Die alte Art und Unart der Deutschen, das Gegensätzliche darin, daß sie so ungeneigt als ungeschickt waren, sich zum Staatszwecke hinlänglich zu einen, einem Gemeinschaftlichen und Allgemeinen, einer öffentlichen Macht sich auf die Dauer zu unterwerfen, und daß ein so tiefer Rechts- und Ordnungssinn in ihnen lebte, der sie zugleich mit der lebendigsten Abneigung erfüllte, irgend etwas ohne die geordneten Gewalten, die Häupter zu thun — es könnte sich nicht schärfer aussprechen, als in ihrer damaligen Zerfallenheit und Vereinzelung auf der einen und in ihrem zähen Festhalten auf der anderen Seite an der hergebrachten Rechts- und Reichsordnung, selbst am Schatten und Scheine der zerrütteten, in der Wirklichkeit entschwundenen, wie man fast sagen könnte. Ihr unpraktischer Sinn, ihr Hang zu Selbsttäuschungen bei den öffentlichen Dingen und Anliegen zeigt sich darin, die Folge des Mangels wahrer politischer Einsicht und die Ursache dazu nur schwer zu gelangen; ihre Bescheidung trotz wirklicher Verkommenheit bei leeren Einbildungen, die Folge von Trägheit, von Unaufgelegtheit zum Handeln in allen Beziehungen zum öffentlichen Wesen, und die Ursache, die Schlaffheit zu verlängern[1]).

1) Ranke a. a. O. I, 52 ff. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen, III, 521. K. A. Menzel a. a. O. VII, 156, 214, VIII, 127, 266 f. 284, 256.

Wie tief das Alles, worin Luther aufwuchs, bei ihm einwirkte, ist vielfach leicht zu erkennen. Wir werden zum Theil noch darauf hingeführt werden, auf Einiges will ich vorläufig andeutend hinweisen. Patriotisch war er lebenslang gesinnt, durch und durch. Es wird weiter unten die Rede davon sein, daß das Papstthum schon seit langer Zeit gleich dem Kaiserthume seine Stellung zum Reiche benutzte, die Nation zu fremden Zwekken zu mißbrauchen. Die deutsche Vaterlandsliebe und das deutsche Volksgefühl legte vielleicht die ersten, ohne Frage sehr starke Keime seines Hasses gegen Rom in sein Gemüth, und gehörte zu den wesentlichsten Beweggründen seines Abfalls und des Kampfes, der sein späteres Leben ausfüllt. Von patriotischer Vorliebe für das deutsche Volk, die deutsche Verfassung und nationale Einheit und von patriotischer Abneigung gegen die Fehde, die gewaltsame Selbsthülfe, den Bürgerkrieg sehen wir ihn so sehr erfüllt, daß sie selbst die Leidenschaft für die religiöse Angelegenheit in ihm überwiegt. Seine Klagen über die entschwundene Einheit und Macht und Herrlichkeit des Reichs, sein Rühmen der alten Kaiser und der alten Tugenden, sein Schelten auf die Reichstage, auf die Deutschen, seine Anstrengungen in dem Absehen und Bewußtsein für sie zu arbeiten und zu kämpfen, seine dringenden Mahnungen und sorglichen Warnungen: das Alles athmet den patriotischen Sinn, den er schon in der Kindheit einsog. „Germania ist eine schöne Nation, Deutschland ist ein sehr gut Land, hat Alles genug, was man haben soll, zu erhalten dies Leben reichlich, ist mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm nur an einem guten Haupt und Regenten. — Siehe das römische Reich an, wie fein es gefaßt und verschränkt ist, nicht allein mit großer Gewalt und Macht, sondern auch mit Gesetzen und Rechten. — Deutschland hat bis daher mehr Freiheit gehabt, denn andere Königreiche und Lande, Frankreich, Hispanien, Wälschland. — Keine schädlichere Plage in Regimenten und Landen, als Zertrennungen aus nichtigen Ursachen; sie machen uns Deutsche müde und matt, nehmen uns ein Land nach dem anderen ein“[1]). Von diesen und ähnlichen Aeußerungen sind

1) Tischreden, Walch, XXII, 2346 f. Auslegung des 2. Psalms zu V. 8, Walch, V, 211. Auslegung der Genesis zu Kap. 47, V. 13 f. Walch, II, 2662.

seine Schriften voll. Die zahlreichen über Maximilian zeigen, daß ihm das Bild des ritterlichen Kaisers stets in dem romantischen Lichte vorschwebte, wie er es in der Jugend aufgefaßt. Da er ein junger Knabe gewesen, sagt er, hätten fromme, weise, großmüthige Fürsten regiert, und er nennt als den ersten unter ihnen Maximilian[1]). Doch auch von seinem und seiner Sache großen Gegner Karl V. sprach er fast nur mit Hoffnung und Vertrauen. Nichts konnte ihn mehr verdrießen, als wenn von den Deutschen und ihrem Kaiser „gering geredet" wurde, im Vergleich mit anderen Nationen und Mächten[2]). Kaiser und Reich blieben ihm bis zur letzten Stunde Größen, zu denen er mit der tiefsten Verehrung und Liebe aufschaute, Allgemeinheiten, die er freilich nur mit Empfindung zu füllen, denen auch er einen wahrhaften Inhalt nicht zu geben wußte. Wenn er späterhin gewaffneten Widerstand gegen den Kaiser zuließ, ja in dem Falle kaiserlicher Rechtsüberschreitung und Gewaltmißbrauches selbst gebot, so sehen wir darin die durch biblische Vorstellungen lange bei ihm niedergehaltenen altdeutschen, aus der deutschen Verfassung und dem öffentlichen deutschen Leben herstammenden Begriffe und Freiheits- und Selbstbestimmungsgewohnheiten und Neigungen in ihm wiederaufleben, die von früher Kindheit in ihm eingewurzelt waren. Doch unvertilgbar lebt in ihm die Ehrfurcht vor der Würde und den Ordnungen des Reichs, selbst für das Obsiegen der Sache seiner innersten Ueberzeugung, seines Lebens mag er den Erfolg verheißenden Beistand einer gewaltsamen Volksbewegung nicht benutzen und kehrt immer wieder zu dem zuletzt offenbar vergeblichen Gedanken zurück, von welchem er ausgegangen, die Reform und Einigung herbeizuführen durch die Häupter, die Versammlungen der Vertreter der Nation. Selbst, wo es sich um bedeutende Nachtheile und Gefahren seiner Partei handelte, lautete seine Stimme, man solle nicht „eine kleine Sünde oder ein kleines Unrecht höher achten, denn ganz Deutschlands große schreckliche Gefahr"[3]). So sehr war ihm Krieg und

---

1) Tischreden, Walch, XXII, 2128.

2) Tischreden, Walch, XXII, 2321.

3) Rathschlag und Bedenken, die Friedenshandlung zu Nürnberg betreffend. Walch XVI, 2220.

Gewalt im Reiche zuwider, daß seine politischen Rathschläge bis zur offenbarsten politischen Unklugheit gingen. Mochte zunächst nur die feindselige kaiserliche und östreichische Macht durch die Türken bedroht werden, mochte eben hierin Vortheil und Sicherheit der Evangelischen beruhen, er mahnte zum Türkenkriege, und zitterten Andere bei dem Gedanken, daß der Kaiser jeden Feind besiegen und dann die Waffen wider die Evangelischen kehren würde, so sprach er unbekümmert aus tiefstem Herzensgrunde den Wunsch aus, Gott möchte geben, daß der Kaiser Konstantinopel erobere[1]). Deutlich sieht man es seinen gesammten politischen Ansichten an, daß die dunkeln Volksvorstellungen sich ihm tief eingeprägt hatten, und nie verloren sie die Herrschaft bei ihm. Lebenslang umfingen ihn die verworrenen Vorstellungen, jene Täuschungen, in welchen er aufgewachsen war. Nur in der Kindheit und Jugend kann eine so poetische Politik eingesogen werden, nur in einer so unstaatssinnigen Nation sich bei Denkenden und Theilnehmenden in den Mannesjahren erhalten. Die volksmäßigen Begriffe vom Reiche und Kaiserthume lenkten auf das Ganze hin, begründeten eine großartige Anschauung von der Nation und dem deutschen Staatswesen, die wirklichen Verhältnisse erschwerten es dann aber eben so sehr, diese Begriffe zur Anwendung zu bringen, als die irrthümliche Vorstellung ein Hinderniß bildete, die Wirklichkeit zu erkennen wie sie war. Unendlich schwer war es, daß unter den Deutschen jener Zeit, die in ihren öffentlichen Angelegenheiten sich wenig zurechtzufinden wußten und zu einem genügenden staatlichen Gestalten es nicht brachten, bei den wirren Verhältnissen und Ansichten der Zeit im Einzelnen Theilnahme am großen Gemeinwesen, Staatssinn, ja nur wahre Kunde der Lage der Dinge, Neigung und Geschick zum öffentlichen Wirken, Vertrauen zum Erfolge eines solchen sich entwickelten. In der That sehen wir, daß es auch bei Luther erst spät und in geringerem Maße der Fall war, daß ihm ein Licht über die dringenden politischen Bedürfnisse der Nation erst dann aufging, als er sich längst mit ganzer Kraft auf die geistliche Seite geworfen. Auf keine anderen, als die damaligen deutschen Verhältnisse, die politischen insbesondere, läßt sich mit vol-

1) De Wette IV, 629.

lerer Wahrheit die allgemeine Betrachtung anwenden, daß sich durch Berathung und Gleichgewicht nicht viel erreichen läßt und daß nur eine überwiegende Kraft und ein fester Wille haltbare Gründungen zu vollziehen vermag[1]). In Luther war eine solche Kraft, ein solcher Wille, nahm aber die Richtung nicht auf den Staat. Freilich faßte er den Gedanken der Nothwendigkeit einer politischen Reformation, nothwendig schon um der kirchlichen willen, die in Deutschland ohne Reichsreform nicht völlig durchzuführen war, früh genug lebhaft und vollkräftig auf, erkannte deutlich, daß auch das weltliche Recht „eine Wildniß geworden sei." Die Schrift an den Kaiser und Adel deutscher Nation von 1520 beweist es[2]). Allein die Nation kam ihm nicht genug entgegen, kein Stand, kein Staatsmann ergänzte, was ihm mangelte. Späterhin ließ er jenen Gedanken zwar nicht gänzlich, aber doch seitwärts liegen, er wurde nicht viel heller, verdunkelte sich bisweilen in ihm, mehr als einmal fühlte er sich genöthigt, der Ausführung — der revolutionären — entgegenzutreten. Indeß verlor er sie nie ganz aus den Augen. Wir haben von ihm ein sinnschweres Wort. Ihn dünke allerdings zuweilen, sagt er in der Auslegung des 101. Psalms (von 1534), daß die Regimente und Juristen wol auch eines Luther's bedürften; nur hatte er große Bedenken dabei. Ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, würde es dreimal verheert sein, meinte er. Er besorgte, die Regimente und Juristen möchten einen Müntzer bekommen statt eines Luther, wollte und konnte deshalb auch nicht wünschen, daß sie einen solchen bekämen, und rieth, daß man („weil wir leben") am Reiche flicken und pletzen möge, wer da könne. Er hätte sonst nichts dawider gehabt. „Wer es besser machen kann, zu dem setze ich mein arm Pater noster von Herzen gerne. Wenn ich nur das Amen könnte auch hinan setzen." Ein Luther zu werden für die Kirche und das Reich zugleich, wäre zuviel gewesen für das Maß einer menschlichen Kraft. Es reuete ihn nie, daß er es für die erstere geworden war. „Gott achtet nicht so groß das weltliche Regiment

1) Ranke a. a. O. I, 191.

2) Plochm. XXI, 347.

als sein eigenes ewiges, der Kirchen Regiment“ [1]). Wir werden unten auf Das kommen, was bei ihm noch mehr dahin drängte, daß er auf die religiöse Seite sich warf und sein nächstes Absehen und den besten Theil seiner Kraft auf die innere geistige Befreiung und die Einigung der Nation im Hinstreben nach ihr richtete. Erst wenn die Nation selbst innerlich frei geworden, meinte er, könne das wahrhafte deutsche Kaiserthum aufgerichtet werden. Die Wahrheit, welche darin lag, ist gewiß nicht zu verkennen. Auch liegt es vor Augen und konnte nicht anders sein, daß die geistige und religiöse Bewegung im deutschen Volke, die er in die Hand nahm, zugleich auch zur nationalen und politischen Einigung hintrieb, und daß der geistigen und religiösen Befreiung, Voderen erkämpfer er war, die nationale folgte, die politische und bürgerliche folgen muß. Doch selbst die kirchliche Reformation blieb schon deshalb unvollendet, weil die politische nicht gleichen Schritt hielt, und nicht selten drängte der Gedanke in seinen späteren Jahren sich ihm auf. Wenn „große Juristen und Hofleute und seine gute vertraute Freunde um ihn waren“ und zu politisiren anfingen, so pflegte er sich in Betrachtungen zu ergehen wie die, daß die Höfe, die Staatskunst, die öffentlichen Zustände sich nur verschlimmerten, daß die Durchführung der Reformation dadurch ein ewiges Hinderniß finde, und da sagte er dann wol scherzend: „wir müssen Himmel und Erde reformiren helfen“ [2]). Indeß wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß die geistliche Seite damals zunächst eines Luther's bedurfte, und das Thatsächliche ist, daß er eben, indem er auf sie sich warf, der Mann der Zeit und der Nation geworden. Doch bleibt auch das gewiß, daß die Schwäche der letztern im Politischen äußerst nachtheilig selbst auf seine religiös-reformatorische Thätigkeit gewirkt, und daß er sie getheilt und sich nur hervorgethan hat durch edle, vaterländische Gesinnung, nicht aber die politische Einsicht, durch die so manche große Päpste und Kleriker hervorragten und von welcher ein höheres Maß ihm und der Nation in jener entscheidenden Stunde so sehr zu wünschen gewesen wäre. Es lag nicht in der Art und Richtung der

1) Walch V, 1283.

2) Mathesius, 12. Predigt.

Zeit Staatssinn und Staatsmänner zu bilden, und er ist ein treuer Abdruck auch dieses ihres Gebrechens. Eben damals fand, wollte man das in Anschlag bringen, die neuzeitige Politik des rechnenden Verstandes und Macchiavelli's breiten Eingang. Sie widerstrebte dem deutschen Volksgemüthe so sehr, daß das Volk sie kaum kennen lernte, die unverstandne unwillig ablehnte, sich lieber von ihr betrügen ließ, als daß es auch nur zum Selbstschutze Gebrauch davon hätte machen mögen. Dem Volksmanne Luther war sie stets Gegenstand des Hasses und der Verachtung, „die wälschen Praktiken und Finanzen." Die seinige blieb fest hängen in den gläubigen Vorstellungen und Träumen vom Reiche und Kaiserthume, in welchen das Gemüth des Mittelalters und deutschen Volkes sich ausspricht, während die Politiker, die Fürsten und deren Räthe durch dieselben ihre unpatriotische und undeutsche, vielfach erfolgreiche Verstandespolitik sich wenigstens auch noch vielfach verderben ließen. Den mittleren Weg fand Keiner, der groß genug gewesen wäre, die Nation auf ihn hinzuleiten und ihr als Führer darauf voranzugehen.

Thüringische Abstammung.

Wer weiß es nicht, von welcher Bedeutung die Eigenthümlichkeit der Volksstämme in der Geschichte der Deutschen von jeher gewesen ist! Auch in den Bewegungen wurde sie vielfach bedeutsam, die an Luther's Wirksamkeit sich anknüpfen. Seine Stammes- und Landesherkunft erklärt nicht wenig in seinen Verhältnissen, seiner Persönlichkeit; setzt nicht selten seine Sitte und Lebensweise, seine Ansichten und Handlungen, Eigenthümlichkeiten und Aeußerungen in ein helleres Licht. Schon das ist bedeutungsvoll, daß er, einem deutschen Kernstamme und dem innersten deutschen Gebiete entsprossen, um so näher befähigt war die deutsche Art in sich durchzubilden, und alle Stämme und Stammeseigenheiten nach Sprache, Denkart, Anliegen und Zielpunkten in sich selbst gleichsam zu vermitteln. Es wird daher nicht unnothwendig erscheinen, wenn wir jetzt auch Thüringen, Land und Volk, überblicken, um auf Einflüsse, die von seiner Kindheit an auf ihn einwirken mußten, und auf Beziehungen hinzudeuten, die wir

nicht versäumen dürfen, schon bei seiner jugendlichen Entwickelung zu beachten. Fügen wir noch einiges Weitere, aus dieser Rücksicht noch nicht hierher Gehörige im Zusammenhange hinzu, so gewinnen wir um so mehr für die Erzählung späterer Vorgänge in seinem Lebenslaufe eine Grundlage, auf welche wir an den betreffenden Orten um so bequemer zurückweisen können.

Zu der Zeit, in welcher er heranwuchs, war „Thüringen" längst keine geographische Bezeichnung mehr. Man hatte sich schon gewöhnt, den größten Theil des Landes und Volkes Sachsen zu nennen. So erklärt sich's, daß er einmal — freilich nur nach einem Bericht bei Ericeus — äußerte, er sei kein Thüringer, sondern ein Sachse[1]). In der Schrift: Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können? (1526) sagt er, seine „Landsleute," die „Härzlinge," hätten ein Sprüchwort: ich habe je währle gehort, wer schlägt, wird wieder geschlagen[2]). Es ist schon aus oben Gesagtem erklärlich und wird im Folgenden noch mehr seine Erklärung finden, weshalb er sich zu den Harzern zählen konnte, während er ohne Frage von thüringischer Abstammung war. Auch hat er in Thüringens Städten, ein einziges Jahr ausgenommen, seine Kindheit und Jugend bis fast zum Mannesalter verlebt.

Durch die Beschaffenheit des Landes, seine Fruchtbarkeit und seinen Anbau, eine meist schöne und zum Theil große Natur, seinen Reichthum an Geschichte und Sagen, die Verhältnisse und Art seiner Bewohner, die Menge seiner geistlichen Anstalten — schon hierdurch war es nicht wenig geeignet, zu vielfacher Thätigkeit und Ausbildung anzuspornen, starke, tüchtige, freigesinnte Menschen zu bilden, Geist und Gemüth, den poetischen, geschichtlichen, vaterländischen, vor Allem den religiösen und kirchlichen Sinn zu wecken und zu nähren. Fruchtbare Ebenen und Flußthäler wechseln mit Hügeln, Gebirg, köstlichen Waldungen. Das Land ist ganz dazu geartet, durch menschlichen Fleiß zu einem

---

1) *Ericeus*, Sylvulae, 137 f. Ebenso in einer Handschrift der wolfenb. Bibliothek, betitelt: Quaedam insignia obiter excepta ex ore D. M. Lutheri pp. die auch sonst gerade die zweifelhaften Angaben hat, welche man bei Ericeus findet.

2) Plochm. XXII, 273.

Garten gemacht zu werden. Doch Fleiß und Arbeit dürfen nicht fehlen. Luther spricht selbst wol davon, Thüringerland habe ein schwarz schleimig Erdreich, das bei nasser Witterung den Fuhrleuten schwer zu fahren, bösen Weg mache. Im Westreich und Niederlande sei das Erdreich wässerig; „sind aber gute Aecker, setzt er hinzu, köstlich Vieh, das gute Milch gibt in Menge. Das will gut wacker und fleißig Gesinde haben, das sein wohl wartet, nicht verschlafen sein darf, denn die Melkerinnen sollen singen, daß sie nicht schlafen und die Kühe verderben“ [1]). Emsig wurde die zugleich religiös und besonnen stimmende Landwirthschaft betrieben. Auch der Bergbau, Gewerbe und Handel waren im Schwunge und nahmen die Geistes- und Leibeskräfte in Anspruch. Fleißige, rührige, kräftige und muthige Menschen, offene Köpfe, behaglich und verständig, aufgeweckten und heitern Sinnes, den Genuß nach der Arbeit liebend, genügsam, gesellig und gastlich, ein treues, gutmüthiges und biederes deutsches Kernvolk waren die Thüringer im 16. Jahrhundert, wie sie es noch sind. So recht deutsch, waren sie ruhig, nüchtern und zugleich erregbar, doch in eine heftige Bewegung, den den Italienern so verwunderlichen und bisweilen empfindlichen furor tedesco, das eigenthümliche deutsche, sehr ernstliche Aufbrausen, nur durch Eindrücke, die das Gemüth überwältigen, zu bringen. So zeigten sie sich namentlich in der Reformationszeit, im Bauernkriege.

Wir finden alle diese Züge bei Luther wieder; ich will nur an seinen unverwüstlichen gesunden Verstand, seine besonnene Ruhe und die stürmische Heftigkeit erinnern, die unter gemüthbewältigenden Eindrücken mit einer solchen Gewalt in ihm erwachte. Freude an der Natur lag so recht in seiner Art. So fein als lebhaft war der Sinn für sie bei ihm. Seine Neigung, sie zu beobachten, zu wandern, blieb immer gleich groß. Stets liebte er es, sich im Freien zu ergehen. Seine Predigten, seine schriftauslegenden Bücher sind voll von Gleichnissen, Bildern, Hindeutungen, die ihn als Freund und Kenner der Natur zeigen, der sich anhaltend mit ihr beschäftigt, innigst mit ihr vertraut gemacht. Deutlich sieht man es schon seiner Bibelüberse-

1) Tischreden, Walch XXII, 2355.

tzung an. Nur mit seinem Naturſinn und seiner damit im engſten Zuſammenhange ſtehenden poetiſchen Anlage konnte er die Pſalmen — dieſe hier vor Allen zu nennen — ſo übertragen. Auch von dieſer Seite war es wol nicht ganz bedeutungslos, daß er, umgeben von Thüringens ſchönſter, ihm ſeit den Schuljahren bekannter Natur, auf der Wartburg, die Bibelüberſetzung begann. Die mönchiſche Anſicht erblickte nur Verderbtes und Verdammliches in der Natur. Aber ſo tief ſie in ihn hineinwuchs, die Liebe zu der letztern tilgte ſie in ihm nicht aus, und dieſe Liebe und Verehrung läßt ſich eben, wie ſein dichteriſcher Sinn, in ſeine Theologie, ſeine Myſtik, ſeine geiſtliche Beredtſamkeit und deren ſchönſte und gewaltigſte Wirkungen verfolgen.

Die Urgeſchichte Thüringens verliert ſich in einen reichen Sagenkreis. Die Sage begleitet auch die urkundliche Geſchichte noch lange Zeiträume, knüpft ſich, Berg und Wald, Feld und Gewäſſer, Alles bis zum Innern der Erde belebend, faſt in keiner deutſchen Landſchaft ſo reich, an zahlreiche Punkte an, wie an den hohen Wartberg, nahe genug bei Möhra, an den Hörſelberg, nicht weit von Eiſenach, wo ſie vom wilden Jäger, Frau Venus, dem Tanhäuſer, treuen Eckart berichtet. Noch jetzt iſt ſie im Volke nicht gänzlich verſchollen; im 15. Jahrhundert war ſie noch ungleich lebendiger. Manche Spur weist darauf hin, daß Luther wohlbekannt mit ihr geworden war. So ſpricht er wol von Frau Venus, „von Anderen Frau Hulde genannt," und ihren Zauberſchätzen. Kunde von der Adelsdichtung, vom Wartburgs-Sängerkriege, zeigt er nirgend. Dieſer Theil der Sage ſcheint wenigſtens in den untern und mittleren Ständen ſelbſt auf ihrem eigentlichen Schauplatze verſchollen geweſen zu ſein. Dagegen knüpfte ſie, um hier noch eins und das andere herauszuheben, den Untergang des alten thüringiſchen Königthums in die Niebelungen hinüberſpielend, an die Vermählung König Irminfried's mit Amalberga, der Nichte Dieterich's von Bern, des im Lande hochgerühmten Helden, und an die Dieterich-Sage [1]). Ihrer erwähnt er mehrfach; als „loſer Geſchwätze" im Gegenſatze zum Worte Gottes im großen Katechismus (1529). In der Auslegung des Vaterunſers für die einfältigen Laien

1) Gervinus a. a. O. I, 40.

(1518) klagt er, daß die Predigten, statt von Christo, von Dieterich von Bern oder anderen Fabeln handelten. In der Schrift: Wider die himmlischen Propheten (1524, 25) sagt er von Karlstadt's Schriftauslegung, sie erinnere ihn an diejenigen, die „mit Allegoriis umbgehen," welche St. Hieronymus den Gauklern vergleiche, „als wenn ich aus Dieterich von Bern wollt Christum machen, und aus dem Riesen, mit dem er streit, den Teufel, und aus dem Zwarge die Demuth, aus seinem Gefängniß den Tod Christi." Nicht selten kommt er in Predigten darauf, nennt da wohl die „großthätigen" Riesen Dieterich von Bern, Hildebrand, Roland „große Mörder und Leutefresser," oder stellt die Heldensage in eine Reihe mit den „Mährlein, so die Weiber und Mägde bei dem Rockenspinnen sagen," mit den „Sprüchen, wie die Lotterbuben sie haben," den weltlichen, zum Theil unnützen und schandbaren Liedern, den Volksbüchern, Pfaffen von Kalenberge u. s. f. In der Schrift: Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet (1545), kommt er auf das Eingeständniß der gegnerischen Theologen am augsburger Reichstage 1530, daß die Evangelischen durch die Schrift nicht widerlegt werden könnten. Dennoch würden sie Ketzer gescholten, würde ihnen, die die heil. Schrift glaubten und bekennten, der Christenname abgesprochen. „Wer sind sie denn nun, ruft er aus, die da Christen sein mögen? Sind's Die, so Marcolfum oder Dieterich von Bern, oder Ulenspiegel lesen?" [1]) Indessen ist zu beachten, wir haben hier seine spätere Auffassung. In seiner Kindheit wirkte die Poesie der ihn umgebenden Sagenwelt ohne Zweifel ganz anders auf ihn ein. Er sagt selbst in seiner Einleitung zu den Passionspredigten, „wenn man ein Mährlein von Dieterich von Bern sagt, das kann man behalten, ob man's gleich nur einmal höret," und als noch später die Einseitigkeit der geistlichen Anschauungs- und Beurtheilungsweise bei ihm abzunehmen begann, äußerte er sich beifällig über die Heldensage und das Heldengedicht und dessen Erneuerung [2]).

Wahrscheinlich die Hermunduren des Tacitus, behaupteten

1) Plochm. XXI, 28; XXIX, 256; XXVI, 215; X, 362; VIII, 144.

2) Plochm. III, 2. Vorr. zu Kapella's Gesch. vom Herzog von Mailand, Walch XIV, 356.

sich die Thüringer, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ein mächtiges Reich bildend, trotz der Völkerwanderung in ihren Wohnsitzen. Das große thüringer Reich, zwischen Sachsen, Slaven, Allemannen und Franken, war viel ausgedehnter als das späterhin und noch jetzt so geheißene Thüringen zwischen Werra und Saale, vom Saume des Harzes bis über den Thüringer-Wald hinaus. Es kam nach schweren Kämpfen im 6. Jahrhundert unter die Franken, fränkische Staats- und Stammesbestandtheile vermischten sich seitdem vielfach mit den thüringischen, die Sachsen erhielten zum Lohn für ihre den Franken geleistete Hülfe die Oberherrschaft in Nordthüringen zwischen dem Harz und der Unstrut, Südthüringen hatte eine Zeit lang eigene Herzoge, Slaven und ſspäterhin Sorben rückten von Osten her in die thüringischen Grenzen ein. Grenzland blieb es, bis die slavischen Völkerschaften wieder zurückgedrängt oder unterworfen und germanisirt waren, Jahrhunderte Schauplatz der Kämpfe um dieses Ziel, wichtig schon als der erste feste Kern verschiedener deutscher Stämme im innern Deutschland seit der Völkerwanderung. Im 8. Jahrhundert erhielt es seine späteren Grenzen. Im zehnten war es vornehmster Schauplatz der Einfälle und Verheerungen der Ungern, dann der schönsten Thaten, der Schlachten und Siege des sächsischen Heinrich's, des Führers der Sachsen und Thüringer, seit dessen Zeiten das thüringische mit dem sächsischen Herzogthume sich vereinigt zu haben scheint, eines der großen Könige, welche Deutschland gehabt; jener Siege, durch welche das Selbstgefühl und die Unabhängigkeit der Deutschen hergestellt, der erste Grund zu ihrem überwiegenden Einflusse in den mittleren Jahrhunderten gelegt, der Ungern Kraft gebrochen, ihre Angriffe auf Deutschland zurückgewiesen wurden. Dann wiederum war es Mittelpunkt der Empörung des einen Sohns dieses Königs gegen seinen Bruder, Kaiser Otto, Thüringens letzten Herzog, der mit Recht — mehrfach rühmt ihn Luther — der Große genannt ist und in einem thüringischen Kloster starb; noch später des Kriegs der Sachsen gegen Heinrich IV., an deren Aufstande die Thüringer Theil nahmen, und der Gegenkönige, Philipp's von Schwaben, Otto's IV. und Friedrich's II. Die sächsischen Kaiser hatten das Herzogthum eingezogen, den einzelnen Gauen Grafen vorgesetzt, eine Mark-

grafschaft gegen die Wenden an der Elbe errichtet. So entstanden mehre Grafschaften, Mansfeld namentlich. Von den Zeiten Heinrich's und der Ottonen an wurde Thüringen wieder und blieb fortan Binnenland. Vor ihm lag wieder eine Mark, die meißnische, mit ihm in vielfacher Verbindung und Wechselwirkung. Doch erst zur Zeit des Zwischenreichs wurde es bleibend mit Meißen vereinigt, verlor es seine Selbständigkeit.

Unter allen thüringischen Grafen wurden die Nachkommen Ludwig's des Bärtigen die mächtigsten und zuletzt Herren des Landes. Die Sage, die Geschichte seit dem 11. Jahrhundert verherrlichen unter andern ruhmreichen Namen die von Ludwig mit dem Barte und Ludwig dem Springer (die Landgrafen aus dem fränkischen Hause stammten von ihnen ab), Ludwig dem Eisernen und dem Heiligen, Heinrich Raspe und Herrmann I., dem fürstlichen Freunde und Förderer des Minnegesangs, der in schwerer Fehdezeit die ritterlichen Sänger auf derselben Wartburg um sich versammelte und schützte, auf welcher Kurfürst Friedrich den gleichfalls sangesmächtigen aber geistesgewaltigern Luther schwereren Kämpfen und Gefahren zu entziehen trachtete, die der Geächtete jedoch zu bestehen vorzog, tapferer und von größern Gedanken erfüllt als Herrmann's Ritter und Sänger, von ähnlicher und gleicher nun reifer gewordener Denkart und Sinnesweise wie die Walther und Wolfram in jenem Kreise.

Diese Landgrafen gehörten zu den ersten deutschen Großen, die ihren eigenen oder ihrer Familien Nutzen dem Vortheile der Gesammtheit vorzogen, die landesfürstliche Gewalt mit Bewußtsein und folgerichtiger Beharrlichkeit in Unabhängigkeit von der Reichsoberhoheit zu behaupten und über die Mindermächtigen ihrer Gebiete zu erheben suchten. Nicht der kleinste Theil der zahllosen Kriege und Fehden, welche Thüringen fast in beständiger Unruhe hielten und um die Wette durch feindliche Einfälle verwüsteten, war die Folge dieses Strebens.

Unweit der Wartburg, wo funfzig Jahre zuvor die Sänger der Sage nach gestritten, erhob sich 1256 ein siebenjähriger Erbfolgekrieg, der Thüringen an Heinrich den Erlauchten aus dem Hause Wettin brachte, an welches so viele und helle Lichtpunkte der thüringischen und sächsischen Geschichte sich anknüpfen. Das Ganze schien kaum noch rettbar, die Theilnahme am Reiche

erstarb, und die einzelnen Gebiete oder Stämme begannen mehr und mehr ein gesondertes Leben. So nahmen sich die Wettiner eifrigst der Sorge für das Eigne an und machten Thüringen zum Schauplatze unabläſſiger Kämpfe um die Ausbildung ihrer landesfürſtlichen Gewalt. Daneben wirkten ſie mit Nachdruck für das Gedeihen des thüringiſchen und ſächſiſchen Landes und Volks, auch in größerem Sinne.

Einer langen Reihe von innern Fehden, Kriegen und Verwüſtungen folgten in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts verheerende Einfälle der Huſſiten. Ritterlich, aufopfernd ſtritten auch die Thüringer wider die Böhmen für den eignen Herd und das Reich, wie Helden und Märtyrer bei Auſſig. Allein ihre Tapferkeit und die Macht und Landeshoheit der Sachſenfürſten, auf denen die Laſt des Kriegs zumeiſt lag, war lange zu ohnmächtig zum Schutze. Dieſe Landeshoheit, eben in dieſem Zeitraume ſich entwickelnd, war hier wie in andern Gebieten noch nicht vollſtändig, aber hinlänglich ausgebildet, um eine Schutz verleihende und Vertrauen gebende Reichsmacht, an welcher die Nation mehr und mehr verzagte, deren ſie mehr und mehr vergaß, nicht aufkommen zu laſſen. So wenig geordnet waren noch die Verhältniſſe um die Mitte des Jahrhunderts, daß ein langwieriger wie greuelvoller Bürger- und Bruderkrieg geführt wurde, durch welchen die thüringiſch-ſächſiſchen Fürſten, Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm, ſogar den Beiſtand böhmiſcher Söldner nicht verſchmähend, Land und Leute plagten und verdarben.

Hundert Jahre zuvor (1355) war der wittenberger Linie der Herzoge von Sachſen die ſächſiſche Kurwürde, das Erzmarſchallamt und das Reichsvikariat zu Theil geworden. Friedrich der Streitbare hatte die wittenbergiſche, vorzüglich die Länder an der Mittel-Elbe (mit Torgau und Wittenberg) umfaſſende Hälfte des neuern, unter Otto dem Großen entſtandenen beſchränkteren Herzogthums Sachſen erworben, von welchem der Name allmälig auf das Ganze ſich ausdehnte. Durch die Verbindung dieſes Beſitzes mit der Kurwürde waren die wettiniſchen Länder zur Höhe des erſten weltlichen Reichsſtaats nach den Erbſtaaten der Luxemburger und Habsburger erhoben, und ſie erhielten ſich auf dieſer Höhe, obwol Friedrich ſie getheilt

hatte unter Wilhelm und Friedrich den Sanftmüthigen, der in der Kur ihm folgte. Abermals theilten im Jahre 1485 die Söhne dieses Friedrich's, Albrecht und Ernst. Auf den Letztern ging mit dem sächsischen Herzogthume die Kurwürde über. Dazu erhielt er Thüringen, Albert Meißen, oder was man so nannte. Denn eine eigentliche Grenzlinie zwischen den beiden Haupttheilen wurde nicht gezogen; vielmehr legte man Orte, die in Thüringen lagen, zu Meißen und umgekehrt, vielleicht um auch dadurch ein innigeres Zusammenhalten der beiden Linien zu bewirken. Zu Ernst's Antheile kamen u. A. Gotha, das erfurter Gebiet, Eisenach, Wartburg, Grimma, später Jena. Zu Albert's Antheile gehörten die Grafen von Mansfeld als Vasallen. Thüringen blieb seitdem getheilt. Dem Kurfürsten Ernst folgte 1486 sein ältester Sohn, Friedrich, der Weise genannt, mit welchem Luther in ein so merkwürdiges folgenreiches Verhältniß trat. Der Hausobservanz gemäß führte er in den theilbaren Ländern mit seinem Bruder Johann (dem Beständigen) eine gemeinschaftliche Regierung [1]).

Gleich der Sage war auch die Geschichte im Volk lebendig, das letztere sangeslustig. Jedes Ereigniß von einiger Bedeutung in Land und Stadt wurde sofort in ein „hübsches neues Lied" gebracht und im Liede herumgetragen von Ort zu Ort. Es war noch die Blüthezeit des deutschen Volksliedes. Das Minnelied war in den Meistergesang übergegangen. Die geschichtlichen Volkslieder nahmen die breiteste Stelle ein. Thüringen hatte an dem Allen sein gutes Theil, wenn auch der Meistergesang mehr als hier im jedoch benachbarten Franken seinen Sitz hatte, das geschichtliche Lied weniger im inneren Deutschland blühete. Die thüringischen Chroniken, die hennebergische, die mansfeldische bewahren manches derselben; so die letztere das in Thüringen sofort entstandene spottende, als Kaiser Adolf aus Mühlhausen herausgeschlagen worden. „Die Landsknechte," sagt Luther in einer Predigt, „machen ein Lied von ihren Feinden, wenn sie

1) Gretschel, Gesch. des sächsischen Volks, 281, 331 ff. 389. Böttiger, Gesch. des Königreichs Sachsen, I, 5, 272, 306. Bechstein, Wanderungen durch Thüringen, 9 ff. Unger, Gesch. der Landstände, 149. Eichhorn a. a. O. 149.

die erschlagen oder in die Flucht bracht haben." In der Vorrede zu Regius' Widerlegung des Bekenntnisses der Wiedertäufer erwähnt er seiner Mutter Liedlein „Mir und Dir ist Niemand huld, das ist unser Beider Schuld." Gott habe ihn so gesetzt, daß er es auch singen müsse. Die Spinnerinnenlieder waren gerade am Harz zu Hause. Auch fränkisches Blut war von der Mutter her in ihm und mit Nürnberg wurden späterhin die genauesten Verbindungen angeknüpft. Die „deutschen Lieder" lagen ihm stets sehr an. Im Jahre 1536 schreibt er an den nürnberger Freund Wenzel Link, „Bitte euch, ihr wollet irgend einen Knaben lassen sammlen alle deutsche Bilder, Reimen, Lieder, Bücher, Meistergesäng, so bei euch dieß Jahr sind gemalet, gedichtet, gemacht, gedruckt durch eure teutsche Poeten und Formschneider oder Drucker, denn ich Ursach habe warumb ich sie gern hätte." Er scheint gesammelt, den Wunsch gehegt zu haben für ihre Verbreitung thätig zu sein. Er preist die alten deutschen Liedlein, weil darin die Treue der Eheleute aufs höchste gelobt werde, „daß in diesem Leben nichts Lieblichers noch Beßers sei, denn ein Weib, das ihren Ehemann liebe." Das Religiöse und Sittliche darin spricht ihn vornämlich an, was denn auch damit immerhin einigen Zusammenhang hat, daß im inneren Deutschland selbst das geschichtliche und politische Lied die ernste sittliche Seite überwiegend auffaßte und hervorhob, wie nach der mansfelder Chronik im 15. Jahrhundert das Volk Lieder sang, in welchen die Obrigkeit gemahnt wurde Recht zu pflegen, dem Adel nicht zu viel Gewalt einzuräumen, den Bürgern nicht zu viel Luxus zu gestatten, die Bauern nicht zu beschweren, die Straßen rein zu halten. Tief und stark war sein geschichtlicher Sinn. Er drückt sich aus in seiner zähen Vorliebe für die geschichtliche Kirche, die geschichtlichen weltlichen Zustände, in seinem unerschütterlichen eigensinnigen Widerstande gegen die umwälzende, zerstörende Richtung und deren Vertreter, in der Vorliebe, womit er aus der Volks- und Landesgeschichte erzählte und in die Hinwendung der Zeit zur gelehrten Beschäftigung mit derselben hineinging. Er suchte eifrigst nachzuholen, was sein auf dieser Seite so mangelhafter Jugendunterricht ihm nicht gegeben. Er bemühete sich nachzuhelfen bei Andern wie bei sich selbst, lobte die Geschichtschreiber als die „allernützlichsten Leute

und besten Lehrer", die man nimmer genug erheben, preisen und danksagen könne. „Was haben wir Deutschen mehr zu klagen," ruft er aus, „denn daß wir unsrer Vorfahren vor tausend Jahren Geschichte und Exempel nicht haben und fast nichts wissen, wo wir herkommen sind, ohn was wir aus anderer Nation Historien brauchen müssen, die vielleicht aus Noth als zu ihrer Ehren unser müssen gedenken" — hiermit einen Gesichtspunkt voraus andeutend, der erst neuerdings in Luden's deutscher Geschichtschreibung recht lebendig und fruchtbar geworden ist. Von Kindheit an umfingen ihn geschichtliche Ueberlieferungen und Sagen. Sie knüpften an so manche Oertlichkeit des mansfelder Landes sich an. Er schweigt nicht ganz davon. So spricht er von einem Bilde in der Grafschaft, seinem „Vaterlande", gleich wie ein Riese ausgehauen, das Gedud genannt und wovon gesagt sei, es wäre da ein Krieg geführt zwischen den Bischöfen und Kaiser Heinrich VI. und darin das Wort Gedud gehört. Es soll den Weidenstock bedeutet haben, der in dem alt-heidnischen Fetischismus des Landes eine Stelle einnimmt. Mansfeld mit seinem Grafenschlosse, Eisleben, das Land umher, überhaupt der thüringische Boden hatten die reichste Nahrung für den geschichtlichen Sinn [1]).

Das Volk war mit Liebe den Landesfürsten zugethan, die ihm, halb Fürsten, halb noch Grundherren, mehr patriarchalisch lebend und regierend, näher standen als in späteren Zeiten. Entstammend dem altgermanischen Zuge, aus eigner Empfindung und Neigung sich einem Herrn zu unterwerfen, förderlich dem Emporkommen des Fürstenthums über das Königthum und von jenem gepflegt und ausgenutzt, hatte sie sich von einem Geschlecht zum andern vererbt, und gerade das 15. Jahrhundert verstärkte wie keins der früheren den absondernden landschaftlichen Sinn, die Anhänglichkeit an die Landesfürsten.

---

1) Raumer, Hohenstaufen VI, 633. Gervinus a. a. O. II, 196, 201 ff. Plochm. XIII, 126. De Wette IV, 681. Auslegung der 15 Lieder im höheren Chor zu Psalm 128 V. 3. Auslegung der Genesis zu Kap. 49 V. 19. Walch XIV, 323, 355. Niemann, Gesch. der Grafen von Mansfeld 2, 16. Celius, Predigt über der Leich Martini Luther, in Mohnike's Luther's Lebensende, 58.

In den ältesten Zeiten finden wir auch in Thüringen grundherrliche Geschlechter, Gemeinfreie, Hörige und Hintersassen; zuerst ein freies Volksthum, Gauverfassung, dann Lehnwesen, Selbsterhebung der angesehensten Grundherren und Reichs- und Kronbeamten zu erblichem Fürstenthume, das die Centralgewalt lähmt, zeitweilig nichtig macht. Aus dem Allen folgt Niederdrückung der schwächeren freien Landsassen, ein langer Zeitraum des Faustrechts, der Anarchie, der Lähmung des Gemein- und Vaterlandssinns, Verstärkung des Absonderungs-, des Stammes- und Provinzialgeistes. Noch vor manchen andern deutschen Ländern hat Thüringen durch die Unordnungen, die Fehde- und Raublust des Adels gelitten. Wie überall erfuhren dabei die untersten Stände den schwersten Druck. Zwar sind wichtige Reichsangelegenheiten in Thüringen verhandelt und entschieden, doch meist durch Krieg und Gewalt. Auch hat Erfurt, die bedeutendste Stadt des Landes, mehr als eine wichtige Reichsversammlung in seinen Mauern gesehen. Doch nicht zu oft ließ sich das Reich in unmittelbarer Nähe ordnend, Recht und Frieden schaffend, Schutz leihend, Hilfe bringend erblicken. Es war etwas Seltenes, wenn einmal ein Kaiser, wie Rudolph der Habsburger, im Lande Hof hielt und die Raubschlösser umher bei Dutzenden zerstörte. Die wirksamere Hülfe kam den Bedrängten und Schwachen vom Fürstenthume, das sich theils aus Wohlmeinung, theils aus Beachtung des eignen Nutzens zum Einschreiten bewogen fand. Für die Versündigungen ihrer Großen am Reiche, am Ganzen, hatten die Deutschen von jeher entweder verschlossene Augen oder langmüthige Nachsicht gehabt. Bei dem Mangel einer starken öffentlichen Reichsgewalt war es überhaupt und insbesondre für die niederen Stände verhältnißmäßig eine Wohlthat, daß sich durch das Aufkommen der Landesherrlichkeit der Fürsten eine öffentliche Macht in deren Gebieten mehr und mehr ausbildete und wenigstens verhinderte, daß aus der schwer zu heilenden Zersplitterung in hunderte von Theilen eine Zersplitterung in tausende wurde und daß die große Masse des Volks unter die privatrechtliche Herrschaft von kleinen Landherren, kleinen das heißt schlimmsten Despoten kam oder in der Dienstbarkeit verblieb. Im 15. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des folgenden stand es noch einmal sehr ernstlich

in Frage, ob die Königsmacht in Deutschland wiederhergestellt und ausgebildet werden könne und solle. Daß es aber nicht dahin kommen werde, entschied sich schon fast mit Gewißheit in den Zeiten der Regierung Friedrich's III. und den ersten Regierungsjahren Maximilian's. Die öffentlichen Verhältnisse waren der Art, daß die große Masse des Volks den Gedanken, Herstellung der Königs-, und also Erniedrigung der Fürstenmacht sei für ihre oder der gesammten Nation Anliegen das Förderlichste und Erstnöthige, schwer aufzufassen vermochte, obwol es mehr als ein Mal geschah, und noch schwerer wäre es gewesen und zeigte es sich, den Gedanken zur Ausführung zu bringen. Wie die Dinge lagen, konnte auch bei Denkenden und Wohlmeinenden gar leicht die Ansicht sich festsetzen, der Volksfreiheit, dem Volkswohle, dem Reiche selbst sei nur durch die Fürsten und Ausbildung ihrer landesherrlichen Gewalt zu helfen. Im Reichswesen kam es bis zum ewigen Landfrieden zum großen Theile eben darum nur zu Vorbereitungen und Einleitungen, weil sich das deutsche Leben in den engeren Kreisen wirklich ordnete und gestaltete, sowol in den Städten als den landesherrlichen Gebieten, weshalb man sich hier verhältnißmäßig wohl oder auch unter mancherlei begünstigenden Umständen sehr wohl befand. Ueber diesem Wohlbefinden verlor man um so mehr das Reich und dessen Kraft und Achtung nach außen und im Innern aus den Augen, oder hoffte auch die Besserung im Großen und Ganzen vom Fürstenthume und gewöhnte sich mehr und mehr, an die Landesfürsten begnügsam oder erwartend sich anzulehnen. Die reichsschädliche Erhöhung ihrer Macht mußte den nichtbevorrechteten und bevorzugten, insbesondre den gedrückten Volksklassen und den mit ihnen Wohlmeinenden als der geringere, zum wenigsten entferntere Nachtheil, oder auch geradezu als Gewinn erscheinen, den sie ohne Frage den Bürgerschaften in den Landstädten und vor allen den Bauern brachte. Jenen lag vor Allem an Ordnung, Frieden und Recht, der letztern nahmen die meisten Landesfürsten sich nachdrücklich an und söhnten dadurch mit untüchtigen oder schlechten Vorgängern im Regimente leicht wieder aus. So etwas wirkte lange und tief, wie wenn von einem der ersten Landgrafen, Ludwig II., erzählt wurde, er habe, um den stolzen Vasallen das Bauernquälen zu vertreiben, eine Anzahl der-

selben an den Pflug gespannt und mit der Peitsche in der Hand ein Feld von ihnen umpflügen lassen, das dann wie eine Freistätte mit Steinen eingehegt wurde. Von mehren andern Landesfürsten wird nicht minder gerühmt, daß sie kräftig den Adel niedergehalten. So auch von Ludwig dem Heiligen, dem fast alle denkbare Tugenden zugeschrieben wurden: so von jenem Friedrich, der der Strenge gegen seine Vasallen, Feinde und Räuber, der Freundholdige gegen seine näheren Umgebungen genannt wurde. Auch Luther spricht wol von den Landesfürsten und Vorgängen dieser Art, z. B. in der Schrift an die Pfarrherren, wider den Wucher zu predigen (1540), „Zu Herzog Wilhelm's Zeiten war sein Adel so überaus stolz worden, daß sie den Landesfürsten pocheten, Land und Schlösser zu Trotz inne hielten; da mußte er mit Gewalt sie verjagen, Schlösser stürmen und zureißen.“ [1]).

Ueberhaupt sorgte das Fürstenthum auf manchfache Weise für Ordnung und Gedeihen im Lande, während es die Reichszustände verschlimmerte, oder der Verschlimmerung derselben nicht Einhalt zu thun vermochte. Es bestrebte sich, in seinem engeren Kreise die aus der Anarchie hervorgehenden Uebel zu mildern, deren gründliche Beseitigung freilich nur einer starken Königsmacht hätte gelingen können. Der Herstellung einer solchen wirkte es entgegen. Allein die Thüringer-Sachsen gedachten ihm das nach deutscher Volksart nicht, zürnten ihm auch dann nicht leicht, wenn es ihre Kräfte, deren das Reich so sehr bedurft hätte, in eigensüchtigen Händeln und für Zwecke in Anspruch nahm und verschwendete, welche dem Gesammtbesten fremd oder selbst nachtheilig waren. Sie vergalten ihm dafür jenes Bestreben um so mehr mit Dank, Lob und Beistand, da das Dasein und die Ausbildung der Fürstenmacht um so wohlthätiger erschien bei der Zerstückelung des Landes, die dem Trotze des unruhigen Adels so großen Vorschub leistete, geordneten und gedeihlichen Zuständen so hinderlich entgegentrat, kleinlichen Sinn zu nähren so sehr geeignet war. Diese Ansicht gewann immer allgemeineren Eingang, und eben daher, daß es auch hier wie anderwärts die Landstände selbst waren, welche darauf drangen,

1) Plochm. XXIII, 297.

daß den fortgehenden, das Fürstenthum schwächenden Theilungen Ziel und Maaß gesetzt werde.

Unter dem Einflusse dieser Verhältnisse und Sinnesart wuchs Luther auf, in treuer herziger Anhänglichkeit an das Land seiner Geburt und die Fürsten des Landes. Seine eigenen späteren Beziehungen zu den mansfelder Grafen, den sächsischen, den deutschen Fürsten überhaupt finden darin schon zum großen Theile ihre Erklärung. Indeß würde man von seiner und der damaligen Deutschen Hinneigung zu den Fürsten eine sehr unrichtige Vorstellung bekommen, wenn man nicht daran dächte, daß sie viel natürlicher, freiwilliger und unverdorbener war als in neuern Zeiten der Ausartung des Fürstenthums in Zwangsherrschaft und der Fürstenanhänglichkeit in Knechtssinn. Ich will auf Einiges hinweisen, woraus leicht zu erkennen sein wird, wie tief in Luther der örtliche Vaterlandssinn und jene Anhänglichkeit sich eingrub, und zugleich wie echter guter deutscher Art beide bei ihm waren, weder das Selbstgefühl des freien Mannes ausschließend noch das Gefühl für das große gesammte Vaterland.

Wir hörten oben schon von seiner bis zu seinem Lebensende dauernden Liebe zu seinem Geburtslande, seinen angestammten Fürsten, den mansfelder Grafen. Er gedachte ihrer stets mit innigster Zuneigung und Verehrung, auch in der Ferne, längst einem andern Lande, andern Fürsten angehörend. Es war ihm 1520 kund geworden, sie wünschten, daß er auch ihnen einmal etwas zueigne. Im folgenden Jahre widmet er dem Grafen Albrecht einen Theil seiner Kirchenpostille und da äußert er denn, er hätte sich wol schon längst als ein Landkind gegen ihn erzeigen sollen. Seinen lieben geborenen Landesherrn nennt er ihn in einem Schreiben aus dem Jahre 1529, schont ihn deshalb aber keineswegs, oder vielmehr er beweist ihm seine wahrhafte Liebe und Verehrung dadurch, daß er ihm unwillkommene, offene und derbe Wahrheit redet. Er dringt sehr ernstlich in ihn, von einem Unrecht abzulassen, das er gegen einen Unterthan begehe, und sagt ihm, er thue das, eben weil er ihn als seinen lieben Landesherrn lieb habe und mit herzlichen Treuen meine. Graf Albrecht bedrückte seine Unterthanen je länger, je mehr. Luther läßt diese Noth seines Geburtslandes nicht mehr aus den Augen. Er verhandelt mit den Grafen, er wendet sich an den Herzog

Moritz von Sachsen, den Lehnsherrn, ihn auffodernd als Landesfürst dem Grafen Albrecht Einhalt zu thun. Der Adel und alle weltliche Herrschaft, hält er dem Herzog vor, ist von Gott gesetzt die Guten zu schützen und die Bösen zu strafen. Soll es dahin kommen, daß die Herren Tyrannen sein und mit den Leuten wie mit Hunden und Säuen umgehen wollen, wie etliche sich anlassen, so wäre das ein schreckliches Zeichen des göttlichen Zorns über den Adel, als der von Gott schon beraubt worden des christlichen Verstandes — der die Lehre, daß alle fromme Christen unter einander sich ehren sollen, als die durch Christi Blut zum ewigen Reich geadelt, wogegen der zeitliche Adel mit seinem weltlichen, elenden Reich ein lauter Nichts sei — ja auch des natürlichen Verstandes, daß er nicht bedenke, wie alle Menschen in gleichem Unadel, d. h. Sündenstande geboren werden, sodaß kein Unterschied, und daß er vermeine vor Gott besser zu sein, das nicht wahr, als hätte Gott allein die Adligen zu Menschen erschaffen. Es fielen ihm oft diese schweren Gedanken ein, wenn der Adel so fortfahre, so sei es um Deutschland geschehen, die Deutschen würden es bald ärger haben als die Spanier und Türken: doch über den Adel werde das Bad ausgehen. Der junge Herzog möge sich hüten vor tyrannischen und geizigen Rathschlägen. Gleich darauf schreibt er in derselben Sache in ähnlicher Weise an den Kurfürsten Johann Friedrich, ihn erinnernd, wenn er nicht einschreite nach seinem Beruf und Amt und in einer Zeit, wo es aussehe, als seien alle Teufel sonst in der Welt müßig „und hätten sich an uns Deutsche gelegt," werde es ihm ein bös Geschrei im Himmel und auf Erden bringen. Er wendet sich aber auch an den Grafen Albrecht selbst „es gerathe wie Gott will: ist's Ungnade, so ist Gott desto gnädiger." Er schreibt ihm „als seinem lieben Landesherren," rückt ihm unverholen und verweisend vor, daß er wider Recht und Christenthum die Unterthanen drücke und schier leibeigen zu machen gedenke. Er schreibt den mansfeldischen Grafen Philipp und Georg, sie aufmahnend, dem tyrannischen Regimente Albrecht's zu steuern, sie erinnernd, der deutsche Fürst sei zwar ein Herr über Land und Leute, aber Bauer, Bürger und Adel hätten auch eigene Güter nach menschlichen, kaiserlichen und göttlichen Rechten, und reiße der Fürst sie an sich, so heiße das auch gestohlen und ge-

raubt. Er, der seinem lieben Landesherrn nicht gram sein könne und seinem Vaterlande nichts Uebles gönne, versehe sich auch, daß ihm sein kindlich vaterländisch Herz aufs beste werde gedeutet werden. Dann wieder redet er den Grafen eindringlich zu, in einer Zeit, wo Deutschland bei Türkengefahr der Einigkeit aller Stände und des innern Friedens so sehr bedürfe, einem Hader ein Ende zu machen, der sie entzweite. Es sei billig, daß er als ein Landkind seinem Vaterlande und natürlichen Landesherrn mit allen Treuen diene. Ein anderes Mal warnt er den Grafen Albrecht vor Unglauben, religiösen Zweifeln und Bedrückung der Unterthanen, sich abermals darauf berufend, daß er der Herrschaft zu Mansfeld Landkind sei, auch bis daher sein Vaterland natürlich lieb gehabt. Als er hochbetagt, im vorletzten Jahre seines Lebens, herbeigerufen war die erwähnten Irrungen zwischen den mansfelder Grafen auszugleichen, schreibt er an Albrecht, er sei freilich überhäuft, wolle aber noch ein acht Tage daran setzen, damit er mit Freuden in seinen Sarg sich legen möge, wo er zuvor seinen lieben Landesherrn vertragen und freundlichs und einmüthigs Herzens ersehen habe. In einem noch kurz vor seinem Tode an seine Hausfrau geschriebenen Briefe lesen wir die Aeußerung, die Hölle und ganze Welt scheine ledig von allen Teufeln, die vielleicht alle um seinetwillen in Eisleben zusammengekommen, so fest und hart stehe die Sache; er habe schon ungeduldig davonziehen wollen, doch der Gedanke an den Jammer seines Vaterlandes habe ihn gehalten [1]).

Mit derselben herzlichen treuen sich ebenso, auch wol durch noch viel stärkere Rügen erweisenden Zuneigung war er den Regenten seines späteren sächsischen Vaterlandes ergeben, und ohne Zweifel wirkte die Sinnesart wesentlich mit darauf hin, die seiner Liebe des mansfelder Ländchens und der mansfelder Grafen zum Grunde lag und von Kindheit an von seinen Umgebungen in ihn übergegangen war. Zum wenigsten von dem Verhältnisse, das zwischen ihm und dem Kurfürsten Friedrich sich bildete, wird noch weiter unten die Rede sein. Nur davon sind hier noch ein paar Worte zu sagen, nicht blos wie wir schon wissen, daß die

1) Plochm. VII, 3. de Wette I, 531; III, 503; V, 288, 417, 437, 445, 454, 475, 513, 771, 787.

Liebe und Ergebenheit gegen das Vaterland im engern Sinne und die Landesfürsten die Liebe und Ergebenheit gegen das Gesammtvaterland und das oberste Reichshaupt keineswegs bei ihm ausschloß, sondern wie jene und diese in ihm nebeneinander waren und sich vertrugen, und wie es auch hierauf hinwirkte, daß er seine Kindheit und Jugend ein thüringisch Landkind im thüringer Lande verlebte.

Er machte späterhin die sächsischen Gesinnungen und Anliegen ganz zu den seinigen, aber stets blieben sie bei ihm und sollten den deutschen untergeordnet bleiben. Wir hören ihn wol sich in der Betrachtung ergehen, welch ein „fein Land" Sachsen wäre, wenn alle sächsischen Länder unter einem einzigen Fürsten ständen; doch läßt er sich da die Gelegenheit nicht entgehen, sogleich weiter zu greifen. „Also auch wenn Deutschland nur einen Herrn hätte, so wäre es nicht zu gewinnen, wie es unter Kaiser Heinrichen, Otten's Vater, war: da stund es wohl in Deutschland. Hernach haben die drei Kaiser, die Otten, sehr wohl regieret, thaten dem König zu Frankreich Widerstand, der ihnen dreuete, er wollte so stark kommen und den Rhein aussaufen. Kaiser Otto aber gab ihm diese Antwort: er wollte sein Land und Königreich mit Schaubhütten bedecken. Also ists auch geschehen," u. s. f. [1]).

Die Deutschen hatten unter dem Aufkommen der Herrenmacht sich absondern, dem Reiche in hohem Maaße entfremden lassen, doch ohne daß sie es gewollt hätten, oder bei ihrer Treuherzigkeit, Trägheit und Kurzsichtigkeit, wo es um die öffentlichen Verhältnisse sich handelt, auch nur völlig gewahr geworden wären. So stand es noch. Es kommt dabei ihre oben erörterte Selbsttäuschung über die wahre Beschaffenheit der Reichszustände in Betracht. Wir sahen, wie sehr Luther darin befangen war, was nun seine Erklärung großentheils darin findet, daß die Absonderung und Vereinzelung der Deutschen nach Stämmen, Gebieten und Herrschaften zwar ohne Frage den Stammes- und Provinzial- und Kleinbürgergeist stärkte und die größere vaterländische Ansicht und Gesinnung geschwächt, aber doch nicht ausgetilgt hatte, daß die Denkenden und Weitherzigeren sich doch jenem zu entziehen suchten, zu dieser sich erhoben und dann —

1) Tischreden, Walch XXII, 2358.

je mehr volksthümlicher geschichtlicher Sinn in ihnen war und je weiter das Wesen sich entfernte — desto hartnäckiger an den zurückgebliebenen Ueberresten oder Schatten desselben festhielten. Wie tief sie in das Oertliche, Gesonderte sich einwohnen, wie sehr sie auf die Landesanliegen bedacht oder dem Landesherrn ergeben sein mochten: das war ihre Meinung nicht von fern, sich vom Reiche sondern lassen oder sondern zu wollen. Während dies in in den Grenzgebieten, z. B. der Schweiz, angefangen, dachte man im innern Deutschland gerade am wenigsten daran. Wir finden in jenen Zeiten der Ausbildung der Fürstenmacht zur Landesherrlichkeit den Gedanken, daß eben sie zur gänzlichen Sprengung der Reichseinheit, zur gänzlichen Auflösung der Verfassung führen müsse, verhältnißmäßig nur selten und noch seltner klar und nachdrücklich ausgesprochen. Eben daher daß Luther, trotz seiner Liebe zu seinem mansfeldischen und sächsischen Vaterlande und zu den mansfeldischen Grafen und sächsischen Fürsten, lebenslang von der auf das gesammte Deutschland gerichteten, patriotischen, Kaiser und Reich zugewendeten Erinnerung und Gesinnung durchdrungen blieb, die einen so bedeutenden Einfluß auf die Richtung und den Verlauf der Reformation geübt hat. Seine Gesinnung als „Landkind" gegen die Landesfürsten wirkte wesentlich mit darauf hin, daß er gerade in ein solches, wie es war, so wichtig gewordenes Verhältniß mit Kurfürst Friedrich trat; daß er, nachdem er vergeblich sich an die Bischöfe, das kirchliche Oberhaupt gewendet, nicht das Volk zur Selbsthülfe, sondern den Kaiser und neben ihm den Adel, d. h. die weltlichen Fürsten und Obrigkeiten, aufrief, die nöthige „Besserung des christlichen Standes" in die Hand zu nehmen; daß es die mit ihm Abgewichenen zur Kirchen-, statt blos zur Sektenbildung brachten, was eben durch den Zutritt der Landesfürsten vermittelt wurde, und daß die nach ihm benannte Kirche eben diese Verfassung erhielt, statt sich, wie die schweizerische, auf der Grundlage des freien Gemeindewesens zu erbauen. Dagegen war sein nationaler deutscher Sinn, nach welchem er nicht gemeint war und es niemals über sich vermochte, das Reich und die Einheit und hergebrachte Ordnung desselben fahren zu lassen, ebenso wirksam nach der andern Seite hin, daß er seine Kraft, seine Bemühungen so nachdrücklich und anhaltend darauf richtete, die

Besserung der Kirche wenigstens als nationale, als Reichsangelegenheit durchgeführt zu sehen; daß er so lange gegen das durch die Verhältnisse gebotene Landeskirchenwesen sich sträubte und so spät zur Begründung einer neuen Kirchenordnung im Landgebiete die Hand bot, die aber doch nur ein Nothwerk, eine blos vorläufige und einer allgemeinen nicht vorgreifende sein sollte; ferner daß er bis zu seinem Tode den Religions- und Bürgerkrieg verhütete, im Einzelnen — wo er in der Fehde der sächsischen Fürsten über die Stadt Wurzen in einem Tone wie vor Zeiten die großen Päpste Frieden gebot, seinen kriegsfertigen lieben Landesherren prophetisch-schwunghaft ins Gewissen redend, ihnen den Vergleich mit betrunkenen Bauern nicht sparend, die sich über ein zerbrochenes Glas schlügen — und im Ganzen, wo er allen Evangelischen und namentlich seinem Kurfürsten den Gebrauch der Waffen wider das Reichsoberhaupt verbot, indem er ihnen gewaffnete Gegenwehr mit seiner schroffsten Einseitigkeit und Heftigkeit und seiner ganzen Redegewalt als den strafbarsten Ungehorsam, als die schrecklichste Empörung und Versündigung wider menschliche und göttliche Rechte und Gebote darstellte. Das Verhältniß des Kurfürsten zum Kaiser wollte ihm durchaus nicht anders erscheinen, wie das des Bürgermeisters der Residenz Torgau zum Kurfürsten, den er hierauf sehr ernstlich verwies. Niemals lieh er der Theorie der territorialfürstlichen Publicisten ein gelehriges Ohr. In einem jener Sendschreiben erinnert er den Grafen Albrecht sehr nachdrücklich, er sei nicht Kaiser, sondern Graf unter dem Kaiser, den er auch noch in seinen spätesten Lebensjahren als den wirklichen obersten Herrn, Verleiher und Schützer aller Rechte im Reiche betrachtete. Im Jahre 1522 sagte er den sächsischen Fürsten in der Schloßkirche zu Weimar in einer Predigt vom weltlichen Regimente, wie dasselbe ein Amt sei, in welchem die Fürsten aus Gott zu regieren schuldig, mit dürren Worten, „also soll ein Fürst sich zu Gott halten, wenn ihm der Kaiser oder König sein Land nimmt, so soll ers geduldig leiden und sagen: nun ich dank Gott, daß ich meines Amts ledig bin, wollt Gott daß ich recht regiert und den Nächsten beschützt hätt, Gottes Wille geschehe mit mir [1]).“

1) Ich werde auf Luther's politische Ansichten im 4ten Buche zurückkommen,

Ich füge oben Erwähntem dieses hier hinzu, um zu der Bemerkung hinüberzuleiten, wie reiche Anregung und Nahrung zum Keimen und Wachsen bei Empfänglichen die Ansicht und Gesinnung, wonach dem Kaiser und der Gesammtheit des Reichs die erste Pflicht und Liebe gebührte, auf thüringisch-sächsischem Boden noch immer fand, welch ein Sonderleben im Reiche die Thüringer und Sachsen auch führen mochten. Wie zahlreiche Spuren und Zeugnisse bewahrte das Land und die Volksüberlieferung von des Reiches und Kaiserthums Dasein und Wirken, seiner alten Herrlichkeit und Größe. Sie lebten noch im Munde wie im Gemüthe des Volks. Es deutet darauf hin, wenn Luther einmal sagte: „ich hab in den Landen, als ich noch ein Kind war, ein Prophezei gehört: Kaiser Friedrich würde das heilige Grab erlösen [1])." Er verlebte schon seine Kindheit innerhalb städtischer Mauern, und Jahrhunderte daher hatten eben die Bürgerschaften am eifrigsten und treuesten zu Kaiser und Reich gehalten, gewohnt in der Reichs- und Kaisermacht den Urquell und obersten Hort ihrer Freiheit, ihrer Blüthe zu sehen, und diese Zeiten waren doch noch nicht gänzlich vorüber. Hier im Herzen Deutschlands war die Verbindung mit dem Reiche und allen seinen Formen noch lebendiger. In Luther's Jugendzeit lag es noch fern, den Landesfürsten die Befugniß zuzuschreiben, in ihren Gebieten alle königlichen Rechte auszuüben, noch hatten die landesherrlichen Publicisten den Lehrsatz nicht ausgesprochen, daß der Landesherr in seinem Gebiete der Fürst im Sinne des römischen Rechts sei. Nach den Reichsgesetzen, die hier bestimmt und unzweideutig und unbestritten waren, gehörten Zölle, Münze und andere königliche Rechte nur dem Kaiser und konnten nur durch

---

wo sich auch zeigen wird, daß ich mit Ranke's Ansicht von dem Verhältniß zwischen Luther und dem Kurfürsten Friedrich nicht übereinstimme, obwol es nach einer Aeußerung oben im Texte so scheinen könnte. Belege zu dem über den wurzener Krieg und Luther's Ansichten von der Gegenwehr Gesagten finden sich in meinem Artikel Luther im 10ten Bande des Staatslexicons. Das zuletzt Angeführte ist einer der sechs sehr bemerkenswerthen noch ungedruckten Predigten entnommen, welche Luther 1522 zu Weimar in der Schloßkirche gehalten. Die Handschrift ist ein Besitzthum der wolfenbüttelschen Bibliothek.

1) Vom Mißbrauch der Messe, 1522, Plochm. XXVIII, 139.

seine Verleihung erworben werden[1]). Die Fürsten befanden sich gesetzlich unter dem Gehorsame des Kaisers und Reichs, welchem sie selbst gleich allen andern Ständen sich verpflichtet achteten und von Jedermann verpflichtet geachtet wurden. Das Land sah fast alljährlich seine Fürsten persönlich zu den Reichsversammlungen ziehen und meisthin wurde das dort Verhandelte und Beschlossene ihm merk- oder fühlbar; es wurde zur Nachachtung ausgeschrieben oder man hatte nachträglich noch darüber zu verhandeln, für die Ausführung Sorge zu tragen. Kein anderer Fürst nahm so anhaltend thätigen Antheil an den Reichsangelegenheiten als eben Kurfürst Friedrich von Sachsen, er bekleidete die höchsten Reichsämter, er stand in kaiserlichem Dienste und Besoldung. Eben die sächsischen Fürsten begegneten wie nur wenige andre den Bürgerschaften in jener Gesinnung. So sehr waren sie von Ehrfurcht vor der alten Reichsordnung erfüllt, daß Luther's Predigt und Vorhalt bei keinen Andern so großen Eindruck machte, daß sie vor Allen von seinen Ansichten und Rathschlägen bis zur edelsten patriotischen Hingebung und zur ärgsten politischen Unklugheit sich beherrschen ließen. Wie treulich traten die Sachsenherzoge eben in den Zeiten, als Jeder nur an sich zu denken und der vaterländische Gemeinsinn gänzlich verschwunden zu sein schien, des Reichs gedenkend, dessen das Oberhaupt selbst vergaß, zumal Herzog Albrecht 1474 und 75, dann wieder in den achtziger Jahren dem Kaiser und dem römischen Könige gegen Burgund, die Ungarn, die Türken zur Seite ohne Aufmunterung durch Dankbarkeit oder Patriotismus oder nur einige Tüchtigkeit Friedrich's III. Sie gehörten den freilich Wenigen an, die den eignen Nutzen aus den Augen setzten und dem Vortheile des Ganzen Opfer brachten. Es konnte nicht ohne Nachwirkung bleiben, wenn im Lande Albrecht's Aeußerungen von ihm herumgetragen wurden, wie die, „Ich wollte, daß alle mein Land und Gut, so ich auf Erden habe, zu Gelde gemacht wären, ich wollte meinem Herrn Kaiser Maximilian solche Dienste thun, daß man daran ein tausend Jahr sollte zu sagen und zu schreiben haben. Es wäre besser, daß alle Fürsten zu Sachsen nach Brot gingen, denn ein römischer König. Ich meine ja das Reich mit den Treuen, da ich wüßte, daß

1) Eichhorn a. a. O. 177.

ihm mit meinem Tode möchte geholfen werden, so wäre ich ganz unbeschwert, mich zur Furderung des Reichs Wohlfahrt zu hengken lassen."

Wir können demnach sagen, daß wir bei Luther die Landesart ganz und gar wiederfinden, treuinnige Anhänglichkeit an die Vaterstadt, die ihm das Leben gegeben, das liebe besondere und das Gesammtvaterland; an seine mansfeldischen, seine sächsischen Landesherren und den Kaiser, das Reich; an seine Landsleute, die Härzlinge und um Möhra herum und an seine „Liebe Deutsche", für die er das Höchste gewagt, das Schmerzlichste geduldet, das Beste geopfert hat. Wir dürfen dabei aber einen schon angedeuteten, dem Bilde das wir hier erhalten sehr wesentlichen Zug nicht übersehen. So wenig es die Meinung der Landeseingesessenen war oder gewesen war, wenn sie Unterthanen der Fürsten und diese Landesherren wurden, daß die letzteren los und sie mit ihnen losgerissen werden sollten vom Verbande und Gehorsam des Reichs, ebensowenig verstand man damals die Fürstenrechte und Unterthanenpflichten als unbedingte, nicht nach den Begriffen des sich erst Bahn brechenden römischen Rechts und noch weniger nach der erst viel später von den Publicisten und Philosophen der Höfe erfundenen Lehre von der unumschränkten Fürstenschaft und dem afterchristlichen göttlichen Rechte der Regenten, sondern nach den altgermanischen Rechts- und Freiheitsbegriffen, denen zufolge jedem Fürsten, wie jedem andern Einzelnen oder Stande auch, gerade so viel Recht und Macht und nicht mehr zukam, als er durch rechtliche Verleihung oder Vertrag erworben und der Untere dem Obern nicht ohne eignes Recht und eigne Ehre, also als freier Mann und nicht als Knecht gegenüberstand oder gehorchte. Diese Begriffe wirkten bei Luther immer noch nach, als er, durch mönchisch-theologische Bildung darauf hingeführt, aus der mißverstandenen evangelischen Lehre von den Verhältnissen der Obrigkeiten und Unterthanen eine Lehre vom leidenden Gehorsam abgeleitet hatte, die ihnen widersprach, obwol sie den Regenten keine Willkürherrschaft gestattete und den Unterthanen knechtischen Gehorsam sogar verbot. Wir sahen schon aus dem wenigen Angeführten, wie er den letztern übte und verstand. Wenn sich in spätern Lebensjahren auch die alt-germanischen Rechts- und Freiheitsbe-

griffe, nachdem er sie lange verkannt, mehr und mehr wieder bei ihm geltend machten, so war es eben die Stammesart, die bei ihm wieder durchschlug [1]).

Denn die volksthümliche Denkweise und die Zustände der Thüringer-Sachsen waren ganz danach angethan, auf landsmännische und vaterländische Gesinnung, die deutsche Treue, Anhänglichkeit an die Fürsten des Landes und Reichs hinzuleiten und zugleich Selbstgefühl und Freiheitssinn zu wecken und zu nähren. Es war vorzugsweis in den Städten der Fall, wo jenes nicht unkräftiger wie bei den Rittern und andern Grundherren, der letztere durchgebildeter war zum Sinn und Streben für ein selbständiges Gemeinwesen in einen geordneten Rechtszustand, Selbstrathen und Thun und Gehorsam gegen und nur gegen das bewilligte Gesetz.

Dem Streben der Fürsten, Ordnung, Sicherheit, die Bedingungen des bürgerlichen Gedeihens, zu schaffen, kam der Volkssinn kräftig entgegen. Eben nur indem sie auf ihn sich stützten, als Vertretern desselben, gelang ihnen das Meiste und Beste. Ihre eigne Macht, ihre eignen Mittel waren noch weitaus unzureichend. Vornämlich die Bürgerschaften hatten ihnen von jeher gegen den unruhigen trotzigen Lehnsadel Beistand geleistet. So waren es auch die kräftigen Arme der Erfurter gewesen, die Kaiser Rudolph zur Zerstörung der Raubschlösser umher am nachdrücklichsten geholfen. Das Bedürfniß der Ordnung und des Schutzes erzeugte mannichfache Einigungen, welche einzeln und zuletzt verbunden, als Landstände, an der Ausbildung und Ordnung aller Verhältnisse den thätigsten Antheil nahmen und zugleich den landesherrlichen Uebergriffen in die Freiheitsrechte der Landeseingesessenen, die Selbständigkeit, die freie Entwickelung der Einzelnen, Körperschaften und Gemeinden entgegentraten. Mitten im Lehns- und Kriegsstaate, wie er auf die alten gemeinfreiheitlichen Zustände gefolgt war, hatten sich in andern

1) Ich darf vielleicht zur Vergleichung und Begründung auch auf meinen Aufsatz: Luther's Ansichten über Gehorsam und Widerstand in Weil's constitutionellen Jahrbüchern (von 1844) verweisen, der zum Theil gegen Behauptungen von Hagen gerichtet ist. Bezügliches und sehr Treffendes findet man in Hinrichs' politischen Vorlesungen, Bd. I.

Formen doch wesentliche Reste der alten Volksrechte erhalten, gerade in den gewaltsamsten Zeiten hatten sich neue Grundlagen und Gestaltungen der bürgerlichen Freiheit gebildet, vor Allem in den Städten. Das Fürstenthum schützte die große Masse des Volks vor Dienstbarkeit oder befreiete sie daraus, doch nicht allein. Es wäre ihm ohne den Beistand der Bürgerschaften nicht gelungen, die außerdem der Richtung desselben, zuletzt unumschränkt zu werden und zu schalten, am kräftigsten widerstanden. In den Zeiten der Zerrüttung des Lehnswesens, des Mangels einer öffentlichen Macht, der allgemeinen Fehde und der hierarchischen Bedrückung würden die Mindermächtigen alle erlegen und schrankenloser Gewaltherrschaft verfallen sein, wenn sich der mittlere Stand nicht gebildet hätte und zu solcher Kraft gelangt wäre. Die Städte, die Bürgerschaften retteten die deutsche Freiheit — nicht die nachmals so genannte — bewahrten Deutschland vor allgemeiner Gewaltherrschaft und ihren kläglichen Folgen bis in dieses Jahrhundert und noch eine geraume Zeit über dasselbe hinaus. Und was die Kaiser, die Landesfürsten theilweise für die Städte reichlich und überreich Vergoltnes thaten, das Meiste geschah von den letztern selbst, von dem Volksgeiste, der ihnen stets neue Scharen zuführte. Sie gelangten zur höchsten Blüthe und Macht in den Zeiten, wo Schutz und Förderung von obenher am seltensten war, und gerade im Kampfe mit dem so oft mißgünstigen Fürsten- und Kaiserthume. Wie oft begriffen selbst die Kaiser ihre wahren Anliegen, den augenscheinlichen Nutzen des Königthums und die Bedeutung des Bürgerstandes und der städtischen Macht und Freiheit so wenig, daß sie in kleinlicher Eifersucht, beschränkten Herrschgelüsten, oder verleitet durch Adelsmitgefühle und Umgebungen die Städte und in ihnen das emporgekommene gemeine Volk feindselig befehdeten oder doch im Stich ließen. Vornämlich in den Städten entfalteten sich die Vorzüge, die Tüchtigkeit der deutschen Volksart, um so mehr, als die Theilnahme am Reiche geschwächt war, beim Gesammtwesen hinreichende Gelegenheit der Bethätigung nicht mehr fand. In den Zeiten der Gesetzlosigkeit, Roheit und Verwilderung, der Ohnmacht und Armseligkeit des Reichsregiments, wurden sie die wahren Herbergen, Burgen und Pflegestätten der Gesetzlichkeit, des Handels und Gewerbfleißes, der

Bildung, des Wohlstandes, der Macht und des Gemeinsinns. Und das Alles vorzüglich durch die Freiheit, die Freiheit, woraus sie entstanden, die sie bewahrten und schützten, liehen und erweiterten.

Eben die thüringischen Lande gehörten aber recht eigentlich zum Schauplatze der städtegründenden Thätigkeit des sächsischen Heinrich. Da wurden die Städte oder doch feste Kriegslager erbaut, um Deutschland vor den Einfällen und der Knechtschaft der Hunnen zu bewahren. Oder es geschah in Zeiten der Gewaltsamkeit, innerer Zerrüttungen, zum Schutze der Gemeinfreiheit, des edleren menschlichen Daseins und seiner Güter vor roher Gewalt. So entstand Eisenach im 11. Jahrhundert und so manche andre thüringische Stadt in dem Zeitraume des Faustrechts. Freie Leute bevölkerten sie, dann auch Solche, die bereits die Freiheit verloren hatten, zur Hörigkeit heruntergedrückt waren, und Leibeigene. Die städtische Luft machte frei, sogleich oder doch allmälig. Indem sich der niedre Adel in armseligem Geburtsstolze abschloß und dem Bürger feindselig entgegentrat, statt sich an denselben wider die beiden zuletzt gefährliche Fürstenmacht anzuschließen, indem er dadurch sich mehr und mehr zu Grunde richtete und zu einem Schaden am Gemeinwesen machte, wuchsen und kräftigten sich die Bürgerschaften, machten sie sich zu den nützlichsten Gliedern und stärksten Stützen des Ganzen dadurch, daß sie den Zufluß der Geringeren, der Gedrückten und Erniedrigten stets in sich aufnahmen und zu sich emporhoben, die Freiheit gönnend und gebend, wie bewahrend und schützend.

So geschah es auch in Thüringen, das eine bedeutende Anzahl blühender Städte zählte. Man sieht es deutlich, welch eine männliche, freiheitsstolze Denkart und Gesinnung in ihnen heimisch sein und von ihnen aus sich über das ganze Land verbreiten mußte, wenn man ihr inneres Leben und ihre Bevölkerung näher ins Auge faßt. Wir kommen darauf zurück; hier aber, wo nur im Allgemeinen an die Verhältnisse und Umgebungen, die Eigenthümlichkeit des Stammes und Landes erinnert werden sollte, in welchem Luther geboren wurde und aufwuchs, brechen wir davon ab, um noch einen vorläufigen Blick auf die reli-

giöse und kirchliche Seite der thüringischen und der deutschen Zustände überhaupt zu werfen.

Deutsche und thüringische Zustände (religiöse Seite).

Schon in seiner frühesten Kindheit begannen die kirchlichen Einwirkungen auf Luther und waren lange die stärksten bei ihm. Wir werden noch vielfach darauf hingeführt werden, wie tief und völlig die Liebe und Verehrung der Kirche ihn durchdrang. Es kostete ihn die schwersten inneren Kämpfe, die wie es schien mit seinem ganzen Wesen verwachsene Anschauung, nach welcher die römische die apostolische allgemeine allein wahre Kirche war, fahren zu lassen und einer weiteren und freieren Auffassung sich zuzuwenden. In dieser aber schrieb er noch in späteren Jahren „aus der Kirche verstoßen sein ist aus dem Himmel." Ja er liebte es, den Begriff der Kirche sinnbildlich und doch wesenhaft über alle Zeiten auszudehnen, sodaß sie in seiner Vorstellung die gesammte göttliche Offenbarung umfaßte; denn Gott hat sich dem Menschengeschlechte nie unbezeugt gelassen durch Wort und Geist, der auch schon durch die Väter geredet, und wo der Geist ist, da ist Christus, die Kirche und Alles. Sie mußte und muß allezeit sein und bleiben unter wechselnden Schicksalen. Nur verborgen war sie noch in den vorchristlichen Zeiten und war sie wieder in den nachchristlichen Zeiten der Verfinsterung. Sie reicht aber bis an den Augenblick der Schöpfung, sodaß schon Adam und Eva, dann die Patriarchen, Propheten und Frommen des alten Testaments fromme Christenmenschen waren, ja daß auch die erleuchteten frommen Heiden hineingehören, „denn das soll man nicht leugnen, daß auch oft rechte fromme Christen unter den Heiden gewesen sind. Zur Zeit der babylonischen Gefängniß sind erhalten Jeremias, Daniel und Andre, die hat ihm Gott erzogen und bei ihm behalten durch die Verheißung des Wortes, damit sie auch eine Kirche an ihre Nachkommen gelangen ließen. Da zur Römer Zeiten das Maaß der Sünden und Bosheit voll worden, ist erhalten ein übriges Häuflein, gleich als ein Saame, dadurch auch die Heiden zur Erkenntniß Christi gekommen, daß also die Kirche in der Welt zu allen Zeiten von Gott ist erhalten worden und daß wir sehen, daß

der Artikel unsers Glaubens wahr sei, wir glauben, daß eine heilige katholische Kirche zu allen Zeiten vom Anfang der Welt bis zu Ende ist [1])."

Er kann schlechterdings nicht verstanden werden, an keiner Seite, in keinem Augenblicke seines Lebens, wenn man nicht stets seine religiöse und kirchliche Gesinnung vor Augen oder nicht eine rechte Vorstellung von ihrer Art, Gewalt und Innigkeit hat. Eine solche Vorstellung davon zu fassen, ist auch in unsrer Zeit nicht leicht, obwol unter uns das religiöse Leben und kirchliches Bewußtsein wieder erwacht ist. Wir denken und empfinden desungeachtet so überwiegend weltlich, als unsre Vorfahren noch in Luther's Zeit überwiegend geistlich dachten und empfanden. Auch hierin ist er und hierin am meisten Zögling, Vertreter, Wortführer ihrer Stimmung gewesen. Schon in seiner frühen Hingebung an die Kirche liegt nicht blos der religiöse Hang unserer Nation, sondern auch ihre Hinkehr zum allgemeinen Menschheitlichen, und bei aller eingetretenen Beschränktheit und Verdunkelung lag doch diese ursprünglich-christliche Richtung auch noch in der römischen Kirche und wurde sinnlichfaßbar durch sie vor Augen geführt. Wir würden das Wichtigste übergehen, wenn wir nicht bei den Einflüssen der Zeit, in welcher er aufwuchs, und seiner Volks- und Stammes- und Landesabkunft verweilten, welche seine angeborne Anlage und Hinneigung zur kirchlichen Frömmigkeit weckten, ihr die erste Nahrung zuführten und sie für sein ganzes Leben bestimmten. Wenn ich im Zunächstfolgenden jene Einflüsse andeute, so übergehe ich indeß, um Wiederholungen zu vermeiden, Manches, wovon hier die Rede sein könnte, aber weiterhin gesagt werden muß.

Wer unter uns die Kirche — die römisch-katholische der mittleren Jahrhunderte — geringschätzt, stellt sich ein Selbstzeugniß der Geistes- und Gefühlsarmuth, insbesondre der Unfähigkeit zu einer geschichtlichen Betrachtungsweise, oder der Unwissenheit in der Geschichte aus. Er verunehrt die deutsche Nation,

---

1) de Wette V, 438. Auslegung des 90. Psalms zu V. 1. Auslegung der Genesis zu Kap. 11. V. 10. Walch V, 1100; I, 1071 ff. Aehnlich sah Herder eine wahre unsichtbare Kirche durch alle Zeiten und Länder hindurchgehen. Gervinus a. a. O. V, 326.

die wie keine andre und in Zeiten ihrer Einheit, Größe, Macht und Blüthe bis in das 16. Jahrhundert jener Kirche ungetheilt zugethan war; er verunehrt die Vorfahren der mittleren Jahrhunderte, auf welche wir verachtend herunterzublicken kein Recht ansprechen können, und die so viel kräftigern als wir sind der lutherischen Zeit, die ihr zuerst noch angehörten und sich dann unter Luther's Vorgange zur Hälfte, genöthigt, mit tiefem Schmerze und nur in der Meinung von ihr trennten, in der apostolischen allgemeinen Kirche zu verbleiben, dem Urbilde der römischen und welches die letztere darstellen wollte.

Aber befand sich die Kirche des Abendlandes nicht in der That gegen das Ende des 15. Jahrhunderts und schon seit längerer Zeit im tiefsten Verfall? War nicht das Papstthum längst erschüttert und sammt der Geistlichkeit in Verachtung gerathen? Hatte sich die Stimmung der Völker nicht längst von der Kirche und Hierarchie abgewendet, erhoben sich nicht wider sie tausend und wieder tausend Stimmen, folgte nicht ein Angriff auf den andern, forderte die Persönlichkeit und der Uebermuth der Päpste jener Zeit nicht unaufhörlich selbst dazu heraus? Doch wer diese und ähnliche Fragen unbedingt und ohne auch eine andre Seite der Sache ins Auge zu fassen, bejahen wollte, oder in der Kirche jener Zeit und der mittleren Jahrhunderte nur Wahn und äußeres Wesen und keine Religion, kein Christenthum, nur Finsterniß uud kein Licht, nur Bedrückung und Knechtschaft und keine Freiheit, nur Unrecht und keine Berechtigung, nur Schwäche und keine Kraft, nur ein schlaues Pfaffenthum und stumpfsinnige betrogne Völker erblickte: der würde sich nimmermehr erklären können, wie es kam, daß sie so helle kräftige Geister und edle Herzen sich noch immer gewann und noch immer die vornehmste Macht, so gefürchtet dastand; die Anstrengungen und Kämpfe der Reformationszeit und deren Größe, insbesondre die innern und äußern Kämpfe Luther's und schon der frühere Luther in seiner Bildung und Entwickelung würden ihm durchaus unverständlich bleiben.

Wie sehr befindet man sich im Irrthume, wenn man glaubt, es hätte sich in der Reformationszeit nur um religiöse Meinungen oder kirchliche Einrichtungen gehandelt. Vielmehr galt es der gesammten gesellschaftlichen Ordnung des christlichen Abend-

landes und in lange bestandnen, selbst abgenutzten und überlebten gesellschaftlichen Ordnungen liegt eine geheimnißvolle, alle beherrschende, fast unnahbare Macht, mächtiger und stärker als der mächtigste und stärkste Einzelwille. Welche Erschütterungen und Umwandlungen sie auch erfahren hatte, sie bestand noch in den mittleren und westeuropäischen Ländern, dem fast ausschließlichen Schauplatze der gebildeten Welt, die gesellschaftliche Ordnung, deren Ursprünge in den Zeiten und Zuständen zu suchen sind, welche den chaotischen der Völkerwanderung, der Zertrümmerung des römischen Reichs und des Eindringens und Uebergewichts der Germanen gefolgt waren. Hervorgegangen aus Kampf und Vereinigung national-germanischer und romanischer und christlicher kirchlich-hierarchischer Ansicht, Bildung und Einrichtung waren ihre Mittel- und Schwerpunkte in der Zeit ihrer vollen Lebenskraft das römische Papstthum und das deutsche Kaiserthum gewesen, beide auch jetzt noch von der wesentlichsten Bedeutung für sie. Früher hatten die Gründungen, der weltlich-geistliche Staat Karl's des Großen, die deutsche Nation, das von derselben errichtete Kaiserthum darin vorgeherrscht. Seit dem Untergange der Hohenstaufen war das entschiedene Uebergewicht in ihr auf Seiten des Papstthums und der demselben unterworfenen lateinischen Kirche gewesen. Sie ruhete auf der innigen Verbindung, in welche Papstthum und Kirche nach der übermächtigen Stellung, welche sie errungen, und vor allen Dingen zufolge der herrschenden Vorstellungen und Ueberzeugungen mit dem Gesammtleben der abendländischen Nationen getreten waren, sodaß Kirche und Papstthum nicht blos die ganze religiöse Seite des Lebens bis zu den Gewissen unter strenger Botmäßigkeit hielten, sondern die Staaten, die Völker sich tributpflichtig gemacht hatten, den Landbesitz mit den letztern, die unmittelbare Herrschaft mit deren weltlichen Häuptern theilten, in alle weltliche Verhältnisse, die Regierung und Verwaltung, die Gesetzgebung, Rechtsordnung und Politik, die wechselseitigen Beziehungen der Völker und der Staaten, der Regenten und Nationen, das ganze Privat- und Geistesleben mittel- oder unmittelbar stets eingriffen, nach kirchlich-hierarchischen Gesichtspunkten hier beherrschend, dort wenigstens bevormundend, sodaß ihr Einfluß, ihr Wille oder Gebot nur in seltenen Fällen ganz wir-

kungslos war oder schlechthin unberücksichtigt blieb, daß alle Verhältnisse, alle Gesammtheiten, alle Einzelnen vom Eintritt ins Leben bis zur Todesstunde unter priesterlicher Weihe und Oberleitung standen, daß in dieser sicht- und unsichtbaren geistlich-weltlichen Verbindung das gesammte Dasein der abendländischen Völker aufging.

Unbezweifelt war auch jetzt noch das Recht der Päpste, in allen religiösen Dingen Gehorsam von den Königen wie von deren geringsten Unterthanen zu fodern. Nur erschüttert, doch nicht überwunden war die Vorstellung, wonach sie in dem mystischen, Himmel und Erde, die Lebendigen und die Todten umfassenden Körper der Kirche Christi Stelle einnahmen und wonach Gott durch sie that, was sie thaten; nur erschüttert ihr Anspruch, als Statthalter Gottes über den Königen aller Länder mit der Befugniß zu stehen, die Oberaufsicht über deren Regiment zu führen, Schiedsrichter zwischen ihnen und ihren Unterthanen zu sein, sogar nach eigenem Ermessen sie zu entsetzen. Die Kraft des päpstlichen Bannes und Interdicts war geringer geworden, hatte aber noch nicht aufgehört. Was der päpstliche Einfluß am Nachdruck der Gewaltmittel verloren, ersetzte eine unwürdige, aber oft ebenso unwiderstehliche Politik, wie jene vormals gewesen waren. Noch immer wurde gesagt und geglaubt, der Papst „sei über die Engel im Himmel und habe selbst ihnen zu gebieten;" er habe die Willkür Gottes, sein Ausspruch sei statt aller Gründe, sein und Gottes Gerichtshof derselbe und man könne von Niemand an ihn selber appelliren. Vollkommen wahr ist bemerkt, daß das Papstthum von keinem Oberherrn, keinem Nebenbuhler etwas zu befürchten haben mußte, ehe Meinungen und Lehren dieser und ähnlicher Art ausgebildet werden konnten, und daß dies eben noch im 15. Jahrhundert seit den großen Concilien geschah. Mit weit größerem Rechte als der Kaiser wurde der Papst „ein Herr der Welt" genannt[1]). Die Päpste waren Mitherrscher der Könige in deren Reichen vermöge ihrer Gewalt über das nur ihren Verfügungen unterworfene Kirchengut, ihrer Befugniß oder Uebung, Befehle an die

1) An den christlichen Adel, Plochm. XXI, 293. Ranke a. a. O. I, 237.

Unterthanen ohne königliche Genehmigung zu erlassen, des überall gleich dem bürgerlichen geltenden geistlichen Rechts, der überall anerkannten geistlichen Gerichtsbarkeit und ihrer Stellung zu den geistlichen Gerichten als höchste und letzte Urtheiler, endlich durch die ihnen untergebenen und den Königen als mächtige Reichsstände gegenüberstehenden Bischöfe und Prälaten, durch die gesammte, ihren Winken gehorchende, die Volksmeinung mehr oder minder beherrschende Geistlichkeit, durch den allgemeinen Glauben an ihre Macht und durch die allgemeine Ueberzeugung der Gelehrten und Ungelehrten, daß die päpstliche Oberherrschaft mit ihren im geistlichen Rechte enthaltenen Befugnissen und Ansprüchen auf der von Christus selbst eingesetzten, in ihren wesentlichen Bestandtheilen unveränderlichen Kirchenverfassung beruhe. „Dazu kein Verstand noch Unterricht, was weltliche Obrigkeit und wie weit sie vom geistlichen Regimente geschieden wäre," wie Luther zum 1. Verse seiner Auslegung des 82. Psalms bemerkt. „Weltliche Obrigkeit lag ganz und gar unter den geistlichen Riesen und Tyrannen [1])."

Von keinem der damaligen Reiche gilt dies so sehr, so uneingeschränkt, als von dem der Deutschen. Schon der Name desselben und des Oberhaupts deutet darauf hin: römischer Kaiser, heiliges römisches Reich deutscher Nation. Wie die Kirche ihre Freiheit an die Päpste verloren hatte, befand sich auch die letztere in römischer Dienstbarkeit; und wie Luther späterhin das Verhältniß der erstern als ein knechtisches erkannte und vornämlich in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche bezeichnete, so durchblickte er auch das ähnliche Verhältniß des Reichs, zu dessen Befreiung er namentlich durch die Schrift an den Kaiser und Adel deutscher Nation aufrief: „Lasset uns aufwachen, lieben Deutschen, und Gott mehr denn die Menschen fürchten, daß wir nit theilhaftig werden aller armen Seelen, die so kläglich durch das schändlich teufelisch Regiment der Römer verloren werden." Sie möchten doch nicht immer „toll und voll" sein, „wiederum Christen und frei werden, nach dem elenden heidnischen Regiment des Papsts;" Gut, Leib und Seele be-

1) Walch V, 1027. Bretschneider, die deutsche Reformation der Kirche 193. Eichhorn a. a. O. 535.

schwerten die Römer mit ihren vielen Gesetzen den Deutschen, „gerad, als müßten die Deutschen für allen Christen auf Erden des Papsts und römischen Stuhles Gockelnarren sein, thun und leiden, was sonst Niemand thun und leiden will." Den griechischen Kaiser habe der Papst des römischen Reichs und Namens beraubt und das Fündlein erdacht, es den Deutschen zuzuwenden, die damals streitbar und weltberühmt gewesen, damit sie es unter sich brächten und von ihm zu Lehn nähmen, den Namen und Titel desselben ihnen zuzuschreiben, damit sie des Papsts Knechte würden. „Also hat nu der romisch Stuel seinen Muthwillen: Rom eingenummen, den deutschen Kaiser eraus trieben, und mit Eiden vorpflicht, nit innen zu Rom zu wohnen. Sall romischer Kaiser sein, und dennoch Rom nit innen haben; darzu allezeit in's Papsts und der seinen Muthwillen hangen und weben, daß wir den Namen haben und sie das Land und Städt. Denn sie allzeit unser Einfältigkeit mißbraucht haben zu ihrem Ubirmuth und Tyrannei, und heißen uns tolle Deutschen, die sich äffen und narren lassen, wie sie wollen." Die Deutschen hätten die List nicht durchschaut und mit unzähligem Blutvergießen, Unterdrückung ihrer Freiheit, Einbuße ihrer weltlichen und geistlichen Güter, dulden unsäglicher Trügerei und Schmach das Reich leider nur allzutheuer bezahlt. „Wir haben des Reichs Namen; aber der Papst hat unser Gut, Ehre, Leib, Leben, Seele, und allis, was wir haben. So soll man die Deutschen täuschen, und mit Täuschen täuschen. Das haben die Päpst gesucht, dass sie gerne Kaiser wären gewest, und do sie das nit haben mocht schicken, haben sie sich doch uber die Kaiser gesetzt. Also sein wir Deutschen hubsch deutsch gelehret: da wir vormeinet Herrn zu werden, sein wir der allerlistigisten Tyrannen Knecht worden: haben den Namen, Titel und Wappen des Kaiserthumbs; aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit desselben hat der Papst; so frißt der Papst den Kern, so spielen wir mit den ledigen Schalen [1])." Anderwärts bemerkt er, „es hatte auch der Papst das römische Reich aus keiner andern Ursache an die Deutschen gebracht, denn daß er diese harten, ungezähmten, wilden Leute

1) An den Adel, Plochm. XXI, 292, 307, 310, 312, 352 ff.

(doch die schlecht und recht sind) mit einem solchen Wunderwerk und Schauspiel ihm unterwürfe, und daß er sich durch dies Volk beschützte und beschirmte, anzufahen, was er nur willens wäre und vorhätte, daß er also nicht die Deutschen, sondern sich selbst zu einem römischen Kaiser machete; ja, daß er den Namen des Kaisers und den Titel des Reichs einem barbarischen, groben Volke (wie es hören muß) zuschriebe, er aber das Thun und die Gewalt vor sich behielte, und daß er also nicht ein römischer Kaiser, sondern ein Kaiser über den römischen Kaiser würde. Welches, daß er es desto listiger zuwege brächte, hat er verschafft, daß seiner Geistlichen etliche, nemlich die drei größten und mächtigsten Bischöffe Deutschlands, mit eingemischt würden, daß man sie als Erwähler des römischen Reichs annehme und hielte." Die Kirche Gottes sei daher nicht mit Christi Demuthskleide, sondern mit kaiserlicher und königlicher Ehre angezogen und umgeben, bestehe nicht im Wort und Glauben, halte sich auch nicht an die Schrift, sondern stütze sich auf weltliche Gewalt und das blutrüstige Reich. Denn dies römische Reich koste die Deutschen nur zu viel Blut und das närrische deutsche Volk verschütte jämmerlich sein Blut für dasselbe. „Ja, das noch mehr ist, es hat ihnen wohlgefallen, diß Römische ein heilig Reich zu heissen, welches nicht von Gott, sondern von dem allerheiligsten Statthalter Gottes, zugerichtet und bereitet sei, welchem alles heilig heißen muß, was er nur will. Darum muß die Gemeinde Gottes mit dieser jämmerlichen Ehre dieses erdichteten Reichs umgeben und gespottet werden, und also mitten in diesem Reiche, in einer erschrecklichen Gestalt sitzen und wohnen [1])."

In der That erfüllte der Name nur mit leeren Einbildungen, die Ansprüche, welche er gab, wurden nicht geltend gemacht, er war nur ein Zeichen der Erniedrigung unter Rom in der Wirklichkeit. Deutschland wurde dort von Alters her mit leidiger Wahrheit das „Land des Gehorsams" geheißen. Man muß von allem Anfange sich vorhalten, daß es, als Luther aufwuchs, ein priesterlich-weltlicher Staat war. Schon der Staat Karl's des Großen, aus welchem das Reich hervorgegangen, war auf welt-

1) Auslegung der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 22. V. 19. Walch IV, 1775.

lich-geistliche Einrichtungen begründet gewesen. Das Geistliche, nimmt man alle seine Macht- und Einwirkungsmittel zusammen, überwog in den spätern Zuständen weit.

Die christlich-kirchlichen Gesichtspunkte und Ueberzeugungen, worin die Deutschen schon bei ihrer Vereinigung zum Reiche gelebt hatten, waren seit dem ersten Augenblicke des Daseins der Nation lebendig geblieben, während der Grundgedanke zurückgetreten, auch wol erstorben war, wonach das Reich eine Vereinigung und Gesammtbürgschaft zur Gründung und Erhaltung von Recht und Frieden im Innern und von einer Macht sein sollte, welche die nationale Unabhängigkeit nach außen schützte, also auch wol wider Eingriffe der geistlichen Gewalt, die ihren Hauptsitz im Auslande hatte. Diesen Eingriffen war ein zu schwacher Widerstand entgegengesetzt und dahin war es gekommen, daß die päpstliche Macht im Reiche die erste und vornehmste, die wirklichste und größeste geworden. Nach dem geistlichen Rechte und der herrschenden Meinung war sie über der kaiserlichen und die stärkere schon durch das Bewußtsein des Sieges, welchen sie über das Kaiserthum errungen und der Demüthigungen, zu welchen das letztere so oft sich hatte verstehen müssen. Freilich war seit den Zeiten Ludwig's des Baiers und Karl's IV. die Unabhängigkeit des Reichs vom Papstthume gesetzlich ausgesprochen — und daß es hatte geschehen müssen! — war aber dennoch selbst gesetzlich nur eine halbe, thatsächlich eine noch viel geringere. Wie unvollkommen und zweifelhaft sie war, zeigen die Bemühungen der Kaiser und Kurfürsten, sie festzustellen, vielleicht gerade am allerdeutlichsten. Schon dadurch war die päpstliche Oberherrschaft anerkannt und die kaiserliche Würde und Gewalt erniedrigt und gebrochen, die Freiheit und Ehre der Nation als solcher zernichtet, daß auswärtige Herrscher, die Päpste in Rom, des Reichs „ordentliche Erben, so es ledig stände," sich nennen durften [1]) und eine Oberaufsicht über die Wahlen der deutschen Könige übten, sie durch ihre Legaten leiteten, und hierdurch, sowie durch die ihnen unterworfenen geistlichen Kurfürsten trotz deren jeweiligem Widerstreben einen so großen An-

1) An den Adel a. a. O 314.

theil daran hatten, daß sie den Deutschen das weltliche Haupt fast mehr setzten, als diese es sich gaben. Hatten sie doch nicht zu selten Königswahlen für nichtig erklärt, vereitelt, die ihnen nicht genehm gewesen, die Krone an nichtdeutsche Fürsten ausgeboten, verschenkt. War der Kaiser gewählt, so wurde er Canonicus der Marienkirche zu Aachen und leistete den Eid der Canonici, wie noch Karl V. [1]) Es hing zusammen mit der allgemeinen Ansicht von dem nur untergeordneten Werthe aller nur weltlichen Pflichten und Verrichtungen. Der Kaiser besaß das Recht der Schirmvogtei über die Kirche. Lagen aber darin wichtige Befugnisse und wollte der Kaiser sie geltend machen, z. B. die, eine Kirchenversammlung zu berufen, so verboten, so verhinderten die Päpste die Ausübung. Das kaiserliche Schutzrecht war in Wahrheit nur eine Verstrickung in Lasten und Pflichten, deren Erfüllung die Kaiser bei ihrer Krönung den Päpsten eidlich zu geloben hatten: die Pflicht namentlich, den katholischen Glauben gegen Ungläubige, Schismatiker und Ketzer zu schützen, auch die Reichsacht über die Seitens der Kirche Gebannten auszusprechen, das Urtheil der Kirche an denselben zu vollziehen, wie es im Sachsenspiegel heißt: „was dem Papste widerstehe, das er nicht mit geistlichem Gerichte zwingen mag, daß es der Kaiser mit weltlichem Gerichte zwinge, dem Papste gehorsam zu sein," das will sagen, durch die weltliche Macht jede von der Hierarchie für gefährlich erklärte Regung der Geistesfreiheit und Selbstbestimmung niederzudrücken, die Ansichten und Vorstellungen im Gange zu erhalten, auf welchen die geistliche Oberherrschaft ruhete; sodaß die Nation durch ihr Haupt im Gehorsam der Päpste, der König durch den Kaiser in Botmäßigkeit erhalten werden mußte.

Dem Papste waren Alle unmittelbar, dem Kaiser die Allermeisten nur mittelbar unterworfen. Der Papst stand an der Spitze einer kunstvoll gegliederten, gehorsamen Hierarchie, der Kaiser an der Spitze einer unfüg- und unlenksamen Aristokratie, die ihm mächtiger als er selbst war gegenüberstand. Galt er als der Urquell aller weltlichen Rechte, suchte Jedermann die Bestätigung der Privilegien bei ihm, so coneurrirten doch die Päpste auch da mit ihm. Friedrich III. ertheilt 1473 der Stadt Aachen

1) Lünig, Reichsarchiv, Continuation 4, 1464.

ein Privilegium über ihre Schöppenwahl, und wenige Tage darauf confirmirt Innocenz VIII. der Stadt und dem Schöppenstuhle alle ihre Privilegien ebenfalls, vorbehaltlich der Kirchenfreiheiten, und man weiß was das hieß. Dies eine Beispiel statt hundert ähnlicher. Der Kaiser führte die Regierung des Reichs nur mit Rath der Reichsstände, welche, wie es in keinem andern Lande geschehen war, die wichtigsten Rechte des weltlichen Oberhauptes an sich gezogen hatten und fast alle wirkliche Gewalt besaßen. Unter ihnen befand sich eine fast unübersehbare Menge von Geistlichen, Kirchen- und Landesfürsten zugleich. „Unser Deutschland ist gar gefangen mit Bischöfen, denn man rechnet wol in etliche vierzig Bisthümer, ausgenommen die Abteyen und Stifftkirchen, welche reicher sind, denn die Bisthümer. Wiederum, werden nur ungefehrlich in 28 Fürstenthümer in Deutschlande gefunden [1])." Ihnen gehörte der fünfte oder vierte Theil des Grundes und Bodens, sie waren den Päpsten eidlich verpflichtet, dem Reiche nur soweit Gehorsam zu leisten, als es sich mit dem Gehorsame gegen jene vertrug. Kein Bischof wurde bestätigt, „er kauf dann mit großer Summa Gelds das Pallium und verpflichte sich mit greulichen Eiden zu einem eigenen Knecht des Papsts." Daher kam's, „daß kein Bischof wider den Papst darf handeln [2])." Nach vorwaltender Denkart und Bildung, wie nach ihren wichtigsten Anliegen mußten sie dem Papstthume zuneigen, wenn sie bisweilen auch Uebergriffen desselben in ihre Befugnisse sich zu widersetzen hatten und sich um dieser willen für die Reichs- und Kirchenfreiheit erhoben. Allein unter den sieben Kurfürsten, deren Zahl zu mehren die Päpste gleichfalls das Recht ansprachen, befanden sich, wie schon erwähnt, drei geistliche mit bedeutendem Landgebiete und übergroßen weltlichen Befugnissen. Die weltlichen Fürsten standen erst im zweiten Range, auch sie nahmen eine dem päpstlichen Ansehen untergeordnete Stellung ein, und wenn sie und noch mehr die Kurfürsten sich in einem besonderen engen Verhältnisse zum Papstthume dachten, so darf man sich nicht wundern, daß

1) Tischreden, Walch XXII. 1397.

2) An den Adel, Plochm. a. a. O. 299.

das Volk ähnliche Gedanken hegte und nach seiner Art die religiöse Beziehung der Fürsten zu den Päpsten noch ernster nahm.

Die Beschlüsse über die allgemeinen Reichsangelegenheiten wurden auf den Reichstagen gefaßt und diese unter der vereinten Autorität der Päpste und Kaiser berufen und abgehalten, auch von den päpstlichen Legaten allenfalls selbst vor dem Eintreffen der kaiserlichen Abgeordneten eröffnet, die dann ihre Vorschläge mit den päpstlichen zu vereinigen suchten. Die Legaten gaben den Reichsständen Weisungen, sprachen Rügen über sie aus. Die Reichsversammlungen hießen königliche und päpstliche, päpstliche und kaiserliche Tage. Pius II. maßte sich an, die Abhaltung selbst der Kurfürstentage von päpstlicher Einwilligung abhängig zu machen. In keinem anderen Lande war der König so ohnmächtig gegen den Anspruch der Päpste, Befehle ohne königliche Zustimmung zu verkündigen, standen die Geldmittel der Nation den Päpsten so sehr und den Königen so wenig zu Gebot. Türken und Franzosen drangen ungehindert verwüstend in Deutschland ein, Reichslande gingen verloren, das eben begründete Reichsgericht ging wieder auseinander, weil der Sold für ein Kriegsheer, für die Beisitzer des Gerichts nicht aufgebracht werden konnte, während alljährlich dreimalhunderttausend Gulden, außer unberechenbaren Summen an Proceßkosten und Pfründenerträgen, nach Rom flossen. Deutschland gab „weit mehr gen Rom dem Papst denn vorzeiten den Kaisern." Indem Luther ganz in Uebereinstimmung mit den Aeußerungen der früheren und späteren Reichsversammlungen das römische Aussaugungssystem schildert, ruft er aus, „wie kommen wir Deutschen dazu, daß wir solch Räuberei, Schinderei unsrer Güter von dem Papst leiden müssen? Hat das Kunigreich zu Frankreich sichs erwehret, warum lassen wir Deutschen uns also narren und äffen[1])?" Man schätzte den Papst auf fünfmalhunderttausend Dukaten, während Maximilian wol mit Mühe viertausend Gulden oder ähnliche Bewilligungen vom Reiche erhielt. Ueber Krieg und Frieden verfügten die Päpste oft mit gleichem oder größerem Einflusse wie die Könige. Das kaiserliche Recht und der kaiserliche Gerichtshof hatten ein ebenso geringes und zweifelhaf-

1) An den Adel, Plochm. a. a. O. 294 f.

tes als das päpstliche Recht und die geistliche Gerichtsbarkeit ein anerkanntes und gefürchtetes Ansehen. Nicht blos daß die letztere auch auf manche bürgerliche Sachen sich erstreckte, die geistlichen Gerichte nahmen mit größerem Erfolge als irgendwo Klagen wegen jeder an sich sündlichen oder von ihnen für sündlich erklärten Handlung und Berufung von Allen an, die vor weltlichen Gerichten kein Recht erhalten zu können behaupteten. Je größer die Anzahl der geistlichen Reichsstände war, desto häufiger entsprangen Irrungen der schwersten Art aus den Befugnissen der geistlichen Gerichte und desto schwerer war es, denselben zu begegnen. Schon wegen der Stellung der geistlichen Macht im Reiche war ohne Reform der Kirche auch eine gründliche Rechtsreform unmöglich. Auf die Bildungsanstalten der Nation übten und konnten die Kaiser fast gar keinen Einfluß üben, die Kirchenhäupter übten auf dieselben den mächtigsten und durchgreifendsten. So waren den Universitäten die päpstlichen Privilegien und Confirmationen wesentlich und nothwendig, die kaiserlichen nicht viel mehr als Formalien. Auf jede Schule übten oder konnten die Päpste doch Einfluß üben, der Kaiser übte einen solchen nicht auf eine einzige außer seinen Erblanden und vermochte es nicht. Von der geistlichen Seite wurde die Ueberwachung des Schriftwesens durch eine Büchercensur eingeführt, diese von Geistlichen geübt; nur vollziehend oder allenfalls beistimmend und genehmigend trat das weltliche Fürstenthum beim Anordnen einer so tiefgreifenden Einrichtung hinzu. Keine andere Nation hatte so nachtheilige Concordate mit den Päpsten geschlossen, als es von Friedrich III. Namens der deutschen geschehen war, und in keiner andern setzten sich die Päpste so oft und ungescheut über die Bestimmungen derselben obenein hinweg. „Ich klag hie nit," sagt Luther an einer Stelle der Schrift an den Adel deutscher Nation, „daß zu Rom Gottis Gebot und christlich Recht vorachtet ist; dann so wohl steht es itzt nit in der Christenheit, sonderlich zu Rom, daß wir von solchen hohen Dingen klagen mochten. Ich klag auch nit, daß das natürlich oder weltlich Recht und Vornunft nichts gilt: es liegt noch alles tiefer im Grund. Ich klag, daß sie ihr eigen erdichtet geistlich Recht nit halten, das doch an ihm selbs ein lauter Tyran-

nei, Geizerei und zeitlicher Pracht ist, mehr dann ein Recht." Er führt dies dann aus [1]).

Im Laufe des 15. Jahrhunderts bemüheten sich die Reichsstände mehrfach, die päpstlichen Befugnisse und Ueberschreitungen einzuschränken, das Verhältniß zwischen der geistlichen und weltlichen Macht zu ordnen, die Freiheit der Nation herzustellen und zu sichern. Unaufhörlich drangen Klagen aus dem Volke an ihr Ohr, hier nur an die Schriften eines Hemmerlin zu erinnern. In den Jahren 1487, 1495, 1498, 1500 zogen sie in den Reichsversammlungen die Beschwerden der Nation gegen das Papstthum, die Geistlichkeit in Betracht und ergriffen Maßregeln, Abhülfe zu schaffen. Allein der Mangel einer kräftigen öffentlichen Macht vereitelte jede Bemühung dieser Art. Nur scheinbar, ohne Nachdruck, selten gingen die Kaiser darauf ein, Friedrich war mit dem Papste wider die Fürsten und die deutsche Kirchenfreiheit im geheimen und offenen Bunde, auch Maximilian trat ihm ohne Ernst entgegen und verbündete sich dann gleichfalls mit ihm; sie suchten jetzt das päpstliche Bündniß, um sich wider die steigende Fürstenmacht zu halten [2]). So hatten sich früher die Fürsten vom Kaiser getrennt, ihrerseits sich mit dem Papste verbündet und dadurch die Schwäche des Kaiserthums, welche jetzt die Könige zu einem solchen Benehmen bewog, den Untergang der Kirchen- und Nationalfreiheit und die Verwirrtheit und Zerrüttung der deutschen öffentlichen Verhältnisse herbeigeführt. Diese Zerrüttung, die Trennungen und der Zwiespalt der Deutschen, Verbündungen bald mit dem Volke gegen die Häupter, bald mit den Fürsten gegen die Könige oder mit diesen wider jene: darin hatte das päpstliche Uebergewicht eine seiner tiefsten Wurzeln und stärksten Stützen. Die Päpste suchten deshalb die Unordnung im Reiche zu verewigen, eine Umbildung des letztern zu einem wahren Staate war unmöglich, wenn nicht die ganze Stellung der geistlichen Macht geändert, die Kirche nicht reformirt wurde, was das Papstthum gleichfalls verhinderte, und zwar mit um so größerer Verschuldung, da sie

1) An den Adel, Plochm. a. a. O. 295. Ranke a. a. O. 61, 252, Schmidt, Gesch. der Deutschen, X, 39.

2) Ranke a. a. O. 248, 259.

ihrerseits sehr wohl reformirt werden konnte, ohne daß zuvor oder gleichzeitig das Reich reformirt wäre. Wie denn eben hierin die Nothwendigkeit des Ganges der deutschen Reformation und Luther's geschichtliche Größe liegt, daß sie und daß er vorwaltend auf die geistliche Seite sich hinwendeten. Zuerst mußte das Verhältniß des Papstthums und der Kirche zum Reiche geändert werden, was nicht ohne eine gänzliche Umwandelung der religiösen Begriffe, eine Erneuerung des kirchlichen Gesammtgeistes, eine religiöse Reformation anging. Kein Staat ohne freie Staatsbürger und freie Staatsbürger nicht ohne freie Menschen, diese nicht unter hierarchischer Obmacht. Daher war die Befreiung vom geistlichen Seelenzwange, die innerliche, die Geistesfreiheit das Erstnöthige, auf die es Luther anlegte, die er als „christliche" Freiheit dachte. Nur durch ihr Eintreten konnte der Einfluß der Hierarchie, welcher überall der volksthümlichen und staatlichen Ausbildung entgegenstand und kein echtes Staatswesen hätte aufkommen lassen, der Einfluß des Papstthums gründlich zerstört werden, das zum großen Theile die Zerrüttung des Reichs verschuldet und an dessen Widerstreben die Versuche aus der Verwirrung wieder zur Ordnung zu gelangen, scheiterten. „So müssen wir bekennen," sagt Luther in der Schrift an den Adel, „daß nit schändlicher Regiment ist dann bei uns, durch geistlich und weltlich Recht, daß kein Stand mehr gaht natürlicher Vernunft, schweig der h. Schrift gemäß [1]);" und daß ein so schändlich Regiment in Deutschland war, entsprang eben aus der Vergeistlichung und der Gebundenheit des Reichs und der Reichsglieder unter dem Papstthume.

Hierdurch wird nun ergänzt, was oben über die öffentlichen Zustände im damaligen Deutschland und die Einflüsse gesagt ist, welche sie üben mußten. Besonders die höhere Geistlichkeit ward übermäßig und zu offenbarem Nachtheile der geistlichen Amtsführung in die Staatssachen hineingezogen und noch schlechter war die religiöse Bildung, welche die Nation Seitens der Kirche erhielt, weil unzählige geistliche Aemter an italische Sinekuristen gegeben wurden. Die deutsche Geistlichkeit wurde durch ihre Stellung genöthigt, die Staatssachen behandeln zu lernen. Ihre

1) Plochm. a. a. O. 347.

Staatskunde und Kunst kam ihr und der Kirche zu gut, erhielt aber eine geistliche Färbung, und was sie darin leistete und dafür that, hatte noch weiter die Folge, daß geistliche Gesichtspunkte in die Ansichten von den öffentlichen Dingen und die Behandlung derselben auch bei den weltlichen Ständen übergingen. Viel Staatssinn konnte um so weniger leicht in einem halben, eine Vielheit von ganzen in sich schließenden Priesterstaate im Volke erwachen und sich entwickeln; der Priesterstaat war dafür desto geeigneter eine geistliche Sinnesart und Hinneigung zu wecken und zur Herrschaft in den Gemüthern zu bringen, welche die nationale und vaterländische Empfindung nothwendig schwächen mußte.

So kläglich und beschimpfend für eine große Nation jene Formen und Verhältnisse sein mochten, jeder hatte von Kindheit an und schon die Vorfahren hatten Jahrhunderte darin gelebt. Die bei uns doppelt starke Macht der Gewohnheit erleichterte ihre Last und stumpfte dagegen ab sie als ungedeihlich und ehrwidrig zu erkennen und zu empfinden. Im Begriffskreise der Deutschen auch noch des 15. Jahrhunderts waren neben, ja über dem Reiche und Kaiserthume Kirche und Papstthum, beide unauflöslich verbunden, nothwendige Voraussetzungen, und wol in noch engerer Beziehung dachten sie sich zum letztern als zum erstern. Ihre Geschichtskunde war äußerst dürftig und ihre Vorstellungen von ihrer Vergangenheit hatten die Färbung, welche die meist geistlichen Geschichtschreiber und Lehrer der letzteren gaben. Man sagte ihnen, und alte verworrene Erinnerungen und Begriffe, von einem Geschlechte zum andern vererbt, trafen damit zusammen, das Kaiserthum sei an die Deutschen von den Päpsten übertragen, denen dafür als den wahren Begründern der Nationalgröße der höchste Dank und die höchste Ehre gebühre und die als Statthalter Gottes in keinerlei irdischer Abhängigkeit ständen und über alles Irdische gesetzt wären, um mit der unwandelbaren Kirche den Hülfsbedürftigen zum sichern Anker, den Bösen zum Schrecken, der irdischen Herrschaft zur Reinigung und der Knechtschaft und dem Elende zum Trost zu dienen. Freilich entsprach die Wirklichkeit der hochgefaßten Aufgabe nicht. Wie viele verächtliche und schändliche Päpste hatten, großen und guten immer häufiger folgend, ihr Hohn gesprochen und das glänzende Gedankenbild zum Zerrbilde verkehrt.

Als Luther geboren wurde, trug und schändete Sixtus IV., obwol ein Freund und Schützer der Künste und Wissenschaften, die dreifache Krone, der Nachfolger eines schändlichen und der Vorgänger einiger der nichtswürdigsten Päpste. Luther's Kindheit und Jugend fällt in die Regierungszeit der Innocenz VIII. und Alexander VI., die zu den schlimmsten Folgerungen von ihrer Persönlichkeit auf das Papstthum selbst herausfoderten, deren Regiment aber auch den Schluß begründet, wie groß die päpstliche Macht und die dem Papstthume günstige Meinung noch sein mußte, da solche Päpste regieren konnten, ohne einen allgemeinen Sturm wider sich oder das Papstthum selbst zu erregen. Diesem war auch die Ferne des Sitzes seiner Vertreter bei den Deutschen günstig. Nicht gar zu rasch und vollständig verbreiteten sich die Gerüchte von den Greueln der Päpste in Deutschland. Von dem kirchlichen Macchiavellism der letzteren vermochte das Volk sich hier keine rechte Vorstellung zu machen, nicht leicht glaubten die Frommen an so ungeheure Frevel. Sodann schieden sie die Päpste von dem Papstthume, es kam ihnen nicht in den Sinn, dieses mit jenen zu verdammen, sie bedeckten mit dem Mantel des Papstthums die Sündenmenge der Päpste, wenn die letztern das Amt und den Beruf entweihten. Noch weiter waren sie entfernt, der Kirche die Mängel des Papstthums aufzubürden. Kirche und Papstthum waren lange nicht mehr, was sie gewesen, weder in der Wirklichkeit, noch in der Meinung. Allein es verhielt sich mit der Ehrfurcht der Deutschen vor ihnen wie mit der Verehrung, welche die Nation dem Reich und Kaiserthume zollte, nur daß die erstere noch weit größer war. Kirche und Papstthum waren die höhern, umfassendern, Geist und Gemüth, Einbildungskraft und Frömmigkeitsgefühl noch lebendiger und tiefer erregenden und fesselnden Begriffe, die wirklichern, eingreifendern und insofern auch achtungswertheren Gewalten. Wirkte die Vorstellung vom Kaiserthume durch die Ferne des Kaisers, so wurde sie durch die Ohnmacht des letztern wieder geschwächt. Die Vorstellung vom Papstthume wirkte durch die Ferne der Päpste und durch unmittelbare Anschauung und Empfindung ihrer wesenhaften Macht zugleich. Die Nation hatte ohne das Reich leben gelernt, ohne die Kirche und ihre Gnadenmittel konnten ihre Angehörigen nicht

leben noch sterben; für Zeit und Ewigkeit wußte ihrer fast Keiner, des Reichs wußte fast Jeder zu entrathen, ihm konnte man trotzen und nur leise und selten wurde es gespürt; die Kirche machte sich und ihre Uebermacht stets und überall fühlbar und die Ungehorsamen und Ungläubigen mußten sie fürchten. Einen starken Schutz und zahlreiche große, auch äußere Vortheile hatte sie den ihr sich Hingebenden zu bieten, während das Reich nur schwach zu schützen und ärmlich zu geben vermochte. Ueberall lebte man mitten in ihr und mit ihren zahlreichen Vertretern, hörte täglich ihre Stimme und wurde zu jeder Zeit durch Wort und sinnbildliche Zeichen an ihr Dasein und ihr Gewicht erinnert. Aus dem Papste war den Deutschen ein Abgott gemacht, „daß niemand sich so furcht für Gott, niemand ihn mit solchen Geberden ehret als den Papst." Erst Luther sollte „das falsch lügenhaftige Schrecken, damit uns nu lange Zeit die Römer haben schuchter und blöde Gewissen gemacht[1]," zerstören. Die Hierarchie war keine Kaste. Getrennt vom Volke durch eine höhere Würde, ergänzte sie sich doch stets aus ihm und blieb durch tausend, schon durch verwandtschaftliche Bande mit ihm verbunden. Mitten in der schroffen Absonderung der Stände war die Geistlichkeit mit dem Volke in allen Ständen verwachsen. Papstthum und Kirche erschienen als von Gott geordnete und zugleich als im Reiche durch Reichsgesetze und Herkommen begründete und berechtigte Gewalten: desto leichter übersahen die am einmal festgesetzten Recht haftenden Deutschen ihre reichsschädliche Stellung. Die meisten Päpste und deren Mitregenten, die Cardinäle und Legaten, waren Italiener, die wenigsten Deutsche. Allein der Gedanke, von Ausländern regiert, mißhandelt, ausgesogen, verachtet zu werden, erwachte nicht so leicht und war, wenn er auftauchte, wenigstens erträglicher, minder verletzend und aufstachelnd, weil jene Ausländer als Vertreter und Werkzeuge des göttlichen Gebots erschienen, weil man in der römischen Herrschaft nicht ein gemeines Fremdenjoch erblickte, sondern die Herrschaft des Geistes, des göttlich Wahren und innerlich Nothwendigen, dem man in Freiheit sich unterwarf. Zur Niederdrückung ihres Kaiserthums und zur Zerrüttung ihres Reichs

1) An den Adel, Plochm. XXI, 316, 291.

hatte sich die Nation selbst mit gebrauchen lassen, in der Meinung, die Päpste ständen wider die Kaiser als Kämpfer für den Himmel und im Bunde mit der Freiheit auf Erden. So wurden sie fort und fort gelehrt und wenn sie die Schmach und Verletzung empfanden, welche das Papstthum ihrem doch auch so hoch verehrten Reiche und Kaiserthume zufügte, so war ihre Liebe des letztern mehr Phantasieliebe, ihre Liebe des Papstthums und der Kirche mehr Herzensliebe. Vergeblich war die prophetische Aufmahnung des großen hohenstaufischen Kaisers gewesen, als Innocenz III. seine Absetzung ausgesprochen, „ihr schweigt und gehorcht und seht ruhig zu, wie die ganze Welt in den Rachen des Papstes hineingeräth!" Zu stark war ihm des Papstes Bann und der Bann der Meinung und des Wahns gewesen. Die Kraft dieses Bannes war geschwächt, doch war er noch ungebrochen, fesselte noch die Welt, harrte des Starken, der ihn brechen sollte, in seiner Gewalt aber noch seine Kindheit und Jugend verlebte [1]).

Die Nation wurde auf eigenthümliche Weise darin festgehalten. Man hat bemerkt, daß gerade die Deutschen frühzeitig Priesterherrschaft und Christenthum unterscheiden gelernt. Völlig klar war ihnen der Unterschied bis ins 16. Jahrhundert freilich nicht geworden, jedoch auch aus ihrem Bewußtsein niemals ganz entschwunden. Ebendaher ihre unablässigen Kämpfe gegen die Ausschreitungen der Hierarchie, sofern sie ihnen als solche erschienen. Andererseits aber stand ihre Ehrfurcht vor dem Christenthume und der Kirche und deren Lehren und Einrichtungen, wie ihnen dieselben von Anfang überliefert waren und sich von da ab mitten unter ihnen und den übrigen westeuropäischen Völkern entwickelt, unwandelbar fest. Denn die Erkenntniß des Unterschiedes, ja des Widerspruchs der ursprünglichen Lehre Christi und eines Theils der Kirchendogmen, der Kirche, welcher sie sich hingegeben, und der ursprünglichen, drang erst im 16. Jahrhundert bei ihnen durch. Da ihnen die römische Kirche die allgemeine vom Erlöser selbst gegründete, das Christenthum war, da ihnen die äußerliche Einheit der Kirche so gut wie diese selbst

1) Ranke a. a. O I. Einleitung. Raumer a. a. O. IV, 118, 501; V, 83; II, 156, 600. Eichhorn a. a. O IV, 370 ff., 516.

als göttliche Anordnung und demnach als eine Nothwendigkeit erschien und da sie dieselbe nicht ohne das Papstthum zu denken vermochten, so folgte, daß jene Kämpfe zur Lossagung von der Kirche oder auch nur vom Papstthume bei ihnen nicht führen konnten. Keine noch so deutlich erkannte und noch so lebhaften Unwillen erregende Uebergriffe oder Frevel der Päpste erschütterten ihre Anhänglichkeit an die Kirche und diese wieder hielt sie bei dem von der letztern nicht zu trennenden Papstthume, also auch bei den schlechtesten Päpsten und im Gehorsame derselben fest, denn erst durch die Päpste war das Papstthum eine Wirklichkeit und ihnen den Gehorsam aufkündigen, war so viel, als sich wider die Kirche auflehnen. Das Aeußerste, wozu sie daher vorschreiten konnten, war eine mehr oder minder glückliche Bestimmung und Wahrung der Grenzen, über welche die geistliche Macht nicht sollte hinausgreifen dürfen, nicht aber Aberkennung oder Aufhebung der päpstlichen Oberhoheit selbst, allerhöchstens die Annahme und Durchführung des Grundsatzes, daß allgemeine Kirchenversammlungen über den Päpsten ständen, allenfalls in sich auch ohne Papst die Kircheneinheit darstellten, das Recht besäßen, einen untauglichen Papst zu entsetzen und an seiner Statt einen andern zu ernennen. Nur bis zum Erstern war man in den großen antihierarchischen Kämpfen vorgeschritten, dies Letztere war es, womit man es zu Konstanz und Basel versucht hatte, womit man jedoch nur geringentheils durchgedrungen und wobei die Deutschen, verleitet, verrathen und verkauft von ihren Gelehrten und Häuptern, zuletzt am wenigsten gewonnen hatten.

In diesem Bannkreise waren sie gefangen, und es lag darin schon an sich eine innere Nöthigung für sie, nach einer Aussöhnung und Ausgleichung zu trachten, so oft sie etwa wider Papstthum oder Päpste erbittert und im Streite gewesen waren. Ihr Hang zur Frömmigkeit und ihre Anhänglichkeit an das Christenthum führten auch stets wieder zum Vertragen, und wie Vieles vereinigte sich bei ihnen und insbesondere eben bei den Thüringern, so sehr auch die kirchliche Verderbniß und die Verbreitung abweichender, ja widerstrebender Ansichten und Richtungen entgegenwirken mochten, den religiösen Sinn zu wecken und zu nähren und sie von früh an zur Liebe der Kirche und zur Ehr-

furcht vor ihr zu gewöhnen. Dahin wirkten fortwährend die kirchlichen Einrichtungen und Zustände, wie sie in jener Zeit auch beschaffen sein mochten. Ohne Frage war diesen bei ihrer Entstehung und Ausbildung die Denk- und Gefühlsweise des Volks stets auf halbem Wege entgegengekommen. Bei aller Verstandesgesundheit, Offenheit und Heiterkeit war vorwaltende Hinneigung zu anhaltender, leicht sich vertiefender, auch grübelnder Beschäftigung mit religiösen Begriffen und Gefühlen, gläubige hingebende Unterwerfung unter das Höhere, Uebersinnliche und den sinnlichen Ausdruck desselben, die Träger der religiösen Idee, die Vermittler zwischen der Gottheit und Menschheit — Priesterschaft, kirchliche Anstalten und Einrichtungen — recht eigentlich Volksart der Deutschen und insbesondere wieder Stammesart der Thüringer, die von früher Kindheit und lebenslang auf Luther einwirkte, in ihm sich darstellte, ausprägte, lebendig und wirksam erwies.

Als das Christenthum, nicht in seiner evangelischen Urgestalt, zu den Germanen kam, waren sie zur Prüfung, zur Einsicht oder Empfindung der hineingekommenen Entstellungen nicht befähigt. Sie fühlten den wahren Kern und arbeiteten ihn auch zuletzt heraus, worüber indeß Jahrhunderte vergingen. Jetzt waren sie noch damit beschäftigt, ohne zum Ziele schon gelangt zu sein. Sowie es ihnen gebracht wurde, war es doch immer das höhere gebildetere Religions- und Priesterthum, traf es auf Fremdes und Abstoßendes, aber zugleich auf Verwandtes, Anziehendes und Entgegenkommendes bei ihnen. Ja es war in der That mit seinem Hervorheben des innern Lebens, der Welt des Gemüths, des Menschheitlichen und des Menschen als solchen, nach allen seinen religiösen und politischen Beziehungen „ganz eigentlich für die Germanen geschaffen." Leicht stimmten mit ihm ihre Begriffe vom Einzelnen und dessen Bedeutung und Stellung, von der Familie, vom Rechte und Staate, zumal von religiösen Dingen, worauf wir hier vor Allem achten. Mit ihrem tiefen Naturgefühle hing ein weit innigerer und lebendigerer religiöser Sinn zusammen, als er bei irgend einem andern Volke gleicher Bildungsstufe sich findet. Nicht gar zu weit war ihre religiöse Anschauung von der christlichen in wesentlichen Punkten entfernt. Auch sie glaubten an ein höheres Walten, zu

welchem sie mit Ehrfurcht emporblickten und worüber sie gern nachsannen. Edle Begriffe lagen in ihren Götterſagen, denen selbst die Ahnung vom Allvater nicht fehlte, der nach dem Sturze der Götter Alles in Allem sein werde. Ebenso kamen ihre Unsterblichkeitsvorstellungen entgegen, zum Theil ihre sittlichen Begriffe, noch mehr ihre geistige und sittliche Kraft und Unverdorbenheit, ihre jugendliche Volksfrische, ihre Empfänglichkeit für das Große und Würdige. In hohem Ansehen stand das Priesterthum bei ihnen, wenn ihnen Kaste oder Stand eines solchen auch unbekannt war. Indem sie die Freiheit über Alles liebten, höher achteten als das Leben, keinen Herrn über sich duldeten, unterwarfen sie sich doch der Gottheit, den Geweiheten, welche die Aussprüche derselben kund machten. Da fanden denn die christlichen Sendboten sehr empfängliche Gemüther, und sie drangen schon sehr früh, weit früher als in Sachsen, wo das Christenthum mit Waffengewalt aufgedrungen wurde und zunächst den erbittertsten Haß erregte, in Thüringen ein, was sich aus den frühern Beziehungen desselben zum Frankenreiche erklärt. Diese Beziehungen wurden immer enger und vielfacher, und als Thüringen ganz christlich, fränkisch, ein Theil des karolingischen Reichs geworden war, wurde das ganze priesterlich-kriegerische, auf wesentlicher Bedeutung und Theilnahme der Geistlichkeit berechnete Staatswesen desselben auch in ihm heimisch. Das Königthum gelangte erst dadurch zum höchsten Ansehen und zur Festigkeit, daß es durch das Priesterthum die höhere Weihe erhielt, das seinerseits gehoben wurde, indem es die letztere ertheilte. Viel eher als in Sachsen konnten in Thüringen die Gründungen Karl's ihre Vorzüge und Segnungen entwickeln, mußten sie sich und der von ihnen nicht zu trennenden Kirche die Liebe und Achtung des Volks erwerben. Die von einem Karl geehrte Kirche und Geistlichkeit mußte dem Volke der Ehre werth sein. Je größer der Eifer, mit welchem mehr und mehr das Christenthum aufgenommen und als neuer und echter Lebensquell erkannt oder empfunden wurde, desto höher mußte das Ansehen seiner geistlichen Verkündiger und Vertreter steigen. Christenthum und Kirche wurzelten darum so tief, weil sie im Ganzen durchaus volksmäßig eingeführt wurden, und befestigten sich, wie sie nun waren und sich entwickelten, so völlig, weil sie mit der

Volksthümlichkeit und dem Gesammtleben des Volkes verwuchsen.

Eben Thüringen war der vornehmste Schauplatz der Thätigkeit Winfried's (Bonifacius) gewesen, des „Apostels der Deutschen," der das römische Christen- und Kirchenthum erst eigentlich in Deutschland befestigte, die christlichen Germanen mit dem römischen Glauben und Bischofe in Verbindung brachte, für ihn gewann, mit der tiefsten Ehrfurcht gegen ihn zu erfüllen strebte, ihm unterwarf. Den Thüringern verhieß die neue Lehre, die er brachte, Befreiung vom Hunnenjoch, der neue Glaube stärkte ihren Arm zur Siegsschlacht, in welche Winfried mit ihnen zog, durch frommes Gebet ihren Muth entflammend, wie wir späterhin bei Luther die christlichen und patriotischen Gefühle verschmolzen finden, indem er den Kaiser als Hort der Christenheit, die Fürsten, die Nation zum Türkenkriege anfeuert, eine Heerpredigt ausgehen läßt, einem ausziehenden Streiter schreibt, „wir haben von Herzen gern gehört eur christlich Herz und Fürnehmen in solchen Sachen und wollen auch nicht lassen, euch mit unserm Pater noster so best wir vermügen Gesellschaft zu leisten. Denn wir ohn das schuldig zu sein uns bekennen, weil wir leiblich nicht können noch sollen, doch geistlich mit unserm ernsten Gebet bei dem lieben Kaiser Carolo und den Seinen ins Feld zu ziehen und unter seinem Fähnlein helfen kämpfen wider den Satan und seine Glieder [1])". Winfried's Andenken und Name lebte und lebt noch im Volke gepriesen fort. Nicht gar weit von Martin's, noch minder entfernt von Hans Luther's Geburtsorte war die Stelle, wo er dem Christengotte den ersten Altar in Thüringen errichtet. Er soll die Kapelle in Möhra gegründet haben. Die Bisthümer und überhaupt die geistlichen Stiftungen wurden eben hier die Mittel, sowol zum Anbau des Landes und zur Gesittung des Volks, als zu Schutzwehren gegen die Einfälle der Slaven, zur Germanisirung der östlich gelegenen Länder. Thüringen wurde und blieb äußerst reich an Klöstern, zum großen Theil sehr begüterten und angesehenen Klöstern. Es hätte nicht sein können, ohne einen der Kirche er-

1) De Wette IV, 392.

gebenen Sinn des Volks, konnte nicht sein, ohne ihn wiederum zu beleben, zu unterhalten.

Viele und große Irrthümer, Gebrechen und Sünden der Kirche und Hierarchie hatten den Zeiten angehört und wurden daher als Mängel oder Versündigungen nicht leicht erkannt oder leicht verziehen. Kirche und Papstthum waren wesentlich durch die Reinheit und Würde ihrer geistigen Grundlage, ihre wahrhaften Verdienste, die Größe ihrer bessern Vertreter, ihr Ergreifen und Befriedigen der tiefsten Zeitbedürfnisse, die Meinung der Völker so hoch gestiegen und die alte Liebe, Dankbarkeit und Verehrung gegen sie wirkte auch jetzt in Zeiten ihrer Entartung und Gesunkenheit noch fort. Groß und schwer war die Aufgabe gewesen und im Ganzen beharrlich und aufopfernd hatte die Geistlichkeit der abendländischen Kirche und an ihrer Spitze das Papstthum an deren Lösung gearbeitet, durch die christliche Wahrheit und Gemeinschaft die Verderbniß der gebildeten und ihre Verderbniß den Germanen mittheilenden römischen Welt, sodann die Rohheit und die zügellose Naturkraft der nordischen Barbaren zu überwinden, mit dem ob auch getrübten Christenthume die höhere Bildung und Gesittung in die Nationen zu pflanzen. Das Christenthum wollte ursprünglich und will stets anweisen, auch in morschen, verderbten und vergehenden staatlichen Formen und bürgerlichen Zuständen ein innerlich gefreiter seliger Mensch werden zu können, und so hat es Luther vielfach einseitig gefaßt, womit seine Billigung der Leibeigenschaft, seine verkehrte Beurtheilung der Bestrebungen der Bauern zusammenhängt. Es ist aber doppelseitig. Auch das ist ihm wesentlich, daß es weder eine, Staats- oder Herrscherzwecken dienende religiöse Einrichtung, oder eine Theokratie im jüdisch- oder päpstlich-heirarchischen Sinne, noch Schule oder gar allein Schule oder Anweisung der Einzelnen zu einem seligen Leben sein, sondern daß es gestalten und alle Seiten des Lebens wie des Gemüths durchdringen, ein Reich, der alle Geister, alle Einzelnen und alle Reiche der Welt umschließende Gottesstaat nach der Absicht und dem Willen des Erlösers werden sollte. Der größeste Gedanke liegt darin, der in und außer ihm gedacht ist. Die römische Kirche und Hierarchie hatte das Ziel einseitig und irrig, doch großartig und thatkräftig aufgefaßt und angestrebt. Die

bei dem Versuche seiner Hinausführung ins Leben vorgekommenen Irrungen gingen vornehmlich daraus hervor, daß den mittleren Jahrhunderten, nicht blos der Hierarchie, ihr Christenthum für das ursprüngliche und allein wahre, das römische geistliche für das göttliche Recht galt, nicht aus dem Anspruche, daß die (weltlichen) Gesetze „sich nicht weigern dürften, sich nach dem geistlichen Rechte zu richten." Von diesem Anspruche ließ auch Luther niemals, die Kirche darf nicht davon lassen und es ist nur Schwäche, Zeichen ihrer Verweltlichung und eines Sinkens an andrer Seite, wenn und wo sie ihn aufgibt. „Die Gesetze," sagt er, „sollen sich allerdings nicht weigern, sich nach dem Worte Gottes zu richten, und hätte er (der Papst im geistlichen Rechte) so geredet, so hätte er recht und gottselig geredet. Denn die Gesetze, die mit dem Worte Gottes nicht übereinstimmen, müssen nach dem Worte Gottes verbessert werden." Die päpstliche Anmaßung des weltlichen Regiments und aller daher entsprungene Schaden sei nur daraus entstanden, daß das geistliche Recht, das zur Herrschaft gebracht sei, dem göttlichen Worte widerstritten habe [1]).

Dieser Widerstreit war aber bis zum 16. Jahrhundert nur in Einzelheiten, wo er sich schroff herausgestellt hatte, aufgedeckt, oder nur Wenigen deutlich geworden und die christliche Gesinnung fand daher in unzähligen geistlichen Anmaßungen keine Anmaßung und unterstützte die Hierarchie, weil sie das höhere Recht auf ihrer Seite zu erblicken glaubte. Eben die jenen Irrungen angehörige Härte und Gewalt, welche die Hierarchie übte, erschien als nothwendig, um die Einheit des Glaubens und der Lehre zu bewahren, und als gerecht, indem man allgemein die Ketzerei als strafwürdiges Verbrechen ansah. Der größeste, helldenkendste Hohenstaufe hatte mitten unter seinen antihierarchischen Kämpfen, innerlich noch beherrscht von der Geistermacht, wider die er sich erhob, der Hierarchie eifrigst geholfen, ihre gefährlichsten Feinde, seine unerkannten stärksten Bundsgenossen zu erdrücken. Dieselben Deutschen, der Kaiser an der Spitze, die in Kostnitz das Papstthum einschränken, von seiner Uebermacht sich befreien wollten, boten die Hand zur Verbren-

1) Auslegung des Jesaias zu Kap. 9. V. 5. Walch VI, 257.

nung Hussens, dem sie als Führer hätten folgen müssen, um ihr Ziel zu erreichen. Die Einheit des Glaubens, der Lehre, der Christenheit, wie man sie nun einmal begehrte und verstand, war von jeher und wurde auch jetzt noch wahrhafter und wirklicher, gewaltiger und würdiger geschützt und vertreten durch das Papstthum, das überhaupt in der wüsten gewaltsamen Zeit einen weit festeren Halt darbot, als das Kaiserthum, ebenso wie die Volksthümlichkeit noch immer weit hinter der Christlichkeit im Bewußtsein der Nation zurückstand, deren gesammtes geistiges Leben sich die Jahrhunderte so sehr in und mit der Kirche entwickelt hatte, daß ihre Verknüpfung auch mit der verderbten und Mißmuth erregenden noch immer die engste und eine freiwillige war. In Zeiten, wo ein solches Streben wohlthätig, vielleicht nothwendig gewesen, hatte das Papstthum den Glauben vor den aus Verneinung wie Schwärmerei hervorgehenden Gefahren, die Kirche vor dem Zerfallen in Sekten geschützt. Es hatte alles geistige Leben, den Gedanken, die Wissenschaft unter ihre Aufsicht und oft beschränkende zwingende Leitung, aber auch wider Barbarei und rohe Gewalt in Schutz genommen, geweckt und gepflegt. Die Kirche hatte sich unter seiner Obergewalt als Vertreterin der religiösen Wahrheit und des göttlichen Gebots, als Fürsprecherin und Schützerin der Unterdrückten und Schwachen geltend zu machen gewußt und wußte sich als solche noch immer in Geltung zu erhalten. Sie vernichtete heilige Menschenrechte, deren Bewußtsein jedoch noch nicht, wenigstens nicht lebendig und allgemein, erwacht war.

Gerade den geistig Begabten und Strebenden, vornehmlich den Niedern und Schwachen, der großen Masse des gedrückten Volkes mußte sie in den mittleren Jahrhunderten ehrwürdig und als Wohlthäterin erscheinen. Sie sorgte für seine geistigen und leiblichen Bedürfnisse in gesunden und kranken Tagen, verlieh ihm oft allein Schutz, nicht selten die Freiheit. Von ihr kam der Gottesfriede. Bedrängte aller Art, Arme, Witwen und Waisen waren der besonderen Fürsorge der Geistlichkeit befohlen. Wohnlicher fanden es die geringeren Freien unter dem Krummstabe als unter den weltlichen Herren. An vielen Orten konnte sich die gemeine Freiheit nur unter ihm erhalten. Menschlicher und billiger als der Adel pflegten Kirchen und Klöster ihre Leute

zu behandeln. In vielen Fällen konnte der Unfreie allein durch Eintritt in den geistlichen Stand zur Freiheit gelangen. „Sie suchten unter der Kappen Freiheit und lief Alles in Klöster," wie Luther in der Schrift von den Concilien und Kirchen (1539) bemerkt. Die Kirche erklärte Freilassung der Eignen für dienlich zum Heil der Seelen, ging oft mit dem Beispiele voran. Päpste und andre geehrte Kleriker brauchten ihr Ansehen wider die Leibeigenschaft, den Druck der Bauern, verschafften den Eignen das Recht, Zeugniß vor Gericht abzugeben. Oft fand das niedre Volk in der That allein vor den geistlichen Gerichten Gerechtigkeit, und wenn das geistliche Recht durch das inquisitorische das deutsche Anklageverfahren verdrängen half, so waren in dasselbe doch auch manche ursprünglich rein germanische Rechtsinstitute übergegangen und erhielten in ihm erst ihre Ausbildung. Es verbreitete würdigere Ansichten von der Strafe, machte mit den Vortheilen einer reineren Beweistheorie bekannt. Es trat mancher Barbarei des deutschen Rechts und Rechtsverfahrens entgegen, so der Privatrache, den Gottesurtheilen und Zweikämpfen; es schützte löbliche Eigenthümlichkeiten desselben wider das römische Recht, so die germanisch-milderen Vermögensrechte. Wie der Leibeigenschaft trat es der Abhängigkeit des Weibes entgegen. Es wurde und blieb volksthümlich wie die Kirche selbst, die dem geplagten Volke oft auch allein Rast neben Recht und Gerechtigkeit verschaffte. Manches Tadelnswürdige, wie die Vielheit der Festtage, diente ihm, dem mit ungemessenen Diensten geplagten, zum Gewinn. Es war überhaupt vernachlässigt, die höheren Stände sonderten durch geschlossene Erbrechte sich von ihm ab, hielten es fern von den höchsten Thätigkeiten, Würden, Ehren, Vortheilen der Gesellschaft. Der Weg dazu durch das Bürgerthum war in vielen Fällen schwierig und nicht immer zugänglich. Die Kirche war das weite und einzige Gebiet, auf welchem die Geringsten und Aermsten in fast unbeschränkter Zahl ein behagliches und ehrenvolles Dasein erwarten konnten, das Verdienst jeder Art den Lohn der erhabensten Stellungen, des umfassendsten Einflusses als ein erreichbares Ziel vor sich sah, bessere Köpfe, strebsame Geister das offenste Feld fanden, zu Wirksamkeit, Ansehen und Bedeutung zu gelangen. Oft trat im Streite der weltlichen und der geistlichen Macht das

Volk auf die Seite der letztern, nicht blos weil ihm diese im Namen Gottes zu handeln, das Recht auf ihrer Seite zu haben, sondern auch weil sie seinen irdischen Nutzen am besten zu vertreten schien. Mehrfach verbündeten sich die deutschen Fürsten, in voller Uebereinstimmung mit den Gemeinen, wider die Häupter des Reichs mit den Häuptern der Kirche, weil ihnen mit Recht oder Unrecht däuchte, daß nur bei den letzteren Schutz für Ordnung, Recht und Freiheit gegen Vergewaltigung gefunden werden könne. So geschah es auch in den Kriegen der Sachsen und Thüringer gegen Heinrich IV., der seine Schmach durch schlechte Gewaltherrschaft ebenso verschuldete, wie die Hohenstaufen ihr Unterliegen durch Anfeindung der Volksfreiheit. Eben das verschaffte dem Papstthume vielleicht am meisten den Sieg über das Kaiserthum, daß es die letztere wider dieses in Schutz nahm, und wie oft hat es in Wahrheit auch uneigennützig, von edeln christlichen Antrieben bewogen, für die Menschenrechte der Unterdrückten, für die Völker gegen rohe Herrengewalt und Herrschsucht gekämpft. Die Zeiten waren freilich vorüber, doch lebte und wirkte eine Erinnerung daran, ob auch nur wie ein dunkler Eindruck, im Volke noch immer fort, den Unwillen desselben über das geistliche Herrenthum, das ihm drückend geworden, mäßigend und seine heftigsten Ausbrüche jetzt noch zurückhaltend [1]).

Freilich waren die Verdienste der Hierarchie um die Nation großentheils sehr zweideutige, Scheinverdienste, Beleuchtung ihrer Beweggründe nicht im Stande zu vertragen, genau wie das Christenthum der Kirche nicht das evangelische war, obwol es dafür ausgegeben wurde, wie die Priesterschaft an den Deutschen unabsichtlichen und auch absichtlichen Betrug unter schönklingenden Vorwänden geübt hatte, und der Klerus, mit einzelnen Ausnahmen, nur heilig oder ehrwürdig schien. Allein wenn man die Einsicht von dem Allen, zumeist vom Letztern, erwacht nennen kann, so war sie doch noch weit entfernt eine allgemeine

1) Gervinus a. a. O. I, 265. Erhard a. a. O. I, 8. Hagen, zur polit. Gesch. Deutschlands 31. Raumer a. a. O. V, 12, 46 fg. 580; VI, 110 fg., 247. Mittermaier, das deutsche Strafverfahren I, 48 fg. Abeg, die versch. Strafrechtstheorien. Plochm. XXV, 337.

und völlige zu sein. Der Hierarchie kamen die deutschen Tugenden und Untugenden der treuherzigen Redlichkeit, eines tiefen Glaubensbedürfnisses, träger Geduld, schwerfälliger Gewohnheitsmäßigkeit, der Schwäche, bei nur irgend leidlichen Zuständen träumend und allzubegnügsam die Dinge gehen und durch Vorspiegelungen sich gängeln zu lassen, jener Billigkeit und Blödigkeit fortwährend zu statten, welche sich selbst und dem eigenen Anspruche nicht traut, volles Recht nicht widerfahren läßt und mit Uebertreibung der andern Seite gerecht wird, und die den Despoten, den Ausländern und Feinden immer bei uns half. Man durchschaute die Gebrechen der Kirche, die Versündigungen des Papstthums an der Christenheit und der Nation nicht zur Hälfte und hatte obenein für jede Schuld eine Entschuldigung bereit. War das päpstliche Regiment unleidlich, so war der eben regierende Papst trefflich und wohlmeinend, und war er es nicht, so war er nur verleitet, hatte doch glänzende, versöhnende Eigenschaften. Wir werden bei Luther noch darauf kommen, wie auch ihm gerade dies anklebte. Ueber die Verblendung der großen Mehrheit und die Gründe derselben wollen wir schon hier um so mehr ihn selbst hören, da seine Aeußerungen sich auch darauf beziehen, daß er in seiner Kindheit und Jugend eben wie Andre hineingerathen und wie Andre darin befangen gewesen war. Wenn die schwachen Gewissen, sagt er, die Menge der Klöster, Kirchen und Messen gesehen und gehört, da hätten sie es schwer glauben können, daß Sünde und Betrug damit geübt werde, unglaublich habe es sie gedäucht, daß Gott die Welt so lange verlassen haben sollte. Es wären doch im Papstthume, in der gleißenden Kirche, auch viel treffliche, fromme Leute gewesen und noch viel schöner habe sich die Welt noch kurz vor dem Aufgange des Evangeliums in dem geistlichen Scheine sehen lassen, daß sie geistliche Stände und Orden gemacht, welche so geleuchtet, daß Jedermann davon verblendet worden, und daß sie viel Gottesdienst erdacht habe, daß, wer solch geistlich Wesen gesehen hätte, vor Andacht schmatzen und sagen müssen, es wäre ein heilig, gottselig Wesen, ei das sind ja schöne Gottesdienste, das sind ja andächtige, heilige Leute und feine, demüthige Väter; mit solchem Schein weltlicher Tugenden und geistlichen Wesens sei alle Vernunft gefangen gewesen; erst das Evangelium hätte die dar-

unter verborgene Untugend, Heuchelei und Abgötterei aufgedeckt. Nimmer hätte er, ja kein Apostel hätte es können denken und glauben, daß eine solche Bosheit unter dem ehrbaren, glänzenden äußeren Wesen verborgen gewesen wäre. „Es hatte einen großen Schein, beide, mit der Pharisäer Leben im Judenthum, und unter dem Papstthum mit der Mönche Orden und dem Pfaffenstande. Des Papstthums, ja auch des Mahomet's Möncherei und Gottesdienst haben einen trefflichen Schein, daß es heißt ein heilig Leben, wird für große Strenge, Ernst und Zucht gehalten, heißt Gott gedienet und gen Himmel getrachtet. Mit diesem Namen und Schein Gottesdienstes, großer Andacht und guter Meinung, wird die Vernunft leichtlich geblendet und gefangen, daß sie nicht richten kann, daß solches böse Früchte sein sollten. Solcher Scheingottesdienst ist eine starke, und ohne sondere Gnade eine unüberwindliche Reizung vom rechten Gottesdienst, daß ihn wol St. Paulus nennt eine kräftige Wirkung des Irrthums, und das Volk kann sich solcher Verführung nicht erwehren, wo nicht wackere Bischöfe und Prediger dastehen und allein den rechten Gottesdienst wohl predigen. Die Tyrannen in Gottes Volk haben allezeit den Schein, und fahren eben als die rechten Heiligen in Geberden; damit hindern sie und halten auf die Einfältigen, daß sie nicht können los werden: denn sie sind schwach im Gewissen und können nicht frei zwischen dem Schein und Grund, zwischen dem Gleissen und der Wahrheit urtheilen. Also muß allezeit der arme Haufe durch das Scheinen und Gleissen gefangen und an der Wahrheit gehindert und aufgehalten werden." Aberglaube sei ein gar schädlicher Regent, habe zu allen Zeiten in der Welt regiert, und begierig sei stets seine Obrigkeit angenommen. So habe auch Nimrod's babylonische Religion großen Schein gehabt, sodaß in der scheinenden und gleißenden selbst Abraham eine Zeitlang des Teufels Gefangener und Leibeigener gewesen. „So hatte man auch den guten Patriarchen (Noah) zum geistlichen Prälaten gemacht und das Exempel von Sem und Japhet (die des Vaters Scham zudeckten) so gedeutet man solle die Geistlichkeit nicht antasten oder schelten, oder ihre Laster strafen, wie der böse Ham des Vaters lachet, da er so schamlos daliegt, und mit Fingern auf ihn deutet. Das haben sie so in die Welt getrieben und sich damit geschützt,

daß Jedermann gescheuet hat, wider sie das Maul aufzuthun." Es ist nicht zu verwundern, wie ein katholischer Schriftsteller bemerkt, daß der Schein von Größe und Stärke, Einheit und Zusammenhang Viele verleiten konnte, in dem mittelaltrigen Systeme der Hierarchie die Wahrheit in ihrer schönsten, kräftigsten, dem Menschen angemessensten Gestalt zu erblicken. Hat doch jener Schein die Menschheit Jahrhunderte lang gefesselt und zu allen Zeiten werden Festigkeit des Charakters und Folgerichtigkeit im Verhalten die Bewunderung der Welt erregen. Wir werden noch mehr als ein Mal darauf hingeführt werden, in welchem Maße die Wahrheit dieser Bemerkung sich eben bei Luther erwies [1]).

Man darf auch nicht glauben, daß dies Alles etwa nur so bei dem niedern Volke gewirkt hätte. Zum wenigsten war die spätere große Kluft zwischen Kirchgläubigkeit der geringen Leute und Nichtsglauben der Vornehmen damals noch nicht eingetreten, und noch nicht so völlig der Zustand von dem der mittleren Jahrhunderte verschieden, wo wir alle Stände, bis zu den höchsten hinauf, von derselben Ergebenheit gegen Kirche und Hierarchie erfüllt sehen, wenn sich auch, wie es immer der Fall ist, der Frömmigkeit in den oberen Schichten mehr Berechnung, in den niederen mehr Aberglaube beimischte. In den Zeiten der hohenstaufisch-hierarchischen Kämpfe erzeugt Thüringen, das wir besonders wieder ins Auge nehmen, den „Pfaffenkönig." Vom Papste bewogen, ihm gehorchend, tritt der thüringische Heinrich Raspe als Gegenkönig wider Kaiser Friedrich auf. Ludwig der Springer überträgt dem Sohne Land und Leute, um sein Leben in Reinhardsbrunn als Mönch zu beschließen. Mehr als einmal gedenkt in späteren Jahren Luther dieses Ludwig's sowie der Sagen (wie wenn sie Geschichte wären) von seinem Sprunge, von Friedrich dem Gebissenen und dem Allen, was mit demselben und seiner fürstlichen Mutter auf der Wartburg sich begeben. Sie waren ihm sicher von seiner Kindheit her bekannt. Er er-

1) Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1317. Auslegung der Genesis zu Kap. 12. V. 1. Plochm. XIII, 213; XXXIII, 218; I, 280, 289; IV, 160. Predigten über das erste Buch Moses, Plochm. XXXII. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen, I, 311.

geht sich über das Mönchthum Ludwig's und anderer Fürsten und Großen des Landes — und ihre Zahl war nicht gering — die vor Zeiten ein schlecht geführtes Leben durch Anlegung der Mönchskutte, oft erst auf dem Sterbelager, gut machen wollen. Ueber zehn Jahren, meint er, würde Niemand mehr glauben, wovon „die jungen Gesellen" schon nichts mehr wüßten, daß solche Superstition im Papstthum gewesen. Er selbst aber wuchs noch darin auf. Er hatte so Etwas noch mit seinen Augen gesehen [1]). Wie manches Jahr hatten die Thüringer die heilige Elisabeth, die Gemahlin des heiligen Ludwig, die Heilige der Heiligen, die große Heldin der Legende, und ihr Wirken unmittelbar vor Augen. Auch thüringische Fürsten zogen nach ihrer Heiligsprechung gen Marburg, wo 1236 ihre Gruft geöffnet und die neue Heilige mit einer goldenen Krone geschmückt wurde. Ihr Andenken blieb lebendig und in höchsten Ehren. Recht geflissentlich wurde es eben noch im 15. Jahrhundert wieder aufgefrischt. Welcher Thüringer hätte nicht von der heiligen Elisabeth gewußt? So gedenkt ihrer auch Luther sehr häufig; ihrer Geburt zur Zeit, da „Kaiser Otto und Philippus um das römische Reich sich zankten und rissen," ihres „einfältig, göttlich und kräftigen Urtheils über Dinge, die doch Jedermann für köstlich geachtet," der Liebesdienste, welche sie, die Fürstin, Bettlern und Aussätzigen erwiesen. Als sie einst in einem Kloster des Herrn Leiden an den Wänden hübsch gemalt gesehen, habe sie gesagt, die Unkosten hätte man sparen sollen zur Leibesnothdurft, denn solche Dinge sollte man in den Herzen gemalt tragen [2]). Sie stand ihm sehr hoch. Er bewahrte in späteren Jahren einen Krystallbecher, der ihr gehört haben sollte, und ließ ihn umgehen bei festlichen Veranlassungen. Er eifert in der Schrift: Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden (1524), gegen die mit den Heiligsprechungen und der Verehrung der Heiligen verbundenen Mißbräuche. Man möge sie guter Meinung für heilig halten, wie jeder Christ den andern,

---

1) Tischreden, Walch, XXII, 1397, 1471 ff. 1841. Gervinus a. a. O. I, 512; II, 112.

2) Tischreden, Walch, XXII, 1988 ff. Kirchenpostille, Plochm. VII, 215.

nicht aber darauf bauen und gewiß sein wollen „als eines Artikels des Glaubens." „Ich glaub freundlich (freilich), St. Elisabeth zu Margburg sei heilig, item St. Augustin, Hieronymus, Bernhardus, aber ich will nicht darauf sterben, noch mich verlassen." Von den Liebeserweisungen der heiligen Elisabeth spricht er in einer Predigt von der wahren, freien, die Person nicht ansehenden, Nutzen oder Gut nicht suchenden, sondern hingebenden Liebe, die am thätigsten und mächtigsten gegen den Armen, Bösen, Narren, Kranken, Feind sei, weil sie da zu dulden, leiden, tragen, dienen und wohlzuthun alle Hände voll, allzeit gnug, alle Stätte bereit finde, deren Gebot alle Menschen vor Gott gleich mache, dem Könige selbst gebiete, daß er den Bettler solle lieber haben, denn seine Kron' und ganzes Königreich, und wo es der Bettler bedürfte, auch sein Leben für ihn geben, und dennoch, wenn's geschähe, gar ein gering Ding wäre, so man's hielte gegen Christum, dem Keiner nimmer gleichthun werde [1]).

Persönlichkeiten wie die der Elisabeth waren Ausdruck des Volksgeistes. Solche Sinnesart, solche Frömmigkeit mit ihren echten und unechten Aeußerungen wirkten wiederum tief, und nur aus der Nachwirkung früher lebendiger Eindrücke lassen sich Luther's verhältnißmäßig billigende Urtheile über die thüringische Volksheilige aus einem Lebensalter erklären, in welchem er die Frömmigkeit, welche die ihrige gewesen war, als durchaus verwerflich mit dem heftigsten Eifer bekämpfte.

Auch von der Aufregung der Kreuzzüge wurde Thüringen lebhaft ergriffen. Mit vielen seiner Lehnsleute nahm Ludwig der Heilige das Kreuz, starb auch auf der Kreuzfahrt. Bis in Luther's Zeit pilgerten die Landesfürsten gern nach Jerusalem. Von religiöser Erregbarkeit zeugt es, daß im 13. Jahrhundert die Geißler einen nicht geringen Anklang auch beim thüringischen Volke gefunden, sodann Waldenser und Wiklefiten um die Mitte des 14. und zu Anfang und um die Mitte des 15. Jahrhunderts Kreuzbrüder Eindruck gemacht hatten. Ihre Meinungen gingen darauf hinaus, die gesammte Hierarchie über den Haufen

1) Plochm. XXIV, 252. Walch XII, 505. Mathesius, Letzte Predigt.

zu werfen. Nicht blos Einrichtungen, wie den Ablaß, auch die Sacramente wollten sie beseitigt wissen. Ihre abweichende Denkweise artete mehrfach in fanatischen Irrsinn aus. Die Gegenden um den Harz und Thüringen waren ihr Hauptsitz im 15. Jahrhundert. Am zahlreichsten und hartnäckigsten finden wir sie im Stolbergischen, zu Nordhausen, Aschersleben, Sangerhausen, also nicht weit von Mansfeld, wo Luther seine erste Kindheit verlebte. Noch 1454, ja vielleicht noch 1493 wurden zu Sangerhausen und in Stolberg ihrer viele verbrannt. Um die Zeit der Geburt Luther's wurden im Anhaltischen, das wie die Grafschaft Mansfeld zum Sprengel des Bischofs von Halberstadt gehörte, von halberstädtischen Inquisitoren Ketzergerichte über sie gehalten. Ihr Auftreten kann als ein Vorspiel des müntzerischen Fanatismus gelten, sofern dieser, das religiös-schwärmerische Element, im Bauernkriege beim thüringischen Landvolk — ganz anders wie anderwärts, in Franken namentlich — vorherrschte. Man hatte die wiklefitischen Lehren, die böhmischen Ketzereien, obwol sie von der Kirche in der Person Hussens verurtheilt waren, in Deutschland weder gänzlich vertilgen können, noch war man im Stande, ihre nie aufhörende geheime und geheimnißvolle Verbreitung zu hindern, zum Zeichen, daß die Nation, obwol seit Jahrhunderten und fortwährend auf Blindgläubigkeit hingeleitet, nicht blindgläubig sein mochte und gern ihrem Glaubensgrunde nachsann. Bei allem christlichen Eifer hatten sich die Thüringer der Auferlegung der Zehntlast standhaft widersetzt und noch zu Bonifacius' Zeiten die Freiheit davon ausdrücklich bedungen. So waren sie im 15. Jahrhundert der Kirche auch nicht so unbedingt ergeben, daß sie der neuen von Böhmen hereindringenden Lehre geradezu das Ohr verschlossen hätten. Spuren der böhmischen Ketzereien fehlen auch in Thüringen nicht ganz, obwol sie hier minder häufig vorkommen, als in Franken, Schwaben, Baiern, Preußen. Ihre Verbreitung war hauptsächlich das Werk von ausgesendeten Boten der Genossenschaft der böhmischen Brüder, welche so geeignet war, Diejenigen mit der Ketzerei der Böhmen zu befreunden, denen der Fanatismus und die Greuelthaten der Hussiten, sowie das Verdammungsurtheil der Kirche Abscheu vor ihnen eingeflößt; Diejenigen zu ge-

winnen, die durch die letztre geärgert und freieren Geistes für Wahrheit und reinere Frömmigkeit empfänglich waren [1]).

Wenn selbst diese ketzerischen Hinneigungen von einer tiefern und lebhafteren religiösen Sinnesart zeugen, so darf man doch aber von ihnen keineswegs auf eine allgemeinere und dauernde Abwendung der Gemüther von der Kirche, oder auch nur von der Hierarchie, wie sie waren, schließen. Luther bemerkt, es lasse sich wol beweisen, daß in aller Welt immer ein groß heimlich Mummeln und Klagen wider die Geistlichen gewesen sei, als gingen sie mit der Christenheit nicht recht um, doch hätte dem die geistliche Macht bis auf die neuesten Zeiten mit Feuer und Schwert erfolgreich zu widerstehen gewußt [2]). So war es mit Huß und der Stimmung der Zeiten des kostnitzer Concils der Fall gewesen. In der Schrift: Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen (1520), sagt er, an vielen Orten deutsches Landes sei allzeit blieben das Mummeln von Johann Huß und habe immer zugenommen [3]). Allein es war im ganzen 15. Jahrhundert nichts weiter als eben ein „Mummeln." Man darf sich die widerpäpstische Stimmung, welche zur Zeit der kostnitzer Kirchenversammlung im Entstehen gewesen, die Hinneigungen zu den Lehren und der Richtung Hussens, welche damals im deutschen Volke gekeimt, nicht gar zu verbreitet denken. Die große Mehrheit hatte am Concile nur insofern Theil genommen, als dasselbe berufen war, die Kirche von großen Mißbräuchen zu reinigen und die Kirchenspaltung aufzuheben, also die Kirche zu befestigen und das Papstthum eben wiederherzustellen. Zum Letzteren kam es. Die Reformation der Kirche, wie man sie zu Konstanz betrieb, war nur ein halbes, oder halbstverstandenes Anliegen des Volks, ganzes Anliegen nur der weltlichen Fürsten, Prälaten und

---

1) Tentzel, Histor. Bericht, 34. Bensen, Gesch. des Bauernkriegs, 42. Förstemann, Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiq. Forschungen, II. (Erhard's *Stumpf*, hist. flagellantium) VII, 102 ff. Förstemann, Die christlichen Geißlergesellschaften, 161 ff. *Guden*, Hist. Erf. 14, 130. Ranke a. a. O. II, 206.

2) Ob die verstorbenen Heiligen für uns bitten? (1530) Walch XIX, 1205.

3) Plochm. XXIV, 25.

Doctoren. Die Verhandlungen und wichtigsten Beschlüsse betrafen kirchenpolitische Verfassungsfragen, um die sich das Volk wenig kümmerte, die es nicht zu würdigen wußte. Es erhielt nur wenig Kunde davon, sowie von den Enthüllungen geistlicher Mißstände und Trügereien, welche zu Konstanz manches Auge öffneten, von den freien, kühnen Grundsätzen, die dort aufgestellt und verfochten wurden, vom evangelischen Gehalt und der Gerechtigkeit der Sache Hussens. Als die Frage über die Lehre des letztern in den Vordergrund getreten, war der Eifer für die Kirche und deren Lehre neu erwacht und in leidenschaftliche Verfolgungssucht ausgeartet. Grade am kostnitzer und baseler Concile und im ganzen 15. Jahrhundert wurde das kirchliche Lehrsystem und zwar eben in solchen Lehrpunkten noch ausgebildet und befestigt, welche die Macht der Hierarchie und der von der Grundlage des Evangeliums immer weiter abgewichenen Schule am deutlichsten bezeugen. Kaiser Sigismund mit der Mehrzahl der Vertreter der deutschen Nation ließ sich hineinziehen in den Ketzereifer der Versammlung und beging das Unrecht und die Verkehrtheit, zur Verdammung Hussens und zur Herausforderung der Böhmen mitzuwirken, die deutschen den päpstlichen Anliegen zu opfern, dem Lande die Schrecken der böhmischen Kriege zu bereiten. „Du unselige Nation, ruft Luther in einer Zuschrift an den Ritter Hartmuth von Kronberg (1522) aus, mußt Du denn vor allen Andern des Endechrists Stockmeister und Henker sein, über Gottes Heiligen und Propheten?" Er weist auf Thatsachen hin. „Sie hat zu Costnitz am ersten das Evangelium verdammt und unschuldig Blut umbracht an Huß und Hieronymus." In der Schrift an den Adel: unerträglich sei die päpstliche Anmaßung einer Gewalt, zu brechen und zu lösen, was Gott geboten und die Christen, „sonderlich deutsche Nation, die von edler Natur, beständig und treu in allen Historien gelobt sein, zu lehren unbeständig, meineidig, Verräther, Böswicht, treulos sein." Unsäglichen Jammer hätten die Päpste durch die teuflische Vermessenheit angerichtet, Eide und Gelübde zu zerreißen. Aller Jammer zwischen den Böhmen und Deutschen sei daraus entsprungen, daß man Huß das Geleit gebrochen wider päpstlichen, christlichen und kaiserlichen Eid, also wider Gottes Gebot. In der Warnung an seine lieben Deut-

schen (1531): „Die Deutschen fingen an wider Huß den Frieden zu brechen und die Böhmen zu bekriegen, da sie denn der Papst auf die Fleischbank opferte, daß sie ihm seine Lust büßen mußten mit ihrem Blut und Köpfen und stritten wider die Wahrheit und Gerechtigkeit [1])." Dies war aber und wurde noch immer nicht eingesehen. Die Böhmen hatten in deutschen Landen und eben auch in Thüringen unerhörte Greuel verübt, wie bereits erwähnt wurde. Durch ihre selbstverschuldeten, zumeist freilich von ihren Häuptern und Gelehrten verschuldeten Leiden ließ die Nation sich mehr und mehr gegen die „Ketzer" erbittern. Wie zu einer Kreuzfahrt waren die Bürgerschaften wider sie aufgeboten und ausgezogen und so hatte die abgeneigte Stimmung in eine eifrig kirchliche und hierarchische sich verwandelt, war umgeschlagen in Ketzerscheu und Haß, sodaß die zu den Böhmen Hinneigenden ihre Ansicht vor der herrschenden Volksgesinnung, dem verschärften Argwohn und den strengeren Gegenmaßregeln des Klerus sorgfältig zu verbergen genöthigt waren. Die Verblendung der Deutschen währte in diesen Zeiten noch immer fort. Sie waren gutentheils verrömert. Sie sahen nicht ein, was Rom an ihnen, als Nation, in diesen und andern Sachen, diesem und früheren Jahrhunderten gefrevelt und frevelte, wie sie sich täuschen und mißbrauchen ließen, eben und hauptsächlich, weil ihr National- und Gemeinsinn so lange schwach gewesen und auch jetzt noch so sehr geschwächt war [2]).

Hatten sich Viele im Ketzereifer dem Papstthum wieder zugewendet, so befestigte sich dessen Ansehen überhaupt grade in den Jahrzehnten, welche dem Zeitraume der großen Concilien folgten, aus mehrfachen Gründen von Neuem. Es waren Abneigungen zurückgeblieben, die Klagen und Rügen, das Verlangen nach Abstellung der Mißbräuche hörten nicht auf. Allein die Nation hatte die Besserung der Kirche im Großen und Ganzen aus den Augen verloren, sie war anderweit beschäftigt. Auch die reformistischen und oppositionellen Bestrebungen der

1) Walch XV, 1999. Plochm. XXI, 338 ff.; XXV, 10.

2) K. A. Menzel a. a. O. VI, 278; VII, 2. Gervinus a. a. O. II, 213.

basler Kirchenversammlung und die kirchlich-politischen Kämpfe der Erzbischöfe und anderer Reichsstände nach Auflösung des basler Concils waren nie recht eigentlich Volkssache, man war nicht geneigt, oder nicht im Stande gewesen, sie dazu zu machen. Die Vorgänge am Concil zu Basel schienen die Wendung zu einem neuen Schisma zu nehmen und dies genügte, die Nation ihm abwendig zu machen, zum wenigsten zur Nichttheilnahme zu bestimmen. Seitdem hatte man sich wieder mehr und mehr in leidenden Gehorsam gegen die Kirche ergeben, war entmuthigt, war es müde geworden, sich vergeblich um die Reformation der Kirche zu bemühen; man war gegen den hierarchischen Druck abgestumpft oder vergaß ihn — wie namentlich in den Städten — über Wohlstand, bürgerlicher Freiheit, vielfachen und lebendigen Thätigkeiten und Strebungen auf andern Seiten, hatte sich an die päpstlichen und klerikalischen Uebergriffe und Anmaßungen wieder gewöhnt, oder wußte ihnen leidlich zu begegnen. Der Gedanke der Nothwendigkeit der Kircheneinheit und des Papstthums als ihres Schlußsteins hatte sich der Gemüther mit neuer Lebendigkeit bemächtigt. Die Persönlichkeit, die schlaue Staatskunst eines Pius II., insbesondere seine Bemühungen, die Christenheit zur Abwehr der Türken zu vereinigen, die deutschen reichsvergessenen Reichsgewalten wider die Reichsgefahr in Harnisch zu bringen und sich den Deutschen im Scheine seiner großen und ehrwürdigen Vorgänger zu zeigen: das Alles hatte seine Wirkung doch nicht verfehlt, auch dadurch hatte man sich für das Papstthum wieder einnehmen lassen. Pius verstand sich vortrefflich darauf zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln, er half das geistige Leben hier wieder wecken und söhnte mit dem Papstthume wieder aus, er wußte mit großer Gewandtheit auf die vom mainzischen Kanzler Martin Mayer, einem der kräftigsten Fürsprecher der Unzufriedenen, mit Nachdruck vorgebrachten Beschwerden wider den römischen Stuhl zu antworten und verbreitete seine Erwiderung 1458 durch eine vielgelesene Druckschrift, worin er beredt auf die Größe und Macht, den Wohlstand und die Blüthe Deutschlands vor allen andern Ländern hinwies, daraus folgerte, daß die Deutschen durch die Päpste doch nicht arm und elend gemacht sein könnten, sodann ihre Vielherrschaft, ihre Uneinigkeit, ihren Ungehorsam

gegen das Oberhaupt als Ursache des Verfalls und der Auflösung des Reichs bezeichnete, wahr und streng rügte und zuletzt daran erinnerte, daß sie ihre ganze Bildung dem Christenthume und dieses, das Beste und Höchste, dem apostolischen Stuhle verdankten. Es blieb nicht ohne Eindruck, und eben auch die veränderte und beschwichtigte Stimmung in Deutschland gab Pius' Nachfolgern die Sicherheit, mit welcher sie alle Mäßigung, Scham und Scheu außer Augen setzten [1]).

Auch die unzureichenden zu Konstanz und Basel beschlossenen Reformen waren nicht zur Ausführung gekommen, die kirchlichen Zustände waren die alten geblieben. Wir finden daher die häufigen Ablaßverkündungen, die Wallfahrten, Büßungen, Stiftungen von Seelenmessen und was weiter dahin gehört, in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch im vollen Gange, fast keine der äußern Erscheinungen des mittelalterlichen Katholicism mangelt, die Kirche mit all ihren Auswüchsen, der Klerus mit all seinen Gebrechen hat im deutschen Boden die breiteste und nach allem Anschein festeste Grundlage. Entstellungen in der Lehre, Anstößigkeiten in der Praxis der Kirche, Unwissenheit und Sittenverderbniß bei der Geistlichkeit, auch dies ist in Anschlag zu bringen, fielen der großen Masse des Volks nicht, oder doch nicht gar zu sehr auf, erregten, etwa mit Ausnahme der Sittenlosigkeit des Klerus, geringeren Anstoß, weil es selbst, unwissend, verdumpft, durch die Macht der Gewohnheit und alter Ehrfurcht und Scheu gebunden, abergläubisch und verwildert, weil ihm eben ein solches der sittlichen Trägheit so willkommenes Christen- und Priesterthum nach dem Maaß seiner sittlichen und Verstandesbildung angemessen oder doch nicht ganz unangemessen war. Die Hierarchie suchte es planmäßig dabei zu erhalten. Selbst die Gebildetern, ja mit wenigen Ausnahmen die Gelehrten kannten die Abweichung der kirchlichen Lehre, auf welcher doch aber das ganze Wesen ruhete, von der ursprünglichen christlichen Wahrheit, kannten diese nicht und glaubten noch immer in jener diese zu haben. Wer irgend wie zu Zweifeln oder beßrer Erkenntniß hingeführt wurde, gerieth auf ketze-

1) K. A. Menzel a. a. O. VI, 278; VII, 244 ff. Gervinus a. a. O. II, 258.

rische Gedanken, vor welchen die Meisten erschraken. Allerdings hatte sich das Denken über religiöse und kirchliche Dinge verbreitet, war heller geworden, hatte theilweis die Richtung wider die mehr oder minder deutlich erkannten Entstellungen und Auswüchse der Lehre, Kirche und Hierarchie genommen, wider den Katholicism wie er war. In ihm lag die größeste Gefahr für den letztern, in ihm erhob sich eine feindselige Macht wider das Papstthum, wie es noch keine zu bekämpfen gehabt. Allein die zum Siege erforderliche Verbreitung, Klarheit und Energie hatte sie noch lange nicht und ihre Kraft selbst war noch unerkannt, bei den Päpsten wie bei ihren Widersachern, sodaß bei jenen zu große Sicherheit, bei diesen zu wenig Selbstvertrauen war. In einigen Gegenden, auch in Thüringen, kam noch etwas Besonderes hinzu. So groß nämlich auch hier die Unwissenheit und Verkommenheit war, es fehlte doch auf der andern Seite nicht an einer gewissen Bildung bei der Geistlichkeit, den Bürgerschaften, im ritterlichen und fürstlichen Stande. Die thüringischen Städte und Fürsten, auch einzelne kirchliche Obere waren vielfach bemüht gewesen, dem Verfalle der Sitte und Zucht im Klerus Einhalt zu thun, seinen Uebergriffen zu wehren. Sie hatten Geistlichkeit und Kirche besser als es anderwärts geschehen vor Ausartungen und Verderbniß, ihren schlimmsten Gefahren, geschützt. Mit einem Worte, wie tief das Ansehen der Geistlichkeit gesunken sein mochte: die kirchliche Gesinnung blieb fort und fort lebendig, die Kirche befriedigte immer noch, wenn nicht völlig und wenn nicht Alle, doch im nothwendigsten Maaß und die meisten, wenn nicht die innersten und wahrsten, doch die nächstliegendsten Bedürfnisse. Sie kam auch den schlechten und schlechtesten Anliegen, Neigungen und Leidenschaften entgegen. Niemand hätte sich ihrem Einflusse entziehen können, bei Empfänglichen mußte er bedeutend sein. Man könnte sagen, die Luft, welche Luther in seinen ersten Lebensjahren athmete, war ganz von religiösen Stoffen erfüllt. Wie schwer mußte es ihm werden, sich ihren zu überwiegenden, ihren verderblichen Einwirkungen zu entziehen! Sie waren verschiedenartig, andre namentlich in den Städten als beim Landvolke, überhaupt bei den Niedrigsten oder gar in den Klöstern. Sowol die Frömmigkeit des niederen Volks und der Priester und Mönche, als die der

Bürgerschaften berührte und durchdrang ihn in seiner Kindheit und Jugend.

Niedrigkeit der Herkunft.

In den Verhältnissen, der Denk- und Empfindungsweise auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft liegt Hinderndes und Förderliches für die Entwickelung der dort oder hier Gebornen. Je tüchtiger Jemand ist, desto leichter und erfolgreicher überwindet er das Erstre, desto besser macht er sich das Letztere zu nutz. Wiefern dies bei Luther der Fall war und wie die beschränkten Verhältnisse seiner Aeltern und Familie und sein Aufwachsen in den niedern Ständen von Kindheit an auf ihn einwirkten, wird weiter unten berichtet werden. Hier ist nur hinzuweisen auf Allgemeineres, vorläufig schon in Betrachtung zu Ziehendes.

Gerade bei Luther, weit mehr bei ihm als bei manchem andern in Niedrigkeit gebornen großen Manne, ist seine Herkunft von geringen Leuten von wichtigster und wesentlichster Bedeutung. Tief hat sie eingewirkt nicht blos auf seine ganze Erziehung und Bildung, sondern auf seine Geistes- und Gemüthsrichtung, seine äußern Verhältnisse, seine Stellung und seine Wirksamkeit bis an sein Lebensende. Sie läßt ihn um so größer erscheinen, indem sie ihm nur so geringe äußere Mittel gab, groß zu werden, Großes zu vollbringen, und indem sie ihn ehrt, erfreut und erquickt sie unser Gemüth beim Hinblick auf seine Lebensgeschichte, die das erhebende Schauspiel darbietet, daß ein Gewaltiger gewaltig wird ohne die Begünstigungen hoher Geburt oder andrer Glücksgüter, ohne Krieg und Gewalt oder schlaue Künste, durch die Macht des Geistes, der Gesinnung und Willenskraft allein.

Die Niedrigkeit seiner Herkunft steht in einer merkwürdigen, ja verhängnißvollen Beziehung auch zu unsrer ganzen frühern und spätern Entwickelung. Dreihundert Jahre lagen die Anfänge der großen Kämpfe des niederen Volks gegen das Herrenthum zurück, in deren Folge die höheren Stände aus ihrer früheren ausschließlichen Stellung allmälig zurückgetreten waren. Zunächst hatten die Plebejer in den Städten sich geltend gemacht,

da behaupteten sie sich am kräftigsten wider die Fürsten- und Adelsaristokratie. Das Bürgerthum und dessen zunehmende Blüthe und Kraft war der erste und wichtigste Siegspreis ihres Emporstrebens gewesen und diente diesem zur stärksten Stütze. Sie rangen fort und fort ihm nach. Lebendig und gewaltig wie noch nie regte sich die Volkskraft im 15. Jahrhundert. Wie Huß selbst von niedrer Abkunft waren die Helden der Hussiten aus dem untern Volke. Je ohnmächtiger unter Friedrich III. die Reichsgewalt war und je mehr das Herrenthum auf die Bauern preßte, desto allgemeiner und kräftiger nahmen sich die letztern zusammen. Sie wurden schmählich gedrückt, sie sollten noch tiefer heruntergedrückt, sie wollten völlig frei werden. Das Letztere gelang den Schweizern, und wenigstens gleiche Kraft und Tapferkeit bewiesen die Bauern im Nordwesten, fast überall wuchs das Selbstgefühl, nahm der Mißmuth und die Erbitterung unter den Bauerschaften zu. Sie hatten keinen Theil an den Selbsttäuschungen und Träumen der höheren Stände von der wiederherzustellenden Königsmacht und Reichsordnung durch die Fürsten und Reichstage. Während diese noch fruchtlos verhandelten, begannen sie zu handeln. Man könnte sagen, nur die Bauern hätten damals gewußt, was dem Reiche noth that. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden geheime, wir würden etwa sagen socialistische und communistische Verbindungen unter ihnen, 1491 erfolgte der erste heftige Ausbruch in Oberdeutschland, 1493 verschworen sie sich im Elsaß, mit Bürgerschaften sich einend, zu religiöser und politischer Volksbefreiung. Verrath vereitelte den Plan, in der Charwoche das erwählte Banner, den Bundschuh, zu erheben. Die Folgen des Fehdewesens, des allgemeinen Dranges aller Stände, durch Eigenmacht zu gewinnen, des Eindringens neuer Regierungs- und Finanzmaximen und des römischen Rechts, der sich mehrenden Staats- und Hofbedürfnisse und der zunehmenden Fürsten- und Adelsüppigkeit trafen den Bauer am öftesten und härtesten, er empfand den Mangel eines gesicherten Rechtszustandes und den Herrentrotz am meisten, im ewigen Landfrieden, der die Gemeinfreien den Fürsten und Herren preisgab, war an ihn nicht gedacht: so wuchs in den Bauerschaften, der großen Mehrheit der Nation, die Erbitterung und die Sehnsucht nach Befreiung

von den Bedrückungen, welchen sie ausgesetzt waren, und aus einem Zustande des Elends, in welchem sie sich der bevorzugten glücklichern Minderheit gegenüber befanden. Die Bewegung unter ihnen führte 1500 zu einem vereinzelten Aufstande und gestaltete sich 1502—1505 zur Erneuerung des neun Jahre früher gesprengten geheimen Bündnisses mit reifer gewordenen und erweiterten Begriffen und Abzweckungen der Theilnehmenden. Der gemeine Mann des ganzen Reiches sollte hineingezogen, ein mächtiges Kaiserthum auf der Grundlage der Volksfreiheit, errichtet werden, sodaß unter dem Kaiser nur freie Gemeinden wären und das dazwischen stehende geistliche und weltliche Herrenthum aufhörte. In „Pfaffen und Adel," der geistlichen und weltlichen Aristokratie, erkannten sie den Grund der Reichsnöthe und ihres Elends, davor sie nicht „genesen" könnten. Abermals verrathen, wurden ihre Anschläge auch dieses Mal vereitelt. Maximilian verschmähte es, darauf einzugehen und den Versuch zu wagen, auf diesem Wege die Königsmacht herzustellen. Es wäre ein Unternehmen gewesen, das große Bedenken erregen mußte. Sein Name hieß Umwälzung, Umsturz des gesammten Rechtszustandes. In den Gedanken und Empfindungen der Bauern lag viel noch sehr Unreifes und viel Unlauteres, wie denn auch vom Anfange bis zum Ausgange der Bewegung der Mann sich nicht fand, der ihre Wünsche und Pläne hätte zugleich verwirklichen wollen und können; schon ihren Anschlägen war viel Zerstörerisches beigemischt, leicht konnte Umstürzungswuth die Oberhand gewinnen, alles der Erhaltung Werthe zernichten und jeden haltbaren, der Gründung würdigen Aufbau verhindern. Die schlechte und gräuelvolle Herrschaft gereizter Pöbelhorden, entfesselter Sklaven stand in Aussicht. Ursachen genug für Maximilian zum Einschreiten. Aber er schritt ein mit unnöthiger, unkluger und ungerechter Härte und ohne etwas zur Abhülfe der Beschwerden des gemeinen Mannes zu thun. Er hatte vergessen, daß er König des Volkes werden wollen, oder nie gewußt, was er damit gewollt. Die Verachtung und Rücksichtslosigkeit des ritterlichen Adels gegen den gemeinen Mann beherrschte auch ihn. Er gedachte nicht seiner Königspflicht, er bewies die Weisheit eines echten Staatsmannes nicht. Selbst wegen der ihm eigenen Pläne hätte er das gemeine Volk nicht

zurückstoßen dürfen und die Kraft und Bedeutung desselben zu erkennen lag Niemanden so nahe als gerade ihm. Er verkannte sie gleich so manchem seiner Vorgänger, ähnlich wie die Hohenstaufen. Er sah und half selbst das niedere Volk zu Bedeutung und Kraft in den Landsknechtschaften erheben, wieder wehrhaft werden, die Kriegsentscheidung den Rittern abgewinnen. Es blieb in Gährung, diese die höchste Reichsgefahr. Es war zum großen Theile durch lange Knechtschaft des Leibes und Geistes stumpf und dumpf, wüst und roh, sklavisch und niederträchtig. Die von ihm ausgehende Bewegung zeigt, daß es zum andern Theile nebst manchen Freiheitsresten noch viel gesunden Verstand und Freiheitssinn und Kraft sich bewahrt hatte, sich mehr und mehr fühlen lernte, dachte und von edler Gesinnung und Empfindung erfüllt war. Nur war sein Denken und Fühlen unklar und durch verzeihliche Verbitterung getrübt, leidenschaftlich, sowol auf Racheübung als auf Rechtserlangung gerichtet [1]).

Das Emporkommen der Niederen in den Städten zur Macht und selbständigen Bedeutung, in den Bauerschaften zum Sichfühlen und Zusammennehmen, Ringen und Sichregen, zu Anfängen der Besserung ihres Zustandes — wie denn am Ausgange des 15. Jahrhunderts die Leibeigenschaft, wo sie bestanden, meisthin bereits aufgehoben oder doch gemildert und beschränkt war — dieses Emporkommen fällt in Zeiten, wo die Hoch- und Höchstgebornen und Gestellten von Verachtung oder doch Nichtachtung und ähnlichen Gesinnungen gegen das niedre Volk erfüllt waren, es in der Erniedrigung zu erhalten suchten und wenn sie ihm aufhalfen, meisthin nur durch Eifersucht gegen einander oder welche Beweggründe der Selbstsucht sonst bestimmt wurden; in Zeiten, wo die Nation nur wenige Häupter gehabt, die ihrer Stellung und Aufgabe gewachsen gewesen wären, wo der Mehrzahl derselben abging, was allein den innern und wahren Beruf zum Herrschen gibt, wo sich deutlich zeigte, wie wenig alles Fürstenthum vermag, wenn es nicht mit dem Königthume des Geistes verbunden ist, nicht auch das Scepter der gottbeseelten

1) Zimmermann, Gesch. des großen Bauernkriegs, I, 140 ff. Bensen, Gesch. des Bauernkriegs in Ostfranken, 49, 150. K. A. Menzel a. a. O. VIII, 306.

Kraft des Genius trägt oder doch mindestens von dem Bewußtsein des Wesens und der Höhe seines Berufs und seiner Pflicht durchdrungen ist; wo die Könige und die Fürsten vornämlich aus Mangel an vaterländischem Sinne das Reich zerrütten halfen oder im Verfalle liegen ließen und, als sie wollten, nicht im Stande waren, es wieder in Ordnung zu bringen, wo sich, was Deutschland hätte sein und werden können, in dem zeigte, was das Volk, wenig gefördert und vielfach gehemmt und behindert, selbst that; wo dies sich zeigte in solch einem Streben und Gedeihen der Städte wenigstens, und zumal im 15. Jahrhundert, bei solcher Ohnmacht und Unordnung des Regiments und Reiches.

Nun sollte sich's bei uns wiederholen, daß die nothwendigsten Fortschritte und Entwickelungen, die größesten Ereignisse und Thaten, die die Weltgeschicke bestimmten, die Menschheit, die Völker weiter brachten oder verjüngten, nicht von den Häuptern ausgingen, und weil die Häupter untüchtig oder unwillig dazu waren, von Männern aus dem Volke, wol dem niedersten, vollbracht wurden. Sowie es Fischer und Zöllner gewesen waren, die durch das Evangelium die alte Welt zum Ende und die neue zum Anfange brachten — wie oft hat Luther davon gesagt, darauf hingewiesen —! so mußten die Männer, welche die neueste Zeit herbeiführten, abermals aus dem niedern Volke sein. Aus der Hütte eines Alpenhirten ging Zwingli, aus der Werkstatt eines Büchsenmeisters Melanthon, aus einem Bauerngeschlecht der größere Luther hervor; und ihre Kraft war die Volkskraft, die mittleren und niederen Stände das Heer, das sie aufboten, das ihnen folgte und mit welchem sie durchdrangen, während die große Mehrzahl der Vornehmen von der Reformation, wie in diesem Augenblicke von deren Fortsetzung und Nachwirkung des Deutsch-Katholicism, zurückstand und den Ruhm der Hingebung und Aufopferungskraft, des Thuns und Wagnisses den Niederen und Niedrigsten ließ; während die Hochgebornen, die Lenker, ob auch mit Ausnahmen, theils aus Blindheit oder von gemeinem Eigennutz beherrscht entgegentraten oder in den entscheidenden Augenblicken sich fern hielten, nur zuschauten und geschehen ließen, theils zwar mitwirkten, doch meisthin nur aus halblautern Beweggründen, mit unvollkommner Einsicht, geringem Nachdruck, fortgerissen vom entflammten Volks-

sinne und Willen. Was die deutsche Reformation — genauer: die Frage, ob Deutschland von Rom frei sein und ob die Kirche und das Reich reformirt werden sollte — betrifft, so stand nach langen Zeiträumen im günstigsten Zeitpunkte 1521 die Entscheidung bei den Häuptern und ihre Mehrheit ächtete zu Worms den Mann des Volkes und in seiner Person die Volkssache, ein schlechter Anfang zu einem nicht viel bessern und bisweilen noch schlechteren Fortgange, sodaß Luther weit richtiger, als es die Erzähler und Darsteller jener Geschichten zu thun pflegen, über den „schändlichen" Reichstag urtheilte, den Anfang einer „heillosen Tragödie", verschuldet durch den Kaiser und die Häupter, die den Schluß gefaßt oder ihm nicht gewehrt. Die seit unvordenklichen Zeiten schlecht regierte Nation sollte sich selber helfen und zwar aus ihren Tiefen. Die Jahrhunderte lange und schwere Mühe und Arbeit des niedern Volkes sollte darin auslaufen und darin ihren Lohn finden, daß aus ihm der Mann geboren wurde, der den Weg aus den mittelalterlich-aristokratischen Verhältnissen zu wahrhaft volksmäßigen bahnte, der so groß war und dessen Herkunft die Niedern, so oft Gedrückten und Verachteten, oft sich selbst Wegwerfenden oder Verzagenden stets erheben und ermuthigen muß, den Geburtsstolz aber und den Uebermuth des Reichthums und der Macht in einer Zeit, wo die Verhältnisse der letzten Volksklassen abermals in den Vordergrund der Zeitfragen drängen, zur Bescheidenheit und Gerechtigkeit ruft und an den Adel, die Macht und den Werth des Geistes und des Volks erinnert.

In einem solchen Sinne hat Luther selbst die Niedrigkeit seiner Herkunft aufgefaßt. In einer weiter unten anzuführenden Stelle spricht er sich ausführlich darüber aus, daß es Gott nicht haben wolle, daß die gebornen Herren allein regierten, sondern auch seine Bettler dabei haben wolle, daß, weil es jene nicht wollten oder könnten, gemeiner Leute Kinder die Welt regieren müßten, was denn auch bei keinem so wahr gewesen ist als bei ihm, dem „die deutschen Fürsten ehrfurchtsvoll gehorchten wie ihrem Orakel", der auch abwesend an den Fürstenhöfen und in den Reichsversammlungen der einflußreichste Mann war, zu Königen und Fürsten wie zu seines Gleichen redete und die ihm als „Buben" erschienen unter die Ruthe nahm. Nie hat er sich

seiner Abstammung aus dem geringsten Stande geschämt, vielmehr sich ihrer mit einem gewissen Stolze gefreut. Als er geboren wurde, gehörte sein Vater gleich vielen seiner Anverwandten bereits dem Bürgerstande an. In diesem wuchs er auf, wurde er dem Bauer entfremdet, wenn auch nur in einem gewissen Sinne. Wie hoch stieg er empor und wie leicht wird in hohen Stellungen ein dunkler Ursprung vergessen. Er pflegte zu sagen: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest.“ [1]) So oft es die Gelegenheit gab, suchte er die Anverwandten in Möhra auf — so auf der Rückreise von Worms — verkehrte gern mit ihnen, nahm sich dienstfertig der kleinen Anliegen der Blutsfreunde an. Allein wie er für sich selber Rang und Würden über die bescheidne eines Doktors der heil. Schrift hinaus verschmähete, that er auch nichts, der Familie zu Vermögen oder Stande emporzuhelfen. Selbst seinen leiblichen Kindern hinterließ er nur ein sehr mäßiges Erbtheil und den Adel seines einfachen Namens, es auf sie selber stellend, ob sie durch eignes Verdienst ihm Gewicht geben würden. Er wollte ihnen kein Vermögen sammeln, weil sie sich sonst, wie er sagte, nicht auf Gott und ihre Hände, sondern auf ihr Geld verlassen würden. Der Geburtsstolz galt ihm dem Hochmuthe gleich, womit die Juden sich rühmten Gottes Volk zu sein, weil sie von der Väter Geblüt. Des Geblüts sich rühmen, däuchte ihm gerade „als wenn der Teufel wollt rühmen, er wäre englischer Art geschaffen, drum wollt er allein Engel und Gottes Kind sein, ob er wohl Gottes Feind ist.“ Er meinte, „was nützt es ein Bruder sein vom befleckten Fleische, das dem ewigen Gerichte Gottes unterworfen ist? Es dienet nirgends zu, daß einer der durch Christum noch nicht wiederauferweckten Natur rühmen will.“ Mehr als einmal spricht er mit Nachdruck aus, daß Christus „kommen sei um der Sünder willen, ihn zu helfen, und sich gar nichts schämet, daß er Huren und Buben in seinem Geschlecht hat“ [2]).

---

1) Tischreden, Walch XXII, 2264.

2) Von den Juden und ihren Lügen (1543), Plochm. XXXII, 165. Auslegung der Genesis zu Kap. 38. V. 19. Walch II, 1760. Predigten

Wo ein Mann aus dem Volke so sprach wie er, zum Volke selbst wie zu den Fürsten, jenes so erhob und befähigte, so handelte und zum Mithandeln fortzog, den höchsten Höhen so Trotz bot und eine solche Stellung einnahm, da mußte die Scheidewand bis in den Grund erschüttert werden, welche bis dahin die Stände noch immer so scharf getrennt hatte. Das verdanken wir, verdanken die niederen Stände ihm. Wie viel schuldete er aber auch seiner Herkunft aus dem niedern Volke. Er hatte vorzugsweis von ihr seine starke Vorliebe für das Heimische und Volksthümliche, und sehr wichtig wurde sie bei ihm in einer Zeit, wo gerade so viel des Fremden eindrang, woran wir uns von jeher gebildet, das uns aber auch von jeher so gefährlich gewesen ist. Wir eigneten es uns oft bis zur lächerlichen Nachäfferei, bis zu verderblicher und schimpflicher Abhängigkeit an, und stets ging dies von den höheren Ständen aus. Viel länger und treuer bewahren die niederen das Eigne, Geschichtliche und Herkömmliche, in Tracht und Sitte, Sprache und Denkweise. Fern von ihnen ab liegt die in den höhern so häufige Berechnung und Gemüthsleere, selbstsüchtige feige Rücksichtennehmerei, verfeinerte Unnatur und Verderbniß, Verstellung und Lüge. Der gemeine Mann geht mit der Sprache gerade heraus und läßt die That dem Worte bald folgen. Gesunder Verstand und Mutterwitz ist vorzugsweis unsers niedern Volkes unverlierbares Erbtheil und ist sein Rechts- und Wahrheitssinn, ist erst das Gemüth in edler Richtung bei ihm tiefer angeregt, so zeigt sich Niemand ihm gleich an Eifer, Hingebung, Aufopferungsfähigkeit, Thatenlust und Kraft. Am leichtesten und nachhaltigsten ist es an der religiösen Seite zu erregen, wie es stets für religiöse Empfindung am empfänglichsten war. Wir finden alle diese Züge bei Luther in scharfer Ausprägung. Die Zeit bedurfte einer tieferen Anregung des religiösen und vaterländischen Sinns, wie sie von ihm ausgehen sollte. Gerade in den unteren Volksschichten mußte seine Begeisterungs- und Aufopferungsfähigkeit, seine religiöse, deutsch-volksthümliche und patriotische Anlage reichliche Nahrung finden. Eben in den mittleren und

---

über das erste Buch Mosis, Plochm. XXXIV, 263. Jördens, Lexikon deutscher Dichter, VI, 673.

niedern Ständen aufwachsend lernte er deren Denkart, Gefühlsweise, Noth und Bedürfnisse, die religiösen und geistigen vorzugsweis, so gründlich kennen, hatte er Anlaß, Gelegenheit und Förderung, die Kenntnisse, die Fähigkeiten und die Kraft zu sammeln und zu stärken, womit ihm die Macht und das Geheimniß wurde, den Sinn des Volks zu verstehen, die Gemüther zu fassen, zu erregen für große, die höchsten Gedanken und Zwecke.

Wenn aber manche der besten Züge seines Geistes und Gemüths die Spuren seiner Herkunft aus dem niederen Volke an sich tragen und diese ihn wesentlich und wohlthätig gefördert hat, so konnte sie doch auch leicht nachtheilig und hinderlich auf ihn einwirken. Den unteren Ständen ist die feinere Sitte und das Gebot des Anstands fremd, wodurch in den höheren von früh an Zusammenhaltung und Selbstbeherrschung leichter angewöhnt und leidenschaftliche Ausbrüche zurückgehalten werden. Die Sitte wie die Rede sinkt bei den geringen Leuten leicht zum wirklich Unschönen und Gemeinen herunter, das noch etwas ganz Anderes ist, als die natürliche Derbheit und grobe Offenheit, die Luther's Zeit überhaupt bezeichnet, und das weder dem niederen Volke noch dem Volksmanne wohl ansteht. Enge und ärmliche Verhältnisse mit ihrer sauren Arbeit und häufigen Noth, ihren oft unwürdigen, die Kräfte fast allein für die Befriedigung des leiblichen Bedürfnisses in Anspruch nehmenden aufreibenden Geschäften bedingen auch Gedankenarmuth, verengern den Gesichtskreis, lähmen den Geistesaufschwung, ziehen herunter. Sich über ihre Einflüsse zu erheben, alle diese Hindernisse einer edleren und vielseitigeren Bildung des Geistes und Herzens zu überwinden, erfodert bei dem Niedriggebornen keine geringe Anstrengung und auch wol eine große Anlage. So wenig es ihm hieran gebrach, können wir dennoch nicht finden, daß Luther bei all seinem Verkehr mit Gelehrten, Vornehmen und Großen, aller seiner Erhebung zu den höchsten Gedanken und Gesichtspunkten, bei allem Adel, ja beim echtesten Königthume seiner Gesinnung etwas überflüssig Plebejisches jemals abgestreift hätte, das ihm von seiner Abkunft und Erziehung anhing und das man hinwegwünscht, wenn man ihn, was er angriff, auch noch viel weniger gern mit seidenen Handschuhen anfassen sehen möchte

Noch weit schlimmer versagte sie ihm, was ihm, dem zum Wirken in der großen Welt Berufenen, höchst wünschenswerth gewesen wäre, die Grundlagen und Anfänge jener nützlichen Weltkenntniß, die bei einer in den beschränkten Verhältnissen und im Umgange der niederen Stände verlebten Jugend nur so schwer erworben werden mag. Freilich den Vorzug einer hohen Geburt, den man darin findet, daß sie über Hemmnisse von Anfang hinweghebe, mit welchen Andere zu ringen haben, ist jedenfalls ein sehr zweifelhafter, wenn nach seinem Werthe für echte Bildung und Tüchtigkeit gefragt wird. In dem Hinweggehobensein über Hemmnisse liegen deren vielleicht größere als in den anspornenden Hemmnissen selbst. Die Sicherheit, welche es einflößt, ist zu oft nur eingebildete Ueberlegenheit, welche ganz oberflächliche Ansichten zuversichtlich ausspricht, geltend zu machen sucht und allerdings oft Eindruck macht und durchdringt. Gar zu häufig macht es träg, schlaff, sinnlich und engherzig. Luther, der das bare Vorurtheil nicht kannte, daß es an sich besser und edler mache, meinte vielmehr, großer Leute Kinder geriethen selten. „Stolze Esel werden daraus, die sich der Tugenden ihrer Väter rühmen und gedenken doch derselbigen nicht nachzufolgen, sondern lassen sich träumen sie sein auch so tapfre Helden, dieweil sie von so tapfern Helden herkommen [1]). Wir werden unten hören, wie günstig er über die Hemmnisse einer mühseligen Jugend urtheilte. Allein als sein Wirkungskreis so groß geworden, erwies sich seine Kenntniß der Weltverhältnisse, der schlechten Hebel, durch welche die Regierenden häufig regieren, der Leere und Kälte einer so großen Anzahl der Angehörigen der höheren und höchsten Stände und ihrer gewöhnlichen Denk- und Handlungsweise viel zu gering, sein Urtheil zu befangen und zu leicht einzunehmen, die Anschauung von den öffentlichen Dingen mehrfach zu eng, worin er aufgewachsen war und die er nicht nach allen Seiten hin zu durchbrechen vermochte. Sie gab seinem Reden und Thun bisweilen etwas Schwankendes und Unsichres, auch wol etwas Gedrücktes, bis er einen freiern Gesichtspunkt und in diesem eine sichre Ueberzeugung gewonnen, und wenn er bei dem Allen mit freier selbständiger Ge-

1) Auslegung d. Genesis, zu Kap. 41, V. 39; Walch II, 2008.

sinnung an öffentliche Anliegen und Verhältnisse herantrat, so hatte ihn hierbei seine Anlage und sein Aufwachsen in einem Stande begünstigt, bei dessen Mitgliedern Mitreden und Handeln Recht und Sitte war, sodaß sie nicht fragten, ob sie dürften und es nicht anders wußten, als daß sie dürften und sollten.

Denn wir müssen hier nun wohl unterscheiden, seine bäuerliche Abkunft, daß er im niedern Volke geboren war, und andrerseits, daß er im Bürgerstande auferzogen wurde. Auch das ist wesentlich bestimmend, ja verhängnißvoll gewesen, daß seine Aeltern schon, als er geboren wurde, Bürgersleute waren und fortan blieben. Man nennt ihn, sein Auftreten im Bauernkriege mißverstehend, mit Unrecht einen Bauernfeind. Er wollte dem Bauer, überhaupt dem gemeinen Manne stets helfen und geholfen wissen, und er hat viel für ihn gethan, nur sollte die Hülfe nicht durch rohe Pöbelgewalt kommen, die kirchliche und bürgerliche Ordnung über den Haufen werfen und Verderben über ganz Deutschland bringen. Aber das ist richtig, besondere Hinneigungen zum Bauer hegte er nicht. Muß man seine Unbefangenheit bewundern, wenn man seine wegwerfenden und harten Urtheile über die Bauern mit seinen Aeußerungen über seine bäuerliche Abkunft und seine Beziehungen zu den bäuerlichen Verwandten zusammenstellt, so erscheinen seine Begriffe von den bäuerlichen Zuständen eben so verwunderlich und verdrießlich unsicher und befangen. Seine Kunde der Verhältnisse und Rechte, Ansprüche und Forderungen, weltlichen Bedürfnisse und Denkweise der Bauern verräth oft die auffallendste Mangelhaftigkeit und Verworrenheit. So scheint er die Vorstellung, die er von den halbslavisch-unfreien, viel tiefer stehenden und minder bedrückten um Wittenberg abnahm, fast immer auf alle andere übertragen zu haben. Seine großentheils und während einer langen Zeit sehr verkehrten theologischen Begriffe von dem den Obern gebührenden Gehorsame trugen wesentlich die Schuld mit, daß er die Verhältnisse und Rechte der Bauern ebenso sehr mißverstand und verkannte, wie die wahre Stellung der Reichsfürsten. Dies würde doch anders gewesen sein, wenn er als eines Bauern Sohn in Möhra Kindheit und Jugend verlebt hätte. Da würde er das Landvolk besser verstehen gelernt und mehr mit ihm empfunden haben, da würde mehr in ihn übergegangen

sein von der Stimmung der Bauerschaften, von welcher die Rede war und von welcher sich annehmen läßt, daß sie auch in Thüringen Einfluß übte, obwol bemerkt werden muß, daß der Bauer hier weder unfrei und dumpf wie im Osten und Nordosten, noch so frei aber bedrängt wie im Nordwesten, noch so bedrückt und aufgeregt wie in den Gegenden am Rhein hinauf war, sondern in einer günstigern und befriedigtern Lage und Stimmung sich befand. Luther's Verkehr mit den bäuerlichen Anverwandten war nur ein seltner, sein Verkehr mit dem Landvolke bezog sich späterhin fast nur auf die religiöse Seite, er lernte es beurtheilen aus dem Standpunkte des Bürgerkindes, sodann des Geistlichen, sodaß Irrungen nicht minder nahe lagen, als auf der andern Seite seine theologischen Begriffe und die Gedanken und Begehren der Bauern sowie die Stände in jener Zeit sehr geschieden und fremd einander abstießen. Wenn auch sein Vater ein „rechter Bauer" gewesen wäre, so hätte sein Leben denkbarer Weise den Verlauf nehmen können, den er einmal andeutete: „Ich würde ein Oberster, Schultheiß, Heimburger und was sie mehr für Aemter im Dorfe haben, oder irgend ein oberster Knecht über die andern worden sein [1])."

Aufwachsen im Bürgerstande (Mansfeld).

Wenn Luther von bäuerlichen Aeltern unter Bauern erzogen wäre, so würde seine ganze Bildung und Entwickelung in jedem Falle eine andere gewesen sein, er dürfte sich eine ganz andere Gesinnung gegen den Bauernstand angeeignet haben, hätte vielleicht ihn in den Vorderreihen geführt. Allein sehr zweifelhaft ist, ob es so besser gewesen, der Erfolg derselbe oder ein größerer gewesen wäre. So viel ist gewiß, daß er sich vornämlich auf den Mittelstand stützte, und zwar nicht ohne bewußte Wahl. Es fehlte ihm nicht an bestimmten Veranlassungen und Auffoderungen, denen auch wol schwer zu widerstehen und auszuweichen war, in die Richtungen und Absichten der Ritter, der Bauern, der Fürsten einzugehen und denselben zu dienen oder sie durch-

1) Tischreden, Walch XXII, 2264.

zuführen. Allein er mied es, wich ihnen aus; wenn die Verhältnisse es mit sich brachten, ging er auf sie ein oder benutzte sie immer nur bis auf einen gewissen Punkt, während er den Bürgerschaften recht ausdrücklich vorantrat, vorzugsweis ihr Führer wurde und blieb. Vorliebe für den Bürgerstand und die bürgerliche Denkart und Gesinnung, womit er durch sein Aufwachsen im erstern erfüllt wurde, hat sicher darauf eingewirkt. Wir können darin aber, sowie in dem Umstande, daß die Einflüsse seiner Abstammung aus einem Bauerngeschlechte geringer und entfernter bei ihm waren, und daß er seine Kindheit und Jugend als ein Bürgerkind in einem Städtchen und Städten wie Mansfeld, Magdeburg, Eisenach, Erfurt verlebte, nur eine sehr glückliche Fügung erblicken. Das Meiste und Beste von dem, was ihm gelang, und was in seiner Lebenszeit durchgesetzt wurde, gelang eben dadurch, daß er seine vornehmste Stütze im Mittelstande suchte und fand, wurde vornämlich durch die Sinnesart und Kraft des letztern durchgesetzt, der den Kern der Nation bildete und der von allen allein gebildet, tüchtig und kräftig genug war, um mit ihm und durch ihn einen echten Fortschritt beginnen und etwas Rechtes und Dauerndes gründen zu können, wie denn eben in den Städten, in der Mitte der Bürgerschaften verhältnißmäßig die tüchtigste, vielseitigste und freieste Bildung und Entwickelung Raum und Förderung fand. Wenn im Fürsten- und Adels- und auch dem Bauernstande der Mann, dessen die Nation bedurfte, sich nicht fand, so kann der Grund in dem Geschicke liegen, daß ein solcher, der die Anlage gehabt hätte, in keinem jener Stände geboren wurde, jedoch auch darin, was jedenfalls in hohen Anschlag zu bringen ist, daß es bei den in jenen Ständen herrschenden Ansichten und Gesinnungen, bei ihrer Bildungsstufe und Art und bei ihren Verhältnissen und Stellungen zu schwer war, daß ein dort mit der Anlage Geborener der Mann wurde. Die stärksten Horte und Stützen der besten Güter und Hoffnungen der Nation zu sein und die Fähigkeit und Vorbestimmung in sich zu tragen, uns weiter zu bringen, war die glückliche, ethische Stellung der Bürgerschaften. Daß Luther der Mann wurde, liegt in dem Zusammentreffen, daß die Natur ihm eben seine vorwaltend religiöse Anlage und Stimmung mitgab, daß seine Geburt und früheſten

und besten Jahre in eine solche Uebergangszeit von einem absterbenden alten, zu einem hervordrängenden neuen Leben fielen und daß er eben in den niedrigsten und mittlern gesellschaftlichen Schichten geboren und auferzogen ist. Es ist die Aufgabe seiner Lebensgeschichte, darüber Auskunft zu geben, wiefern er die Anschauung und den Sinn der Bürger, unter denen er aufwuchs, in sich aufnahm, sich davon beherrschen oder ablenken ließ, oder sich unter dem Hinzukommen andrer Einwirkungen darüber erhob. Wir wollen uns zunächst, um davon zu seiner Kindheitsgeschichte überzugehen, so gut es sich bei der Dürftigkeit der betreffenden Nachrichten thun lassen will, zumeist aus allgemeineren Zügen der damaligen städtischen Zustände das Leben und Treiben in Mansfeld am Ausgange des 15. Jahrhunderts vergegenwärtigen. Deutlicher wird uns dann das Bild ehrsamer geringer oder mittler Bürgersleute, wie Hans und Margarethe Luther waren, einer Häuslichkeit wie der ihrigen und der Verhältnisse werden, welche Martin während seiner ersten Lebensjahre umgaben; deutlicher auch Manches in seiner Eigenthümlichkeit, seinem Werden und Lebensgange erscheinen.

Das Städtchen Mansfeld liegt am Thalbache, dicht am Fuße eines schroff und steil sich erhebenden Felsen, auf welchem das feste, stattliche, im 16. Jahrhundert erneuerte und erweiterte, im 17. geschleifte Stammschloß der mansfeldischen Grafen stand, das von den Familien der drei verschiedenen Linien bewohnt wurde. Nur ein Theil des Schlosses mit der Schloßkirche, und Reste und Trümmern der Ringmauern und Thürme nebst einzelnen Alterthümern sind erhalten und wecken bei dem Besuchenden den Eindruck, daß hier ein angesehenes begütertes Geschlecht einst gehauset. Es fehlte der Grafschaft nicht an der Poesie der Sage und dem Lebensquell einer reichen und bedeutsamen Geschichte, den Grafen nicht an berühmten Vorfahren, hier nur zu erinnern an Ernst, tapfer und glücklich im Streite wider den Kaiser Heinrich IV., und an Hoyer von Mansfeld, den auch in Liedern hochgepriesenen Helden aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts.

Die nächste Umgegend des Städtchens ist ziemlich öde, ein hügeliches, zum Theil bewaldetes, doch mehr kahles Hochland. Die frische scharfe Luft, die Bergwerke und viele mit Schlacken

bedeckte Stellen erinnern an das Gebirg, den Harz. Weiterhin nach dem zwei Stunden entfernten Eisleben zu, schweift das Auge über eine weite, reiche, lachende Landschaft. Aus der älteren mansfeldischen Bergordnung geht hervor, daß sich die Schachte, als Hans Luther nach dem Städtchen übersiedelte, im freiesten Verkehr befanden. Die meisten Bergwerke umher waren zu jener Zeit im Besitze mansfeldischer Bürger, von welchen jetzt kein einziger mehr einen Ofen besitzt. Die Stadt muß also früherhin viel wohlhabender und lebendiger gewesen sein. Es kommt hinzu, daß die Bergwerke im 15. und 16. Jahrhundert bedeutenden Gewinn abwarfen. Hans Luther's Beispiel scheint zu beweisen, daß fleißige, unternehmende Leute unschwer zu Wohlstande gelangten. Das mochte Manche zu einem lockeren Leben verleiten, sodaß rasch erworbenes Gut sich ebenso bald wieder zerstreute. Martin spricht davon, er könnte wol Exempel von Labansbrüdern in seiner Vaterstadt anführen, die groß Geld und Gut in einen löcherigen Beutel gesammelt, daß es sobald zerronnen als gewonnen gewesen sei. Indeß brachte es wol einen gewissen Schwung in die Stadt, die ziemlich entfernt von Welt und Leben gelegen ist. Außer Eisleben ist binnen einigen Stunden von größern Ortschaften nur Sangerhausen und Aschersleben zu erreichen. Doch vermittelte das bergmännische Geschäft mancherlei Berührungen nach Außen hin. Die Hauptabnehmer der Bergwerkserzeugnisse waren die größern Handelsstädte Süddeutschlands und Venedig. Bei dem Allen lebte der mansfelder Bürger abgeschlossen genug in seiner Bergstadt, seinem Kreise. Nur einen Blick hatte er, nahe und doch fern, auf eine vornehme Lebensweise und veredelte ritterliche Sitte [1]).

Gegen die Zeit des großen Bauernkrieges hin fingen die Grafen an, eine Gewaltherrschaft zu üben. Bis dahin scheinen sie freundliche, billige Herren gewesen zu sein. Man kann annehmen, daß ein gewisses patriarchalisches Verhältniß zwischen ihnen und ihren Unterthanen, zumal ihren mansfelder Bürgern bestand. Wir hörten schon, welche Beziehungen daraus zwischen

---

1) Niemann, Gesch. d. Grafen von Mansfeld, I ff. 296. Gervinus a. a. O. I, 397. Auslegung der Genesis zu Kap. 30. V. 29 ff. Walch II, 859.

ihnen und Luther entsprangen. Allein schon diese Beziehungen würden wir ohne ein bestimmteres Bild von der damaligen Stellung der Bürger und überhaupt der verschiedenen Stände zu einander nicht völlig verstehen können.

Der Begriff vom Volke, als der Gesammtheit der Staatsangehörigen, war noch nicht erwacht. Man kannte nur Herren und Knechte, Obrigkeiten und Unterthanen, Stände mit ungleichen Berechtigungen und Vorzügen, bevorrechtete Stände und ihnen gegenüber die jedoch auch nicht rechtlose große Masse des niedrigsten Volkes. Die Begriffe der Gleichheit, des allgemeinen Werthes und Rechts der Menschen lebten nur in der Höhe der christlichen Anschauung, waren nur in den Wenigern lebendig, die zu ihr, und wenn sie zu ihr sich erhoben; die Allerwenigsten waren im Stande, wenn überhaupt Jemand, sie im Gedanken nach allen Seiten hin festzuhalten. In der äußern Welt waren sie noch viel weniger durchgedrungen, die letztre schien vielmehr gemäß der Ansicht vom Unterschiede der Menschen nach Ständen und äußern Berechtigungen eingerichtet zu sein. Das aristokratische Princip durchdrang alle Verhältnisse und Kreise wie die allgemeine Denkart. Jeder Stand trachtete frei zu werden von den Beschränkungen, in welche er sich eingeengt sah, Rechte zu erlangen oder zu erweitern. Nach erreichtem Ziele schloß er gegen die übrigen Stände sich ab und verwandelte sein Recht in Vorrecht, wodurch er dann wieder Andre beschränkte, an Recht oder Freiheit beraubte, zum Herren und Despoten wurde. Es konnte nicht wohl anders sein seit dem Eintreten, nicht anders werden ohne Beseitigung des Feudalwesens mit seiner ständischen Gliederung. Wo es bestand, waren Recht und Freiheit nur in der Form von Vorrechten und Freiheiten zu erlangen oder zu behaupten. Der Freiheitssinn erhielt und kräftigte sich, wurde aber auch verfälscht, heruntergezogen, in dem ewigen Kampfe um die Gewinnung oder Behauptung derselben. Der Standesgeist erhielt überreichliche Nahrung, das Gefühl für das natürliche Recht der Minderberechtigten und für die Leiden, welche denselben aus ihren Verhältnissen erwuchsen, wurde nur zu sehr abgestumpft. Es bestand ein großes Maß von Volksfreiheit, die jedoch nur in die Ausübung gewisser herkömmlicher oder verbriefter Rechte gesetzt wurde. Dagegen aber war man in der Ausübung und

Vertheidigung der letztern muthig, tapfer und beharrlich bis zur Selbstsucht und zum Eigensinn.

So war auch die Verfassung der Städte und der Sinn der Bürger durch und durch aristokratisch. Sie nahmen Unfreie auf, die bevorrechteten Bürger ließen freiwillig oder genöthigt minder berechtigte Anwohner Theil nehmen an ihrem Vorrecht. Aber der Bürger schied sich sodann gänzlich vom Bauer wie vom Landadel, die städtische Aristokratie, jede Bürgerklasse, die das Regiment führte, oder eine gewisse Theilnahme am Gemeinwesen erlangt hatte, behauptete ihr Vorrecht hartnäckig gegen alle übrigen, die Stadt trachtete nach Bann- und Zwangsrechten und übte dieselben über die ländliche Bevölkerung wie eine Herrin über Unterthanen, während sie ihre Freiheiten mannhaft wider jeden Anfechter, auch gegen ihre Obern behauptete. Wenn wir nun die bürgerliche Denkart und Gesinnung in so starkem Ausschnitt bei Luther hervortreten sehen, was ebenso viel ist, als daß sein Aufwachsen im Bürgerstande sehr wesentlich auf ihn eingewirkt, so erklärt sich's um so leichter, daß wir trotz seiner auch gar nicht verleugneten Abkunft so wenige Hinneigung zum Bauernstande bei ihm finden und daß auch er, der Mann des Volkes und der Freiheit, keinen Begriff von Volksfreiheit hatte. Gleichfalls blieb er selbst nach dem freundlichen und lockenden Entgegenkommen der Ritter dem Adel abgeneigt, wie sehr er einzelne ritterliche Männer des Standes zu schätzen wußte. Die Adligen wollten Alles erlesen haben und nicht selbst erlesen sein, Vorzüge genießen, aber nicht verdienen, regieren an allen Höfen und hätten doch weder das Geschick dazu, noch die edle, uneigennützige Gesinnung nur auf das gemeine Beste zu sehen, verachteten Kunst und Wissenschaft, wüßten nichts als rauben, schinden und schatzen, gegen ihre Obern sich auflehnen und die Niedern unterdrücken. Das war und blieb seine Stimmung und was späterhin auch sonst darauf einwirken mochte, sie wurde sicher schon in seiner Kindheit und Jugend begründet. Der Bürger bedurfte oder empfand wenigstens vor allen Ständen das Bedürfniß der Ordnung, des Friedens und der Sicherheit, die der unruhige, verarmende Adel ewig störte; der Bürger war etwas und strebte noch höher empor, der Adel nahm ab und wollte ihn doch nicht gelten lassen, sondern vertrat ihm neidisch

und feindselig die Wege. Gerade zwischen diesen beiden Ständen war die Eifersucht am größesten, hörte der Krieg nie auf. Beim Bürger wie beim Landvolke hießen die vom Adel „schädliche Leute." Auf die Einflüsse jener Denkart und Verhältnisse im damaligen Deutschland und insbesondere im Bürgerstande weist endlich bei Luther auch sein männlicher Freiheitssinn zurück, der durch ein falsches Schriftverständniß und eine klösterliche Erziehung in ihm getrübt, aber nicht unterdrückt werden konnte. „Kein Volk ohne Rechte," das verstand sich bei ihm von selbst. „Herren sollen einen Vorzug haben, sagen sie, gehören nicht unter die Gesetze, mögen thun nach ihrem Gefallen. Ja, Blitz und Donner!" ruft er aus. Der Eindruck — Ueberraschung und Entrüstung — liegt darin, den die neue Lehre ihm erregte, deren Hervortreten er, freilich ohne es zu wollen oder zu ahnen, mitverschuldet hatte[1]).

Man findet das Bezeichnende der mittleren Jahrhunderte, Manchfaltigkeit der Lebensformen, auch in den Städteverfassungen. Doch kehren gewisse Grundzüge derselben überall wieder. Ein gewönlich patrizischer Rath und gemeine Bürger, Kaufleute, Handwerker, Zünfte bildeten die Grundstoffe, die sich fast immer in lebendiger Bewegung befanden. Die Räthe pflegten das aristokratische Princip, die Zünfte das demokratische zu vertreten, jene das der Herrschaft, eines geordneten und auch wol strengen despotischen Regiments, während diese nach größerer Ehre, Erweiterung der Rechte der gemeinen Bürger trachteten, Theilnahme am Regiment sich zu erkämpfen suchten, was ihnen eben im 15. Jahrhundert so ziemlich überall mehr oder minder gelang. Die Gewerke setzten in den meisten Städten Verfassungsänderungen zu ihren Gunsten durch. Auch dies war ein Zeichen der allgemeinern Erscheinung jener Zeit, daß die untern Stände in dem eifrigen und nicht erfolglosen Streben begriffen waren, aus dem Zustande der Erniedrigung und Unterdrückung sich herauszuarbeiten, in welchem sie sich zur Zeit der Blüthe des Lehnswesens befunden. Da trachteten denn auch Einzelne aus den un-

1) Auslegung des 82. Psalms zu V. 2; Walch V, 1043. Ausl. d. der Genesis zu Kap. 34. V. 2; Walch II, 1268. de Wette V, 69. Zimmermann a. a. O. I, 110.

tern Klassen emporzukommen, oder wurden durch das Vertrauen der Mitbürger, den Lohn bewiesener Thätigkeit und Tüchtigkeit, emporgehoben. So Hans Luther. In den Städten war am meisten, was sonst überall im Reiche während des 15. Jahrhunderts mehr oder minder fehlte, Ordnung und Gesetzlichkeit. Dazu besaßen sie in zahllosen Abstufungen Selbständigkeit und Macht im wünschenswerthesten Maße, und so beträchtlich war ihr Wohlstand, daß ihr Vermögen bereits die Bedeutung des Grundbesitzes überwog. Gesichert, gefördert und belebt wurde durch das Alles das Dasein, die vielseitigste Entwickelung und Thätigkeit des Bürgers.

Man darf nun freilich die großartigen Verhältnisse, Gesichtspunkte und Gesinnungen der Reichsstädte in den Landstädten, zumal den kleinen, nicht suchen, wo die Gesichtskreise, Ansichten, Parteikämpfe, Bewegungen und Zwecke weit enger und kleinlicher waren. Jene bildeten fast unabhängige Freistaaten, diese waren abhängiger, aber den erstern doch darin ähnlich, daß sie einer beträchtlichen, wenn auch geringern Selbständigkeit genossen, der Theilnahme der Bürger an den Angelegenheiten des städtischen Gemeinwesens einen ausgedehnten, wenn auch minder weiten Raum boten. Sie besaßen in der Regel bedeutende, werthvolle Rechte, die sie gelegentlich gegen die Geistlichkeit, den Adel, die Landherren zu vertheidigen hatten, und deren Uebung einen nicht zu geringfügigen Stoff zu einem Mitrathen und Thaten bot, wobei sich Verstand, Geschick und Gesinnung zeigen konnten und ausbilden mußten. Vieles blieb ihnen allein anheimgestellt, wovon man in neuerer Zeit wol glaubte ihnen gar nichts lassen zu dürfen. Die erste, Vielerlei umfassende und noch Mehres gar nicht berührende, sogenannte Polizeiordnung für Stadt und Land erließen die mansfeldischen Grafen an den Rath zu Eisleben erst 1512. Die Bürger waren wehrhaft und bewehrt, eilten bewaffnet auf ihre Sammelplätze, wenn Getümmel entstand, auf die Mauern, wenn ein Feind nahte, zogen aus in der Landfolge zum Krieg oder zu eigener Fehde, die Bürgermeister oder Rathsherren voran. Das Alles machte thatkräftig und muthig, nährte den Gemein- und Freiheitssinn. Da wurden Geld und Kräfte nicht geschont, wo es der Errichtung von gemeinnützigen Anstalten, Bauten und dgl. galt, während

man sich daheim eng und oft kärglich behalf. Da lernte sich's, Einer zum Andern stehn, im gemeinen Nutzen oder Schaden den eignen finden. Oft blickten freilich auch die Bürger nicht über ihre Stadt und deren nächste Anliegen hinaus. Auch in den Städtebünden fehlte das nothwendige Unterordnen unter das Gemeinsame. Auch im Innern der Städte nährte die Verschiedenheit der Berechtigungen die Selbstsucht und Widersetzlichkeit. Allein das nähere Bedürfniß drängte zu einer strengeren und größern Ordnung, Unterordnung und Gemeinsinnigkeit. Die letztre war doch noch in bedeutendem Maaße vorhanden, wenn sie auch in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts abnahm, weil die Selbstsucht überall so viel Raum gewann und der städtische Adel die Verwaltung wieder in seine Hände zu bringen und auszubeuten trachtete [1]).

Liest man, wie Luther späterhin zu den Bürgern, den städtischen Obrigkeiten redete, so sieht man deutlich, da war frühe und lange unmittelbare Anschauung und Erfahrung, der so redete, war ein Bürgerkind und das Beste war in ihm wiedergeboren und durchgebildet, was im Bürgerthume lebendig war und waltete. Wenn selbstvergessende Hingebung für das gemeine Beste und ein so starker Sinn für Ordnung und Unterordnung, die Grundlagen der Gesetzlichkeit, des Friedens, ja alles echt menschlichen Daseins, ihn auszeichnete: das Alles hätte nicht leichter und besser in ihm geweckt und entwickelt werden können, als in der städtischen Luft. Oft und bei den manchfachsten Veranlassungen spricht er Grundsätze aus, wie den: „Wer in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen und halten, deß er genießen will." Dies in der Vorrede zum kleinen Katechismus. Die Grundsätze und Lehren großmüthiger, gemeinsinniger Aufopferung liegen auch in der antiken, der aristotelisch-scholastischen Philosophie und gesteigert und verklärt im Christenthume. Die klassische, die philosophische Schule, die er durchmachte, die christlichen Begriffe, die er in sich aufnahm, halfen durchbildend nach. Er nimmt auch als Theolog und Prediger seine Vergleiche gern von diesen städtischen Verhältnissen her. So im Sermon von dem hochwürdigen Sacrament des heiligen, wahren Leich-

1) Bensen, Gesch. des Bauernkriegs, 32.

nams Christi (1519), wenn er die Bedeutung des Sacraments als Gemeinschaft klar machen will: „Wie in einer Stadt einem iglichen Burger gemein wird derselben Stadt Namen, Ehre, Freiheit, Handel, Brauch, Sitten, Hulf, Beistand, Schutz und dergleichen; wiederumb, alle Gefahr, Feuer, Wasser, Feind, Sterben, Schäden, Auffätz, und dergleichen. Dann wer mit genießen will, der muß auch mit gelten, und Lieb mit Lieb vorgleichen. Hie sicht man, daß wer einem Burger Leide thut, der thut der ganzen Stadt und allen Burgern Leide; wer einem wohl thut, vordienet vor allen andern Gunst und Dank." Zu seinen Lieblingssprüchen gehört: „Ein Bürger ist dem andern einen Brand schuldig." Er erläutert ihn, weiß ihn gar beziehungsreich zu machen, kommt darauf zurück, bald in einer exegetischen, bald in einer Volksschrift. So in der Auslegung des 5. Buchs Mosis (1525), im Sendbriefe von dem harten Büchlein wider die Bauern (1525) und sonst. „Ein Bürger ist dem andern einen Brand schuldig, das ist, will einer ein Bürger sein, so muß er auch mit seinen Nachbarn in Gefahr, Brand und allerlei Schaden stehen. Wer in der Gemein will sein, der muß auch die Last, Fahr und Schaden der Gemein helfen tragen und leiden, ob er's gleich nit verwirkt hat, sonder sein Nachbar, eben wie er, des Frieds, Nutzs, Schutzs, Guts, Freiheit und Gemach der Gemeine geneußt, ob er dieselbigen gleich nit erworben noch zuwegen bracht hat." Zum Bürgerleben gehöre eine solche Beständigkeit und Gewißheit, daß man nicht zweifeln oder sich weigern dürfe, für die, die neben uns dem Stadtrecht unterworfen, Leib und Leben und alle Güter dahinzugeben. Der große Haufe müsse mit Zwang regiert werden, Ehrerbietung und Gehorsam gegen die Obrigkeit sei bei ihm schlechterdings nöthig, darum müßten allewege solche äußerliche Larven, Aemter und Personen sein, und auch geziert werden mit Purpur, Titeln u. dgl. Er bete die Obrigkeit nicht an, aber ohne sie fräße ein Mensch den andern. Wenn man ihr Ehre erzeige und Gehorsam leiste, so sei man nicht eines Schaafhirten oder Fürsten Sohne gehorsam, sondern dem Willen Gottes und gemeiner Nothdurft u. s. w. Wende die Obrigkeit, sagte er einst von der Kanzel, Friedstörung nicht ab, so nehme er seinen Hausspieß und schütze seinen Hausfrieden selbst, und sollte er einen Auf-

rührer niederstoßen, so werde er aufschreien: Hie Gottes und Kaisers Recht, vor denen beiden er's verantworten werde mit bestem christlichen Gewissen [1]). Solche gemeinsinnige Denkart, Geschick und Kraft und Muth zum eignen Wollen, Handeln und Mitthun, zur Selbstbeherrschung bei Selbstbestimmung fand sich wie von selbst ein, wurde gelernt, geübt, wer unter den selbständigen, durch kein Administrirtwerden willen- und gesinnungslos, schwach, unbeholfen und selbstsüchtig gemachten Bürgern des 15. Jahrhunderts aufwuchs, denen Regiment und Rath, Recht und Wehr der Stadt gemeine Sache war.

Von den größern bis zu den kleinern Städten bewährte es sich, daß die bürgerliche Freiheit auch hellere Geister, denkfreiere Menschen erzeugt. Eine allgemeine oder gar ästhetische Bildung gab es in den kleinern freilich nicht. Eine solche begann kaum um diese Zeit in den größern, in engen Kreisen. Die Kenntnisse waren überhaupt noch sehr gering, doch im Zunehmen. Es war in den Bürgerschaften ein lebendiger Wissensdurst und Bildungstrieb erwacht, nachdem Lernen und Wissen im ganzen Laienstande lange verachtet, zum wenigsten die Ansicht herrschend gewesen, daß es nur für die Geistlichkeit sich schicke, und während die übrigen Stände, der rohe Adel namentlich, wenn auch nicht ausnahmslos, Wissenschaft und Bildung noch immer geringschätzten. Freilich war auch in den Städten noch weniger Wissenschaft als Begehren danach, Achtung vor ihr, Forschungsgeist, Drang nach Unterricht. Doch zu welchen Ergebnissen, Entdeckungen, Verkehrserweiterungen hatten die neuen Kenntnisse nicht bereits geführt. Sie verhießen noch viel mehr. Sie wurden mehr und mehr als die Bedingungen und Grundlagen des Handels, des Gewerbswesens, der Ehre und Auszeichnung erkannt. Einzelne Fürsten waren Gönner der Gelehrten und Gelehrsamkeit, wurden Stifter und Förderer von Universitäten; des Gelehrten und Volksschulwesens nahmen fast nur die Bürgerschaften

---

1) Auslegung der Genesis zu Kap. 22. V. 16—18, Walch I, 2360. Zu Kap. 41. V. 40, Walch II, 2048. Verm. Pred. Plochm. XVII, 193. Ausl. des 5. Buchs Moses zu Kap. 19. V. 5—7. Walch III, 2277. Plochm. XXVII, 30; XXI, 7; XXIV, 312. Mathesius, 7. Predigt.

sich an. Daher denn selbst in kleinern Städten Bürger, wie Luther's Vater, Freunde der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die sich des Unterrichts annahmen, befähigte Söhne dem Gelehrtenstande bestimmten, ihren Wissenstrieb und ihre Achtung der Wissenschaft von früh an denselben einzuflößen suchten. Wenn Martin irgend etwas durch den Vater war und hatte, so war es dieses.

Ein Anderes jedoch vielleicht nicht minder, ein starkes sittliches Bewußtsein, ein lebendiges Streben, dasselbe nach allen Seiten und recht im Gegensatze zu der so häufigen Zuchtlosigkeit und Entsittlichung, namentlich des Klerus, auszubilden und zu bethätigen, was einen weiteren hervorstechenden Zug in der Art der Bürger jener Zeit bildet und gleichfalls hauptsächlich durch die Freiheit in sie hineingekommen war, die an sich selbst eine der besten Tugendschulen ist, den Ehrtrieb stärkt, edeln Stolz einflößt, die Gemüther über die Furcht, die Triebfeder zu so viel Schlechtigkeit, erhebt, die Bürger von der Wohlhabenheit zur Bildung führte. Sie waren, zumal in den kleinern Städten, allerdings noch immer ungeschlacht, barsch und roh genug nach Sitte, Rede- und Lebensweise. Die gewöhnlichen Laster und die Auswüchse und Begleiter der Natürlichkeit und einer derben Sinnlichkeit, die freilich oft nur einer überfeinerten Zeit als Verderbniß erscheinen, waren nicht selten bei ihnen; ebenso Völlerei, Ausschweifungen der Sinnlichkeit, der ungebändigten Kraft, des eigensinnigen und maßlosen Unabhängigkeitssinnes, Erzürnlichkeit, aufbrausende Hitze; auch Ueppigkeit und Vergnügungssucht, die Folgen des Geldreichthums, des Luxus, zu welchem er führt[1]). Doch gaben die Bürger in den kleinern Städten weit weniger Anlaß zu Klagen hierüber, wogegen bei ihnen ein minder sinniges und edles Leben, wie es in den größern, den Reichsstädten zu walten angefangen hatte, zu finden, der Ton, die Denkart und die Sitte bäurischer waren. Allein der Kern war gut, die Kraft gesund, die rauhe Schale verbarg viel Treue, Geradheit, Biederkeit und Offenheit, die grobe Sitte und große Gediegenheit und Biederkeit der Gesinnungen gingen Hand in Hand. Ein schlichtes, treuherziges Wesen, fern vom Gesuchten

1) Ullmann a. a. O. I, 206 ff.

und Erkünstelten, Ehrbarkeit und ein tüchtiger Hausverstand, Gastfreundlichkeit und Wohlthätigkeit, Arglosigkeit und Vertrauen waren nicht geringe Vorzüge. Selbst die eben um diese Zeit sich häufenden, oft rigoristischen Verordnungen wider ein Uebermaß bei fröhlichen Gelagen, Hochzeiten, Taufen, Kirmessen, Handwerker-Zusammenkünften, im Kleideraufwande u. dgl., der zunehmende Unwille und Spott über den Klerus und manche seiner Ansprüche und Lehren beweisen, wie lebendig der Wunsch erwacht war, zu einer reinern Sittlichkeit und edlern Sitte zu gelangen. Freilich fehlte es selbst im mittlern und niedern Bürgerstande, in den kleinern Städten wie auf dem platten Lande nicht an übermäßigem Aufwande und Ausgelassenheit bei Gelagen und Festlichkeiten. Die mansfeldische Polizeiordnung beweist es für diese Gegenden. Doch im täglichen Leben herrschte — und wol nirgend mehr, als in Thüringen — Nüchternheit und Einfachheit des Sinns, der Lebensweise, der Bedürfnisse, große Mäßigkeit, haushälterische Gewohnheit, Vermeidung eines losen Wandels weitaus vor. Meisthin erregte dem Bürger das „Zutrinken, Panckettiren, Prangen" u. dgl. an den Höfen und beim Adel, die Ueppigkeit der Geistlichen Unmuth, er schloß sich gern dagegen ab, suchte die Unsitte von seinem Stande abzuhalten. Bis zum Erlaß der erwähnten mansfelder Polizeiordnung mochte sich Manches geändert haben. Immerhin aber läßt sich aus ihr schließen, wie sehr man davon durchdrungen war, daß die städtischen Obrigkeiten namentlich auf Zucht und Ordnung zu halten hätten und wie viel man in dieser Beziehung von ihrem guten Willen, ihrer Einsicht und Kraft erwartete.

Nun war es vor allen Mächten die Kirche, welche die Grundlage der Kraft und Blüthe der Städte, der Sinnesart und des Lebens der Bürgerschaften, die Freiheit, die bürgerliche sowol, als, und noch mehr, die geistige beschränkte oder gefährdete, dem Wissens- und Bildungstriebe, wie dem sittlichen Bewußtsein derselben und den manchfachen Regungen des letztern entgegenstand. Ueberall griff die Geistlichkeit in die weltlichen Verhältnisse, die Gerichtsbarkeit namentlich, wie in die Gewissensrechte durch Mißbrauch von Bann und Interdikt ein. Ueberall war sie den Bürgerschaften bei deren Streben nach städtischer und geistiger Selbständigkeit im Wege. Sie befriedigte nicht

mehr wie früher das Bedürfniß der Frömmigkeit oder das des Schutzes, der Ordnung, der Freiheit, stand ihm jetzt oft und vielfach entgegen, hatte sich in eine Despotin verwandelt, ihre Ansprüche und Anmaßungen unendlich gesteigert. Sie wollte in erster Stelle die Erde besitzen, den Himmel vergeben, in irdischen und religiösen Dingen als höchste Instanz entscheiden, untrüglich sein. Dabei ließ sie es sowol an Lehreifer, als an einer sittlich-gesunden Lehre fehlen und wurde durch Unwissenheit und Faulheit ihres Klerus, durch den Druck, den sie übte, ihren Widerstand gegen den Wissens- und Versittlichungstrieb des Bürgers demselben um so anstößiger. Und dies noch mehr, da er die Blößen, welche sie so häufig gab, um so heller durchschaute, um so unangenehmer empfinden mußte, bei seinem Fleiße, seiner Betriebsamkeit und Rührigkeit, bei seinem vielfach bildenden Verkehr, der Geistesthätigkeit, die hierdurch bei ihm geweckt und gefördert wurde, der Bildung, deren er sich bereits bemächtigt hatte, dem ehrbaren Wandel, worin er den Stolz seines Standes setzte. Es war eine andere Zeit im 15. Jahrhundert. Kirche und Geistlichkeit waren gesunken, er hatte sich gehoben, und je mehr seine Verstandesthätigkeit erwachte, desto auffälliger mußte ihm der Widerspruch des heiligen Berufs und des unheiligen Wandels beim Klerus werden. Luther läßt sich in den Tischreden einmal über die freche Unzucht aus, welche die Geistlichen vordem getrieben; so arg hätten sie es gemacht, „daß die Bürger zuletzt selbst ein Sprüchwort daraus machten: Wer will haben rein sein Haus, der behalt Pfaffen und Mönche draus.“ Es ist bekannt genug, daß dies und zehn ähnliche Sprüchwörter und Sentenzen in Umlauf gekommen waren. „Wer nichts thun und doch einen guten Tag haben will, der werde ein Priester. — Unter dem Mönchskleid ruht ein schlimmes Herz. — Wer dem Satan dienen will, gehe in ein Kloster“ u. s. f. Luther mag nicht selten Zeuge des Unfugs gewesen sein, wovon er in der Warnung an seine lieben Deutschen sagt: „da die Pfaffen auf den Begängnissen und Kirchweihung oder Patronfesten so leichtfertig mit dem Sacrament handelten, als wäre es ein Gaukelspiel, umb Fressens, Saufens, Gelds willen rohe und frech zuliefen, darnach voll wurden und speieten und spieleten und sich schlugen, wie des schändlichen Mißbrauchs alle Dörfer voll wa-

ren." So arg war es mit der Liederlichkeit der Geistlichen, daß schon Pius II. meinte, wenngleich die Kirche gute Gründe gehabt habe, den Cölibat einzuführen, so dürften doch noch stärkere dafür vorhanden sein, ihn wieder aufzuheben; so arg, daß die Bischöfe häufig eine Art Steuer vom geduldeten Concubinate ihres untergebenen Klerus erhoben, worüber sich Luther in der Schrift: Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe (1522) so bitter ausspricht: „Haben doch die Bischoff schier in allen Stifften ein großen Theil ihrer jährlichen Zins von eitel Pfaffenhurn. Denn wer ein Hürlein will haben, der muß ein Jahr ein Gulden davon dem Bischoff geben, und ist unter ihnen ein Sprüchwort: keusche Pfaffen sind dem Bischoff nicht zuträglich, und sind demselbigen auch feind," u. s. f. Daher erklärt es sich, daß bisweilen die Bürger wol einschritten und die Sittenzucht ihrerseits in die Hand nahmen, wie es eben auch im Mansfeldischen geschah. Es erklärt sich daraus, wenn die mansfeldische Polizeiordnung ganz unbefangen die Pfaffenmägde mit „andern öffentlichen Dirnen" zusammenstellt und ihnen nur gebietet, beim Ausgehen den Mantel auf das Haupt zu nehmen. Es war aber auch, wie Luther in der eben genannten Schrift bemerkt, „kein böser Weibsvolk, denn die Pfaffenmägd;" wie denn die Rede gewesen sei, „welch Weib einmal mit einem Pfaffen sündigt, der ist nimmer zu rathen, muß ewiglich verloren sein" [1]).

Nach dem Allen ist es um so weniger zu verwundern, wenn wir in den Städten großen Unwillen, eine sehr abholde Stimmung gegen die Geistlichkeit, zumal die Klostergeistlichkeit finden; eine Mißstimmung, welche sich, wie überhaupt die Sinnesart besonders des Mittelstandes in dieser Zeit, stark und bezeichnend in einer populären Literatur ausspricht, die eben gegen das Ende des 15. Jahrhunderts sowol an Umfang wie an Verbreitung auffallend zuzunehmen anfing; eines der Zeichen, um wie viel bewußter die Kraft der mittleren und niedern Stände geworden, um wie viel ihre Bedeutung gestiegen war. Rückkehr zum Einfachen, Erhebung der Reinigkeit des Herzens über das,

1) Walch XXII, 1029. Plochm. XXV, 38 ff.; XXVIII, 191, 195.

was die Kirche für Frömmigkeit ausgab, Tadel der kirchlichen und hierarchischen Ansicht, Richtung und Ausartung, Widerspruch gegen geistliche und aristokratische Bildung, gegen Alles, was in den bürgerlichen, staatlichen, gesellschaftlichen Zuständen mißhagte, drückte, der gesunden Vernunft entgegen lag, ist ihr vorherrschender Charakter, Tugendlehre, verständige Betrachtung der Dinge, moralische Satyre waren ihr vornehmster Inhalt, und der Spott nahm seine Richtung keck und vorwaltend gegen die Geistlichkeit, deren Geiz, Unzüchtigkeit u. s. f., wie das neuerdings ausführlich und vortrefflich von Gervinus, Ranke, Hagen, Herrmann (Johann Freiherr zu Schwarzenberg) und Andern dargestellt ist. Der um die Mitte des Jahrhunderts erfundene Buchdruck begünstigte ihren rascheren erweiterten Umlauf, und die Bürgerschaften waren ihr eigentliches, wenigstens ihr vornehmstes Publicum. Es war die jetzt zunehmende Gegenwirkung des gesunden Menschenverstandes und der vorgeschrittnen und fortschreitenden Einsicht, der sittlichen Kraft und Lebensklugheit der Nation und insbesondere des Mittelstandes, namentlich wider die hierarchische Beherrschung und Anschauung, welche darin ihren Ausdruck fand. Ihr Inhalt und ihre Richtung kehrte auch im überall hindringenden Volksliede, im satyrischen Schauspiele wieder, das ihr ganz eigentlich angehört, ein Grund mehr, weshalb die Geistlichkeit dawider eiferte und Diejenigen in der Beichte vornahm, welche Theil daran genommen, womit sie denn auch bei den Fügsamsten, Ernstesten und Frömmsten durchdrang. Es mag hierauf hindeuten, oder ein Zeichen sein, daß es zu Mansfeld redlich gesinnte, eifrige Geistliche gab, daß eine strenge Enthaltsamkeit auch von solchen Lustbarkeiten herrschte, die in der Regel für erlaubt gelten, wenn Luther in den Tischreden sagt: „Da ich ein Knabe war, waren alle Spiele verboten, also, daß man die Kartenmacher, Pfeiffer und Spielleute nicht ließ zum Sacrament gehen, und mußten vom Spielen, Tanzen und andern Spectakeln und Schauspielen, wenn sie es geübt oder zugesehen hatten und dabei waren gewest, beichten.“ Es stimmt hiermit zusammen, wenn er ein anderes Mal äußerte, er erinnere sich noch sehr wohl, daß die Priester, als er ein junger Knabe gewesen, des Ehebruchs und der Liederlichkeit nicht verdächtig gehalten worden wären, obwol sie mit Frauenzimmern

gewohnt hätten, dagegen aber habe die Unzucht der Pfaffen bei seinem Gedenken dermaßen zugenommen, daß sie ohne alle Scham Blutschande, Ehebruch und Hurerei getrieben und den Männern die Weiber entführt hätten [1]). Man kann daraus abnehmen, daß das Uebel während seiner Knabenjahre und im entlegenen Mansfeld noch geringer war. In der That machte es eben, als er aufwuchs, reißende Fortschritte und dies mußte denn wol später oder früher auf seine Ansicht und Stimmung wirken. Allein zunächst wirkte bei ihm, daß eben zu Mansfeld der Fall gewesen zu sein scheint, was stets der Fall war, nämlich daß es selbst der verderbten Kirche nicht an Religion und der entarteten Geistlichkeit nicht an Frömmigkeit und christlicher Tugend gänzlich gebrach, und daß die herrschende Gesinnung auch dort, wie überhaupt im Bürgerstande, religiös und kirchlich war, daß die Frömmigkeit, daß Anhänglichkeit an die Religion des Landes zur bürgerlichen Sitte und Ehrbarkeit gehörte, zu Dem, worauf der Bürger vornämlich hielt und stolz war. Hiervon zeugt abermals noch die mansfeldische Polizeiordnung, indem sie auf ein beabsichtigtes Zusammenwirken der weltlichen mit den geistlichen Obrigkeiten zur Aufrechthaltung der Vorschriften der Religion und Kirche hindeutet, die bei Gott und den Heiligen Schwörenden und Fluchenden mit Strafe bedroht u. s. f.

So sehr der Bürgerstand zum Nachdenken über religiöse Dinge erwacht und so viel Mißstimmung gegen die Geistlichkeit in ihm vorhanden sein mochte, man darf durchaus nicht glauben, daß seine Denkweise und Stimmung wider Religion und Kirche gewesen wäre. Die religiöse und kirchliche Ansicht und Gefühlsweise herrschte auch in ihm jedenfalls wenigstens weitaus vor. Auch bei ihm wirkte alles das, wodurch sie bei der ganzen großen Mehrzahl in allen Ständen erzeugt und unterstützt wurde und wie stark sie noch immer bei ihm war, beweist eben der Umstand am deutlichsten, daß er die Gebrechen der Kirche und noch mehr die der Geistlichkeit schon so klar erkannte und so übel empfand und sich dennoch und trotz seiner Kraft und

1) Walch XXII, 345. Auslegung der Genesis zu Kap. 39. V. 7—10; Walch II, 1850.

Entschlossenheit nur bei einzelnen Uebergriffen gegen sie auflehnte, ohne jedoch auf eigentlich abweichende Gedanken zu gerathen. Es waren doch immer nur äußerst Wenige, die sich der erwähnten Ketzereien theilhaftig machten. Unter den Orten, wo diese vorkamen, wird insbesondre Mansfeld nie genannt, und auch der Umstand ist nicht außer Acht zu lassen, daß bei den Ketzergerichten und Verfolgungen in diesen Gegenden die weltlichen, namentlich die städtischen Obrigkeiten nicht weniger thätig und eifrig waren als geistliche Ketzerrichter.

Allein es verhielt sich mit der frommen und kirchlichen Denkart und Empfindung des Bürgers doch auch wieder, wodurch der anscheinende Widerspruch sich löst, ganz anders wie mit der der Geistlichkeit und der großen Masse des niederen Volks. Von ihm gilt in einem größeren Maße, daß der alte Glaube, die alte Anhänglichkeit an die Kirche und deren Christenthum tief, gerade hier so tief wurzelnd, an Lebendigkeit, an kindlicher prüfungsloser Unbefangenheit verloren hatte, ohne gerade wesentlich erschüttert zu sein. Die ganze religiöse Anschauung war beim Bürgerstande eine andre geworden als die, welche im Klerus sich ausgebildet und die die Hierarchie in ihrer Blüthezeit den Nationen einzuprägen gestrebt hatte. Diese erblickte in der Außenwelt nicht die Natur, sondern Verdorbnes, das durch Christi Herrschaft zu bekämpfende und besiegende Reich des Bösen, und in den sinnlichen Regungen wiederum nicht das Natürliche, sondern ebenso seit dem Falle des ersten Menschenpaares Verderbtes, das zu unterdrücken, zu ertödten sei. Das sollte denn erreicht werden durch Fasten, Enthaltsamkeit vom ehelichen Leben, freiwillige Armuth, Kasteiungen, Bußen, Absonderung von der Welt. Dies war es, was vorzugsweis für Frömmigkeit galt, ein höherer Grad derselben war Heiligkeit. Die darin vorherrschende Ansicht war in den Grundzügen schon sehr früh in der Kirche vorhanden gewesen. Sie hatte zur Hebung der Geistlichkeit in der Meinung wie zu überwiegendem äußeren Ansehen, zu jenen Einrichtungen geführt, die auf die Begründung und Befestigung des Uebergewichts derselben berechnet waren. Sie war ausgebildet seit der Vervielfältigung der Mönchsorden, der Einführung der Ehelosigkeit der Geistlichen, von welchen sie wiederum befestigt und sorgfältig unterhalten wurde. Sie war Er-

zeugniß eines starken und tiefen religiösen Gefühls, mangelhafter und verunreinigter Erkenntniß, wenig regsamer Verstandesthätigkeit. Ebenso wirkte sie weckend und fördernd auf die religiöse Empfindung, doch bis zu Ueberreizung derselben; sie erzeugte, mehrte und bestärkte groben Miß- und Aberglauben, der sich im Heilgendienste, der Reliquienverehrung, der Menge der kirchlichen Ceremonien, der Ansicht von der Verdienstlichkeit der Beobachtung äußerer Gebräuche, der hohen Werthschätzung alles dessen, was man gute Werke nannte, aussprach.

Diese geistliche oder asketische, die eigentlich mittelalterliche Frömmigkeit hatte in der Kirche nicht ohne Kampf und Widerspruch zur Herrschaft gelangen können, und noch weniger beim deutschen Volke. Die Deutschen hatten sich ihre ursprüngliche sinnlich-frische, verständige und kräftige Anschauung von Welt und Leben, ihre Achtung der menschlichen Selbständigkeit und Kraft nie gänzlich verdunkeln oder nehmen lassen. Sie war eben jetzt vornämlich im Bürgerstande im lebendigsten und kräftigsten Regen und Zunehmen. Sie war die Grundlage seiner „protestantischen" Gesinnung, die er mehr und mehr bethätigte. Von jeher hatte sie bei ihm die weltabgewendete, übersteigerte fromme Empfindung und Anschauung der mittelalterlichen Blüthezeit bei ihm gemäßigt und ernüchtert. Er hatte, je mehr seine Verstandesthätigkeit zugenommen, die Auswüchse und Ausartungen der mittelalterlichen Ansicht und Frömmigkeit dunkler oder heller als solche erkannt, hatte längst angefangen, den Werth des Innerlichen, der Gesinnung und die verhältnißmäßige Verdienstlosigkeit des Aeußerlichen, des geistlichen Lebens, der Einsamkeit, der Werke einzusehen. So viel Boden Prüfung und Nachdenken bei ihm gewannen, so viel verlor sich bei ihm die Ueberschwänglichkeit der Empfindung und wich einer heitern, weltlichen, verständigen Ansicht; in demselben Maße wendete er vom Abergläubischen sich ab, verschwand bei ihm die gefühlsame Phantasiefrömmigkeit, die mönchisch gefärbte Anschauung. Die Kraft und Innigkeit der letztern hatte überhaupt abgenommen, in der Kirche, selbst bei der Geistlichkeit und so in den untersten Ständen, wie ja das protestirende Denken auch in die Bauerschaften eingedrungen war und keine Richtung dieser Art sich ausschließlich auf irgend einen Kreis beschränkt. Allein wäh-

rend sie im Ganzen, bei der großen Volksmasse noch vorherrschte, finden wir sie in den Bürgerschaften, wenn nicht geradezu aufgegeben, doch abgeklärt, noch viel wesentlicher geschwächt. Man hatte in ihnen angefangen weit schärfer und bewußter als früherhin zwischen Christenthum und Mönchswerken und Lehren, zwischen Kirche und Geistlichkeit zu unterscheiden. Allein man bürdete dabei die Schuld der letztern oder eines Theils derselben dem ganzen Klerus oder der Kirche nicht auf. Es geschah zum wenigsten nur von Einzelnen, wogegen wieder Andre um so mehr einer innerlichen Frömmigkeit zuneigten. Nur bei Wenigen trat damals schon eine leichtfertige, ungläubige Denkart ein, in welcher das Bewußtsein höherer Zwecke des Daseins verschwindet. Weitaus die Meisten waren dazu viel zu tief von dem volksthümlichen Wesen durchdrungen, in welchem eine heitere, nüchterne, verständige Ansicht mit Gemüthlichkeit und einer starken Richtung auf das Uebersinnliche und Ewige verschmilzt und auf der der eigenthümliche Ernst des deutschen Lebens und der deutschen Gesinnung beruht. Eben die Verderbniß im kirchlichen Wesen erregte ihr Nachdenken über religiöse Dinge und nicht selten neben Entrüstung über jene ein lebhaftes Verlangen nach einer gereinigten Lehre und Kirche und einen desto größeren Eifer für die lauterer und würdiger gedachte. Daher denn, daß die vorherrschende Ansicht und Gesinnung in den Bürgerschaften religiös und kirchlich war und blieb bei all ihrer Mißstimmung gegen die Geistlichkeit und manchen Mißbrauch in der Kirche, bei aller Hitze der Streitigkeiten, in welchen sie fast unausgesetzt mit dem Klerus lebten; daher so viele ehrsame Bürgersleute wie Hans Luther, Liebhaber der Gottesfurcht, streng religiös, ja eifrig kirchlich, doch mit nichten blind ergeben, pfaffenknechtisch, vielmehr dem Mönchthume und Pfaffenwesen entschieden abgeneigt.

Wir dürfen annehmen, daß Margarethe Luther's Frömmigkeit mehr jener Art war, wie sie in der großen Volksmasse gewöhnlich. Martin wuchs in vielfachen Berührungen mit Anverwandten, mit Leuten niedern Standes, mit Priestern und Mönchen auf. Es kam nun darauf an, ob der Einfluß der mütterlichen oder der väterlichen, der geistlich-volksmäßigen oder der aufgeklärt-bürgerlichen Religiosität bei ihm der stärkere war,

und wiefern der eine oder andre früher eindringlich bei ihm wirkte. Er befand sich unter Beiden. Doch ist dabei nicht zu vergessen, daß beide religiöse Denkarten im Leben meisthin nicht zu weit auseinander standen oder doch zu stehen schienen, sich vielfach berührten und in einander übergingen [1]).

Wir dürfen nicht versäumen, auf noch eine andere Seite hinzublicken. Das Leben in jener Zeit war überhaupt sowol häuslicher als öffentlicher, zerstreuungsärmer und doch lustiger, minder einförmig und farblos. Die Kirche brachte durch ihr ganzes Wesen eine reiche Abwechselung in das Dasein, der Bürgersmann, als Theilnehmender am Gemeinwesen in der unruhigen Fehdezeit, mußte stets wachsam sein, nicht selten Thaten thun. Wir waren damals ein kräftigeres, gesunderes und fröhlicheres Volk. Es gab noch Volksfeste und mehr unbefangene Heiterkeit. Jede Klasse, Zunft und Einigung hatte ihre festlichen Zeiten, Aufzüge, Zusammenkünfte. Als wären auch sie eine Gemeindesache — und sie waren es nicht selten — diente häufig das Rathhaus zur Stätte der Lustbarkeiten. Auch die häuslichen Feste, Hochzeiten, Kindtaufen und dergleichen wurden mit mehr Frohsinn und Gepränge begangen. Daß dem auch hier so war, liest sich deutlich gleichfalls aus der mehrgedachten Polizeiordnung heraus. Dazu war Mansfeld eine Bergstadt, Hans Luther ein Berghauer. Diese Leute arbeiten lange Tage und Nächte emsig und einsam im schweigenden Schacht unter steter Lebensgefährde; bei keinen Andern sind die Gegensätze der Arbeits- und der Feiertage unter der Erde und am hellen Tageslichte so stark. Wer weiß nicht, wie tief religiös, wie ernst und zeitweilig dann, wie leichtblütig, wie geneigt zu Scherz, Tanz und Musik, Munterkeit und lärmender, alle Sorge in den Wind schlagender Lustbarkeit das Bergmannsvölkchen stets war und ist? Zur thüringischen kam hier die bergmännische Sangeslust. Unter den Volksliederarten der Zeit, den geschichtlichen, den Liebes-, Handwerks-, Kunstliedern gemüthlichen und häufig spottenden, auch selbstverspottenden Inhalts, fehlten auch die Bergweisen und für fröhliche Gesellschaften das Trinklied nicht, in welchem harmloser Scherz vorherrschte, der aber auch wol wie

1) Gervinus I, 470 f.

in den Martinsliedern in ausgelassenen Jubel überging [1]). Das „Saure Wochen, frohe Feste" war in Uebung bei den ehrsamen Bürgersleuten, die bei solchen Liedern gern Geist und Gemüth erquickten. Gerade die Martinsabende, an deren einem unser Luther geboren, waren die lustigsten im Jahre, wie sie noch jetzt Kinderfeste in einigem Maße sind. Er konnte an ihnen alljährlich zugleich seine Geburtstagsfeier begehen. Auch von diesem Allen ist seine Eigenthümlichkeit, zum Theil freilich erst sein späteres, über den Jugendjahren hinausliegendes Leben nicht ohne mannichfache Spuren. Bis in sein höheres Alter blieb ihm eine Ader köstlichen Humors, im Mannesalter und in den schwersten Zeiten war er aufgelegt zu Scherz und Heiterkeit, freute er sich des Singens und Musicirens; lebenslang hielt er die Kunst des Gesanges in Ehren und nannte wol die Musika die höchste Kunst nach der Theologie. Diese Neigung werden wir noch in seinen Schülerjahren hervortreten sehen, in welchen übrigens nichts hindeutet auf jugendlichen Frohsinn und leichtes Blut und desto mehr darauf, daß er sich in sein Inneres zurückzog und sich vorwaltend und sinnig erst mit ihm beschäftigte. Die Bergmannsart und die Entlegenheit der Bergstadt mochte das bei ihm fördern.

Mathesius hat in der siebzehnten Predigt einiges sehr Artige von ihm aufbewahrt, woran hier erinnert werden mag, weil daraus zu entnehmen ist, wie aufmerksam, empfänglich und innig er sich in seiner Kindheit in die ihn umgebenden Zustände hineinlebte, wie lebendig seine Jugendeindrücke waren. Die Fastnachts-Lustbarkeiten waren in Wittenberg wegen ihrer Mißbräuche abgeschafft. Da nun die Leute berichtet worden, daß man das Böse abthun und das Gute behalten solle und es gleichwol nicht unrecht wäre, in Ehren und Züchten fröhlich und guter Dinge zu sein und in Lieb und Freundschaft an öffentlichen und ehrlichen Orten zusammenzukommen, dachte ein ehrsamer Rath auf Wege, wie Freundschaft, Einigkeit und guter Wille bei ihnen anzurichten und zu erhalten wäre, und beschloß, daß sie auf ihrem Rathhaus möchten etliche Tage in guter Charitate sich ver-

1) Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes I, 49.

sammeln, auch die Universität dazu einzuladen. Luther besorgte jedoch von seinem Erscheinen Mißdeutungen bei den Widersachern, lehnte die Einladung für seine Person ab, hieß sie im Namen Gottes und christlicher Zucht fröhlich und gutes Muths sein, blieb in seinem Hause und war mit seinen Hausgenossen auch guter Dinge im Herrn. Mehre Züge von Vermummten werden abgewiesen. Da wird ihm eine Schaar von ehrlichen Schieferhauern mit einem Schachspiel gemeldet, darin der Doctor gern pfleget zu ziehen. „Die laßt mir herein," spricht er, „das sind meine Landsleut und meines lieben Vaters Schlägelgesellen. Den Leuten, weil sie die ganze Woche unter der Erde stecken, in bösem Wetter und Schwaden, muß man bisweilen eine ehrliche Ergötzung und Erquickung gönnen und zulassen." Sie stellen ihr Schachbret auf. „Ihr Bergleut," sagt er „wer in diesem und andern tiefen Schachten ziehen und nicht Schaden nehmen und das Seine mit Unrath verbauen will, der soll, wie's Sprüchwort lautet, seine Augen nicht in die Taschen stecken, denn es gilt an beiden Orten Auffsehens." Er mattet sie, sie lassen ihm das Schachspiel und bleiben bei ihm und sind in Ehren und Züchten fröhlich, singen und springen. „Wie denn unser Doctor," schließt Mathesius, „von Natur gerne zur Gelegenheit fröhlich war, und sahe nicht ungern, daß junge Leut bei ihm in ziemlicher und mäßiger Leichtsinnigkeit fröhlich und lustig waren. Dieser Historien gedenke ich, daß Ihr daraus spüret, wie sich die ehrliche Bergart in dieses Bergmanns Sohne auch regete, daß er gern Bergleut um sich gehabt, mit und bei ihnen kurzweilig gewesen."

Zu Eisleben brachen kupfer- und silberhaltige Schiefer, mit allerlei Gestalt von Fischen u. s. w. darein gebildet. Man hatte einen solchen gefunden, auf welchem man den Papst mit der dreifachen Krone erblickte. Darüber stellte denn Luther Betrachtungen an, wie sich Gott auch unter der Erde beim Bergwerk spüren lasse, den Papst durch einen Bergmann von Mansfeld offenbar werden lassen. Bürger aus Joachimsthal besuchten ihn und brachten ihm Erzstufen mit. Er behält sie bei sich, hat öfter Raths- und Bergleute von dort an seinem Tische, und wie trefflich weiß er sich in ihre Weise zu schicken, bergmännisch mit ihnen zu reden, guter Dinge zu sein. Er erfreut sich an

ihrem Gesange, erkundet ihre Bergmannslieder und Weisen, läßt einen Ehrenbecher umgehen. Da wechselt dann die witzige Scherzrede mit frommer Betrachtung, die auf den „geistlichen Berghern und sein geistliches Bergwerk" hinweist, den Ausdruck, die Bilder und Gleichnisse vom Bergwesen hernimmt. Er thut dies auch in seinen erbaulichen Schrifterklärungen. So bemerkt er zu dem Spruche: Sorget nicht für den anderen Morgen, wir möchten es gerne so machen, daß es käme, wie wir gedenken, aber daraus werde nichts. „Siehe wie es gehet in den Bergwerken, da man ja fleißig gräbt und suchet; doch kömmts oft also, daß wo man am meisten Erz hoffet und sichs anläßt, als wollte es eitel Gold werden, da findet sich nichts, oder schneidet sich bald ab, oder verschwindet unter den Händen. Wiederum an andern Orten, das man für verloren hält und liegen läßt, gibt sich oft unversehens aufs reichlichste, und Einer, der all sein Gut hineingebauet, kriegt nichts, ein Andrer wird von einem Bettler ein Herr und wol in zehen Jahren wieder zum Bettler. Summa, es soll heißen: nicht gesuchet, sondern beschceret, nicht gefunden, sondern zugefallen, wenn Glück und Seegen dabei sein soll [1])." So fehlen ebenfalls in seiner Uebersetzung der Bibel, der Psalmen namentlich, die Spuren seiner bergmännischen Herkunft und Erinnerungen nicht. Wir dürfen nicht zweifeln, auch sein Aufwachsen unter Bergleuten weckte und befestigte von früh an das religiöse Gefühl in ihm. Grade in seiner Frömmigkeit drückt die „Bergmannsart" sich deutlich aus. Wir gönnen dem biedern Mathesius seine Freude, sprechen auch unsrerseits gern die darin liegende Anerkennung aus, wenn er sagt: „Manßfeld gab den rechten Bergmann oder Hüttenreuter, der sich wider den Antichrist auffleget neben andern guten Leuten, die eine Zeit lang ihre Schicht und Geding redlich aufführen. Von einem Bergmann am Hartz ist Dr. Luther geboren, von einem Bergprediger ist er auch getaufft, sein lieber Vater hat ihn auch von seinem ehrlichen Berggut studiren lassen."

Der folgende Abschnitt und sodann überhaupt seine Lebensgeschichte hat zu zeigen, wie er unter Mansfelds ehrsamen Bür-

1) Auslegung des 5. 6. und 7. Kap. Matthäi, Walch VII, 839.

gern und frommen, ernsten und fröhlichen Bergleuten seine ersten Jahre verlebte, wie seine heimathlichen und häuslichen Verhältnisse auf ihn einwirkten, wie die Mängel und Schwächen, die Vorzüge und Tüchtigkeiten seiner Landsleute, des Standes, worin er geboren, und seiner Erzieher ihm eigen wurden, wie er gegen die erstern ankämpfte, mit Glück oder vergebens, in welcher Reinheit und Höhe die letztern in ihm sich hervorbildeten und darstellten.

Zweites Hauptstück.

Erste Kindheit und Schuljahre in Mansfeld.

1484—1497.

Kindheitserinnerungen. — Aelterliche Erziehungssorgfalt und Strenge. — Die Schule. — Religiöse Unterweisung, Denkart, Zustände. — Aberglaube, Geistes- und Gewissenszwang. — Beengende Eindrücke, religiöse Erregung, einseitige Richtung. — Gewinnende Aeußerungen und Einflüsse des Katholicism, Bräuche, Cultus, Kunst. — Kirchengesang, Marienlieder, Mariacultus, Legenden. — Ergebniß.

Kindheitserinnerungen.

Hans Luther, wie schon erwähnt, übersiedelte, als Martin etwa sechs Monate alt war, von Eisleben nach Mansfeld. Hier also begann des Sohnes geistiges, bewußtes Dasein, und hier verlebte er seine Kinderjahre bis zum vierzehnten. Wir haben nur wenige vereinzelte dürftige Nachrichten darüber. Sie bieten die nothwendigsten Grundzüge zu einem halb bestimmten, halb verschwimmenden Bilde seiner frühesten Entwickelung dar und wecken, wie sie sind, ein um so größeres Bedauern, daß ihrer nicht mehre erhalten. In der Auslegung des 90. Psalms (zum 5. Verse) nennt er die Kindheit die „Blüthe des Menschenlebens." Wie belangreich müßte es sein, wenn es vergönnt wäre, das erste Entfalten eines solchen, wie das seinige war, genauer beobachten zu können!

Er hätte sicher aus seiner Kindheit viel zu erzählen gewußt, wenn er dazu gekommen wäre, seinen Lebenslauf zu beschreiben und wenn er dabei seine frühesten Jahre ausdrücklich hätte berücksichtigen wollen. Sein Gedächtniß war frisch auch für seine Kinderzeit. Wir sahen es an jenem wittenberger von Mathesius erzählten Vorgange. Nicht ganz selten berührt er in seinen Schriften, ob auch nur beiläufig, Vorfälle und Eindrücke seiner ersten Lebensjahre. Einiges dahin Gehörige wurde schon angeführt, auf Anderes werden wir weiter unten kommen. Hier, was davon an dieser Stelle eingereiht werden zu müssen scheint. In der Schrift: Wider den Bischof zu Magdeburg, Albrecht, Cardinal (1539), sagt er, gegen die Tortur eifernd: „Wiederumb ist's wahr, daß etliche Leute so steif, fest, und mehr denn Eisen hart sind, daß sie lieber sich todt lassen martern (ob sie wol schuldig sind), ehe sie wollen bekennen, wie ich oft gehort; und zu Mannsfeld in meiner ersten Jugend geschah's, daß ein Vater mit zween Söhnen auf den Großvater bekannten, aber der Großvater fest hielt, und sie alle Lügen straft, aber sie gleichwohl gerichtet wurden mit dem Strange an den schwarzen Eichen." Daß es an Fürsorge in seinen Umgebungen nicht gebrach, auf Weckung des Verstandes bei ihm hinzuwirken, darauf deutet es, wenn er in der Auslegung des 90. Psalms (zum 10. Verse) erzählt, als er ein Kind gewesen, habe man ihm eine Fabel vorgesagt von einem Patriarchen, der gebetet hätte, daß ihm Gott offenbaren wolle, wie lange er noch leben würde, und als er die Zeit, tausend und fünfhundert Jahr, vernommen, sich nur eine Hütte gebaut, kein Haus habe bauen wollen: bei welcher Fabel man beabsichtigt, die Jugend zu lehren, wie rasch das Leben verlaufe und wenn es noch so viel Jahre währe. Zwei Jahre vor seinem Tode schrieb er Nicolaus Oemler, der eine seiner Schwestern geehelicht hatte, den Spruch Evangelium Johannis, Kap. 14. V. 24. in die Bibel, und darunter: „Meinem alten, guten Freund, Nicolen Oemler, der mich Pusillen und Kind auf seinen Armen hat in und aus der Schule getragen, mehr denn einmal, da wir alle beyde nicht wußten, daß ein Schwager den anderen trug. Anno 1544." Das Schulgebäude ist noch erhalten, ob auch nicht mehr im damaligen Zustande. Der Weg zu ihm von Hans Luther's vielleicht erst späteren

Wohnhause, doch auch dem Stadttheile, wo nach allem Anscheine auch damals die geringeren Leute wohnten, ist für ein jüngeres Kind nicht gar zu kurz, führt ziemlich steil bergan und war zu jener Zeit wol holprig genug, bei bösem Wetter nicht sehr gangbar. Um so natürlicher, daß Luther mit sichtlichem Behagen diese Kindheitserinnerung auffrischt. Nur Gehässigkeit konnte einem Gegner, Bzovius, die Deutung eingeben, Martin habe zur Schule — warum aber nach Hause? — getragen werden müssen, weil er sich dem Schulzwange gutwillig nicht unterwerfen wollen. Bzovius freilich läßt es unter andern Fabeln, die er erzählt, auch blos dahingestellt sein, ob Luther von einem Inkubus (einem Buhlteufel der Art, mit welchen man den Zauberinnen so oft Schuld gab, fleischlichen Umgang zu haben) erzeugt sei oder nicht, und meint, daß es an vielen Zeugnissen dafür nicht fehle.

Mehrfach gedenkt Luther der anfänglichen Dürftigkeit und sauern Mühen seiner Aeltern, und des frommen, gottvertrauenden Sinnes, der sie daneben erfüllte, von ihnen auf ihn überging. In einer Predigt von 1544 oder 1545 über die Auferstehung der Todten ist er bemüht, die aus der Unbegreiflichkeit derselben für den menschlichen Verstand dawider sich erhebenden Zweifel zu beseitigen. Da steigt ihm denn eine Kindheitserinnerung auf. „Ich habe oft von meinem lieben Vater gehört, daß er sagt: Er hätte es von seinen Aeltern, meinen Voräldern gehört, daß viel mehr Menschen wären auf Erden, die da essen, denn Garben von allen Aeckern in der ganzen Welt eingesammelt werden möchten." Das erörtert er dann, zeigt „Gottes Wunderwerke" daraus.

Schon in seiner Kindheit waren seine religiösen Eindrücke, nebst denen, welche die strenge Zucht, worin er aufwuchs, bei ihm zurückließ, die lebhaftesten, und sie sind es, deren er am häufigsten gedenkt. Wir werden auf sie hingeführt werden, indem wir hören, wie er erzogen und unterrichtet wurde [1]).

---

1) Plochm. XXXII, 37. de Wette V, 705. Melanthon S. 11. Keil, Leben Hans Luther's, 105. *Bzov.* Annal. zum Jahr 1517, S. 319 ff. (Luther hielt es freilich selbst noch in seinen späteren Jahren für denkbar, daß Teufel und Menschen fleischlichen Umgang mit einander haben könnten,

Aelterliche Erziehungs-Sorgfalt und Strenge.

Seine Aeltern waren sorgsame und liebevolle, aber ungewöhnlich strenge Erzieher. Schon in seiner frühesten Kindheit, „sobald er etwas fassen können", bemüheten sie sich ihn zur Erkenntniß und Furcht Gottes hinzuleiten. Vor allen Dingen sollte er fromm und sittlich rein aufwachsen, sodann etwas Rechtes lernen. Er scheint sehr zeitig treffliche Anlagen gezeigt zu haben. Man könnte es schon daraus schließen, daß Hans Luther von allen seinen Söhnen gerade ihn von Anfang für den Gelehrtenstand bestimmte. Da soll denn der Vater an seinem Bette manchmal laut und inbrünstig um geistiges Wachsthum für ihn gebetet haben. So früh als möglich und unter herzlichem Gebet that er ihn in die Stadtschule. Nicht blos weil er gelehrte Leute liebte, sondern hauptsächlich um Martin's willen, suchte er eine genauere Verbindung mit den Geistlichen und Lehrern der Stadt, ladete sie von Zeit zu Zeit als Gäste zu sich ein: was doch etwas nicht ganz Gewöhnliches und ein Opfer war, das er brachte, denn er befand sich damals noch in einer sehr beschränkten Lage, hätte sich zur Wohlhäbigkeit um so weniger hinaufarbeiten können, wäre nicht in der Regel sehr knapp

---

und erklärt nur das für falsch, daß derselbe Folgen haben solle. Auslegung der Genesis zu Vers 1 und 2 des 6ten Kapitels. Ich habe oben nicht ohne Absicht ein Beispiel von der Verteufelung Luther's durch seine Hasser gegeben. Sie ist eben so unhistorisch und abgeschmackt als seine Vergötterung durch seine Anbeter. Seine Biographie hat lange genug darunter gelitten. Wir sind darüber hinweg, wenigstens in der wissenschaftlichen Welt. Ich werde wenig Rücksicht darauf nehmen. Ungegründeter Tadel muß durch das Thatsächliche und die auf ihm ruhende Darstellung von selbst fallen, wie echtes Lob daraus von selbst hervorgehen. Die verteufelnden Darsteller bedachten nicht, daß sie die Folgerung herbeizogen, daß sie nichts Rechtes auszusetzen wüßten, weil sie solche Futilitäten vorbrächten, wie Luther's leidenschaftliche Tadler vergessen, daß sie Das, was er stürzte und was sie in Schutz nehmen, nur gering machen, daß das Papstthum des 16. Jahrhunderts noch viel erbärmlicher und des Bestehens unwürdiger gewesen sein müßte, als es war, wenn Luther so erbärmlich gewesen wäre, als sie ihn schildern.). Plochm. XIX, 139.

in seinem Hause gelebt, der Pfennig zu Rath gehalten. Die Geistlichkeit hatte von jeher dem Volke nahe gestanden. Es war noch immer so, bei allem Unwillen, den sie erregen mochte. Auch davon mögen wir ein Zeichen in dem, was wir hier hören, erblicken. Zugleich liegt darin ein Wink darauf zu achten, daß doch selbst Hans Luther den Sohn von früh an zur Verehrung der Priesterschaft anleitete. Der mansfelder Klerus bestand übrigens aus dem Schloßdechanten, der vielleicht in der Stadt wohnte, einem Pfarrherrn und Kaplan [1]).

Der gute Wille und Eifer der Aeltern, der Ernst ihrer Gesinnung, ihre strenge Sinnesart und ihre barsche, auch schon in der Zeit liegende Sitte, die von der Gefühlsamkeit neuerer Erziehungssysteme und Grundsätze nichts wußte, ihr Mangel an feinerer Bildung drückte sich durch eine scharfe herbe Zucht aus, die Alles und wol nicht selten Verkehrtes durch Gewaltsamkeit und Zwang erreichen wollte, statt durch Lob und Aufmunterung, zu sehr auf die Furcht, zu wenig auf die Liebe gegründet war. Einst züchtigte Hans Luther den Sohn dermaßen, daß dieser ihn floh, ihm gram wurde, sich nur mit Mühe wieder an ihn gewöhnen ließ. Ein anderes Mal stäupte ihn die Mutter um einer Nuß willen blutig [2]). Nicht die geringfügigste Uebertretung duldeten sie bei ihm. Es sollte, scheint es, um so rascher und besser mit ihm gehen, um so mehr wurde von ihm gefordert, als es ihm nicht fehlte an einem tüchtigen Verstande, Fassungskraft, Lernlust. Er lernte „fein fleißig und schleunig," wie Mathesius sagt; und ohne eifrige Lernlust, ohne Fleiß, großen Fleiß, lernte man bei der damaligen Beschaffenheit der Schulen und Lernmittel nicht viel, viel weniger als jetzt.

Wie hat nun die Erziehung der Aeltern und Leben und Sitte im älterlichen Hause auf ihn gewirkt?

Der Trieb der Frömmigkeit und die sittliche Anlage des Knaben fanden reiche Nahrung wie Schutz in dem Vorbilde des ehrbaren gottfürchtigen Wandels der Aeltern, in ihrer Forderung des pünktlichsten Gehorsams, in der sorgfältigen Aufsicht, welche

1) Melanthon a. a. O. 9 f. Keil, Leben Hanß Luther's, 26 f. De Wette V, 793.

2) Tischreden, Walch XXII, 1785, 1728.

sie über ihn führten. Auch den Sinn für Recht und Regel, für Unterwerfung unter die zum Anspruch auf Gehorsam berechtigten Obern, bei aller Kraft und Geneigtheit zu freier Selbstbestimmung, aller angebornen Herrscheranlage und Gesinnung, den Widerwillen gegen zügellose Ungebundenheit, alles frevelnd Eigenmächtige, Gesetz und Pietät Verachtende, von früh an bis zu seinem Lebensende so hervorstechend bei ihm, begründete wol die Strenge seiner Erziehung in ihm. Sie und die Mühseligkeit seiner Kinder- und Schuljahre und sein knappes Leben im älterlichen Hause hat, im Verein mit der Volksart und der Art der Zeit, in welche seine Kindheit und Jugend fällt, sicher ursächlichen Antheil an seiner Grundsätzlichkeit und Festigkeit, Kernhaftigkeit, Derbheit und Thatkräftigkeit, seinem oft ohne viel zarte Rücksicht durchfahrenden, schroffen und eckigen Wesen, wie es eine geschliffnere und schlaffere Zeit und Erziehung nicht leicht bildet; seiner Mäßigkeit und Nüchternheit, seiner Arbeits- und Anstrengungsfähigkeit und Lust, seiner Unermüdlichkeit. „Reicher Leute Kinder gerathen selten," bemerkt er; „sind sicher, vermessen, stolz, meinen, sie dürfen nichts lernen, weil sie sonst genug haben, davon sie sich nähren können. Dagegen aber armer Leute Söhne müssen sich aus dem Staube arbeiten, müssen viel leiden. Und weil sie nichts haben, darauf sie können stolziren und pochen, lernen sie Gott vertrauen, drücken sich und schweigen still. Die Armen fürchten Gott, darum gibt ihnen Gott gute Köpfe, daß sie wohl studiren und lernen, gelehrt und verständig werden, daß sie Fürsten, Könige und Kaiser mit ihrer Weisheit lehren können [1])." Es war seine eigne Erfahrung und namentlich das werden wir zu beobachten haben, daß er als geringer Leute Kind um so mehr Gott vertrauen lernte. Doch auch noch ein anderer Punkt ist hervorzuheben. „Mir hat unser Herr Gott einen gesunden Leib gegeben bis an das funfzigste Jahr," sagt er in der Auslegung des 1. Buchs Mosis (zum 8. Verse des 20. Kapitels). Körperlich gesund, frisch und kräftig erhielt ihn die älterliche, jede Verzärtelung ausschließende Strenge in seiner Kindheit. Ebendort sagt er (zum 10. Verse des 11. Kapitels), in seinen jüngern Jahren hätten, wie er sich erinnere, die Meisten selbst

1) Hauspostille, Plochm. VI, 328.

unter den Reichen Wasser getrunken und die schlechteste, am leichtesten zu überkommende Speise genossen. Manche hätten kaum im dreißigsten Jahre angefangen Wein zu trinken, wogegen man jetzt — in seinen späteren Jahren — schon die Kinder an Wein gewöhne, woher denn eine häufige Verkürzung der Lebensdauer folge. In solcher thüringischer Mäßigkeit wuchs er auf, bei der kargen Kost eines dürftigen Bergmannes, und er ist sehr zufrieden damit. Er bemerkt in der Auslegung des 127. Psalms, armer Leute Kinder, welche nur bei Wasser und Brod groß würden, wären schöner, völliger und stärker vom Leibe, als die Kinder der Reichen, die täglich Gesottenes, Gebratenes und aller guten Dinge die Fülle hätten, und dafür dürre, spitz und gelb aussähen [1]). Nicht dies allein war bei ihm selber wahr. Eine gute körperliche Gesundheit ist bei Jedem die Bedingung, das Ziel des geistigen Daseins zu erreichen, sie ist auch dem Genius eine Nothwendigkeit, und nie hat ein Heros ihrer entbehrt. Er hätte, in seinen ersten Lebensjahren verzärtelt, nicht werden können, was er wurde. Sogar bei seinem ungewöhnlich kräftigen Körperbau ist nicht selten der darinnen wohnende Geist zu übermächtig, die Geistesarbeit für ihn fast zu groß geworden. Eine schwächliche oder geschwächte Leibeskraft wäre nimmer den leiblichen und geistigen Anstrengungen und Aufregungen gewachsen gewesen, die ihm bevorstanden, hätte ihnen früh erliegen müssen.

Wenn er sich eines gar zu nachtheiligen Einflusses der Erziehungshärte, welche an ihm geübt wurde, bewußt geworden wäre, so würde er sicher einer strengen Kinderzucht nicht so sehr das Wort geredet haben, nicht jener Erziehungsweisheit, die den Kindern recht viel Willen lassen zu müssen meint, nicht aller Ueberzärte bei der Erziehung so abgeneigt gewesen sein. Er meinte, Gott wolle es von den Alten haben, daß sie die Jugend zum Besten zögen und in alle Wege fleißig verhüteten, daß ungezogene wüste Leute daraus würden, was nur zu leicht geschehe, wenn nicht durch sorgfältige Zucht gewehrt werde. Denn die Erfahrung lehre, daß die Jugend wie ein Zunder sei, der über die Maaßen leichtlich fahe, was bös und ärgerlich. „Die

1) Walch IV, 2708.

verderben ihre Kinder," sagt er, „die sie lassen aufwachsen ohne Unterweisung und Strafe des Herrn, die ihnen zu viel nachlassen aus überflüssiger fleischlicher Liebe. Es sind Kinder, sie verstehen noch nicht was sie thun, sprechen manche Aeltern. Wohl wahr. Aber mit den Thieren ist es auch so, und dennoch lehrt man sie thun, was sie nicht verstehen. Holz oder Stein wissen auch nicht, wie ungeschickt sie sind zu einem Hause, allein der Werkmeister bringt sie in die Form. Leute, die mit ihren Kindern also zärteln, werden ihrer Kinder Sünde tragen, als hätten sie sie selbst begangen." Dringend und wiederholt ermahnt er, daß man die Kinder bei Zeiten zur Wahrhaftigkeit und Furcht Gottes gewöhne mit Warnen, Schrecken, Wehren und Strafen. Die Aeltern sollen den Kindern nicht allzuweich sein, sondern sie zwingen, wie sie von ihren Vätern und Voräitern in Zucht und Zwange gehalten sind. Ein Schüler, an welchem der Lehrmeister die Ruthe spart, kann nimmermehr in der Lehre zunehmen, wird ein Klotz und grober Tölpel bleiben. Aeltern, die ihre Kinder allzusehr lieben, lassen ihnen den Muthwillen, die thun im Grunde nichts anders, als daß sie sie hassen. Sie erziehen Bösewichter, die sie einmal zum Rabensteine begleiten müssen. „Eine große Barmherzigkeit ist's, wenn man dem jungen Volk seinen Willen nicht läßt, man bringe nun solches zuwegen mit Dräuen oder Schlagen, es kostet noch Mühe und Arbeit genug, daß man dem Uebel wehre und steure, wenn man schon hart strafet. Wiederum ist das eine große Unbarmherzigkeit, ja ein greulicher Mord, wenn ein Vater sein Kind ungestraft läßt. Darum spricht Salomo: Laß nicht ab den Knaben zu züchtigen. Du haueſt ihn mit der Ruthen, aber du erretteſt seine Seele von der Höllen, das ist, er stirbt nicht davon, wenn du ihn stäupest, sondern rettest ihm sein Leben; denn wenn du ihn nicht stäupest, so wird er zum Buben, und Meister Hans muß ihn mit der tödtlichen Ruthe strafen. Es ist besser von der Wiege an mit Ruthen gestrichen und sich lassen verachten, denn aufwachsen ohne Strafe und Zucht, wie junge Bäume und wilde Reiser. Die sich demüthigen und leiden, da werden Leute aus, welche aber stolz seyn und nichts leiden wollen, die müssen verderben." So in der Haus- und Kirchenpostille, den zehn Geboten, dem Volk zu Wittenberg gepredigt (1518), im gro-

ßen Katechismus, in der Auslegung von 1. Johannis 2, 14 und in vielen anderen seiner Schriften [1]).

Die strenge älterliche Zucht, worin er aufwuchs, hat aber auch ohne Zweifel nachtheilig und vielleicht mehr als vortheilhaft auf ihn gewirkt. Bei der Erzählung seiner harten Kindheit und Jugend bemerkt Matheſius nicht ohne Wahrheit, ähnlich, wie wir ihn selbſt ſich äußern hörten, „was groß ſoll werden, muß klein angehen, und wenn die Kinder von Jugend an ſo zärtlich und herrlich erzogen werden, ſo ſchadet es ihnen ihr Lebenlang.“ Noch größere Wahrheit hat jedoch das Gegenzeugniß der Thatſachen und Luther's eigenes mißbilligendes Urtheil, das um ſo mehr Gewicht erhält, je weniger er die andere Seite überſieht und einer weichen Erziehung das Wort redet, je mehr er ſelbſt Strenge von ihr fordert und als Erzieher ſelbſt Strenge bei ihr bewies. Hat die an ihm geübte ſeine Kraft in ſeinen Entwickelungsjahren geſtählt, ſo iſt durch ihr Uebermaß dieſe Kraft doch auch niedergedrückt, ſeinem Geiſte und Gemüthe eine widernatürliche, vielfach unheilſame Richtung gegeben worden. Hat die Härte des Vaters und der Mutter den Sohn ihnen auch keineswegs entfremdet, hat er ſich über die erſtere auch nie anders als ſchonend, über die Aeltern nur dankbar und liebevoll geäußert; hat er auch ſtets die Sorgfalt, welche die letztern auf ſeine Erziehung gewendet, rühmend anerkannt: ſo hat er doch auch nicht verſchwiegen, daß ſie im Strafen das rechte Maß überſchritten, daß ihnen die unterſcheidende Beurtheilung gemangelt, die jedes Kind nach der Eigenheit ſeiner Art, ſeiner Anlagen und Fähigkeiten behandelt. Er ſagt ausdrücklich und ſehr bedeutungsvoll: er ſei darüber, daß ihn ſeine Aeltern ſo hart gehalten, „gar ſchüchtern“ geworden; die übermäßigen Züchtigungen derſelben, ihr Ernſt und geſtreng Leben, das ſie mit ihm geführt, *habe ihn verurſacht, hernach in ein Kloſter zu laufen und Mönch zu werden.* „Sie meinten's herzlich gut, wußten aber die Ingenia nicht zu unterſcheiden, wonach die Züchtigungen zu bemeſſen ſind.“ Um Kirſchen oder Nüſſe willen dürfe man Kinder nicht ſtrafen, als hätten ſie Geld, Rock und Kaſten ange-

1) Walch II, 1275; XIII, 2859 f. IX, 1823; III, 1823; X, 5. Plochm. XIII, 83; VI, 331.

griffen; bei der Ruthe müsse der Apfel sein. Es sei ein bös Ding, wenn Kinder um harter Bestrafung willen den Aeltern gram oder den Lehrern feind würden [1]).

Eine Nachwirkung des Selbsterfahrenen und eine ähnliche Verurtheilung der gegen ihn geübten Strenge mögen wir auch darin erblicken, daß er wiederholt auf Verbindung der Milde mit letzterer drang und beide in richtigem Verhältniß auch bei der Erziehung seiner eignen Kinder zu verbinden, die Verschiedenheit der Ingenia bei diesen zu beachten strebte. Solche Züchtigung, forderte er, soll sein, daß noch gleichwol die Liebe und kindliche Zuversicht zu den Aeltern und Schulmeistern da bleibe, und daß die Kinder verstehen mögen, daß sie die Strafe nicht leiden zu ihrem Verderben, sondern vielmehr darum, daß jene in ihrem Amt thun, was ihnen gebührt. Das Recht der Väter über die Kinder rührt von Gott her, der ist der rechte Vater über Alles, was Kinder heißet im Himmel und auf Erden. Daher soll auch die Herrschaft der Väter über ihre Kinder auf Erden nicht störrisch und unfreundlich sein. Wer zornig herrschet, der macht übel ärger, die Erfahrung lehrt, daß durch Liebe weit mehr ausgerichtet werden könne, als durch knechtische Furcht und Zwang. Daraus, daß die Kinder mit Ungestüm erzogen werden, kommt, daß ihr Gemüth, weil es noch zart ist, ganz in Furcht und Blödigkeit geräth und erwächset in ihnen ein Haß gegen die Aeltern, daß sie entlaufen und thun, was sie sonst nimmer gethan hätten. Denn was vor Hoffnung mag sein an einem Menschen, der einen Haß und Mißtrauen hat zu seinen Aeltern und ganz an ihnen verzaget? Ein Kind, das einmal blöde und kleinmüthig

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 402 pag. 682. Sie haben die Aufschrift: Colloquia, meditationes, consolationes, judicia, sententiae, narrationes, responsa, facetiae Dr. M. Lutheri piae et s. memoriae, in mensa prandii et coenae, et in peregrinationibus observata et fideliter transscripta. Größtentheils stimmen sie mit den verschiedenen Sammlungen der Tischreden und sonst Bekanntem überein und enthalten dann nichts Neues, allein daneben auch manche werthvolle willkommene Notizen, die für Luther's Lebensbeschreibung noch nicht benutzt sind. Freilich müssen sie mit Vorsicht gebraucht werden. Sie haben manches Zweifelhafte, einzelnes nachweislich Falsche. So lassen sie Luther von sich erzählen, was Myconius in einem Briefe an P. Eber (Löscher, Ref. Acta I, 405) von sich erzählt.

worden ist, dasselbige ist zu allen Dingen untüchtig und verzagt und fürchtet sich allezeit, so oft es etwas thun oder angreifen soll. Und, das noch ärger ist, wo eine solche Furcht in der Kindheit bei einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Lebenlang. Denn weil sie zu einem jeglichen Worte des Vaters oder der Mutter erzittern, so fürchten sie sich auch hernach ihr Lebenlang vor einem rauschenden Blatte" [1]).

Seinen Ansichten zufolge, daß auf beiden Seiten Maß gehalten werden, daß man Hätschelei und Verzärtelung wie Härte und Erbitterung meiden müsse, übte er bei der Erziehung seiner eigenen Kinder Strenge mit Milde gepaart. Er wollte als Vater grundsätzlich nichts davon wissen, daß man bei Ungezogenheiten der Kinder durch die Finger sehe, und sprach sich, die Fürbitte der Mutter und der Hausfreunde zurückweisend, sehr stark darüber aus, als er einst erklärt hatte, einen seiner Söhne in drei Tagen nicht vor sich kommen lassen und zu Gnaden nicht wieder annehmen zu wollen, ehe sich derselbe nicht gedemüthigt und Abbitte geleistet. Ein anderes Mal sagte er: „Ach! was thut nachhängen, wie werden die Kinder verderbet, wenn man ihnen ihren Willen lässet und strafet sie nicht. Darum will ich, daß man meinem Hans nichts lasse gut sein. Ich scherze auch nicht so viel mit ihm, als mit meiner Tochter" [2]). Allein wie liebreich, bei aller Strenge, ging er mit den Kindern um. Wir dürfen nicht zweifeln, was er selbst als Kind erfahren und gelitten hatte, stimmte ihn zur Milde, mäßigte seine eigene Rauhheit und Heftigkeit. Er hütete sich, seine Kinder „schüchtern" zu machen: er empfand es, daß die Furcht, die bei einem Kinde einreißet, schwerlich wieder ausgerottet wird lebenslang.

Denn eben bei ihm war das Herbe und Harte der älterlichen Behandlung ohne Frage übel angebracht, nachtheilig, gefahrvoll. Bei der Zärte seiner Gemüthsanlage und Art mußte es lähmend, niederdrückend, erkältend und verletzend wirken, hätte

---

1) Auslegung d. Genesis zu Kap. 42, V. 18—20, Walch II, 2188. Ausl. d. 1. Johannisbriefs, Walch IX, 1166. Auslegung d. zehn Gebote Gottes, Walch III, 1818.

2) Tischreden, Walch XXII, 254, 258.

noch vielmehr verderben müssen, wenn nicht zugleich ein großes Maß gesunder Kraft und jener Gutmüthigkeit in ihm gewesen wäre, die die Liebe in der Härte leicht entdeckt und über seltener Freundlichkeit leicht die gewöhnliche Barschheit vergißt.

Worin hat sich aber solche Zärte der Gemüthsanlage und Art in seiner Kindheit bei ihm offenbart? Sie muß da gewesen sein. Er hätte sonst nimmermehr in reifern Jahren so um die Kinderwelt besorgt sein, so über Kinder und Kinderzucht reden, ein Vater sein können wie er es war. Man darf nur seine Briefe an seine Kinder oder deren Mutter lesen, um sich davon zu überzeugen. Da legt er z. B. einem Schreiben nach Wittenberg einen Zettel bei, gerichtet eben an den damals vierjährigen Johannes. Er befindet sich in Koburg, während des augsburger Reichstags, unter einem Gedränge von Arbeiten, so voll von großen Gedanken und Sorgen, Schmerz und Zorn. „Gnad und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen, schreibt er. Ich sehe gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnichen, und fahre fort: wenn ich heim komme, so will ich dir ein schön Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklin an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlin mit gülden Zäumen und silbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist: weß die Kind wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birn essen möchte, und solche feine Pferdlin reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerley Saitenspiel haben, auch tanzen, und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigt mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gessen hatten: darumb konnte ich des

Tanzes nicht erharren, und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das Alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten kome; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja seyn, gehe hin, und schreibe ihm also. Darumb, liebes Söhnlin Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten: so werdet ihr mit einander in den Garten komen. Hiemit bis dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhmen Lehnen und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Dein lieber Vater Martinus Luther" [1]).

Der als Mann so reden konnte zu einem jüngern Kinde, hatte ein lebhaftes, tiefes, reizbares Gefühl, ein liebebedürftiges Herz, eine Poesie des Gemüths mit zur Welt gebracht, wovon Hans und Margarethe Luther nichts hatten, und wobei ihre Rauhigkeit leicht die schlimmsten Folgen haben konnte. So hätte ihm sein eigner Vater nimmer geschrieben noch schreiben können. So gut war es ihm nie geworden. Auch von anderer Seite nicht, etwa mit Ausnahme der Güte und Liebe, die ihm von Nikolaus Oemler oder sonst einem oder andern Hausfreunde widerfuhr und ihm, weil selten, um so unvergeßlicher sein mochte. Denn auch in der Schule erging es ihm nicht anders wie im älterlichen Hause. Daß sein Vater mit den Lehrern Freundschaft pflog, hatte gewiß nicht den Zweck, jedenfalls nicht die Wirkung, daß ihn dieselben minder strenge behandelt hätten als Vater und Mutter.

Die Schule.

Denn seine Lehrer gehörten zu den „ungeschickten Schulmeistern," von welchen er sagt, daß sie oft „seine Ingenia mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen verderben, mit Kindern nicht anders umgehend, denn wie die Stockmeister mit den Dieben." Er erzählt, einst sei er an einem einzigen Vormittage in der Schule funfzehn Mal nach einander „wacker

1) de Wette IV, 41.

gestrichen worden." Aehnlich wie über die zu weit getriebene Strenge der Aeltern urtheilt er über die der Lehrer. Es bezieht sich offenbar mindestens großentheils auf Selbsterfahrnes und Durchlebtes, wenn er in den Tischreden und in Schriften, z. B. in der Auslegung des Galaterbriefs, der Mahnung an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen (1523, 1524), äußert, des Zuchtmeisters könne ein Kind nicht entbehren, müsse ihn haben, daß er es strafe, unterweise und zum Besten ziehe; es werde sonst nichts Gutes aus ihm. Allein den Zuchtmeister könne es nicht lieben, der es wie im Kerker halte, es werde dem Unfreundlichen nicht mit Lust gehorchen, in seiner Abwesenheit die Ruthe zerbrechen, der nicht mehr könnte noch thäte, denn immerdar die Schüler plagen und stäupen, sie aber nichts lehren. „Wie vor dieser Zeit die Schulmeister gewesen sind, da die Schulen rechte Kerker und Höllen, die Schulmeister aber Tyrannen und Stockmeister waren; denn da wurden die armen Kinder ohne Maaß und ohn alles Aufhören gestäupet, lerneten mit großer Arbeit und unmäßigem Fleiß, doch mit wenigem Nutzen." Er habe, sagt er in der Auslegung der Genesis, als er ein Knabe gewesen, der Lehrer viele gesehen, die ihre Lust daran gehabt, die Schüler zu bläuen. Die ganze Methode, die Examina, das Hersagen wären eigentliche Martern für die Schüler gewesen; man müsse Kinder strafen, sie aber auch lieb haben. „Vorzeiten ward die Jugend allzuhart gezogen, daß man sie in den Schulen Märtyrer geheißen hat." Man müsse dem jungen Volke Lust machen und lassen, wie denn nun auch nicht mehr sei, „die Hölle und das Fegfeuer der Schulen, da wir innen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus, da wir doch nichts denn eitel nichts gelernet haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer" [1]).

Ebenfalls in seiner gelehrt-erbaulichen Erklärung der Genesis kommt er ausdrücklich auf die Drangsale seiner Kinderzeit. Er sieht sie nun an im Lichte heilsamer Versuchungen des himmlischen Vaters, und in die fromme Betrachtung verwebt er die

1) Walch XXII, 1785, 2228. X, 558. II, 1182. Ruhkopf, Gesch. des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland, 133.

Erzählung eines kleinen Schülerereignisses, woraus wir ersehen, wie er als Schüler sich forthalf, und zugleich, welche Wirkung die strenge mansfelder Schulzucht bei ihm hervorbrachte. Denn von seinen mansfelder Jahren spricht er offenbar. Was er erzählt, sei ihm begegnet, als er ein kleiner Knabe gewesen. Von seinen magdeburger Lehrern erwähnt er wenigstens nicht, daß sie so stockmeisterlich mit den Schülern umgegangen, die eisenacher scheinen ihre Schüler sehr human behandelt zu haben. „Wenn Gott uns versuchet, lässet er mancherlei Hindernisse vorfallen, daß wir ihm nicht stracks unter Augen sehen: gleich als wenn Einer kurzweilig mit einem Würmlein spielt und ihm, wo es auf der Erde kreucht, etwa ein Rüthlein oder Sträuchlein vorwirft, daß es nicht könne fortkriechen, dahin es gern wollte, sondern muß sich mancherlei Weise hin und her wenden und an allen Orten versuchen, wie es doch endlich davonkommen möchte. Aber dis Spiel göttlicher Gnade und seines Wohlgefallens verstehen wir von Anfange nicht, und die Wohlthaten und Gnade selbst, so uns begegnet und vor Augen gestellet wird, deuten wir zu unsern Schrecken und Verderben. Und wiederfähret uns eben Dasselbe, das mir vorzeiten, da ich ein kleiner Knabe war, und meinen Gesellen, mit denen ich die Partecken [1]) gesammelt, davon wir uns bei unserm studio erhalten möchten, auch begegnet ist. Denn da wir zu der Zeit, als in der Kirche das Fest von der Geburt Christi gehalten wird, auf den Dörfern von einem Hause zum andern umhergegangen, und in vier Stimmen die gewöhnlichen Psalmen vom Kindlein Jesu, geboren zu Bethlehem, zu singen pflegten, geschah es ohngefähr, daß wir vor eines Bauren Hof, so an einem Orte allein und am Ende des Dorfes gelegen war, kamen, und da uns der Bauer singen hörte, kam er heraus und fragete mit groben bäurischen Worten, wo wir wären, und sagte: Wo seid ihr, Buben? und brachte zugleich etliche Würste mit, die er uns geben wollte. Wir aber erschraken vor den Worten sehr, daß wir alle von einander wegliefen; wiewol wir keine rechte Ursach wusten, darum wir hätten erschrecken mögen, und der Bauer uns die Würste mit gutem

1) Kleine Theile, von parten, partiri, partes facere, dividere. Frisch, Deutsch-lat. Wörterbuch.

geneigtem Willen darreichte und geben wollte: außer daß vielleicht unsere Herzen furchtsam gewesen von täglichem Dräuen und Tyrannei, so zu der Zeit die Schulmeister mit den armen Schülern zu üben pflegten, und so viel desto leichter von solchem plötzlichen Schrecken scheu geworden sind. Endlich aber, da wir in der Flucht waren, rief uns der Bauer wieder, und wir legten die Furcht ab und liefen herzu und empfingen von ihm die Partecken, so er uns reichete" [1]).

Auch in den Tischreden erzählt er den Vorfall, einige Nebenumstände jedoch anders. Der Bauer wird hier zum Bürger, Weihnacht wird Fastnacht, wie denn in Kindheitserinnerungen das Einzelne sich leicht verwischt oder mit Aehnlichem verwechselt wird. Doch ist es an sich gar nicht unwahrscheinlich, daß so Etwas wie das von ihm Erzählte sich mehrmals zutrug, daß von zwei fast gleichen Vorfällen die Rede ist. Im Uebrigen sieht man daraus, wie armschülermäßig er sich zu Mansfeld durchhelfen mußte; wie denn auch berichtet wird, daß er als Knabe für einen neuen Groschen die Leichen begleitet habe [2]).

Schreiben und Lesen hätte ihn der Vater lernen lassen, sagt Melanthon. Mathesius gibt vollständiger an, was in der Schule zu Mansfeld getrieben wurde. Er nennt sie eine lateinische, und es war schon sehr viel, daß eine so kleine Stadt eine solche hatte, wie wenig auch für den Unterricht im Lateinischen darin geleistet werden mochte. Man ersieht aus einem Vertrage über das Patronatrecht, der 1546 durch Luther und Justus Jonas für die Grafschaft zu Stande gebracht wurde, daß erst damals selbst in Eisleben eine „fürnehme" lateinische Schule, ein eigentliches Gymnasium, gegründet wurde, und daß die Schule in Mansfeld von einem Schulmeister und zwei Choralen, die ein jeder zwei Stunden unterrichten halfen, versehen wurde. Die Grafen hatten eine Präbende dazu gegeben und sie späterhin durch Zuweisung barer Einkünfte verbessert. Man darf also zum Höchsten annehmen, daß ein Schulmeister und ein oder zwei Gehülfen vorhanden waren, als Martin die Schule besuchte. Er lernte darin „seine zehn Gebot, Kinderglauben, Vaterunser, Donat,

1) Zum 23. V. des 43. Kap. Walch II, 2347.

2) *Bierling*, Clerus mansfeld. p. 186.

Kindergrammatik, Ciſio Janus und chriſtliche Geſänge.“ Wir werden ein ziemlich deutliches Bild von ihr und dem Unterrichte, der ihm in ſeinen Kinderjahren zu Theil wurde, erhalten, wenn wir uns an das hierher Gehörige aus der Geſchichte des deutſchen Schulweſens erinnern und einige ſeiner Aeußerungen hinzunehmen [1]).

Die erſten deutſchen Schulen waren die Früchte preiswürdigen Zuſammenwirkens Karl's des Großen und gleich ihm wiſſenſchaftliebender und pflegender Kleriker geweſen. Sie wurden in einzelnen Biſchofsſitzen, Stiftern und Klöſtern errichtet und ſeitdem von ihnen beſorgt, mehr oder minder gut und eifrig, je nach der Fähigkeit und Sinnesart der Biſchöfe, Stifts- und Ordensgeiſtlichen. Hier wurden ſie von dieſen vernachläſſigt, dort bei der Rohheit und Abneigung der weltlichen Stände nur mit unendlichen Mühen und Opfern erhalten oder weitergebracht. Die Lehrgegenſtände waren die ſogenannten ſieben freien Künſte, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Muſik und Aſtronomie, d. h. die Anfangsgründe derſelben oder doch nicht viel mehr, worin Alles begriffen war, was man wußte und für wiſſenswürdig hielt. Man theilte ſie ein in das Trivium und Quadrivium. Zu jenem gehörten die erſten drei der genannten Wiſſenszweige, oder man ließ es aus Grammatik, Muſik und Arithmetik, d. h. etwas Latein, den üblichen Kirchenmelodien und Rechnen beſtehen. Nur bis zum Trivium brachten es die Trivialſchulen, deren eine ohne Zweifel die mansfelder war. Beſonders die höheren blühten im 10. und 11. Jahrhundert auf. Die als Gelehrte, Kirchenfürſten und Staatsmänner glänzenden Kleriker jener Zeit gingen aus ihnen hervor, waren ihre Schützer und Pfleger; ein Theil der Vornehmen und Reichen gelangte in ihnen zu einigen Kenntniſſen. Auf die große Maſſe der barbariſchen durch Kriege und innere Fehden und Zerrüttungen abgezogenen Nation konnten ſie freilich nur einen äußerſt geringen Einfluß üben. Es war wol daran gedacht, daß jeder Pfarrſprengel ſeine Schule haben ſolle, doch hatte man ſo raſch nicht zur Ausführung gelangen können. Die Wiſſenſchaft und ſo der Unterricht befand ſich im alleinigen Beſitze der Geiſtlichkeit. In

1) de Wette V, 793. Matheſius, Erſte Predigt.

den geistlichen Stand drängte ein Haufe hinein, mußte aufgenommen werden, nicht viel weniger roh und unwissend als das Volk. Die Kirche vermochte von Anfang nicht über hinreichende geistige Kräfte zu gebieten, um im Stande zu sein, an sehr vielen Orten das Bedürfniß tüchtiger Lehrer zu befriedigen. Sie suchte deren zuzuziehen nach Vermögen, die Schulen waren danach eingerichtet und wurden fast nur von Solchen besucht, die dem geistlichen Stande sich widmen wollten. Diese Schulen, indem sie allmälig größere Kreise faßten, wirkten sehr wesentlich zur vollständigern Christianisirung und Gesittung der Nation mit, leisteten Großes, die letztere der Barbarei, heidnischer Anschauung und Sitte mehr und mehr zu entreißen und dafür mit einer höheren und edleren Ansicht und Bildung zu erfüllen, ihr Achtung vor dem Geiste, vor den in der Wissenschaft und Kirche lebendigen geistigen Mächten einzuflößen. Allein jene höhere und edlere Ansicht und Bildung war eine halbrömische und halbchristliche, eine verunreinigt-christliche. Es konnte nicht anders sein, die Schulen der mittleren Jahrhunderte beugten zugleich die Nation in die geistige Knechtschaft der Hierarchie, des kirchlichen Lehrsystems, impften romanisches dem germanischen Wesen ein und störten und hemmten dadurch die eigenthümliche Entwickelung des letztern, während sie es von der andern Seite eben dadurch ausbilden halfen. Im Ganzen genommen blieben sie, wie sie waren, bis ins 16. Jahrhundert hinein, namentlich in dieser wesentlichen Beziehung.

Denn das Schulwesen besserte sich seit dem 12. und 13. Jahrhundert im Verhältniß mit der Zunahme der anderweit sich mehrenden Kenntnisse und des Bildungstriebes und Bedürfnisses, mit den Fortschritten der Wissenschaft nicht oder doch nur wenig, ja es sank an vielen Orten zurück. Oft bemühten sich Päpste und Concilien, ihm aufzuhelfen. Allein die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen verfielen allmälig. Die Stifts- und Klostergeistlichkeit war meisthin zu versunken in Faulheit, Sinnengenuß und Unwissenheit, zu sehr beschäftigt mit weltlichen Sorgen, Erhaltung oder Mehrung ihres Guts, als daß sie des Jugendunterrichts sich anzunehmen geneigt oder fähig gewesen wäre. Sie pflegte unwissende Bettelmönche oder Weltgeistliche um den geringsten Sold dazu anzustellen, denen oft außer dem Schulamte

noch andere beschwerliche Geschäfte aufgetragen wurden. „Die Klöster und Stifte sind auch erstlich Schulen gewest, sagt Luther. Doch als sie reich geworden sind, da haben sie die Arbeit von sich geschoben. Auch Libereyen haben sie vor Zeiten angerichtet, wiewol mit wenig guten Büchern. Und was es für Schaden gethan, daß man zu der Zeit nicht drob gehalten hat, Bücher und gute Libereyen zu verschaffen, da man Bücher und Leute genug dazu hatte, ist man darnach wol gewahr worden, daß leider mit der Zeit dahin gefallen ist alle Künste und Sprachen und statt rechtschaffener Bücher die unnützen schädlichen Mönchsbücher eingeführt, daß damit die lateinische Sprache zu Boden ist gangen, und nirgend keine geschickte Schule noch Lehre noch Weise zu studiren ist überblieben." Bisweilen rühmte er die Schulen, in denen doch noch etwas Gutes „im Papstthum" geblieben sei. Denn den Glauben, Vaterunser und zehn Gebote habe man doch darin behalten, um aus ihnen die Kirche mit Leuten versorgen zu können. Karl der Große habe dreißig Doktoren zu Fulda bestellt gehabt. „Aber die Hummeln haben die Bienen aus diesem Bienstock vertrieben, und Münch und Chorherren theileten mit den armen Schulmeistern wie jener Bauer mit dem Mercurio, der auf seine Bitte und Zusage, daß er's halb zur Kirchen geben wollte, was er ihm bescherte, von Nüssen das Aeußerste und von Datteln das Innerste ad pios usus gab: das Andere fraß er allein [1])." Obwol das Kirchenregiment auch noch späterhin dem Verfalle bisweilen Einhalt zu thun suchte, es vermochte wenig, weil es sich selbst im Verfall befand. Die Einrichtung der geistlichen Schulen blieb die alte, und nach ihrem Muster richtete man auch die neuen im Innern und Aeußern ein, die in Klöstern und Stiftern oder bei Pfarreien und in Städten gegründet wurden. Die Lehrer und die Schüler, besonders die fremden, bewohnten große Gebäude mit engen finsteren Zellen. Eine besondere düstere mönchische Tracht zeichnete meistthin Lehrer und Schüler aus, wovon man jedoch im 15. Jahrhundert hier und da abzuweichen begann. Ein großer Theil des Morgens

1) Tischreden, Walch XXII, 2252. Daß man die Kinder zur Schule halten solle, Walch X, 562. Mathesius, Zwölfte Predigt.

wurde der Kirche gewidmet. Beim Hochamte mußte die ganze Schule zugegen sein. Mehr und mehr wurde das Lehrsystem und die kirchliche Praxis im einseitigen geistlichen Anliegen ausgebildet; nach derselben Richtung mußte sich der Unterricht bequemen und in demselben Maße trat der anfängliche Gesichtspunkt zurück, nach welchem die Schulen Kenntnisse verbreiten, die Nation bilden sollten, oder er wurde doch mehr und mehr so gewendet, daß das Volk im Sinne und für den Nutzen der Hierarchie gebildet werde. Das Fortschreiten der Wissenschaft, der Philosophie und Theologie wirkte ein auf den Unterricht, allein insofern nachtheilig, als es seiner Richtung nach die Folge haben mußte, daß auch in den Schulen die Sach- und Sprachkenntnisse mehr und mehr vernachlässigt wurden.

War die Einrichtung und Pflege des Schulwesens von Anfang fast alleiniges Verdienst der Kirche, des Klerus gewesen, so genügte doch das, was Kirche und Geistlichkeit thaten, den Bürgerschaften, in denen Bildung und Wissen und Bedürfniß und Schätzung desselben zunahm, mit der Zeit immer weniger, und desto mehr wurden die Städte darauf bedacht, Schulen einzurichten oder vorhandene zu bessern. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts begannen die Wissenschaften wieder aufzublühen, eine neue Ansicht über das, was zur Bildung, zur Jugendbildung gehöre, ein lebhafter Eifer für die letztere, damit zusammenhängend neue Ansichten über den Umfang und die Methode des Unterrichts, verbreiteten sich und ein lebendiges Streben, ihn zu bessern, erwachte. Von den Niederlanden aus wirkten die Brüder des gemeinsamen Lebens für eine bessere Jugendbildung. Gegen das Ende des Jahrhunderts erstanden einzelne klassisch gebildete Lehrer, widmeten sich ausdrücklich dem Unterrichte, gründeten Schulen in ihrem Sinne, führten eine neue Lehrweise, neue Lehrbücher ein, Hegius, Dringenberg, Rudolf Lang u. A. Allein wenn diese Bewegung Sachsen und Thüringen auch schon in einigem Maße, wenn sie auch schon Einzelne in den kleineren Städten erfaßt hatte: auf die Schulen der letztern wirkte sie noch wenig oder gar nicht ein, die mansfeldische namentlich war noch ganz nach dem älteren Zuschnitt eingerichtet, und wenn eine verhältnißmäßig gute, doch keine bessere als die Schulen über-

haupt und insbesondere die der kleinen Städte zu sein pflegten, d. h. unendlich elend [1]).

Die Schulen waren fortwährend, nach Luther's Ausdruck in der Schrift an die Rathsherren, so gut wie allein „auf den geistlichen Stand gerichtet [2]), die Schüler zu Geistlichen, oder doch geistlich, im Sinne des Klerus, zu bilden. Die Kirche, in deren Händen das Unterrichtswesen und zum größesten Theile die Mittel der Förderung desselben lagen, hatte zunächst zu sorgen, junge Leute für ihren Dienst heranzuziehen. Ein gewaltiger Andrang zum geistlichen Stande kam ihr dabei entgegen. Die Mütter, die den Sohn in denselben hineingebracht, „achteten sich selig." Sie ließen die Kinder in die Schule gehen, damit sie „Mönche und Pfaffen würden, junkerisch lebten und nicht arbeiten dürften" [3]). Alles wollte „Bischof, Pfaff und Mönch werden," wie Luther mehrfach (z. B. in der Schrift wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe) bemerkt, „nicht um Gotteswillen, sondern daß sie versorget, in fremden Gütern wohl lebten und gute Tage hätten, nicht dürften durch eigene Mühe sich ernähren und ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts essen, wie alle Menschen schuldig sind" [4]). Die Kirche hielt sich einmal berufen, nicht blos Lehrerin, sondern Beherrscherin der Geister, der Welt zu sein; sie durfte daher eine allgemeine freie, vielleicht die ihrige zuletzt überflügelnde Bildung nicht fördern wollen. Sie konnte ihre geistige Vormundschaft über die Laien nur dadurch aufrecht erhalten, daß sie die Bildung derselben auf ein gewisses Maß beschränkte, ihr eine bestimmte Richtung gab. Sie mußte den Unterricht daher auch in den Händen zu behalten suchen, sie konnte es nicht gern sehen, wenn Fürsten, Grafen oder städtische Obrigkeiten, wie es seit den mittleren Jahrhunderten nicht selten vorgekommen war, sich einmischten und neben den geistlichen Obern oder ohne Mitwirkung derselben der Aufsicht und Pflege des Schulwesens sich annahmen. So konnte sie auch den häuslichen Unterricht, wo Nei-

1) Erhard a. a. O. I, 323. K. v. Raumer, Gesch. d. Pädagogik, I, 77. ff.

2) Walch X, 555.

3) Kirchenpostille. Plochm. XIII, 95.

4) Plochm. XXVIII, 156.

gung, Geschick und Mittel dazu sich zeigten, nicht mit günstigen Augen ansehen und verhinderte ihn auch meistthin. Ohnehin wäre schon das genug für sie gewesen, ihn in Verdacht zu bringen und ihm entgegenzutreten, daß die Waldenser und Begharden ihn zugleich mit ihren Hausandachten unter sich eingeführt hatten. Der Gedanke, daß die Schulen dazu dienen sollten, eine allgemein menschliche Bildung zu begründen, Bürger für den bürgerlichen Stand und Beruf zu erziehen, war kaum erwacht. Die Wichtigkeit des Wissens und der Wissenschaft für Handel, Gewerbe und Künste machte sich fühlbar, war jedoch zu einem allgemeineren Bewußtsein noch nicht gelangt. Selbst der Bürgerstand bedurfte, die Stadtregimente erforderten, bei der Einfachheit der Verhältnisse, zunächst nur sehr wenige Kenntnisse. Es war herrschende Ansicht in allen Ständen, daß das Lernen und Wissen nur den Geistlichen nütze und gehöre, Abweichung davon immer noch Ausnahme. Das Vorurtheil und die Selbstsucht des Klerus trat häufig dem Bestreben der Städte entgegen, Schulen zu gründen oder zu bessern; allein eben so oft scheiterten noch immer die Bemühungen wackerer und erleuchteter Kleriker um das Unterrichtswesen am Vorurtheile und der Rohheit der weltlichen Stände, auch der Bürgerschaften. Wenn diese des Schulwesens sich annahmen, so gingen sie dabei großentheils auch nur von der Ansicht und dem Wunsche aus, daß eine kenntnißreichere Geistlichkeit gebildet, daß die Bürgersöhne für den geistlichen Stand besser erzogen werden möchten. Der Männer wie Hans Luther gab es nicht gar zu viele. Man lese die Predigt des Sohnes: Daß man die Kinder zur Schule halten soll, von 1530, mit der Zuschrift an den nürnberger Stadtschreiber Lazarus Spengler, wie er da klagt, daß so viele Bürger voll wären der schädlichen Gedanken, weil nicht Hoffnung da sei der Möncherei, Nonnerei, Pfafferei, als bisher gewesen, so bedürfte man keiner Gelehrten noch vielen Studirens mehr, es sei genug, wenn die Kinder lesen und schreiben könnten u. s. f. Welche Noth hatte er noch in jener Zeit, die Laienstände überhaupt, die Bürgerschaften insbesondere, über ihre Bildungs- und Unterrichtsbedürfnisse aufzuklären, das Vorurtheil, die rohe Ansicht zu beseitigen, es bedürfe der Schulen für Diejenigen nicht, die sich dem geistlichen Stande nicht widmen wollten, die Söhne wären gelehrt

genug, wenn sie so viel lernten, daß sie „den Pfennig gewönnen [1])."

Wäre aber endlich, sei es bei Geistlichen oder Laien, das Bewußtsein der Wohlthätigkeit und Nothwendigkeit einer allgemeineren Jugendbildung erwacht gewesen, fühlte man auch dort oder hier, daß etwas Mehres wünschenswerth und erforderlich sei, als Erziehung für den geistlichen Stand nach lediglich geistlichen Gesichtspunkten: so etwas konnte von den Schulen doch schwerlich in einem irgend erheblichen Maße geleistet oder erwartet werden. Die Lehrer waren überall entweder geistliche oder doch solche Personen, die dem geistlichen Stande, dem Kirchendienste sich bestimmt, die unteren Grade erlangt hatten. Sie wußten mit seltenen Ausnahmen nothdürftig nur das, was sich auf den letztern bezog, ihre Bildung und Ansicht war standesgemäß beschränkt, beschränkt auf das noch wenig erweiterte Wissen und den noch wenig erweiterten Gedankenkreis der mittleren Jahrhunderte. Für das Lehrfach besonders gebildete Lehrer konnte man nicht oder doch nur in sehr seltenen Fällen haben; eine Lehr- oder Erziehungskunst oder Wissenschaft gab es noch nicht. Häufig und besonders in kleineren Städten ertheilten der Pfarrer oder Kaplan selbst den Schulunterricht, oder sie mietheten einen Gehülfen, welcher Schule hielt und sie mit den Schülern beim Gottesdienst, bei Messen, Vigilien u. s. f. unterstützte. In größeren Städten nahm der Rath einen Rektor an, mit welchem er über die fast immer nur kärglichen Einkünfte, die Zahl der Schulstunden, die Lehrgegenstände sich einigte. Dem „Schulmeister" blieb dann alles Uebrige, und namentlich auch die Wahl der Gehülfen überlassen. Die Lehrer waren durchgängig nebenher bei Kirchen oder Klöstern bedienstet, woher in der Regel ein bedeutender Theil ihrer Einnahme floß. Um so mehr blieb die Schule eine von der Kirche unzertrennliche Anstalt, und als solche wurde sie fortwährend allgemein betrachtet; um so mehr mußte der Einfluß der städtischen Obrigkeiten, wenn sie die Nothwendigkeit eines besseren Jugendunterrichts erkannten, darauf beschränkt bleiben, so gut als thunlich für die äußere Lage der

1) Plochm. XX, 3, 26 ff. Vorrede zu Menii Büchlein von christlicher Haushaltung (1529); Walch XIV, 260.

Lehrer zu sorgen und so gute Lehrer anzuschaffen, als sie bekommen konnten. Die Schulgehülfen pflegten aus dem in jener Zeit noch zahlreichen Stande der fahrenden Schüler, d. h. besonders jüngerer Kleriker ohne bestimmte geistliche Stellung, oft ohne Neigung zu einer solchen, entnommen zu werden, oder man begnügte sich auch mit Bachanten, die dann Lokaten hießen, d. h. solchen Schülern, welche vorgeschrittener waren, wenn nicht an Kenntnissen, doch im Alter. Es gab Schüler, die zwanzig und dreißig Jahre auf Schulen alt wurden. Luther kannte sie sehr wohl. In der Zuschrift zu der Predigt: Daß man die Kinder zur Schule halten soll, sagt er, die Städte, welche die Anstellung tüchtiger Lehrer jetzt, wo sie sie haben könnten, versäumten, sollten „dafür kriegen Lokaten, Bachanten, grobe Esel und Tölpel," wie sie vorhin gehabt hätten, die sie Geld genug gekostet und ihre Kinder doch nichts gelehrt als „eitel Esel sein" [1]). In einem Briefe an Graf Albrecht von Mansfeld gedenkt er des Unwesens in den Schulen, wie da die Bachanten, „wenn sie sich an den Schulmeistern nicht rächen mögen, einen armen Knaben räufen [2])." Was diese Schulgehülfen verstanden, beschränkte sich auf den Kirchendienst, die Kirchenmusik, ein wenig Latein, Schreiben und Rechnen. Sie fanden damit aller Orten ein leichtes Unterkommen. Man nahm sie wie die Schulmeister nur auf ein oder höchstens ein paar Jahre in Sold, man wechselte häufig mit ihnen, sie waren wanderlustig, nicht selten Abentheurer, nichtsnutzige Menschen, gelegentlich Quacksalber, Wahrsager, Taschenspieler oder Schatzgräber. Die bessern suchten Anstellung bei reicheren Pfarr- oder Stadtschulen, kleinere Ortschaften mußten sich mit den unfähigern begnügen. Sie konnten die Schüler nicht kennen lernen, diese sich nicht an sie gewöhnen, kein Vertrauen zu ihnen fassen. Fast nothwendig trieben sie ihr Geschäft wie Taglöhnerarbeit, war ihr Unterrichten wenig mehr als Abrichten, Auswendiglernen- und Hersagenlassen, mußte ihre Methode so trocken und geistlos sein, wie es die Lehrbücher waren. „Keine einzige Wissenschaft wurde zu jener Zeit richtig gelehrt, sagt Luther in der Auslegung des Hohenliedes (zum 6. Verse

1) Plochm. XX, 6.

2) de Wette III, 505.

des 1. Kapitels). Von welcher hätte man den Nutzen und Gebrauch recht gezeigt oder erkannt, auch nur das Wenige angesehen, was in den Knabenschulen gelehrt ward? So viel fehlte daran, daß sie recht hätten können gelehrt werden." Sehr natürlich war es bei dieser Beschaffenheit der Lehrer und der Rohheit und Gewaltsamkeit der Zeit überhaupt, daß die Methode und Disciplin in Gedächtnißübung und Züchtigen bestand. Vergebens wurden gegen die gebräuchliche Härte des letzteren nicht selten eigne Verordnungen erlassen. Man lehrte nur zu viel Unverdauliches und wußte nicht viel Nützliches, die Jugend Anziehendes zu lehren, man verstand nicht zu lehren, die Lernlust, die Denk- und Urtheilskraft, die Beobachtung und Einbildungskraft anzuregen; das Gegentheil davon geschah; so blieb nur der Versuch übrig, zu erreichen, was durch Furcht und Schrecken zu erreichen war.

Auch in den höheren Schulen machte die Grammatik noch immer den Hauptgegenstand des Unterrichts aus, d. h. die lateinische Sprache oder eigentlich das barbarische Mönchslatein. Sie wurde nach dem Donat (Lehrer des heil. Hieronymus im 4. Jahrhundert) gelehrt, der, jetzt längst durch bessere Lehrbücher verdrängt, zu jener Zeit obenein fast nur in verdorbener Gestalt vorhanden war. Kam es höher, so wurde das schwerfällige, nach dem Priscian und der dialektisirenden Methode der Scholastiker gearbeitete Doctrinale des Franziskaners Alexander aus dem 13. Jahrhundert zum Grunde gelegt. Die in lateinische Verse gebrachten Regeln daraus wurden auswendig gelernt und eingebläut, die Schüler erhielten Unterricht im Skandiren, wurden angeleitet lateinische Aufsätze und Verse zu machen, lateinisch zu sprechen, zu disputiren. Luther ist sehr wahrscheinlich späterhin mit jenem Doctrinale gequält, es kann aber, man braucht nur einen Blick hineinzuwerfen, nicht mit der Kindergrammatik gemeint sein, deren Mathesius erwähnt. Man hatte verschiedene, im 11. Jahrhundert entstandene, beliebte, nach dem Donat gemodelte Grammatiken, die einer niederen Schule, wie der zu Mansfeld, angemessener waren. In den höheren Schulen wurden ältere und besonders neuere lateinische Schriftsteller exponirt. Am gebräuchlichsten und beliebtesten waren Cato's, auch noch von Luther sehr geschätzte Sittensprüche, Theodul's

Eklogen, die Regulae pueriles, die erbärmlichen Sachen eines Mancin, Cardinal Hugo u. s. f. Die meisten Klassiker waren noch unbekannt, oder man hegte Vorurtheile wider sie oder ihre Einführung in die Schulen. In der Regel wurden, selbst wenn es hoch kam, von den römischen Schriftstellern — denn an das Griechische dachte man überhaupt noch sehr wenig — nur Boethius (de Consolatione) Aesop, Terenz und ein paar andere spätere erklärt, d. h. grammatisch, rhetorisch, dialektisch und pedantisch, ohne eigentliche wahre Kunde des Alterthums und seiner Autoren, auf das subtilste zergliedert, sodaß die Schüler nur schwer und selten von dem Geiste der letztern etwas zu erfahren im Stande sein konnten. An Erdbeschreibung, Geschichte u. s. w. wurde fast nirgend auch nur gedacht. Zu Mausfeld ließ man es für die lateinische Sprache und die gemeinnützigen Kenntnisse an der Kindergrammatik und am Cisio Janus genug sein [1]).

Der Cisio Janus war ein Erzeugniß des 10. oder 11. Jahrhunderts, ein wunderliches Machwerk, ein lateinischer Kalender, aus Versen auf jeden Monat bestehend, welche zusammen so viel Sylben enthalten, als das Jahr Tage hat, und aus denen die Festzeiten, namentlich die Heiligentage, gelernt wurden. Die Namen der unbeweglichen Feste sind verstümmelt. Die Zahl der ersten Sylbe im Namen des Festes zeigt den Monatstag an, auf welchen dasselbe fällt, z. B. Epy (Epiphania) den 6. Januar, Pau (Conversio Pauli) als die 25. Sylbe im Distichon, den 25. Januar. Die übrigen Sylben bezeichnen den Monatstag eines jeden Festes und die nächsten Tage vor oder nach einem Feste. Auf den ersten Tag im Jahre fällt das Fest der Beschneidung (circumcisio) Christi, der erste Jahrsmonat hat den Namen vom Janus, dann folgen das Fest der heil. drei Könige (Epiphaniä) und nach dem ersten Sonntage darauf (Octava Epiphaniä) die Feste der heil. Felix, Marcellus, Antonius u. s. f. So beginnt der Kalender — man ersieht daraus, woher er den Namen hat — in fortlaufenden Verstümmelungen:

---

1) Ruhkopf, 133 ff. Pfeifer, Beiträge zur Kenntniß alter Bücher, 228 ff.

Cisio Janus Epy sibi vendicat Oc Feli Mar An
Prisca Fab Ag Vincenti Pau Pol Car nobile lumen. [1])

Aus einem solchen Lehrbuche konnte kaum etwas Anderes als Ungeschmack, Aberglaube und, wenn diese gelehrt werden kann, Unwissenheit gelehrt, die Zeit und die Köpfe mußten dabei, so viel am Lehrbuche lag, verdorben werden. Dazu waren die Bücher und das Papier noch immer so theuer, daß die Schüler, wenigstens der Mehrzahl nach und an minder wohlhabenden Orten, schwerlich damit versehen sein konnten. Von theureren Büchern hatte oder miethete eine Schule eine Abschrift, die dann etwa von den Schülern wieder abgeschrieben oder ihnen diktirt wurde. Von schon häufiger gedruckten und geringeren Büchern besaß der Lehrer oder die Schule ein Exemplar, aus welchem jener vorsagte. Die Schreibkunst wurde meisthin nur auf Tafeln geübt. Wie viel schwerer als jetzt war und mußte es sein, wie viel Zeit und Mühe mußte es kosten, auch nur die Elementarkenntnisse sich anzueignen.

Bis Luther zum Manne heranwuchs, wurden verhältnißmäßig erstaunliche Fortschritte in den Wissenschaften, in der Lehrkunst, der Verbesserung des Schulwesens gemacht. Er selbst half das letztre sehr wesentlich weiter führen, ordnete viel darin, stellte Zielpunkte dafür auf. Aber selbst das, was er als das Höchste wünscht und fordert, ist nach unsern Begriffen noch äußerst dürftig und beschränkt. Desungeachtet erschien ihm das Unterrichtswesen in seinen Mannesjahren, im Verhältniß zu dem seiner Kindheit, wie Tag gegen Nacht, und mit Recht.

Er las jungen Leuten wol tüchtig den Text, daß sie nicht fleißig studirten in einer Zeit, „da Gott wiederum gute Künste, und die sie fein richtig lehren können, gegeben," und stellte dann seine Betrachtungen an, wie man früherhin die Zeit mit unnützen Dingen und gute Köpfe durch falsche Unterrichtsmethoden verdorben habe, wogegen nunmehr die Jugend so gute Zeit und Bequemlichkeit zu studiren hätte, denn alle Künste würden fein ordentlich und richtig gelehret, daß man es wohl und leichtlich fassen könnte, wer nur nicht gar ein Tölpel sei [2]). „Wie

1) *Haltaus*, Calendarium medii aevi. Append. 153. Spieker, Anh. 47.
2) Tischreden, Walch XXII, 2228.

leid ist mir's jetzt," klagt er in der Schrift an die Rathsherren, „daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mich auch dieselben Niemand gelehret hat." Dafür habe er nur zu viel lernen müssen, mit großer Mühe und Schaden, das ihm nun genug zu schaffen mache, wieder auszufegen. Wenn er Kinder hätte, die müßten ihm Sprachen, Historien, die Musica mit der ganzen Mathematica lernen. Darin hätten die Griechen ihre Kinder unterrichtet, die dadurch wundergeschickte Leute, zu Allerlei hernach tüchtig geworden wären. Tief und schmerzlich empfindet er namentlich den Mangel an vaterländischer Geschichtskunde. „O wie manche feine Geschichte und Sprüche sollte man jetzt haben, die in deutschen Landen geschehen und gangen sind, der wir jetzt gar keins wissen. Das macht, niemand ist da gewesen, der sie beschrieben; oder ob sie schon beschrieben gewest wären, niemand die Bücher behalten hat: darum man auch von uns Deutschen nichts weiß in andern Landen, und müßen allerwärts die deutschen Bestien heißen, die nichts mehr können, denn kriegen, fressen und saufen."

In den Schulen konnte freilich Geschichte, vaterländische, um so weniger gelehrt werden, da sich die deutsche Geschichtschreibung selbst noch in den ersten Anfängen befand. Es hing mit der allgemeinen Unwissenheit zusammen. „Wir sind leider," ruft er aus, „lange genug in Finsterniß verfaulet und verdorben: wir sind allzu lange genug deutsche Bestien gewesen!" Besonderen Nachdruck legt er darauf, daß man selbst in den hohen Schulen und Klöstern nicht allein das Evangelium verlernt, sondern auch lateinische und deutsche Sprache verderbt, daß man weder deutsch noch lateinisch recht reden und schreiben könne und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren habe. „Ist's nicht vor Augen, daß man jetzt einen Knaben kann in dreien Jahren zurichten, daß er in seinem funfzehnten oder achtzehnten Jahre mehr kann, als bisher alle hohe Schulen und Klöster gekonnt haben? Was hat man da gelernet bisher, denn nur Esel, Klötze und Blöche werden? Zwanzig, vierzig Jahre hat Einer gelernt, und hat noch weder Lateinisch noch Deutsch gewußt. Ich geschweige das schändliche lästerliche Leben, darinnen die edle Jugend so jämmerlich verderbet ist." Es ist seine Meinung keineswegs, daß man „Schulen anrichte, wie sie bis-

her gewesen, da ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahr hat über dem Donat und Alexander gelernet, und dennoch nichts gelernet." Ein wahrer Jammer sei es gewesen, daß ein Schüler habe Jahre lang lernen müssen, nur um so viel schlechtes Latein zu lernen, daß er Pfaff werden und Messe lesen könnte. Und dann sei er selig gewesen, selig die Mutter, die solch ein Kind geboren. „Und ist doch ein armer ungelehrter Mensch sein Lebenlang blieben, der weder zu glucken noch Eier zu legen getaugt hat. Solche Lehrer und Meister haben wir müssen allenthalben haben, die selbst nichts gekonnt, und nichts guts noch rechts haben mögen lehren; ja, auch die Weise nicht gewußt, wie man doch lernen und lehren sollte."

Wenn er in Mansfeld „fein fleißig und schleunig" lernte, so konnte er doch nicht lernen, was ihm nicht geboten wurde, ihm nicht zugängig war. Beim anhaltendsten Fleiße und bei den bedeutendsten Anlagen mußten seine Kenntnisse äußerst dürftig und lückenhaft bleiben. Eine so mangelhafte Schulbildung in den ersten vierzehn Jahren mußte ihm für die späteren und seine Fortbildung darin, so viel auch Genie ersetzen mag, vielfach hinderlich und nachtheilig werden. Noch in seiner Docenten-, ja in seiner ganzen Lebenszeit treten schädliche Folgen jener Mangelhaftigkeit hervor und sind eben so viele Beweise derselben. Doch ist bei allem Lernen die Mühe und Arbeit desselben vielleicht das Wichtigste. An ihr konnte es nicht fehlen, wo die Lehrer so wenig wußten, so unerfahren in der Lehrkunst, wo die Lehr- und Lernmittel so dürftig waren. War das Schülerthum Märtyrerthum, so wurde das mühselig gewonnene Wissen auch erfreulicher und tiefer, sofern die Schulhölle nicht Widerwillen gegen dasselbe erzeugte, nicht verdumpfte oder erdrückte, was bei Luther zum Glück nicht geschah.

Man wird nach dem Bisherigen annehmen müssen, daß der religiöse Unterricht, der ihm in der mansfelder Schule zu Theil wurde, eben so mangelhaft gewesen sei, als der übrige. Diese Seite und die Richtung der Schulen auf den geistlichen Stand und geistliche Ansicht ist vorzugsweis zu beachten. Religiöse Erkenntnisse, Begriffe, Anregungen mußten ihm aber auch durch seine Aeltern, dem Hause nahe stehende Personen, entferntere Bekannte, die Kirche, die herrschende Denkart werden. Wenn

wir ein möglichst deutliches Bild seiner religiösen Bildung in seiner Kindheit erhalten wollen, so müssen wir alles das ins Auge fassen, was darauf einwirken konnte.

Religiöse Unterweisung, Denkart, Zustände.

Der Religionsunterricht bestand in der mansfelder Schule sicher zum größesten Theile nur darin, daß die „zehn Gebote, der Kinderglaube, das Vaterunser und die christlichen Gesänge" mechanisch eingelernt, die Heilgentage, die Legenden und was sich daran knüpfte, dem Gedächtniß eingeprägt wurden. Die Knaben, wenn sie sieben Jahr alt geworden, im katholischen Glauben zu unterrichten, nämlich sie zu lehren das Vaterunser, den Glauben und die Begrüßungen Mariä, war Anordnung des 13. Jahrhunderts gewesen, die wir hier noch so ziemlich wiederfinden. Schon aus Mathesius' Angabe der Gegenstände der religiösen Unterweisung, welche Luther zu Mansfeld erhalten, darf man schließen, daß die letztere nur eine ganz dürftige gewesen ist. Ihre Richtung läßt sich aus der allgemeinen Beschaffenheit der Schulen und der Lehrer, auch wol daraus abnehmen, daß der Cisio Janus im Gange war. Die Lehrer konnten andere religiöse Begriffe und Ansichten nicht mittheilen, als sie hatten. Den Katechismus lernten Geistliche und Pädagogen selbst erst späterhin von Luther verstehen und gebrauchen.

Doch noch früher als die Schule pflegt das Haus das religiöse Bewußtsein in dem Kinde zu wecken, zu bestimmen, und Hans und Margarethe Luther waren sehr gottfürchtige Leute. Auch neben dem Unterrichte wirkt die religiöse Denkart der Aeltern fast immer wesentlich ein. Hans Luther war ein Mann von unbefangener Frömmigkeit. Sollte man nicht annehmen müssen, daß er manchmal ein derbes Wort über Mönche und Pfaffen, deren Lehre und Treiben, wider kirchliche Mißstände einer oder anderer Art hätte fallen, manch gesundes Urtheil darüber verlauten lassen — mit einem Worte, daß eine hellere freiere Anschauung vom Vater her auf Martin eingewirkt? Die freiere Denkart, die freimüthigen Aeußerungen Hans Luther's, deren man sich noch späterhin erinnern mochte und die das Gerücht

verunstaltete, haben vielleicht die Veranlassung dazu gegeben, daß man nach 1517 die Sage herumtrug und dem Sohne ein Verbrechen daraus machte, er sei in Böhmen geboren, in der Schule der böhmischen Ketzer aufgewachsen. Er kommt mehrmals darauf, z. B. in der Erklärung etlicher Artikel seines Sermons vom hochwürdigen Sacrament des heiligen Leichnams Christi (von 1519 oder 20). „Nach dem suchen mich meine Freunde (er meint die Gegner) so genau, daß sie ausschreien, ich sei in Böhmen geboren, zu Prag erzogen, in Wiklef's Büchern unterweiset, und solches habe mein Vater bekannt. Und daß sie ja nichts nachlassen, haben sie meinen Namen auf böhmisch ausgelegt" u. s. w. Und da findet er es denn doch nöthig zu erklären, daß er zu Eisleben geboren, zu Mansfeld erzogen sei, und sich auf das Zeugniß der mansfelder Grafen Günther, Ernst, Hoyer, Gebhard, Albrecht zu berufen, als die seinen Vater und ihn persönlich sehr wohl kennten. Böhmerland sei er sein Lebenlang in Dresden (zuerst 1516) am nächsten gewesen [1]). Auch in einem Briefe an Spalatin vom Jahre 1520, wo er gleichfalls darauf kommt, daß er zu Eisleben geboren sei, sagt er, von seiner Familie könne Niemand gewissere Nachricht geben, als die mansfelder Grafen, und er meine, daß diese Helden wol so viel Namen und Ansehen im Reiche hätten, um in dieser Sache Glauben zu verdienen [2]). Von der Ketzerei der Kreuzbrüder findet sich am Ende des 15. Jahrhunderts in diesen Gegenden keine Spur mehr. Auch den spürlustigen Gegnern ist es nicht beigekommen, Martin oder Hans Luther irgendwie in Verbindung mit ihr zu bringen. Sie hätte auch wegen der Bitterkeit gegen die Kirche und des Schwärmerischen, das in ihr lag, Hans Luther abstoßen müssen, nach seiner ganzen Art und Denkweise. Eher könnte man glauben, daß er zu Denen gehört hätte, die verdächtigt wurden heimlich wiklefitische Bücher zu lesen. Möglich, daß der Verdacht gegründet war, indeß doch kaum wahrscheinlich, da späterhin kein Grund mehr vorlag davon zu schweigen, da man umgekehrt gern davon sprach, schon „im Papstthume" auf die evangelische Wahrheit

1) Walch XIX, 558.

2) De Wette I, 390.

hingeführt zu sein. Keine sichre Spur weist darauf hin, daß in Mansfeld eine eigentlich abweichende Denkart vorhanden gewesen wäre. Hans Luther suchte sich in einem guten Einvernehmen mit der Ortsgeistlichkeit zu halten und dies und Alles, was von dem schon Gesagten hieher zu beziehen ist, nöthigt zu dem Schlusse, daß er über religiöse Dinge verständig und geradsinnig dachte, im Uebrigen aber fromm war nach den Vorschriften und der Weise der Kirche, ob auch nicht der Mönche. Jedenfalls trat er den religiösen Begriffen, welche Martin aus den Umgebungen einsog und die ihm eingeprägt wurden, nicht geradezu entgegen. Der Sohn hätte es sicher im Gedächtniß behalten und nicht verschwiegen. In den Umgebungen aber fehlte es so wenig als im Unterrichte an der mittelalterlichen geistlichen und mönchischen Anschauung, das ganze kirchliche Wesen umher war das mit dieser im engsten Zusammenhange stehende, das gewöhnliche aus den früheren Jahrhunderten hergebrachte und immer mehr ausgeartete.

Die Grafen waren stets ein kriegerisches und frommes Geschlecht gewesen, Kirchen, Klöster und Geistlichkeit gern bedenkend, nach dem heiligen Grabe pilgernd. Noch 1507 wallfahrtete Graf Günther IV. nach Jerusalem. Bis 1495 lebten zwei mansfelder Gräfinnen als fromme Klosterfrauen zu Eisleben. Legenden von wunderbarer Hülfe der Fürbitte der heil. Elisabeth bei der Gründung des nahe gelegenen Klosters Mansfeld waren im Umlauf. Luther erzählte, als er ein junger Knabe gewesen wäre, da hätte man die Hochzeit und den Ehestand für sündlich unehrlich Wesen gehalten und gemeint, man sündigte daran, wenn man an das eheliche Leben gedächte, wer aber ein heilig und Gott wohlgefällig Leben führen wollte, der sollte nicht ein Weib nehmen, sondern Keuschheit geloben, weshalb denn auch Viele, deren Weiber gestorben, Mönche geworden wären [1]).

Diese asketische, nicht die kräftige weltlichere Ansicht des Vaters nahm ihn in seinen Kinderjahren völlig ein, und wir werden es um so erklärlicher finden, wenn wir das auf ihn einwirkende kirchliche Wesen, wie es um ihn her vorhanden war, so genau wir vermögen ins Auge fassen. Wir wollen dabei von

1) Niemann a. a. O. 31, 138. Tischreden, Walch XXII, 1810.

den Angaben eines Zeitgenossen, Friedrich Mekum (Myconius) ausgehen. Er war der erste evangelische Pfarrer zu Gotha und hat einen Abriß der Reformationsgeschichte voll Anschaulichkeit und treuherziger Wahrheit hinterlassen, in deren erstem Kapitel er auch die religiösen Zustände vor der Reformation schildert, bei weitem nicht so grell und giftig, als es von katholischen Schriftstellern geschehen ist, obwol er auch nicht verschönt oder zu bemänteln sucht. Da habe man, sagt er, von dem Leiden Christi nur historisch, etwa wie von Fabeln aus dem Homer, gepredigt, Christum als einen grimmigen Richter beschrieben, der Diejenigen, welche nicht durch der Heiligen Fürbitte Hülfe erlangten und durch viel gute Werke sich gerecht machten, richten und verdammen würde. Dagegen habe man das Volk an die heil. Jungfrau Marie, die man an Christi Statt zur Fürbitterin und Seligmacherin gemacht, wie die Heiden ihre Diana, und an andre zahllose Heilige gewiesen, um deren Orden man sich, ihre Fürbitte zu erlangen, aber auch erst sehr verdienen müsse. Die weltlichen Stände und Werke wären heruntergesetzt, der Mönchsstand desto höher gehoben, Diejenigen selig gepriesen, die nach seinem Vorbilde lebten. Von rechten guten Werken nach den zehn Geboten sei aber nicht, sondern nur von solchen Dingen gepredigt worden, die dem Klerus Nutzen gebracht. Den Vollbringern derselben, den Zahlenden und Büßenden, wäre das ewige Leben verheißen; die Andern hätte man zur Hölle oder doch zum Fegfeuer verdammt, daraus sie erst durch Andrer Fürbitte und Genugthuung gerettet werden müßten, wohin denn gezielt hätten die Fasttage, das unzählige Hersagen des Vaterunsers und Ave Mariae, die Rosenkränze, die Gebete zur heil. Ursula, Brigitta u. s. f. Ebenso Ablaß, Wallfahrten, Reliquien, Alles auf dieselben Zwecke berechnet. Da wären denn nicht selten junge Leute wider Wissen und Willen der Aeltern in die Klöster gelaufen, die Klostergelübde selbst über die Taufe erhoben, über das ganze Leiden Christi. Man habe die Ueberzahl der Mönche und Nonnen wie die lebendigen Heiligen gehalten, so anstößig ihr Wandel gewesen, weshalb sie jedoch Niemand strafen dürfen, da sie allein unter dem Papst gestanden, der für untrüglich gehalten worden, dem Niemand einzureden gewagt u. s. f.

Die sonstigen betreffenden Nachrichten und Druckwerke aus jener Zeit, andrer Beweise nicht zu gedenken, zeugen für die Richtigkeit dieser Schilderung. Sie wird weiter unten noch vervollständigt werden. Es gilt hier, einen Ueberblick über die kirchlichen Zustände zu bekommen, in welchen Luther aufwuchs und die den lebhaftesten Eindruck auf ihn machten. Mekum's Schilderung derselben wurde hervorgehoben, weil er dabei ohne Frage eben Thüringen insbesondere vor Augen hat, und weil Luther's eigne Anführungen, Erinnerungen und Eindrücke so genau damit übereinstimmen.

Von den letztern hat sich Luther nie vollkommen losmachen können, auch sofern sie Verunstaltungen des Christenthums und des kirchlichen Wesens, die er als solche erkannte, Begriffen entstammten, die er aufgegeben hatte und die ihn peinigten und ängsteten. Er setzte die gewaltigste Kraft daran, sie zu überwinden, und kämpfte den anhaltendsten schwersten und doch nicht vollkommen erfolgreichen Kampf wider sie. Seine spätere Denkart und Handlungsweise, seine Schriften, auch die aus seinen letzten Lebensjahren, sind voll von ihren Spuren und Nachwirkungen. Das Alles weist sowol auf ihre Mächtigkeit und die Tiefe, worin sie sich bei ihm einsenkten, als darauf hin, daß die Empfänglichkeit und die thätige schöpferische Kraft, beide bedeutend, sich in ihm die Wage hielten. Die völligere Erklärung liegt darin, daß die ihm in der Kindheit eingeprägten religiösen Begriffe sofort in den engsten Zusammenhang mit seinem Gemüthsbedürfnisse, seinem ganzen Seelenzustande traten, sodann in der Stärke und dem entschiedenen Vorwalten seiner religiösen Anlage, wovon unten weiter die Rede sein wird, des früh in ihm sich festsetzenden Anliegens, seine Ansicht vom Göttlichen mit der unmittelbaren Gegenwart desselben im Gemüthe zu einigen; endlich darin, daß die seine Vorstellungen und seine Empfindung bestimmende Kirche in ihrer Lehre und in ihren Gebräuchen und Einrichtungen wahrhaft Christliches in sich schloß, echt Religiöses ihm zuführte. Eben daher kam es, daß in ihm, gerade in ihm, die Liebe selbst zu der mängelreichen päpstlichen Kirche, wie sie von Kindheit an ihn umfangen, niemals erstarb. Er rechnete ihr, nachdem er sich längst von ihr losgesagt, jeden übriggebliebenen Vorzug an. Zur Wahrung des geschichtlichen

und providentiellen Zusammenhangs der späteren und der ersten Kirche in seiner Anschauung, zur völligern Versöhnung seines durch fortgeschrittene Einsicht entzweiten Bewußtseins suchte er selbst nach etwas entfernt liegenden künstlichen Vorstellungen. Gerade er, der unter allen seinen Zeitgenossen die tiefe kirchliche Verderbniß am schärfsten durchschaute und über Das, was er gesehen und erfahren, am heftigsten zürnte, fand selbst noch im Tadel, in den Augenblicken leidenschaftlicher Erregtheit, ob auch nicht durchgängig, doch fast immer, Lichtseiten an dem vormaligen kirchlichen Wesen heraus und hörte nicht auf, Lobwürdiges „im Papstthume" zu rühmen. „Ich bin in des Papsts Hause oder Kirche getauft," sagt er in der seinen späteren Jahren angehörenden Auslegung des 45. Psalms zu Vers 11., „habe darin den Katechism und die Schrift gelernt. Diese Ehre will ich meinem Volk und meinen lieben Bürgern gern erzeigen und meines Vaters Haus nicht vergessen, will ihn in großen Ehren halten, ihm zu Füßen fallen: er lasse mich nur an meinen Herrn Christum glauben und mein Gewissen von Beschwerung frei behalten [1])." Mehrmals kömmt er darauf, daß bei Ordensmännern, trotz dem daß sie lebenslang auf der Heiligen und ihre eigne Heiligkeit und Werke abgöttisch vertraut, doch in der Todesstunde die Erkenntniß durchgedrungen sei, daß allein auf Christum die Hoffnung der Seligkeit gesetzt werden könne und müsse, wie denn namentlich St. Bernhard in solcher Erkenntniß, solchem Glauben gestorben. Solcher habe er selbst etliche gesehen und von viel mehren gehört, aus dem Mönchsstande und anderen Ständen [2]). So sagt er in einer Predigt der Hauspostille, er glaube, daß der gütige Gott auch in der großen Finsterniß des Papstthums viele der Vorfahren erhalten habe. „Denn in derselben Blindheit und Finsterniß ist dennoch überblieben, daß man den Sterbenden vorgehalten hat das Crucifix, und daß etliche Layen ihnen vorgesagt haben: Siehe an Jesum, der für dich am Kreuz gestorben ist. Dadurch hat sich mancher Sterbende wieder zu Christo gekehret, ob er schon zuvor

1) Walch V, 625.

2) Auslegung des 11. Kapitels des Daniel zum 41. Verse, Walch VI, 1475.

den falschen Wunderzeichen auch geglaubt hat, und der Abgötterei angehangen ist[1]." Vielfach anerkannte er (und Aehnliches wurde oben schon angeführt), Gott habe seine Kirche niemals ganz und gar verlassen, wiewol sie zu verschiedenen Zeiten stärker oder schwächer, die Lehre reiner oder verdunkelter gewesen; auch die schlimmsten Anfechtungen habe sie überwunden; viel fromme Herzen wären in ihr durch Gottes Gnade wunderbar im rechten Glauben erhalten, stets Prediger in ihr erstanden, welche, obwol verfolgt, denselben verkündet hätten; von ihr habe er Gottes Wort, Taufe, Sacrament und Lehramt entnommen, weshalb der Glaube, christliche Kirche, Christus und heil. Geist bei ihr gewesen sein müsse, wenn freilich auch nicht beim großen Haufen, der Mehrheit und zumal nicht bei den Häuptern; so daß mit einem Worte die christliche Wahrheit im Papstthume theilweise allerdings erhalten gewesen sei, in der biblischen Geschichte, in Liedern, in der Lehre, im Kultus und sonst[2]).

Man hat von jeher diese Seite seiner Ansicht zu sehr übersehen. Er tadelt die Kirche, mit welcher er in Streit gerieth, schärfer, heftiger und bisweilen ungerechter, als irgend ein anderer „Lutherischer," nur daß dies nicht so zu verstehen ist, als wäre eben sein schärfster Tadel stets der ungerechteste gewesen, denn er war oft die Folge gerade des tiefsten und richtigsten Einblickes. Umgekehrt ist auch in keinem Lutherischen noch Katholischen die Liebe zur Kirche je so innig und unverwüstlich gewesen als gerade in ihm. So fehlt gleich in Mekum's Auffassung das lutherische Beachten der Lichter unter den Schatten. Wir werden Luther über diese sogleich sich weit stärker als Mekum aussprechen hören, aber desungeachtet noch mehrfach bemerken, daß er die helleren Seiten nicht übersieht, indem er die kirchlichen Zustände seiner Jugendzeit schildert. Das freilich ergibt sich aus Allem, nur die volksmäßige wurde von den vorhandenen Oppositionen in Mansfeld ihm einigermaßen kund, sofern sie durch seinen Vater und die Bürgerschaft sich ausspre-

1) Plochm. V, 346 f.

2) Auslegung des 1. u. 2. Kap. des Johannesevangeliums, Walch VII, 1552. Ausl. des 14. 15. u. 16. Kap. des Johannesevangeliums, Walch VIII, 205, 480, 487.

chen mochte; die humanistische, die religiöse nicht[1]). In seinen Umgebungen, in diesen Gegenden war in seinen Kinderjahren weder die Mystik vertreten, noch wirkte hier einer der besseren Prediger, deren sich einzelne in der Zeit hervorthaten. Schon nach dem bisher Angeführten würde man nicht sagen dürfen, seine religiöse Unterweisung hätte alles echt christlichen Inhalts entbehrt. Aber freilich führte sie ihm denselben sehr verdunkelt und überwuchert zu. Wir werden es aus seinen eignen Aeußerungen ersehen, in denen wir zahlreiche und sehr deutliche Züge zu dem Bilde seiner religiösen Erziehung finden, und bei welchen wir umsomehr verweilen wollen, weil sie zugleich die Eindrücke, welche die letztre bei ihm hervorbrachte, abspiegeln und dadurch helle Lichter auf dieselbe werfen.

Sehr merkwürdig kann eine Aeußerung von ihm in der Auslegung des 8. Psalms zum 3. Verse erscheinen, wenn man daran denkt, welche Wahrheit darin liegt: „Wir thun nichts mehr, denn daß wir das Wort getrost treiben. Solchen Krieg führen wir wider den Papst. Wir ziehen kein Schwert, schießen keine Büchsen ab, sondern mit dem Wort, Vaterunser, Kinderglauben und Evangelio richten wir eine Macht zu, welche so stark und kräftig ist, daß sie Pfafferei, Möncherei, Nonnerei, ja das ganze Papstthum darniederlegt" — mit dem Kinderglauben, dem Ersten, was er in der Schule lernte, dem Wenigen. Er legte selbst seinem Katechismus als erste Hauptstücke die zehn Gebote, das Vaterunser und den Glauben (oder Kinderglauben, wie er ihn mehrmals nennt, nämlich das apostolische Glaubensbekenntniß) zum Grunde. Den „Katechismus", sagt er in der deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes (1526) „d. h. den Unterricht, damit man die, so Christen werden wollen, lehret und weiset, was sie glauben, thun, lassen und wissen sollen im Christenthum, weiß ich nicht schlechter noch besser zu stellen, denn er bereits ist gestellet vom Anfang der Christenheit, und bisher blieben, nämlich die drei Stuck: die zehen Gebote, der Glaube und das Vater Unser. In diesen dreien Stucken steht es schlecht und kurz, fast Alles, was eim Christen zu wis-

1) Vergl. Hagen, Deutschlands literar. und rel. Verhältnisse, I, 33 ff.

sen noth ist[1])." Darauf aber gibt er Anweisung, wie solcher Unterricht „geschehen müsse, damit die Jugend auch verstehe," und setzt dann hinzu: „nicht alleine also, daß sie die Wort auswendig lernen, wie bisher geschehen ist." Auf ähnliche Weise äußert er sich häufig, z. B. in der Auslegung der ersten zweiundzwanzig Psalmen (zum 19. Verse des 22. Psalms), das Evangelium sei geblieben in den Predigten, in der Messe, doch freilich so, daß man es weder mit Lehren noch Vermahnen fleißig gehandelt, nur die Worte gelesen, dann zu den Fabeln und Märchen sich wieder gewendet und so die Predigt mit Lügen zugebracht und geschlossen habe. Oder man habe den eigentlichen Schriftsinn verlassen und Menschenlehre in das Schriftwort hineingelegt, sodaß die Schrift zwar geblieben, aber zerrissen und in Haderlumpen verwandelt sei, die weder zur Lehre des Glaubens, noch der Hoffnung, der Sitten gedient. In der Schrift von der Winkelmesse und Pfaffenweihe (1533) sagt er, indem er zürnend von den „Greueln an heiliger Stätte" redet, mit denen die Kirche erfüllt sei, mit Macht und Wunder habe Gott erhalten, daß unter dem Papste blieben sei die heilge Taufe, die Verlesung des Evangelii von den Kanzeln in den Landessprachen, die Absolution und Ordination, „zuletzt auch das Gebet, als Psalter, Vaterunser, der Glaube und zehen Gebot, item viel guter Lieder und Gesäng, beide latinisch und deutsch." Er fährt dann fort: „Wo nu solche Stücke noch blieben sind, da ist gewißlich die Kirche und etliche Heilige blieben, denn es sind alles die Ordnung und Früchte Christi. Drumb ist hie gewißlich Christus bei den Seinen gewest mit seinem heil. Geist, und in ihnen den christlichen Glauben erhalten; wiewohl es ist Alles schwächlich zugegangen." Denn so gewaltig Christus die Taufe und Evangelium wider so mancherlei Abirrungen erhalten, ebenso gewaltig habe er die Herzen erhalten müssen, daß sie Taufe und Evangelium nicht verloren und vergessen bei so viel ärgerlichem Wesen, eben so stark habe er müssen vergeben und durch die Finger sehen, wo seine Christen gefallen und betrogen worden[2]). In der Vermahnung an die Geistlichen zu Augs-

1) Plochm. XXVI, 33, 164. XXII, 231.

2) Plochm. XXXI, 339.

burg versammelt: „Die alte Lehre vom Glauben Christi, von der Liebe, vom Gebet, vom Kreuz, vom Trost in Trübsaln lag gar darnieder, ja es war kein Doctor in aller Welt, der den ganzen Katechismum, das ist, das Vater Unser, zehen Gebot und Glauben, gewüßt hätte, schweige, daß sie ihn sollten verstehen und lehren, wie er denn itzt, Gott Lob, gelehret und gelernt wird, auch von jungen Kindern. Deß berufe ich mich auf alle ihre Bücher, beide Theologen und Juristen. Wird man ein Stück des Katechismi daraus recht lernen können, so will ich mich rädern und ädern lassen [1])." Ja in einer Predigt der Kirchenpostille sagt er: „Ich bin selbst ein gelehrter Doctor Theologiae gewest, und habe doch die zehen Gebote nie recht verstanden. Ja, es sind viel hochberühmte Doctores gewesen, die noch nicht gewußt haben, ob ihr neune, zehen oder eilfe wären; viel weniger haben wir von dem Evangelio oder Christo gewußt. Sondern das ward allein gelehret und getrieben: Rufe die Jungfrau Mariam und andere Heiligen an, als Mittler und Fürsprecher, also viel faste und bete; laufe zur Wallfahrt, in's Kloster, und werde ein Mönch, oder stifte so viel Messen u. s. w. Und haben gewähnet, wenn wir solches thäten, so hätten wir den Himmel verdienet. Das war die Zeit der Blindheit, da wir von keinem Gottes Wort nichts wußten, sondern mit unserm eigenen Tand und Träumen uns und Andere in den Jammer geführet haben; und ich derselben einer gewest, der in diesem Schweiß-, ja Angstbade wohl gebadet habe [2])." Ebenso äußert er sich in den Vorreden zum großen und kleinen Katechismus: die drei Hauptstücke wären wol in der Christenheit von Alters her blieben, nur „wenig recht gelehrt und getrieben." Es habe geleuchtet wie der bleiche Mond, sei verfinstert gewesen [3]). Matheſius versichert in der sechsten Predigt, in den fünfundzwanzig Jahren, die er in der römischen Kirche zugebracht, habe er niemals den Katechismus von einem Prediger oder Lehrer erklären gehört, und auch in der reichen deutschen

1) Plochm. XXIV, 348.

2) Plochm. XIV, 158.

3) Plochm. XXI, 2, 6, 31. Auslegung des 6. 7. u. 8. Kapitels des Johannesevangeliums zum 40. bis 44. Verse des 7. Kap. Walch VII, 2335.

Bücherſammlung ſeines vormaligen Principals alle Legenden und Brigittengebete, aber keine Auslegung des Katechismus gefunden. Daß ſo gut wie gar kein katechetiſcher Jugendunterricht bei ihnen zu finden ſei, konnten noch 1530 die Evangeliſchen den Gegnern in der Apologie der augsburgiſchen Confeſſion ins Angeſicht ſagen. Es lag daran, daß „das ganze Papſtthum die gemeinen Werke dieſes Lebens, welche Gott in den zehn Geboten gebeut, für ſo leichte Werke achtet, die man vollkommen erfüllen könne.“ Darum ließen ſie „die zehn Gebote fahren, wollten höher ſteigen, erdachten Räthe von ſonderlichen Werken, lobten die Einſiedler und Mönche“ u. ſ. f. Die Menge und Vielheit der kirchlichen Satzungen und Gebote verdunkelte das Einfache, das „eim Chriſten noth zu wiſſen,“ und ſchon wegen dieſer Verdunkelung war ein geſunder faßlicher Unterricht im letzteren unmöglich. Ein ſolcher Unterricht wäre aber auch den Anliegen der Geiſtlichkeit zuwider geweſen, weil ihr Anſehen und ihre ganze Stellung auf jenen Satzungen und Geboten ruhete, weil dieſelben zum großen Theile dem Evangelium widerſprachen oder doch darin nicht begründet waren und weil dies durch eine wahrhaft evangeliſche Unterweiſung hätte an den Tag kommen müſſen. Es konnte und durfte daher nicht anders ſein als es ſtand, daß, wie Luther ſagt, freilich die Worte vom Erlöſer an und für ſich geblieben, aber der rechte Sinn und Gebrauch gänzlich verloren waren. „Wir haben den Papſt und die todten Heilgen angebetet und uns an den Regeln und unſern Werken genügen laſſen. Ihr jetzo wiſſet nicht, was für ein Zuſtand unterm Papſtthume geweſen; die aber wiſſen es, die ſeine Tyrannei, wie ich, empfunden haben [1]).“

Dies Alles zeigt uns nochmals, daß er gegen das Echtchriſtliche nicht blind war, das in den religiöſen Zuſtänden, in welchen er aufwuchs, und in der Unterweiſung lag, die ihm zu Theil wurde. Indeß tritt daraus ſchon ein ziemlich trübes Bild von jenen und von der letzteren hervor und noch düſtrer und troſtloſer wird dieſes Bild nach dem ſogleich weiter Anzuführenden erſcheinen. Denn andre Aeußerungen von ihm ſollen uns

1) Auslegung der Geneſis zum 15. Verſe des 18. Kap. Walch I, 1776. Ausl. des Jeſaias zu Kap. 53. V. 4. Walch VI, 1079.

noch deutlicher ersehen lassen, wie er gleich Millionen vor und neben ihm in die Knechtschaft hineingerieth, von welcher wir ihn zuletzt sprechen hörten.

„Im Papstthum — sagt er in einer Predigt der Hauspostille, den Grund des Uebels richtig bezeichnend, mit einem tiefen Einblicke in die geschichtliche Entwickelung der Kirche und ihre Ergebnisse bei den Deutschen bis auf seine Zeit — im Papstthum sind die Leute so weit gebracht, daß sie wohl fühlten, sie dürften eine Hülfe wider die Sünde und Tod; aber da wußte niemand, wo man solche Hülfe sollte finden. Darum rufte dieser die Jungfrau Maria, jener St. Anna an; der that dies, jener ein anderes; aber es war nicht allein vergebens, sondern auch eine sträfliche, greuliche Abgötterei [1]." In einer andern Predigt der Hauspostille bezeichnet er den Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen so: „Ein Christ lebt nicht so roh und sicher dahin; er weiß, daß seine Natur und Neigung böse ist; derohalb hält er sich in guter Hut, und wo er Unrecht gethan hat, läßt er's ihm leid sein, gibt sich vor Gott schuldig und begehrt Gnade. Dagegen die Unchristen sind sicher, als hätten sie keine Sünde gethan, folgen immerdar ihrer Lust und Willen und fürchten sich nichts dabei; derohalb fragen sie nicht darnach, wie sie von Sünden ledig werden [2]." So weit hatte die Kirche die Nationen im Christenthume gefördert, daß ein tiefes, ein so tiefes, lebendiges Gefühl der Sündhaftigkeit in ihnen geweckt worden war, daß wir uns jetzt nur schwer hineinversetzen können, was wir aber doch nach Vermögen thun müssen, wenn wir die Zustände bis in Luther's Zeit, wenn wir ihn und seine innern Zustände recht verstehen wollen. Die Kirche, indem sie jenes Gefühl zu wecken und zu befriedigen getrachtet, wie sie mußte, war theils von einer überspannten und einseitigen Richtung der Empfindung und der christlichen Anschauung beherrscht gewesen, hatte es andrerseits selbstsüchtig ausgebeutet. Aus beiden Quellen stammten ihre Lehren und Mittel, die Gewissen stark anzuregen, zu schrecken und zu beschwichtigen, ihre Drohungen mit

1) Plochm. VI, 249.

2) Plochm. VI, 343.

Hölle und Fegfeuer, ihre Hinweisungen auf so viel Hülfen, durch die Heilgen, verdienstliche Werke u. s. f. Sie mußte bei rohen Nationen großen Nachdruck auf die Strenge des Gesetzes und des ewigen Richters legen, und ohnehin war sie selbst sammt ihrer Lehre von der längst eingetretenen Umwandlung des Evangeliums in ein Gesetzesthum beherrscht. Es kam im Uebermaß, wie es hiernach kommen mußte und wie Luther in oft wiederholten Aeußerungen diese Entwickelung bezeichnet. Die Vorhaltung des Gesetzes und des Zornes Gottes über die Sünder weckte das Gewissen, zu sehen, „daß es übel gethan, und zu fühlen, daß es müsse des ewigen Todes sein." War so den Leuten die Sündhaftigkeit zum Bewußtsein gekommen, fühlten sie, „wie sie mit Gott übel daran waren," so kam „die Plage der Gewissen," Sorge und Angst „der Sünde los zu werden und die Seele zu erlösen," daß sie „hin und her liefen, hier und da Hülfe suchten, Vieles thaten Gott zu bezahlen," wo dann abermals die Kirche hinzutrat, mit ihrer Lehre von Wallfahrten, Klöstern, Messen, Schenkungen an Kirche oder Geistlichkeit u. s. f. „immer mehr Werke, das Niemand zählen kann, erdachte," durch welche vermeintlich die Sünde zu tilgen und der Himmel zu verdienen war [1]).

So stand es, als Luther Kind war, und ich muß hier darauf zurückkommen. Denselben Gang wie die Nation nahm und ebensoweit brachte er es in seiner Kindheit und Jugend; wie auf die Nation, wirkte die Kirche auf ihn, und ungewöhnlich lebendig erfuhr er, lebte und fühlte er das Alles durch. Die leicht zu täuschende Arglosigkeit der Deutschen, ihre religiöse Hinneigung, der Ernst ihrer Gesinnung und ihre Gemüthsinnigkeit hatten zusammengewirkt, daß sie dem Christenthume und der Kirche sich unterwarfen und dienstbar wurden. Das Vorgeben, es werde ihr Seelenheil gemeint, die Wahrheit, das wahrhaft Göttliche, das in der That in der Lehre der Kirche lag, der „Schein" desselben hatte sie gewonnen und nicht leicht brachten es die „schwachen Gewissen" dahin, zu glauben, daß Betrug dahinter verborgen sei. So war es gerade bei Luther auch. Zu seinem religiösen Hange kam der Ernst, der für die

1) Kirchenpostille, Plochm. XIV, 212, 292.

verderbte Lehre durch den in ihr übrigen echten Gehalt gewonnen wurde, und jene gutmüthige Arglosigkeit hinzu, die neben einem so scharfen und gesunden Verstande in hohem Maße in ihm lag, und großentheils zunächst sein gänzliches Hingeben an die Kirche und deren Lehre, wie sie ihm geboten wurde, und späterhin noch Manches in seiner Handlungsweise und allein manche seiner auffallendsten Urtheile, Schritte und Uebereilungen erklärt. Als einst in seinen späteren Jahren gelehrte Freunde den Scharfblick priesen, womit er Künftiges von Bedeutung im Voraus erschaue, sagte er mit sehr richtiger Selbsterkenntniß, er sei gerade der allereinfältigste Mensch, der sich gar leicht täuschen und überreden lasse, sodaß er dem Eindrucke und Truge sich hingebe, wie die Nachtigall, als der einfältigste Vogel, am leichtesten sich fangen lasse. Niemand hat schärfer als er die Unvereinbarkeit der Gegensätze durchblickt, so bei den augsburger, den schmalkaldener Verhandlungen, und Niemand ist so oft als er in Täuschungen, den unbegreiflichsten, befangen gewesen, vornämlich wenn seine Gutmüthigkeit rege gemacht wurde. Er glaubte Leo X., Albrecht von Mainz, Heinrich VIII. gewinnen zu können. „Von Natur hatte der Doctor ein Mannesherz und muth, wiewol er der demüthigst Mann war, der seiner Leut gutem rath gern folget, wie er sich denn diß Jahr (1540) bereden ließ, daß er dem Agrikola nachgieng, Friede zu stiften." Zahllos waren seine Almosen, Liebesdienste, seine Verwendungen, oft für die Unwürdigsten. „Anfenglich hatten ihn auch viel Streicher und ausgeloffene Münche angesetzt, denen er Gewand zu Kleidern außnahm, wie er auch etwan gerne für die gefangene Diebe bat. Endlich bekannt er: ich meinet sie weren alle fromm die mich ansprachen und sich aufs Evangelion beriefen, aber böse Buben haben mich witzig gemacht. Einem Fische ist nirgend besser denn im Wasser und einem Diebe am Galgen." Er konnte die Juden nicht leiden, es wurden Juden angestiftet, ihn zu vergiften, und er nahm sie an seinen Tisch, wenn sie ihn zutraulich „ansprachen." Er warnt nach eingegangenen Meldungen von angeblich besessenen Personen vor Betrug. Man möge sorgfältig prüfen, damit es nicht gehe wie mit ihm selbst; er habe sich berücken lassen und seine Einfalt sei ihm dann hernach großer Schimpf gewesen. Jetzt sei er, wie das Sprüchwort

laute, ein gewitzigter Rupertus, nachdem er durch zahllose Listen, Ränke, Fündlein getäuscht worden. So möge man ihm glauben [1]). Nur aus dem Allen, wodurch seine Art und Anlage nach dieser Seite wenigstens andeutend bezeichnet wird, läßt es sich völlig erklären, daß er der Priesterlehre gerade in einem Punkte glaubte, wo ihr sein innerstes Gefühl zwar gewissermaßen entgegenkam, aber durch sie doch aufs tiefste verletzt wurde. Wir sind hier bei dem Entscheidendsten in dem ganzen religiösen Leben seiner Kindheit und Jugend angelangt, sofern das letztere durch die ihm zu Theil werdende Unterweisung bestimmt wurde. Es besteht in der Härte der religiösen Vorstellungen, womit er erfüllt und geschreckt wurde, und ihren Folgen für die Richtung seiner Frömmigkeit. Wir halten uns einige seiner vielfachen Aeußerungen darüber vor. Er kommt in fast allen seiner Schriften auf den Gegenstand.

„Ich wurde von Kindheit auf so gewöhnt, daß ich erblassen und erschrecken mußte, wenn ich den Namen Christi nur nennen hörte: denn ich war nicht anders unterrichtet, als daß ich ihn für einen gestrengen und zornigen Richter hielt. — Sonderlich habe ich den Schaden gelernet im Papstthume, da man mich nicht anders gelehret hat, denn daß Christus sei ein gestrenger Richter, welcher mich nach meinem Verdienst und Werken richten wolle. Darum bin ich es gewohnet, daß ich allezeit gedenke, wie ich viel guter Werke bringe, damit ich den Richter Christum versöhne. Ein menschlich Herz kann nicht bei sich beschließen, daß Christus mit seinem rechten Namen heiße: Große Freude [2])." Bei der Auslegung des 2. Psalms (1532) bemerkt er zum 11. Verse: Dienet dem Herrn mit Furcht und freuet euch mit Zittern; als Knabe sei er diesem Verse gram gewesen, denn er habe es nicht gern gehört, daß man sich vor Gott fürchten solle, und habe nicht gewußt, daß die Fröhlichkeit, die Hoffnung mit der Furcht verbunden sein solle, und daß Christus aus Liebe zur Menschheit in den Tod gegangen, sein heilig Werk

1) *Rebenstock* II, 23. Matheſius, 12. Predigt. De Wette IV, 646; V, 12.

2) Plochm. I, 261; V, 248, 336; XXIV, 347; XXV, 40, 42.

ihr schenkend und zu eigen gebend, während das ihre freilich bös sei; er habe die Freude nicht gekannt, die aus dem festen Glauben an die Versöhnung Gottes durch den Erlöser entspringe. „Schändlich sind wir im Papstthum verführt, ruft er an einer andern Stelle aus, denn man hat uns Christum nicht so freundlich vorgemalet, wie die lieben Propheten, Apostel und Christus selber thut, sondern man hat uns ihn so greulich gebildet, daß wir uns mehr vor ihm gefürchtet haben, denn vor Mose, auch nicht anders gemeynet, Mosis Lehre wäre viel leichter und freundlicher, denn Christi Lehre. Daher wußten wir nicht anders, Christus wäre ein zorniger Richter, dessen Zorn wir mit guten Werken und heiligem Leben versöhnen, und dessen Gnade wir durch Verdienst und Fürbitte der Heiligen erlangen müßten. Das heißt nicht allein schändlich gelogen, die armen Gewissen jämmerlich betrogen, sondern auch Gottes Gnade auf's höchste geschändet, Christi Tod, Auferstehung, Himmelfahrt, samt allen seinen unaussprechlichen Wohlthaten verleugnet, sein heiliges Evangelium gelästert und verdammt, den Glauben vertilget und an dieser statt eitel Greuel, Lügen, Irrthum und Gotteslästerung aufgerichtet. Ist das nicht Finsterniß, so weiß ich nicht, was Finsterniß ist. Noch hat es niemand können merken, sondern jedermann für die lautere Wahrheit gehalten [1])." Mit tiefer Wahrheit bemerkt er: „wenn man ihn dir predigt als einen Richter, und wie du viel gute Werke thun sollst, daß er sie dir belohne, und du nimmst es also an, so wird er dir gewiß ein Richter sein, und nicht ein Heiland. Wenn das Herz ihm einen zornigen Gott vorbildet, so folgt bald Abgötterei darauf, durch welche wir uns einen andern Gott vormalen, denn er selbst an seiner Natur und Wesen ist, und suchen, ihn zu versöhnen, Rath und Hülfe, die im göttlichen Wort verboten ist, und fallen gar in Verzweiflung [2])." Die bilden sich einen fremden Gott, die da glauben, er könne durch Werke versöhnt werden. Der Karthäuser bildet sich einen Gott, der in der Kutte einher-

---

1) Walch V, 254, 386.

2) Kirchenpostille, Plochm. XIV, 290. Auslegung des 2. Psalms zu Vers 10, Walch V, 849.

geht und sich mit einem Stricke umgürtet; denn er glaubt, Gott habe an so etwas Wohlgefallen. Die Wallfahrer bilden sich Gott als einen, der umherschweifet, weil sie glauben, daß er seine Lust an Wallfahrten habe. Also ist das ganze Papstthum nichts anders gewesen, denn ein Töpfer, der Götzen macht, Gott so viel Gestalten andichtend, wie die Poeten ihrem Proteus angedichtet haben [1])." Mit Entrüstung spricht er in der Auslegung des 110. Psalms zum 4. Verse (1539) davon, daß man vormals so gar nichts von Christi Priesterthume gelehrt, ja im Gegentheil ihn stets nur als einen schrecklichen Richter vorgehalten, seinen Zorn so ausgemalt und die Vorstellung davon so in die Gemüther hineingetrieben habe, daß die Leute vor dem Erlöser fliehen müssen, „daß ich und andere erschrecken mußten, wenn wir den Namen Christi hörten. Denn wir waren alle dahin gewiesen, daß wir müßten selbst genug thun für unsere Sünde, und Christus am Jüngsten Tage würde von uns Rechnung fordern, wie wir die Sünde gebüsset, und wie viel guter Werke wir gethan hätten. Und weil wir nimmer konnten genug büssen und Werke thun, es blieben gleichwol immerdar eitel Schrecken und Furcht vor seinem Zorn, wiesen sie uns weiter zu den Heiligen im Himmel, als die da sollten zwischen Christo und uns Mittler seyn: Lehreten uns die liebe Mutter Christi anruffen, und sie vermahnen der Brüste, die sie ihrem Sohne gegeben hat, daß sie wollte seinen Zorn über uns abbitten, und seine Gnade erlangen. Und wo unsere liebe Frau nicht genug war, nahmen wir zu Hülfe die Apostel und andere Heiligen, bis wir zuletzt kamen auf die Heilige, die man nicht weiß, ob sie heilig sind, ja der mehrere Theil nie gewesen sind, St. Anna, Barbara, St. Christoph, St. Georgen u. s. w. Die musste alle zu Fürbittern und Nothhelfern angeruffen werden: diesen richtete man Wallfahrt an, stifftete Messen und gab der Papst Ablass und Segen darzu [2])." Ebenso spricht er sich in der Auslegung der Genesis zum 18. Verse des 43. Kapitels über die falsche Furcht aus, die ihm eingetrieben worden, die sich auch vor

1) Kurze Auslegung des Jesaias zu Kap. 54. Vers 1, Walch VII, 1174.

2) Walch V, 1497.

einer Fliege, ja vor Gott selbst dann fürchte, wenn er den Menschen Gutes thue und sie schütze, über die Lehre, welche die Folge gehabt, daß ihn größrer Schrecken bei dem Gedanken an den Heiland gefaßt, denn wo des Teufels gedacht sei, und über die Folge, daß er sich bereden lassen, dem letztern könne man auf manchfache Weise leicht entfliehen, aber Christus werde richten und verdammen, wer nicht Alles aufböte, ihn zu versöhnen, nicht insbesondere seine Zuflucht zur heiligen Jungfrau nehme. Aehnlich in der Auslegung des 14. 15. und 16. Kapitels des Evangeliums Johannis (zum 10. Verse des 16. und zum 10. Verse des 14. Kapitels) von Christo, daß man sich sein trösten mögen, sei nichts gelehrt, sondern derselbe zum schrecklichen Richter gemacht und sodann Jedermann auf die Heilgen und sich selbst, Genugthuung durch eigene Werke, zumal eine sonderliche, selbsterwählte Heiligkeit gewiesen, die man im Mönchsstande zu suchen habe, als der allein zum Himmel helfe und wogegen die weltlichen Stände für nichts gegolten, sodaß das rechte Licht und die Ehre der Christenheit verdunkelt und mit Füßen getreten sei: so sehr habe das Alles die Welt erfüllt. „Das sind meine Gedanken im Papstthume auch gewesen," sagt er in der Auslegung des 6. 7. und 8. Kapitels des Evangeliums Johannis (zum 14. Verse des 8. Kapitels), und da sei er denn Christo herzlich feind geworden und hätte gern gesehen, daß der Heiland vor allen Teufeln hinweggewesen wäre, wie ihn denn Jedermann geflohen. Denn „diese Predigt hatten wir und die Zuhörer hörtens gerne; ward also Christus unser Richter, der am jüngsten Tage richten werde, vor dem man floh, und daher alle Klöster, Orden und Werke, daß man ihn versöhnte" [1]).

Diese Vorstellungen drangen von allen Seiten auf ihn ein, fast das ganze kirchliche Wesen war danach angethan sie zu befestigen und ihren Eindruck zu verstärken. Der gesammte Kultus wirkte dahin, wenigstens von der einen Seite. Wir werden auf ihn zurückkommen müssen, doch sind schon hier ein paar Worte über die Einwirkungen zu sagen, die er auf Luther üben mußte. Die Kirche hatte sehr wichtige Zwecke dadurch zu erreichen gesucht, daß sie allgemein die lateinische Sprache in den Gottesdienst ein-

1) Walch VIII, 551, 105; VII, 2425.

geführt. Ohne Frage aber mußte der letztere eben dadurch unmittelbar am Belehrenden für das Volk verlieren, das hinsichtlich der religiösen Unterweisung auf ihn fast allein beschränkt war, nur einen so dürftigen Jugendunterricht erhielt und so wenig las, sei es aus Mangel an Büchern oder Kunde des Lesens. Die Predigt war durch die zum Mittelpunkte des Ganzen und zur Hauptsache erhobene Messe zurückgedrängt. Die Erhebung des Lateinischen zur allgemeinen Kirchensprache war eine tiefe Verletzung des angeborenen Menschenrechts auf eine wahrhafte Befriedigung des religiösen Bedürfnisses, d. h. durch einen Kultus in der Herzens- also der Landessprache, ein arger Raub am Menschheitlichen wie an den Volksthümlichkeiten gewesen und hatte wesentlich beigetragen, daß der die Frömmigkeit zu wecken und zu nähren bestimmte Gottesdienst und nach ihm die auf dem innerlichsten Verhältnisse des Menschen zu Gott beruhende Frömmigkeit fast gänzlich veräußerlicht war. Der in einen Mechanism verwandelte Kultus mußte den Ungelehrten zum allergrößesten Theile unverständlich bleiben, konnte nur unklare Andachtsgefühle erregen oder unterhalten, war ausnehmend geeignet mit Andachtsschauern zu erfüllen, die von asketischen oder jenen harten und schreckhaften Vorstellungen ausgehende düstre Stimmung zu verstärken und zu beleben, und nach einem verdumpfenden Unterrichte abermals zu verdumpfen, indem er dem Denken zu wenig und der Empfindung und Einbildungskraft zu viel Raum und Anregung gab. Luther rühmte wiederholt, daß doch gute Lieder und von der Schrift wenigstens die Sonn- und Festtagsevangelien in den Landessprachen erhalten gewesen wären. Allein wie wenig war das und welch einen Mangel setzt ein solches Lob voraus.

Löblicherweise ließ die Kirche auch die Kunst dem Kultus dienen, der nun aber auch von dieser Seite verwirrend und peinigend auf ihn einwirkte; denn auch die Kunst half mit, die ihn so sehr niederdrückenden und ängstigenden Vorstellungen zu befestigen. „Ich hatte," sagt er in der Vermahnung an die Geistlichen in Augsburg, auch auf die nothwendige Folge davon hinweisend, „kein andres Erkenntniß von Christo, denn daß ich ihn mit meinen Gedanken satzte auf einen Regenbogen, und hielt ihn für einen gestrengen Richter. Weil nun kein recht Erkenntniß Christi

da war, so fielen wir dahin von Christo auf die Heiligen, dieselben riefen wir an, daß sie sollten unsere Patronen und Mittler sein. Sonderlich aber hatten wir Zuflucht zu Maria, dieselbe beteten wir an und sprachen: O du heilige Jungfrau Maria, zeige deinem Sohne Jesu Christo deine Brüste und erwirb mir bei ihm Gnade." Der heilige Bernhard hatte die sehr beliebte Vorstellung in Umlauf gebracht, daß der Sohn, wenn dies geschehe, der Mutter nichts versagen könne. Ebenso beliebt waren die bildlichen Darstellungen des Erlösers als Richter auf dem Regenbogen oder, indem er zum Gerichte komme, mit Schwert und Ruthe im Munde, „welches beides Zorn bedeute." So habe man ihn — in mehren Predigten der Hauspostille und sonst kommt Luther darauf — allenthalben gemalt, um durch Veranschaulichung seines Zorns darauf hinzuleiten, daß der letztre durch „Werke" der Gläubigen gestillt werden müsse, wenn sie nicht verdammt sein wollten, „bis denn die Leute auch endlich liefen in die Klöster zu den Mönchen, daß dieselben sollten für sie beten, und gingen wallfahrten hin und wieder zu den Heiligen, Gnad und Ablaß zu erlangen" [1]).

Er hatte jene harten Vorstellungen vom Erlöser längst aufgegeben, entgegengesetzte entschieden sich angeeignet, innigst und lange deren wohlthuende, tröstende und erfreuende Kraft empfunden und konnte fort und fort der erstern und ihrer Eindrücke nicht ledig werden. Sie folgten ihm wie Gespenster auf Schritt und Tritt, wichen nicht von ihm, hielten ihn fest; er vergleicht sie mit den Furien des Orestes. Nie verließ ihn das durch sie übermäßig geschärfte Sündhaftigkeitsgefühl. „Obwol wir das Vertrauen auf die Werke und den Aberglauben verwerfen, sagt er in der kurzen Auslegung des Jesaias (zum 1. Verse des 54. Kapitels), können wir es dennoch nicht gänzlich aus unsern Herzen bringen, denn es ist gleichsam eine dem Fleisch angeborne Seuche, die den Geist weit heftiger plagt, als eine böse Lust das Fleisch. Und hinzu kommen noch Unterweisung und Gewohnheit, daß wir zum Aberglauben nicht allein geboren, sondern untern Papstthum dazu bereitet und ange-

1) Plochm. 1, 123.

wiesen sind [1])." Noch in der Auslegung der Genesis, einem seiner allerletzten Werke, spricht er, der so Glaubenskräftige, dessen Glaubensstärke und Sicherheit so viel erprobt war, an vielen Stellen [2]) von seinem häufigen Zittern und Erschrecken vor Gottes Zorne, der Schuld der Schwachheit bei sich und der Sünde, die noch ein Ueberbleibsel der verderbten Natur, ein Gebrechen sei, das er aber im Papstthume durch Lehre und Gewöhnung zu zittern und vor Christo zu fliehen vergrößert habe. Noch jetzt sei es ihm schwer, die päpstliche Lehre gänzlich hinwegzuwerfen, sich der Glaubensschwäche zu entäußern, in welcher er noch immer Scheu trage, zu Christo aufzuschauen, noch immer vermöge er nur schwächlich der Erlösung zu gedenken und der Zukunft des Erlösers zu begehren; gar zu tief hafteten die Eindrücke in ihm, welche die Lehre in ihm zurückgelassen, die ihm in der Kindheit und Jugend geworden. „Ich fühle noch täglich," sagt er an einer andern Stelle, „daß mir's fehlet an Gottesfurcht, am Glauben; ich liebe Gott nicht von ganzem Herzen und meinen Nächsten nicht als mich selbst, bin also voller Sünde, und soll dennoch glauben, daß keine Sünde da sei. Da muß ich bekennen, daß mir's schwer sei, diesen Artikel (von der Vergebung der Sünde) zu glauben. Denn ich bin von Natur also gesinnet, so bin ich auch im Papstthume also gewöhnet, daß ich gern wollte fasten, wachen, beten, Wallfahrt gehen, gute Werke thun, damit ich meine Sünde bezahlete."

In demselben Sinne äußert er sich in Predigten der Hauspostille. Er habe es erfahren, in solcher Verführung gesteckt, daß Niemand ohne Mittler zu Christo gehen wollen, weil Christus zum grausamen Richter gemacht sei, die Heiligen gnädiger und geneigter denn Gott selbst dargestellt wären. „Wenn man nun Christum also einbildet, daß er ein Richter alleine sei, den fürchte ich denn; so folget denn bald daraus, daß ich ihm fremde werde, und werde auch furchtsam vor Gott und hasse auch den: so ist denn das Herz voll Gift und Gotteslästerung." Nur die Predigt von Christo tröste die Gewissen. „Dagegen alle andere

1) Walch VI, 1174.

2) Zu Kap. 43. V. 15—17. Kap. 49. V. 11.

Predigten, vom Gesetz, guten Werken, heiligen Leben, von Gott oder Menschengeboten, in Noth und Tod nicht vermögen, den Menschen zu trösten, sondern nur blöde zu machen, zu schrecken. Denn Gott selbst, wenn man außer Christo mit ihm will handeln, ist er ein schrecklicher Gott, da man keinen Trost, sondern eitel Zorn und Ungnade an findet. Alle unsere Anfechtung, Kümmerniß und Sorge ist, weil wir der Sünden nicht leugnen können, daß wir uns vor Gott müssen fürchten, wenn wir heute oder morgen sterben sollen, er werde mit uns nach unserm Verdienst umgehen und uns um der Sünden willen verdammen. Daß er gnädig seyn, Sünde vergeben und uns so gar lauter umsonst wolle selig machen, können wir nicht glauben. Was sind aber solche Gedanken im Grunde anders, denn als wäre Gott ein unleutseliger Gott, ein ernster Richter, der nichts übersehen, sondern die Schärfe gehen lassen und brauchen wollte? Also urtheilen unsere Herzen von Gott, sind derohalben ängstig, fallen in Verzweiflung, wissen weder Rath noch Hülfe zu bestehen vor Gottes Gericht." Darauf nach einer Schilderung des gütigen Gottes: „Derohalben können wir Gott keine höhere Unehre anlegen, denn so wir von ihm wollten denken, weil wir Sünder sind, daß er darum uns feind sein und in Sünden wollte verderben lassen. Und wir fühlen doch, wie solches so sehr und tief in unsere Herzen ist eingewurzelt; sonst würden wir mehr Muths und ein fröhlicher Herz haben, und nicht so zagen und furchtsam seyn [1])."

Diese unabsichtlichen Selbstbekenntnisse aus viel späteren Jahren, als er längst aus dem nebelhaften Kreise der beengenden und verdüsternden religiösen Anschauungen seiner Kindheit und Jugend auf die lichte Höhe eines hellen, stärkenden Glaubens herausgetreten war — deutlich zeugen sie davon, wie gänzlich jene Anschauungen mit seinem innersten Wesen verwachsen waren, mit welcher Gewalt sie seine kindliche Seele gefangen nahmen, sein Geistesleben, Selbstbewußtsein, Gemüth und Herz so bestimmten, daß sie Entzweiung darin begründeten, statt der Versöhnung, worauf es bei aller Religion und Frömmigkeit vor-

1) Plochm. XII, 315; XV, 350; IV, 55; II, 115 ff. Andere Stellen: Plochm. IV, 75, 82, 263, 322, 333.

nämlich ankommt, wenn diese auch von der Anerkennung des unendlichen Abstands des Geschöpfes vom Schöpfer und der Verschuldung des menschlichen Geschlechtes durch die Sünde ausgehen muß, damit das Verlangen nach der Erlösung erwache und diese geschehe. So wenig gelang es ihm, sich von jenen Eindrücken völlig frei zu machen, daß sie lebenslang, oft ihm selber unbewußt, in ihm fortwirkten.

Man wird von selbst denken, daß auch die Predigten das Ihrige und recht viel dazu thaten, jene Vorstellungen ihm einzuprägen. Sie bildeten ohne Zweifel einen nicht geringen Theil seiner religiösen Unterweisung und wir müssen doch noch besonders von ihnen sprechen, obwol schon Einiges über sie vorgekommen ist. Wir wollen ihn selbst noch weiter darüber hören, wobei denn zugleich manches andre zum kirchlichen Wesen und Unwesen gehörende zur Sprache kommen wird. „Die Münch, sagt er, predigten täglich ihre neue Gesicht, Träume und Gedanken, neue Wunder und Exempel, und deß auch keine Maaße. Es war schier kein Münch, wenn er zwei oder drei Jahr ein Prediger gewest war, so macht er ein neu Sermonbuch; das mußte denn eine Zeitlang den Predigerstuel regieren, und war die Welt solcher Bücher voll, und war doch nichts darinnen von Christo und dem Glauben, sondern alles von unseren Werken, Verdienst und Andacht, mit viel falschen, schändlichen Exempeln. Wenn sie aber ihrer Bestes darinn thäten, so war es von den Heiligen anzurufen, und ihrs Ordens ja nicht vergessen, bis daß sie das heilige, edle Mensch, die Jungfrau Maria, aller Welt furbildeten als eine Mittlerin der armen Sunder, auch gegen ihren Sohn Christo selbs. Denn wir wissen alle mit einander und ich bin sowol darinnen gesteckt, als alle ander, daß wir Mariam schlecht an Christus Statt und Ampt zu halten gelehrt waren, hielten Christum fur unsern zornigen Richter, und Maria fur unsern Gnadenstuel, dahin all unser Trost und Zuflucht stund, so wir anders nicht verzweifeln wollten. War das nicht eine greuliche Neuigkeit? Wo waren hie Bischoffe, die Christo sein Ampt nahmen, und gabens Maria? die uns lehreten von Christo fliehen, und uns für ihm fürchten, als für dem Stockmeister, und unser Zuversicht, die wir ihm schuldig sind als den rechten Gottesdienst, anderswohin kehren; eitel Abgötterei haben

wir von den Verräthern gelernt [1]). Keinem Mönche träumte etwas, so mußte es auf die Kanzel und ein sonderlicher Gottesdienst draus werden und war keine Lüge so schändlich, die man nicht angenommen hätte, war sie nur auf den Predigtstuhl gebracht: bis zuletzt so weit ist kommen, daß man nicht allein Christum verloren hat, sondern Gott dazu, daß sie selbst schier keinen Artikel des Glaubens mehr glaubten, daß ich dürfte sagen, daß in hundert Jahren wenig Päpste gewesen sind, die nur einen einzigen geglaubt haben [2]). Wo willt du die greulichen Abgöttereien hin tragen, da sie nicht gnug dran gehabt, die Heiligen zu ehren und Gott in ihn loben, sondern eitel Götter draus gemacht haben, und das edle Kind, die Mutter Maria, schlecht an Christus Statt gesetzt, und Christum zum Richter erdichtet und den elenden Gewissen einen Tyrannen furgebildet, daß alle Zuversicht und Trost von Christo genommen, und auf Maria gewendet ist, darnach ein Iglicher zu seinem Heiligen von Christo sich gewendet hat. Kann dieß jemand leugnen? Ist's nicht wahr? Haben wir's nicht allzumal versucht und erfahren leider? Sind nicht, sonderlich der schäbichten Barfußer und Predigermünch Bücher furhanden, solcher Abgötterei durchaus voll, als, die Marialia, Stellaria, Rosaria, Coronaria, und ganz eitel Diabolaria und Satanaria? Und daß wir auch ein Exempel sagen, will ich aus so viel tausend Exempeln itzt das erzählen, das in einem Marial stehet, wie man soll die Jungfrau Maria ehren mit Opfern. Es war ein Ströter oder Straßenräuber, der thät sein ganzes Leben nichts Guts, ohn daß er einsmals ohngefähr in eine Kirchen kam, auf unser Frauen Lichtmesse, und sahe, wie die Leute Pfennige und Kerzen auf dem Altar opferten. Da opferte er auch also. Darnach ward er gegriffen und erhenkt. Da wollten die Teufel seine Seele zur Höllen führen, aber ein guter Engel widerstund ihn, und sprache: Warumb führet ihr Teufel den weg, so ihr doch nichts an ihm habt?

---

1) Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe (1522). Plochm. XXIV, 346.

2) Auslegung des 5. 6. und 7. Kapitels des Matthäusevangeliums, Walch VII, 613.

Sie antworteten: er hat viel Böses und nie kein Guts gethan. Da zogen sie mit einander fur Gottes Gericht. Die Teufel verklagten den Ströter, daß er kein Guts gethan; aber der gute Engel bracht herfür den Pfennig mit dem Kreuz geprägt, sampt der Kerzen auf dem Altar geopfert. Da gab der Richter das Urtheil: der Ströter sollt sich wehren wider den Teufel, und der Engel gab ihm den Rath, er sollt den Pfennig in die linke Hand fassen, fur einen Schild, und die Kerzen in die rechte Hand, fur ein Schwert oder Spieß, und wider die Teufel streiten und eitel Kreuzschläge thun; das thät er, und vertrieb die Teufel. Da kam die Seele wieder zum Leibe, und ward vom Galgen genommen, und bracht sein Leben wohl zu. Haec ille. Wer künnt's erdenken, wenn's nicht wahr wäre? Solcher schändlicher Lügenfabel haben die Münch und Pfaffen so viel Bücher voll geklickt, daß sie die Christenheit wie mit einer Sündfluth uberschütt haben [1]).“

So waren die religiösen Volksbücher, die Predigten, der ganze Kultus und was damit zusammenhing in Luther's Kinderzeit. Zumal die Barfüßermönche „betrogen das Volk, sogen es unsäglich aus mit ihren Lügen. Mit ihren Rosenkränzen und zehn Paternostern standen sie an allen Thüren, und das Volk hatte Lust dazu, nahm solch Ding an mit großer Begier und gab mit beiden Händen,“ sagt er in der Auslegung der Genesis (zum 7. Verse des 49. Kapitels). Nach seinen Erinnerungen und Eindrücken gaben sich die Prediger, „sonderlich die Mönche, allein darauf, wie sie es kläglich machen und die Leute zum Mitleiden und Weinen bewegen könnten. Wer solches wohl konnte, den hielte man für den besten Passionsprediger. Derohalb höret man in solchen Predigten nichts anders, denn ein Judengeschelte, auf der Juden verstockte Bosheit, und von den Schwertern, die der heiligen Jungfrau Maria durchs Herz gedrungen wären, und wie sie geweinet und kläglich von ihrem Sohne geschieden und anders dergleichen gethan hatte, damit sie zubrachten schier das ganze oder doch das beste Theil ihrer Predigten, die sich erstreckten bis in die siebte, achte, auch neunte Stunde, sodaß, blieb etwas übrig von der evangelischen Geschichte, doch nichts übrig

1) Warnung an seine lieben Deutschen, Plochm. XXV, 40 ff.

blieb von der evangelischen Einfalt, die allein den Glauben nährt und erhält [1])." Die Worte, Christus sei das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trage und wegnehme, habe man wol auch geführt; daneben aber sei aller Gottesdienst darauf gegangen, als trüge ein jeder Christ seine Sünde noch und müsse selbst dafür genug thun. „Warum hat man sonst so streng, sonderlich die Passionszeit über, mit vielen schweren Werken, Fasten, Kasteyen, etliche auch bis auf's Blut, sich gemartert? Warum hat man sich mit der Beichte so geängstet? Warum ist man Tag und Nacht in der Kirche gesteckt, gesungen, gebetet, so man nicht dadurch hat Vergebung der Sünden gehoffet und gesucht [2])." Nichts als „Schreckpredigten" wären die Predigten im Papstthume gewesen. Unverschämt sei gepredigt: o du heilige Jungfrau Maria, du hast mehr gelitten, denn du schuldig bist gewest; dein übriges Leiden und Verdienst komme mir zu Hülfe und Trost, u. s. f. „Solche greuliche schreckliche Predigten haben wir gehabt unter dem Papstthum. Man hat wol das Leiden Christi auch geprediget; aber man hat es gar nicht unterschieden von dem Leiden der andern Heiligen, das ist, man hat das Leiden Christi nicht also behandelt, daß man angezeigt hätte, wie uns damit gedienet ist, und wie wir desselben genießen sollen. Ja man hat vielmehr das Widerspiel getrieben, und die Leute dahin gewiesen, wie sie sich der Heiligen Leiden sollen theilhaftig machen. Ob man schon geprediget hat, Christus habe gelitten; so hat man doch die Frucht und den Nutz solches Leidens nicht allein verschwiegen, sondern auch verkehret." So habe man im Papstthume die biblischen Historien, soweit sie in den Sonntags-Evangelien enthalten, recht und gut, doch ohne Frucht, eben als wären es Geschichten von Dieterich von Bern, „die man höret und lehret, aber man hat nicht mehr davon denn das Wissen [3])." Hätte man den Text des Evangeliums in den Landessprachen frei predigen lassen müssen, so hätte man doch auch dawider gestürmet mit aller Macht. „Denn nach dem

1) Hauspostille, Plochm. III, 6.

2) Das. 8. Auslegung der ersten 22 Psalmen zu Ps. 22, V. 19.

3) Hauspostille, Plochm. III, 189, 360.

Text des Evangelii fuhren sie dahin ins Schlauraffenland; einer predigt aus Aristotele und den heidnischen Büchern, der ander aus dem Decret, ein ander bracht Fragen aus Sanct Thomas und Scholasten, ein ander predigt von Heiligen, ein ander von seinem heiligen Orden, ein ander von blau Enten, ein ander von Hühnermilch. Wer kann es alles erzählen, das Unziefer? Summa, das war die Kunst, daß ja keiner bei dem Text bliebe, damit das Volk hätte mügen das Evangelion behalten, den Glauben, zehen Gebot, Vater unser, und seines Standes Werke lernen, das mußte alles geschwiegen sein; sondern die Leute mußt man durch solche Gauckelpredigt auf eigen Werk und Verdienst weisen, und Christum in ihrem Herzen (so aus dem Text des Evangelii kaum gefasset) ersticken und vergraben [1]).“

In der That wurde die Schrift in den Predigten durchgängig so sehr vernachlässigt, daß man, und zwar großentheils gerade auch an den aufgeklärtesten Orten, nicht nach biblischen Texten, sondern nach Stellen aus Aristoteles, Plato, Seneca und andern Klassikern predigte, aus ihnen die Beweise, aus der griechischen und römischen Mythologie die Erläuterungen hernahm. Jene Texte hießen „Authoritäten des Aristoteles (oder aus welches Klassikers Werken sie ausgezogen waren) den Predigern als Themata in ihren Predigten zu dienen;“ sie wurden oft gedruckt, und eben auch in Luther's Knabenzeit [2]). Da habe man die Pfaffen geehrt, kein Laie ihnen ein Haar krümmen dürfen, Jedermann Bann und Interdikt über sich ergehen lassen müssen, sagt er in der Auslegung des 14. 15. und 16. Kapitels des Evangeliums Johannis (zum 18. Verse des 15. Kapitels) und doch wäre nicht einer darunter gewesen, der etwas gesagt hätte von Christo und rechtem Trost der Gewissen; ja schier eine Schande sei es gewesen, ausgenommen in der Passionszeit oder im Text des Evangelii, den Namen Jesus auf der Kanzel zu nennen, nur Aristoteles und Heiligenlegenden wären gehört worden [3]). „Darum lernet, ihr lieben Kinder, ruft er in einer Predigt aus, weil ihr höret Christi Stimme schal-

1) Von der Winkelmesse, Plochm. XXXI, 351.
2) Ruhkopf a. a. O. 295.
3) Walch VIII, 424.

len. Wir haben vor wenig Jahren nichts davon gewußt, da war der Himmel zu, und mußten ins Teufels Namen hören, was die Mönche predigten vom Fegfeuer, von Poltergeistern und andern Lügen [1]," während durch die herrschende Lehre alle wahrhaft gute, von Gott geordnete Werke, Oberherr, Unterthan, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Knecht, Magd, weltlich Wesen, fährlicher Stand, verloren Werk geheißen, während nirgend das Evangelium so gepredigt sei, daß es zu Trost den Gewissen, zum Glauben und Trauen auf Christum gezogen worden, sodaß die Welt im Evangelio und doch ohne Evangelion gewesen sei. Allein mit diesem würden „die Gottesdienst in Stiften und Klöstern und Ablaß nicht aufkommen und dem großen Gott, Bauch, nicht so viel zugegangen sein." Er zählt weiterhin auf, was nächst dem Ablaß ähnliches Unevangelisches in Uebung und Brauch gestanden, und bricht um „der Kürze" willen und weil es doch niemand Alles zu erzählen wisse, ab, nachdem er 114 Nummern aufgeführt, darunter Bann, Fegfeuer, Seelbad, Dienst der Heiligen, „der etliche nie geborn," Brüderschaften, „unzählig," Bilderweihen, Glockentaufen, „mit 200 Gevattern an einem Strick," Platten, Kaseln u. s. f. „und das alles über die Nothdurft, allein als ein sonderlichen Gottesdienst, wider den Glauben," Hungertuch, Bilde verhüllen, Fasten halten, „ausgenommen die Pfaffen," Beichtmarter, Palmen schießen, Zwingen zu Beicht und Sacrament, Kreuz begraben und aus dem Grabe heben, Feuerweihen, Kreuzwochen-Processionen, „gut zu aller Unzucht," Himmelfahrt zur Nonne, Apparuit und Spiel, Johannes Trunk, St. Agatha-Licht u. s. w. [2]).

Aberglaube, Geistes- und Gewissenszwang.

Das zuletzt Angeführte leitet zunächst auf einen naheliegenden Gegenstand, der hier nicht übergangen werden darf: den herrschenden Aberglauben. Das ganze kirchliche Wesen, die re-

1) Plochm. I, 340.

2) Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg versammelt, Plochm. XXIV, 342, 373 ff.

ligiösen Vorstellungen waren an sich selbst voll davon, andrerseits hing er damit zum großen Theile zusammen. Meisthin pflegte ihn die Geistlichkeit oder that doch nichts zur Volksaufklärung. Sie war selbst von ihm beherrscht, nur Einzelne in ihrem Kreise erhoben sich in einigem Maße über die Denkart der Zeit, welche überhaupt geradezu als abergläubisch bezeichnet werden muß. Manche heller Denkende behielten ihre bessern Erkenntnisse aus Selbstsucht für sich, denn durch Verbreitung derselben hätten nicht wenige, mit der kirchlichen Lehre und Praxis zusammenhängende Vorstellungen, nicht wenige klerikalische Vortheile aufhören müssen; Andre schwiegen oder bekämpften die in den Köpfen festgewurzelte Finsterniß nur mit langsamem geringem Erfolge, da sie den Volksfanatism, den gefahrbringenden Verdacht der Ketzerei zu fürchten hatten. Sehr Viele sahen den Volksaberglauben gern oder leisteten ihm aufs beflissenste Vorschub. Je mehr Glaube an wunderthätige Marienbilder und Aehnliches, wie er recht im Schwange war, desto mehr Wallfahrer, desto reichlichere Opfer. Das Christenthum fand überall Aberglauben vor und konnte für sich allein nicht im Stande sein, ihn rasch und völlig auszutilgen. Dazu kam, daß schon in den ersten christlichen Jahrhunderten große, und dann in den nachfolgenden noch größere Massen von Heiden frei- oder unfreiwillig in die Kirche aufgenommen waren, die ihren Aberglauben in dieselbe mit hineinbrachten, ihn darin fortpflanzten, weil sie durch das christliche Bekenntniß am Geiste wenig gefördert wurden. Mit ihrer Aufnahme drangen eine Menge heidnischer Gebräuche in den Kultus ein, und um so fester hafteten nun die sich daran knüpfenden abergläubischen Vorstellungen. Die Kirche, wie der Kardinal und Geschichtschreiber derselben, Baronius, bemerkt, wandelte viele aus dem Heidenthum stammende Gebräuche zu ihren Diensten um. Es war ein natürlich sich darbietendes, oft nothwendiges und heilsames Mittel der Christianisirung roher Völkerschaften, in ihre religiösen Gebräuche und Vorstellungen die christlichen Begriffe hineinzulegen, sie von innen heraus umzuwandeln. Indeß war der Nachtheil damit verbunden, daß die letzteren sammt dem christlichen Kultus verunreinigt wurden, daß eine trübe Mischung heidnischer und christlicher Denkart und kirchlicher Gebräuche entstand, viel Heid-

nisches als Aberglaube zurückblieb und um so hartnäckiger und länger festgehalten wurde, weil die Bekehrung meisthin so oberflächlich und bisweilen zwangsweis vor sich gegangen war und das Christenthum Zustände brachte, mit welchen die Bekehrten sich nicht immer so bald befreundeten. So kam griechisches und römisches Heidenthum mit dem römischen Christenthume zu den Deutschen, von denen gleichfalls heidnische Vorstellungen und Gebräuche in das Christen- und Kirchenthum eindrangen oder neben demselben sich erhielten. Sie zählten in dem Verzeichniß der Sünden, die vor der Beichte abgefragt werden sollten. Die Kirche bemühete sich nachdrücklich und anhaltend sie auszurotten, doch nur mit allmäligem Erfolge. Weil sie an Christliches sich anhefteten, die Kirche andern Aberglauben und Blindgläubigkeit förderte, so wurden sie durch die Jahrhunderte von einem Geschlechte dem anderen überliefert. Dies war ziemlich allgemein, z. B. bei den Ostergebräuchen der Fall, deren einige Luther in jenem Verzeichniß von hundertvierzehn Nummern erwähnt. Cölius, in der Leichenpredigt, die er Luther hielt, erwähnt, daß man bis vor nicht gar langer Zeit im Mansfeldischen den Weidenstock und den guten Lutzen angerufen habe. Noch im Jahre 1462 ereiferte sich der Bischof von Halberstadt als geistliches Haupt der Grafschaft über den heidnischen Greuel der Verehrung des „guten Lubben" zu Schochwitz und verfügte eine Untersuchung; jedenfalls ein Beweis, daß noch alt-wendische oder sächsische Gebräuche sich erhalten hatten, wenn man auch neuerdings zu weit ging, indem man behauptete, noch im 13. Jahrhundert wären in Eisleben und der Umgegend Heiden bekehrt, und bis in die zweite Hälfte des 15., wo der Kirchenbau erst begonnen, nur kleine Kapellen vorhanden gewesen: auf einer so tiefen Stufe der kirchlichen Entwickelung habe damals noch die Grafschaft Mansfeld gestanden [1]).

Allein was übrig bleibt, deutet jedenfalls auf die eingetretene Mischung von Heidnischem mit dem Christlichen hin. Auch

---

1) Gfrörer, Allg. Kirchengesch. II, 2. Förstemann, Neue Mittheilungen aus d. Gebiete historisch-antiquarischer Forschung, Bd. 3. über die Verehrung des guten Lubben, von Wiggert; Bd. 6. Heft 1. Wie spät wurde im Mansfeldischen das Christenthum allgemein?

Luther spricht davon; z. B. sagt er in den Tischreden: „Der Ornat, Schmuck und Kleidung, so man bei der Messe mit andern Ceremonien im Papstthum braucht, ist genommen zum Theil von den Heyden. Denn da die Pfaffen sahen, daß das Volk durch öffentliche Spectakel auf den Markt oder Spielhäuser gezogen ward, und Lust dazu hatte, und die Kirchen dadurch wüste und leer blieben, wurden sie bewegt und verursacht, in der Kirchen auch solche Spectakel und Gaukelspiel anzurichten und einzusetzen, dadurch die Kinder und ungelehrte Leute bewegt und gereizt würden, desto lieber in die Kirche zu gehen, und solchem Gaukelspiel und Narrenwerk zuzusehen. Man sehe nur an, was sie am Osterabend für Kinderspiel und Gepräng getrieben haben. Das gefiel jedermann wohl, und wäre auch eins Theils fein, wenn nicht der Aberglaube wäre dazu kommen [1])." Doch auch minder günstig äußert er sich darüber. So in einer Predigt der Hauspostille über das Kerzentragen bei der Processíon am Tage der Reinigung Mariä. „Fragst du, wo doch solche Weise und Gottesdienst herkomme? so antworten sie, die Papisten, es sey ein heidnischer Brauch gewesen, daß man mit brennenden Kerzen den ersten Tag des Hornungs sey in den Städten und Dörfern umgelaufen; das habe der Papst Sergius geändert und zum rechten Gottesdienst geordnet. Wie dünket dich aber von diesem Papst und allen Papisten, daß sie von den Heyden lernen, wie und was für Gottesdienst man in der christlichen Kirchen soll anrichten? Solche Blindheit ist eitel verdienter Lohn, und kommt daher, daß man diese herrliche Predigt von dem Kindlein Jesu hat lassen liegen, und nichts darnach gefragt [2])."

In finsterm, nur von wenigen Lichtblicken erhelltem Aberglauben, wuchs er auf, und der Aberglaube, was man nicht vergessen darf, pflegt im niederen Volke, an entlegenen Orten, in Berglanden am grassesten zu sein, am zähesten zu haften. „Im Bergwerk veriret und betreuget der Teufel die Leute, macht ihnen ein Gespenst und Geplerr vor die Augen, daß sie nicht anders wähnen als sehen sie einen großen Haufen Erzes und

1) Walch XXII, 1515.

2) Plochm. II, 120.

gediegen Silber, da es doch nichts ist. Denn kann er die Leute über der Erden, unter der Sonnen, beim hellen lichten Tage bezaubern und bethören, daß sie ein Ding anders ansehen und halten, denn es an ihm selber ist, so kann ers sonderlich im Bergwerk thun, da die Leute oft betrogen werden [1]).“

Wir werden in einem späteren Abschnitte auf den Aberglauben der Zeit zurückkommen müssen, und dann sehen, wiefern Luther in einem bestimmten Lebensabschnitte von ihm beherrscht wurde oder sich frei gemacht hatte. Hier nur ein paar kurze Bemerkungen und Anführungen. Es ist schon wahrhaft erstaunlich, welche Masse von Aberglauben zu seiner Kenntniß gelangte. Ohne Zweifel geschah es zum großen Theile bereits in seiner Kindheit. Man kann denken, daß Margarethe Luther nicht eben aufgeklärter war als andre Frauen ihrer Zeit und ihres geringen Standes. Einzelne Nachrichten davon haben sich erhalten. Als Luther einst zu den Hausfreunden viel von Zauberei, Herzgespann u. dergl. sprach, erwähnte er, seine Mutter wäre von einer Nachbarin sehr geplagt gewesen, die ihr die Kinder geschossen, daß diese sich fast zu Tode geschrieen. Einen Prediger, der sie gestraft, habe die Nachbarin dadurch bezaubert, daß sie ihm die Erde, worauf er gegangen sei, genommen und ins Wasser geworfen. Er war erkrankt und hatte sterben müssen, indem man mit keiner Arznei ihm helfen können. Da habe nun seine sorgsame Mutter Alles aufgeboten, was sie nur vermocht, freundlichere Gesinnungen bei der Nachbarin zu wecken. War dieser Aberglaube Frau Margarethens gleich der Verehrung des guten Lubben ohne Beimischung christlicher Bestandtheile, so überwogen die letztern auch nicht selten, wie wenn man den Sterbenden (Luther spricht in einer Predigt davon wie von zehn und wieder zehn ähnlichen Dingen) geweihete Lichter vorhielt, die Kindbetterinnen Kreuze von geweiheten Kerzen an die Wände hefteten, um sich vor dem Teufel zu behüten u. s. f. Einst erzählte er: „Da ich noch ein junger Knabe war, sagte man eine Historie: Da der Satan zwei Eheleute, die mit einander in großer Einigkeit gelebt und sich brünstig lieb gehabt, nicht konnte mit seinen Listen uneins machen; da richtete er's aus, und

1) Tischreden, Walch XXII, 1113.

bracht's zuwegen durch ein alt Weib. Dieselbe legte heimlich einem jeglichen ein Schermesser zu den Häupten unter das Kissen, und überredete ein jegliches insonderheit, wie eines das andere willens wäre umzubringen: und daß es wahr wäre, könnten sie dabei annehmen, daß ein jegliches würde ein Schermesser zum Häupten unter dem Kissen finden. Der Mann fand es also am ersten und schnitte dem Weib die Gurgel damit entzwei. Darnach kam der Teufel und reichte dem alten Weibe ein paar Schuhe an einer langen Stangen zu. Da fragte sie: Warum er nicht zu ihr ginge? Antwortete er: Du bist böser denn ich, denn was ich zwischen diesen Eheleuten nicht konnte zuwegen bringen, das hast du ausgerichtet. Also sehet ihr, was der Teufel thut in seinen Werkzeugen." In seiner Schrift: Verantwortung des aufgelegten Aufruhrs von Herzog Georg (1532) sagt er: „Ich habe in meiner Jugend eine Historien gehört, wie einsmals der Prediger sey plötzlich krank worden, als er itzt hat sollen predigen, da sey einer kommen zu ihm, und habe sich erboten für ihn zu predigen, und eilend die Blätter im Buch herumb geworfen, und eine Predigt gefasset, hat aber so köstlich und ernstlich gepredigt, daß die ganze Kirche weinen mußte; am Ende hat er gesagt: Wollt ihr wissen, wer ich bin? Ich bin der Teufel, und hab euch drumb also ernstlich gepredigt, auf daß ich euch desto billiger und härter verklagen könne am jüngsten Gericht zu eurem größern Verdammniß, wenn ihr's nicht gehalten habt[1])." Unglaublich erscheint ihm die Geschichte keineswegs, und man sieht daraus, wie der Aberglaube in seinen Umgebungen benutzt wurde und wie er bei ihm wirkte.

Und gerade in seiner Kinderzeit erhielt die abergläubische Frömmigkeit, vielfacher Aberglaube und arger Fanatism neue Nahrung und Förderung. Mit Recht konnte er den Geistlichen zu Augsburg den Vorwurf der Neuerung zurückgeben. „Wie alt ist wohl St. Annen-Abgott, der Rosenkranz, die Marienkrone? Wie alt sind der Barfussen Paternostersteine, an den Thüren und Thoren und in allen Winkeln? Wie alt ist die Wallfahrt gen Grimmthal, Regenspurg, der Rock zu Trier und

1) Plochm. II, 120. Tischreden, Walch XXII, 1187. Plochm. XXXI, 363.

dergleichen viel mehr? Waren sie nicht neu für 10, 20, 40 Jahren [1])?" Der Aberglaube der Zeit wurzelte am tiefsten und festesten in dem niederdrückenden verdumpfenden Zwange, welchen die Hierarchie über die Geister und Gewissen übte, und es fehlte eben jetzt nicht an Versuchen, ihn zu erneuern oder zu verstärken.

Freilich hatten schon im 13. Jahrhundert die zur Unterdrückung der Albigenser und Waldenser ausgesandten Inquisitoren durch absichtliche Vermischung der Ketzerei mit dem angeblichen Verbrechen der Zauberei das mit dem Namen Hexerei bezeichnete Ungeheuer zum Dasein gefördert, das den Inquisitionsgerichten in Deutschland fast allein noch Beschäftigung gab, und man kann sagen, sie dadurch hier aufrecht erhielt, seit Konrad von Marburg erschlagen war (1233). Denn nach diesem, als Ausdruck des deutschen Volksgeistes und Willens zu betrachtenden Ereigniß hatten sie ihre Bedeutung als eigentliche wider die Ketzerei gerichtete Institution verloren und nicht wiedergewonnen, obwol bisweilen Ketzergerichte gehalten wurden. Am Ausgange des 14. Jahrhunderts hatten sich dagegen die abscheulichen Hexenprocesse gehäuft, waren die Ansichten, die denselben Vorschub leisteten, durch Dominikaner weiter verbreitet und befestigt. Papst Innocenz VIII. ist nicht ihr Urheber, wol aber wurde seine Bulle Summis desiderantes äußerst wichtig für dieselben. Sie ertheilte der bis dahin ausgebildeten Lehre von der Ketzerei, dem Zauberwesen und dem Inquisitionsverfahren gegen dasselbe eine neue und für manche Punkte die erste päpstliche Sanktion. Das Oberhaupt der Christenheit erklärt darin, es sei zu seiner Kunde gelangt, daß in einigen Gegenden von Oberdeutschland, auch in den Erzbisthümern Mainz, Köln u. s. f., viele Personen beiderlei Geschlechts sich schändlich mit den Teufeln vermischten, durch ihre Bezauberungen die Geburten der Weiber, das Wachsen der Früchte verhinderten, Menschen und Thiere mit Schmerzen peinigten u. s. f. Der heil. Vater klagt, daß man hier und da seine Ketzerrichter nicht auch Hexenrichter sein lassen wolle. Um die hier und da aufleuchtenden Funken gesunden Menschenverstandes möglichst rasch wieder auszulöschen, ertheilt er seinen ernannten Inquisito-

1) Plochm. XXIV, 318.

ren, den Dominikanern und Professoren der Theologie, Sprenger und Institoris, unumschränkte Vollmachten, rügt die Hindernisse, welche denselben an einzelnen Orten von Klerikern und Laien in den Weg gelegt worden, trägt dem strasburger Bischofe auf, sie nöthigenfalls selbst durch Suspensionen, Bann und Interdikt zu schützen. Sprenger und Institoris fanden Veranlassungen zu der Klage, viele Prediger lehrten öffentlich: es gebe keine Hexen, oder dieselben könnten doch Niemandem schaden, und verhinderten dadurch bisweilen die weltlichen Obrigkeiten an der Vollziehung der wider die Hexerei angeordneten Strafen. Sie trugen nun den ebenso schändlichen als erbärmlichen Malleus Maleficarum, den berüchtigten Hexenhammer, zusammen, ein Buch, in welchem die Zauberei weitläufig abgehandelt und den geistlichen und weltlichen Richtern ausführliche Anleitung zum Procediren bei den Hexenprocessen ertheilt wird, die nicht wenig beitrugen, das Anklageverfahren durch das inquisitorische in Deutschland noch mehr zu verdrängen, sowie sie ihrerseits dadurch begünstigt wurden, daß eben um diese Zeit das römische Recht und Rechtswesen das deutsche, volksmäßige mehr und mehr verdrängte. Ueber zwei Jahrhunderte hemmten sie den Fortschritt der echten Aufklärung, Duldsamkeit und Rechtsachtung unsäglich und waren von grenzenlosen Greueln begleitet. Es bezeichnet allein schon den Hexenhammer und seine Urheber, wenn diese vorschreiben, daß die Folter, nachdem eine Zauberin dieselbe ausgestanden, ohne zum Schrecken oder zur Betrübniß gebracht zu sein, nicht wiederholt, aber doch fortgesetzt werde; oder wenn sie das Leugnen der Wirklichkeit des Zauberwesens zu einer der ärgsten Ketzereien stempeln. Der Hexenhammer erschien mit einer Approbation der kölner Theologen, worin diese u. A. erklärten, daß es allerdings der heiligen Schrift und den Vätern gemäß sei, teuflische Wirkungen der Zauberei zu glauben, und mit einem Schutzbriefe Maximilian's, des römischen Königs. Eben um diese Zeit war die Inquisition in Spanien zur furchtbarsten Gestalt ausgebildet. Alexander VI. und nach ihm der humane helldenkende Leo X., der Freund der Wissenschaften und Künste, erneuerten scharf und dringend die Befugnisse derselben. Unter Innocenz VIII. war abermals seit Konrad von Marburg von Rom aus den Deutschen ihre Herrschaft zuge-

dacht und für sie eingeleitet — sie erhielten wenigstens ein Stück derselben und den Hexenproceß. Und das Alles fiel in Luther's Kinderzeit. Die erwähnte Bulle Innocenz VIII. wurde im Jahre 1484 erlassen, Maximilian's Schutzbrief 1486 ertheilt, der Hexenhammer wahrscheinlich 1489 zum ersten Male, dann wieder 1494 1496, 1511 und 1520 gedruckt. Der Abt von Trittheim, einer der berühmtesten und aufgeklärtesten unter den deutschen Gelehrten jener Zeit, bewies in mehreren Schriften die Gewißheit der Zauberkünste, schrieb sie zum Theil selbst Heiligen zu, setzte sechs Dämonenklassen fest und gab dem römischen Könige besondere Anleitung zu Kenntnissen dieser Art [1]).

Die Inquisition, welche Innocenz zu dieser Zeit bei den Hexenprocessen und mit diesen in Deutschland, wie in Spanien, einzuführen trachtete, war indeß nur eine einzelne schroffe Aeußerung des religiösen und geistigen Zwanges überhaupt, worin die Hierarchie die Nationen erhielt. Denn sie drückte auf die gesammte Geistesbewegung und Bildung des Einzelnen. Ihre Zwingherrschaft, die religiöse namentlich, begann bei den Kindern und zwar damit, daß den Empfänglichen und noch Unselbständigen ein auf Autorität ruhender Glaube großentheils durch Furcht und Einschüchterung aufgedrungen wurde, daß man zum Denken, zum freien Hinzutreten zum Erlöser und Aneignen der Erlösung sie nicht anleitete, sondern ihre Denkkraft und Freiheit nach dieser Seite hin zu lähmen suchte, zerstörte, Prüfung des Autoritätsglaubens streng verbot, Zweifel daran für Todsünden erklärte, Abweichung davon strafte, und so die Entstehung eines lebendigen echten Glaubens, des Erzeugnisses der innern Lebensentwickelung, unmöglich machte; so endlich die Freiheit der Gewissen vernichtete und mit dem Zwange eine ewige Marter der letzteren einführte, einer der Grundschäden des Katholicism. Was geglaubt werden sollte, Gott, Christus, welche Wahrheit es sein mochte, das sollte ihm zufolge nur die Kirche, der Klerus geben, und nur durch ihn sollte Jedermann darüber gewiß werden können, nicht aus sich selbst; durch das äußere

1) Schröckh XXX, 472 ff. Soldan, Gesch. des Hexenprocesses, 19. Ranke I, 239.

kirchliche Zeugniß sollte Jedermann sich darüber gewiß halten und verloren sein, wer es nicht konnte.

Wie gewaltig, wie einengend und verschüchternd der kirchliche Seelenzwang auf Luther in seinen früheren Lebensjahren einwirkte, davon zeugen die zahlreichsten Aeußerungen in seinen Schriften und stellen zugleich das Bild jener Fesselung deutlich vor Augen, die um so verderblicher und empörender war, da sie von der verweltlichten Hierarchie und der entarteten Kirche, zum so großen Theile aus eigennützigen Beweggründen, unter dem Vorwande der Heiligkeit und pflichtmäßiger Fürsorge für die Seelen geübt wurde.

„Das haben wir unter dem Papstthum zur Gnüge erfahren," sagt er, in den Anmerkungen über einige Kapitel des Evangelisten Matthäus (1538), „daß die Lehrer gerade das Gegentheil von dem thaten, was von Christo geschrieben, er zerbreche das zerstoßne Rohr nicht, lösche den glimmenden Tocht nicht aus." Gerade die furchtsamen Gemüther, die mit ihren Sünden sich Aengstigenden hätten die geistlichen Tyrannen am meisten durch endlose unerträgliche Gebote und Satzungen geplagt, indem sie ihre Lust daran gehabt, daß das Volk sie mit solcher Scheu wegen ihres Redens und Thuns geehrt und unter ihren Füßen gewesen [1]). In der Auslegung des 5. 6. und 7. Kapitels des Matthäus (1532) bemerkt er zu dem Spruche: es werden falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet werden in den Irrthum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten, das habe sich nirgend mehr als im Papstthume erfüllt. „Wie hat man bei unsern Zeiten die Leute geäfft, mit so viel Wallfahrten, zum Grimmethal, zur Eichen, zu Trier u. s. f. Und ich selbst habe Mönche gesehen, schändliche böse Buben und wilde Menschen, die doch den Teufel austrieben, und mit ihm spielten wie mit einem Kinde. Wer könnte aber die Büberey erzehlen, was man für Teufelsgespenste getrieben hat unter dem heiligen Namen Christi, Mariä, des heiligen Creuzes, St. Cyriax u. s. w., das alles die Mönche mit Gewalt getrieben haben, und alle Welt darauf gefallen ist, und niemand hat dürfen dagegen mucken. Da war kein Papst noch

1) Zu Kap. 12. V. 20; Walch VII, 246.

Bischof, der dawider geprediget hätte; sondern haben alle dazu geholfen. Und obgleich jemand sich dawider setzete, so ward er übertäubt und mit Gewalt eingetrieben. Wie kurz vor diesen Zeiten Bischof Ernst von Sachsen brach einmal eine solche Teufels Feldkirche ein; aber es bekam ihm übel, daß er drüber in Krankheit fiel, und froh ward, daß er sie wieder bauete. Mit solchem Gespenst ist nun aufkommen und bestätigt das Fegfeuer, Seelmessen, aller Heiligen Dienst, Wallfahrten, Klöster, Kirchen und Kapellen [1])."

In den Predigten über das erste Buch Mosis, von der „Tyrannei der Menschengesetze" bei den Juden redend, sagt er: „Also auch zu unsern Zeiten. Wie haben wir müssen leiden und uns lassen martern, daß man nichts gepredigt hat, denn was ihn gedienet hat, hie und da zu geben. Das haben sie also gefasset und geordnet mit Gesetzen, daß, wer anders thäte, der wär in Gottes Ungnade. Also sind wir ihre Gefangene gewesen, und haben müssen thun, wozu sie uns zwungen [2])." Ebenso spricht er in einer Predigt der Kirchenpostille über das im Papstthum „mit Menschenlehren angerichtete Wesen, von Essen und Trinken, Kleidern und Stätten, Tagen und Zeiten, Personen und Ständen, Geberden und Werken;" daß „schier niemand einen Bissen essen, einen Tropfen trinken, ja die Augen aufthun" könne, „es ist ein Gesetz darüber gemacht und die Freiheit genommen. Geben vor, man müsse sich also kleiden, bescheeren, geberden, diese Speise nicht essen, den Trank nicht trinken u. s. w., oder sey Sünde und Ungehorsam;" was denn nur dazu diene, die Seelen zu fangen, schwache Gewissen zu machen, christliche Freiheit und Glauben zu zerstören und die Hölle zu füllen; denn für eine viel größere Sünde und tiefere Hölle habe es gegolten, wo Einer hätte Fleisch am Freitag gessen, denn so er hätte einen Mord und Ehebruch begangen, weil kein sichrer Glaube gewesen, „da fragt der Papst nicht nach, daß er nur das Geld kriegt und seine Macht bestätigt [3])." In der Schrift: Wider das Papst-

1) Walch VII, 941.

2) Plochm. XXXIV, 181.

3) Plochm. VII, 45.

thum zu Rom von 1545 nach einer Erörterung der weltlichen Uebergriffe der geistlichen Macht: „Das ist nicht der größest Schade, daß er (der Papst) unser Leib, Gut und Ehre unter sich geworfen hat mit seinem Binden; aber daß er die Gewissen oder Seelen damit verstrickt und verknüpft hat, als seyen es göttlich Gebot, Gottesdienst und Werk zur Seligkeit, und Sünde macht, da kein ist; da sind die Gewissen erschreckt und blöde worden, der Glaube geschwächt und endlich erstickt, christliche Freiheit verloren [1])." In der Schrift: Die Lügende vom heiligen Chrysostomus, an die Väter des Conciliums zu Mantua gesandt (1537): „Jetzt zwar lacht man solcher Lügen, und will's niemand gläuben, aber wohl euch lieben jungen Leute, die ihr itzt das Liecht habt, und unter dem Lügenreich des Papsts nicht gewest seid, wie ich und meines gleichen. Hätte noch vor zwänzig Jahren einer sollen von dieser Legenden Chrysostomi halten, daß ein einiges Stücklin drinn erlogen wäre, er hätte müssen zu Aschen verbrannt werden ohn alle Barmherzigkeit. Da hätte weder Kaiser, König, Fürst, Doctor u. s. w., Kunst noch Gewalt helfen mögen. So strenge gingen die Schörlinge, Predigermönche, Inquisitores haereticae pravitatis, mit der Sache umb; so ernstlich mußten wir die Lügen gläuben, und ihren Vater, den Teufel furchten und anbeten, darzu seine Schörlinge und Plattinge feiren [2])."

Haben wir hierin eine Hindeutung auf die Inquisition, die Gewalt, so lagen in der letztern doch immer nur die geringsten Fesseln. Sie wäre an sich selbst unmöglich gewesen ohne Knechtschaft der Geister und wirkte nur mit dieser Hand in Hand. Die Knechtung und Einschüchterung der Geister ihrerseits ging ursprünglich von der Lehre aus und in ihrer Entstellung und Verdunkelung lag der tiefste Grund davon, daß auch heller Denkende, Wohlmeinende, über Manches zur Einsicht Gekommene, der Hierarchie Abgeneigte vergeblich sich loszuringen, oder Andre aufzuklären, oder nur dem ärgsten Unfuge zu steuern suchten. Auch auf diesen Gesichtspunkt wollen wir Luther hindeuten

---

1) Plochm. XXVI, 188, 191.

2) Plochm. XXV, 217.

lassen. „Was haben doch die Theologi, Mönche, Priester in der heiligen Schrift können ausrichten, da ihnen die heilsame Lehre des Worts gemangelt hat? Welchen Vers im ganzen Psalter haben sie recht verstanden? Daher ist es gekommen, daß sie auch groben, öffentlichen Gotteslästerungen und Abgöttereien nicht haben widerstehen können, wie an den Oertern, da Wallfahrten gewesen, geschehen ist. Da haben sie dem greiflichen, ungeheuren, öffentlichen Gaukelwerk Beifall gethan und die Leute sie anzubeten gezwungen, und wer mit einem Wort dagegen muckte, ward von Stund an von den Mönchen für einen Ketzer ausgerufen. Scotus, Thomas und Andere mehr sind treffliche, verständige Leute gewesen, und haben doch solcher Gabe ganz und gar zur Gotteslästerung gemißbraucht [1])."

Das Gewissenschrecken und gefangennehmen wurde am häufigsten, nachdrücklichsten und erfolgreichsten in der Beichte geübt, „wo uns," wie er einmal in einer Predigt sagt, „unsre Prediger viel vorgebleuet mit den fünf Sinnen, sieben Todsünden, zehen Geboten" u. s. f., wodurch die Gewissen verwirrt und gemartert wären, da doch Gott das Sakrament gegeben, daß es tröste und fröhlich mache, nicht „als sollte es ein Gift und Marter seyn, daß man davor erschrecken sollte, wie wir gethan haben durch die verkehrte Lehre [2])." In der Auslegung der ersten zwei und zwanzig Psalmen deutet er den 19. Vers des 22. Psalms auf den „grausamen Drang und Zwang, womit die Hierarchie die armen betrübten Gewissen bei Gelegenheit der heimlichen Beichte unsäglich und unerträglich beladen habe. „Wer mag doch erzählen," sagt er hier, „mit wie viel Wunden die armen Gewissen des christlichen Volks in diesem Falle verwundet und zumartert sind? In dem, daß sie mit so viel und mancherley Sünden, mit so viel Unterscheiden, mit soviel Töchtern und Neffen der Sünden, welchen die Seelenmörder so mancherley Namen geben, und schier in unzählige Stücke getheilet haben, derselben allen zu gedenken, auszusinnen und zu erfinden, geängstiget und gemartert sind; also, daß auch den elenden Ge-

1) Auslegung der 15 Lieder im höheren Chor, zu Psalm 122. V. 7; Walch IV, 2508.

2) Plochm. XI, 159 ff.

wissen eine unmögliche unerträgliche Last ist aufgelegt gewesen durch diese Tyrannen, nämlich, daß sie die armen elenden Leute gezwungen haben, bey großer Gefahr, ja, bey Verlust der Seligkeit, alle ihre Sünden zu beichten, und ja bey leibe keine zu verhalten oder zu verschweigen, mit Bedräuung ewiger Verdammniß. Darnach haben überhand genommen der greuliche Zwang und das heftige Treiben auf die Genugthuung für die Sünde, daß sie den Leuten gesetzet haben so viel Rosenkränze und mancherley Gebete zu Ehren der Jungfrauen Maria und den Heiligen zu sprechen, und andere Werke mehr zu thun, und das arme unselige Volk gelehret für die Sünde genug zu thun, und ihr los zu werden, nicht durch den Glauben, daß Christus dafür gelitten und gestorben ist, sondern durch ihre Werke und Verdienst. Da mußte wol folgen, daß keines Menschen Gewissen irgend zufrieden konnte seyn, sondern mit stetem Peitschen geängstet und gepeitschet werden, durch Zwang solcher unmenschlicher und tyrannischer Gesetze [1]).“

Eben die Beichte hat ihn unsäglich gequält und man kann kaum zweifeln, daß diese Marter noch in seinen mansfelder Jahren bei ihm begann, da er im vierzehnten das älterliche Haus verließ, die mit der Zulassung zum Sakramente des Altars verbundene Firmelung aber im zwölften ertheilt zu werden pflegte.

Von den Beichtverunstaltungen und Mißbräuchen und deren Folgen wird indeß späterhin noch ausführlicher die Rede sein müssen, wo wir dann zugleich auf gewisse Entstellungen oder Mißanwendungen der Lehre von der Taufe kommen werden, welche ebenfalls sehr beziehungsreich für seine Seelenzustände und seinen Lebensgang wurden. Hier mag noch erwähnt werden, daß, wie er in einer Predigt vom Jahre 1535, wozu ihn die Wiedertäufer veranlaßt, sich ausdrückt, die Leute in seiner früheren Lebenszeit auch von der Taufe auf die Werke geführt, ja mit Gewalt von der Taufe gerissen worden, daß niemand sie habe mögen behalten, denn „sobald wir die Kinderschuh ausgezogen und kaum aus dem seligen Bade kommen, haben sie es alles wieder weggenommen durch solche Predigt: O du hast längst die Taufe verloren und das Westerhemd be-

1) Walch IV, 1786.

schmutzt durch die Sünde, mußt nun denken, daß du deine Sünde büßest und genug thuest, so viel fastest, betest, wallest, stiftest, bis du Gott versöhnest und also wieder zu Gnaden kommest." Er fügt dann ein ausdrückliches Zeugniß über den Gang seiner innern und äußeren Entwickelung hinzu, ähnlich seiner oben angeführten Aeußerung über die Folgen der strengen älterlichen Zucht. Gerade so, sagt er, sei es auch ihm gegangen durch jene Lehre: „Denn ich bin selbst funfzehn Jahr ein Mönch gewesen, ohne was ich zuvor gelebet habe, und fleißig alle ihre Bücher gelesen und alles gethan was ich konnte: noch habe ich mich nie können einmal meiner Taufe trösten, sondern immer gedacht: o wann willst du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegest! Und bin durch solche Gedanken zur Mönchere i getrieben[1])." Sie waren ihm aber theils eingeimpft, theils recht eigentlich aufgezwungen.

Bei der Dürftigkeit des Unterrichts, der ihm zu Theil wurde, dem Seelenzwange, worin er aufwuchs, und den Seelenzuständen, welche der letztre bei ihm erzeugte, ist es in der That nicht sonderlich zu verwundern, wenn die Macht des Aberglaubens seiner Zeit einen bedeutenden Einfluß bei ihm übte, wenn er eifrig wider ihn kämpfte und ahnungslos in seinen Fesseln sich befand, wenn wir lesen, daß er noch in späteren Jahren, z. B. seine Krankheiten satanischer Zauberei zuschrieb, oder erklärte, daß man gegen die Milch und Eier stehlenden Hexen keine Barmherzigkeit üben solle[2]) und lebenslang so fest an das wesenhafte Dasein und Einwirken des Teufels glaubte, was freilich zunächst Folge des allgemeinen Glaubens der Zeit an die Möglichkeit des Einflusses höllischer Zauberkräfte auf Natur und Menschen, Folge der Kirchenlehre, Folge davon war, daß die Geistlichkeit die Kinder und das Volk einzuschüchtern geliebt hatte, kein Schreckmittel häufiger anwendete, als das der Hinweisung auf den Teufel, die Hölle und die Höllenstrafen, und daß eben in dieser Zeit die Prediger, die Verfasser von Erbauungs- und ähnlichen Schriften einander in grassen Schilde-

1) Plochm. XVI, 89 f.
2) Walch XXII, a. a. O.

rungen derselben überboten. „Der Teufel," sagt er in Predigten der Hauspostille, „ist allenthalb um uns und zeucht zuweilen eine Larve an; wie ich selbst gesehen habe, daß er sich sehen läßt, als wäre er eine Saue, ein brennender Strohwisch und dergleichen. Das muß man wissen, und dienet uns dazu, daß man keinen Aberglauben daraus mache, und halte solche Geister für Menschenseelen; wie bisher geschehen, und die päpstische Messe sehr dadurch gefördert, und hoch erhoben ist worden. Denn jedermann hielte es dafür, wenn der Teufel sich also sehen und hören ließ, es wären Menschenseelen; wie man deß gute Zeugniß hat, nicht allein aus des Papsts Scribenten, sondern auch aus Gregorio und andern alten Lehrern, daß sie es nicht für Teufelsgespenste, sondern für gläubige Seelen gehalten haben. Was aber daraus für greuliche Irrthümer und Abgötterei gefolget, wissen wir leider! nur allzuviel. Denn damit hat man das Fegfeuer erhalten. Durch das Fegfeuer hat man darnach das Verdienst eigener und andrer guten Werke erhalten, als sollten dieselben den Verstorbenen zu Nutzen kommen. Wie aber durch solche falsche Lehre, das Sterben und Auferstehen Christi sey verkleinert, und Menschenwerk geehret worden, ist leicht abzunehmen" u. s. f. Der Teufel durch seine List und Macht „verstockt die Leute, daß sie der Wahrheit nicht glauben, närret und äffet sie, daß sie fallen auf die Lügen, derselben glauben und darauf schwören, es sei die lautere Wahrheit Gottes, so es doch eitel Teufels Trug und Lügen ist. Er blendet auch die äußerlichen Sinne, daß die Leute nicht anders meinen, denn daß sie etwas sehen, hören, greifen, das sie doch nicht sehen, noch hören, noch greifen. Und das ist ihm keine Kunst. Denn kann er die Vernunft und innerlichen Sinne verblenden, daß ein Mensch meine, er habe Gottes Wort, da er doch des Teufels Lügen hat; vielmehr kann er die äußerlichen Sinne verblenden, daß du meinest es geschehe etwas vor deinen Augen, da doch nichts geschieht. Wie er in Hessen gethan hat mit dem Kind, welches nicht todt gewesen ist, und doch der Teufel den Leuten die Augen also verblendet hat, daß sie alle nicht anders gemeinet haben, denn das Kind sei todt. Der Teufel hat ihm, wie er denn wohl thun kann, den Odem zugehalten, daß es jedermann für ein todt Kind gehalten hat."

Er führt dann noch mehre ähnliche Geschichten an und fügt u. A. hinzu: „Wenn Gott seine Hand abthut, und ihm (dem Satan) um der Sünde der Welt willen verhänget, alsdann kann er Blinde sehend machen, ja auch wohl Todten auferwecken, und sind doch nicht wahrhaftige Zeichen, sonder lauter Gespenste, damit der Teufel die Leute bezaubert. Nicht daß er ein Schöpfer sey, Gott gleich; sondern daß er so ein Gespenst darüber zeucht, daß die Leute meinen, es seyn wahrhaftige Zeichen." Die angeblichen Wunder der Heiligen wären falsche Zeichen, geschehen um auf den Glauben hinzuführen, der Heiligen Werke und Verdienste hülfen zur Seligkeit, um das Herz zum Abfall von Christo zu verleiten. Alle echten Wunder (der Apostel z. B.) wären dahin gegangen, das Evangelium zu bekräftigen und zur Erkenntniß und Annahme Christi hinzuleiten. Darnach sei denn der Teufel gekommen, da er die Leute dadurch verführt, die Heilgen anzurufen, sich zu diesem oder jenem Heilgen zu geloben, etwa mit einem Pfund Wachs. „Und wenn alsdann jemand gesund wird, so denken sie: dieser oder jener Heilge hat mir geholfen. So hat denn der Teufel erlanget, was er mit falschen Zeichen gesucht hat. Darum ist das ganze Papstthum nichts anders, denn eine Welt voll Abgötterei." Die Geschichten, welche er anführt, entnimmt er zum Theil Büchern, wie dem Buche der Altväter, d. h. der Einsiedler (Vitae Patrum). Es war eins der Lieblingsbücher der Mönche. Er scheint sich schon als Knabe damit beschäftigt zu haben. Wenn er gelesen, daß die heiligen Väter von Wurzeln gelebt, habe er gemeint, sie hätten die Wurzeln von Bäumen gegessen. Gerade auch solche Literatur gehörte zu den Stoffen seiner religiösen Bildung, um dies beiläufig anzumerken [1]).

Man erkennt aus dem hier Angeführten, daß er es durch

1) Pfochm. III, 349; V, 340 ff. Historisch-politische Blätter XII, 39 ff. (Andeutungen über das Verhältniß und die Stellung des Glaubens an den Teufel zum Lutherthume.) Eine Darstellung des Teufelsglaubens Luther's, wie wir sie noch nicht haben, ist allerdings wünschenswerth, ihr Ergebniß aber, wenn sie unbefangen und gründlich, dürfte der Kirche, die ihn erzogen, nicht sehr günstig sein. Ihn trifft hauptsächlich nur die Schuld, wenn es eine ist, daß er bei diesem Punkte ihrem Einflusse sich nicht völliger zu entziehen wußte. Tischreden, Walch XXII, 229.

mühsames Geistesringen, frei zu werden von den Geistesfesseln, die der herrschende Aberglaube auch ihm angelegt, nur dahin brachte, daß er den falschen Vorstellungen eine richtigere, bessere, bisweilen nur eine andere Wendung zu geben wußte. Wir können daraus auf die Gewalt schließen, welche die abergläubische Denkart der Zeit und seiner Umgebungen, in Verbindung mit dem kirchlichen Geistes-Alp, namentlich in seiner Kindheit an ihm übte. Da legte sie ihm jene Fesseln an. In der Kindheit sind diese Eindrücke am stärksten. Es lag darin ein weiteres, bei der Dürftigkeit des Schulunterrichts, der ihm zu Theil wurde, um so schwereres Hinderniß des ganzen geistigen Fortschreitens für ihn. Freilich schloß der Aberglaube des 15. Jahrhunderts, oder sagen wir lieber, der alte deutsche Volksaberglaube, neben seinem Unsinn und seiner Verkehrtheit auch einzelne Bestandtheile gesunden Volksverstandes, sinniger Gemüthlichkeit, selbst religiöse, poetische und sittliche in sich. So konnte er insbesondere Martin's Gemüth und Phantasie heilsam und freundlich anregen. Doch ohne Zweifel — auch sein Eifern in spätern Jahren, u. A. wider die häufige Unart der Wärterinnen, Kinder durch abergläubische Vorstellungen zu schrecken, deutet dahin — ohne Zweifel erfüllte er den empfänglichen Knaben weit mehr mit schreckhaften Bildern und Vorstellungen, überwogen die düsteren Eindrücke bei weitem. Es ist die gewöhnliche Folge des Aberglaubens, lag gerade in diesem Falle so überaus nahe, war bei dem kindlichen Luther so verderblich als natürlich; und eben dies ist hier hervorzuheben.

Folgen.

Denn man fasse nun zusammen: die Aeltern, rauhe Leute und Erzieher, halten ihn hart, so hart, daß es wenigstens zu vorübergehender Entfremdung kommt; sie üben und fordern ein ernst gestrenges Leben in der Furcht des Herrn und seines Gebots; sie sind strenge Richter bei jeder kleinsten Uebertretung, seine Lehrer barbarische Züchtiger, Schultyrannen, geistlose Pedanten, Jugendquäler; er kann wenig Freude haben an Dem, was sie mit ihm treiben, an den Schulstunden, muß viel darin leiden; die religiöse Unterweisung im engeren und weiteren Sinne,

Schule, Kirche und herrschende Denkart, erfüllen ihn mit harten, schreckhaften, religiösen Vorstellungen, der Aberglaube fügt düstre, schreckhafte Bilder und Eindrücke hinzu; der kirchliche Seelenzwang drückt schwer auf ihn. Ein reizbares Gefühl, eine lebhafte gewaltige Einbildungskraft, ein warmes, tief fühlendes Herz, ein Gemüth, reizbar, voll Innigkeit, die eigenthümlich deutsche Hinneigung zum Selbstvertiefen, Grübeln, Insichgekehrtsein, Hineinträumen in eine außer der rauhen mühevollen Wirklichkeit liegende Welt der Phantasie und des Gemüths, vor Allem eine überaus starke sittliche, eine vorwaltende religiöse Anlage hat er mit zur Welt gebracht. Ungewöhnlich früh, lebhaft und ernst beschäftigt ihn das Verhältniß der Seele zu Gott. Mit seltner Kraft und Lebendigkeit erwacht in ihm schon in früher Kindheit das Gefühl der Abhängigkeit und Hülflosigkeit der Kreatur, das Bewußtsein der Sünde, das Bedürfniß, ihrer ledig zu werden, das entzweite Selbstbewußtsein, den Schöpfer und Richter zu versöhnen. Dieses Alles tritt in Wechselwirkung mit den Einflüssen seines äußeren Daseins, den Verhältnissen, worin er aufwächst, den Individuen, die auf ihn einwirken. Dieses Alles muß bei ihm dagewesen sein in seiner Kindheit, ob es auch noch mehr oder minder geschlummert haben, ob auch das rechte Erwachen, die höchste, die eigentliche Entwickelung erst später eingetreten sein mag. Wir können es uns nicht anders denken, wenn wir den Mann ins Auge nehmen. Schon sein weiterer Entwickelungsgang bis zu seinen Mannesjahren wird es deutlich zeigen. Es fehlt aber auch nicht an deutlichen Spuren, daß jene ganze Art und Anlage schon in seinen Knabenjahren sich unverkennbar bei ihm kund gegeben. Wir erinnern nur an Einiges und fügen noch Andres hinzu. Er erblaßt und erzittert, wenn er den Namen Christi nur nennen hört. So lebendig faßt er die Vorstellung von Christo, dem strengen Richter auf, so tief prägt ihr Eindruck sich ihm ein, daß ihn Beides lebenslang nicht wieder verläßt, obwol er die religiöse Anschauung der Kindheit überwindet und eine entgegengesetzte in sich aufnimmt, zu seinem innersten Eigenthume macht. Daß die Aeltern ein so ernst und gestreng Leben mit ihm führen, macht ihn gar schüchtern und veranlaßt ihn, daß er später in ein Kloster läuft — was heißt dies sonst, als daß die Richtung der düstern, über-

schwänglichen, asketischen Frömmigkeit schon zu Mansfeld in ihm sich erzeugte? Er war, wie er von sich sagt, „von Natur also gesinnet, daß er gern wollte fasten, wachen, beten, gute Werke thun, damit er seine Sünde bezahlete." Die Fähigkeit zur Ehrfurcht, die Grundbedingung der Frömmigkeit, wie alles Reinen und Edeln war im höchsten Maße, das stärkste und lebendigste religiöse, das leiseste, reizbarste, sittliche Gefühl war ihm mitgegeben von der Natur. Er spricht aus seiner innersten eigensten Empfindung, wenn er in Predigten sagt: „Es ist nichts Zärtlichers im Himmel und Erden, und das weniger Schimpfs leiden kann, denn das Gewissen. Man spricht, es sei ein zärtlich Ding um ein Auge; aber noch viel zärtlicher und weicher ist das Gewissen, vornehmlich wenn es noch jung ist, und erst empfangen ist [1])." Einer handschriftlichen Nachricht zufolge sagte er einst, als von seiner römischen Reise die Rede war, sehr bedeutungsvoll für den Punkt, den wir hier im Auge haben, schon in seiner Kindheit hätte er gelobt nach Rom zu pilgern und „fromm zu werden [2])."

Jene Wechselwirkung seiner innern Anlage und seines äußern Daseins konnte nur gar zu leicht, ja sie mußte wol die Folge vorwaltender stärkster Erregung seines innersten Triebes der Frömmigkeit in sehr einseitiger Richtung, und einer unseligen Einengung, Verschüchterung und innerlichen Entzweiung des religiösen Bewußtseins bei ihm haben. Die Aeltern, die Schule, die Kirche, die deutsche und thüringische Stammesart, der Geist der Zeit, die Einflüsse der gesellschaftlichen Zustände und Einrichtungen: Alles wirkte zusammen, eben den religiösen Sinn vor jeder anderen Anlage und Richtung in ihm zu wecken und zu entwickeln. Furcht und Schrecken, entspringend aus religiösen Vorstellungen, die ihm zugeführt wurden und die den frühesten tiefsten Eindruck bei ihm machten, verschärften sein sittliches und religiöses Gefühl, erregten es noch lebendiger bei seiner lebhaften Einbildungskraft, wirkten um so gewaltiger, weil seine ganze Erziehung in derselben Richtung wirkte. Die Vorstellungen von dem bevorstehenden strengen Gericht, den Höllen-

1) Vermischte Predigten, Plochm. XIV, 128; XVII, 17, 79.

2) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in fol. Vol. II, Nr. 262.

strafen, den entsetzlichen Folgen der Sünde führte zu einem um so ängstlichern Selbsterforschen, Sündesuchen, Sündefinden, Sündbewußtsein; nothwendig erzeugte sich darin eine Angst um die Rettung der Seele, die mit aller Kraft dahin trieb, die Mittel der Gnade, des Heils zu ergreifen, auf welche dieselbe Unterweisung hinzeigte, von der die schreckende Grundvorstellung ausging, Dienst der Heilgen, Bußwerke und andre. So wurde er schon in seiner Kindheit tief, mit seinem ganzen Seelenleben verwickelt in den Katholicism, den Katholicism in seinen extremsten Aeußerungen. Darin lag die Einseitigkeit der religiösen Hinneigung, die des Knaben Luther Geist und Empfindung von früh an erhielt und nahm.

Drängt bei dem Allen die Frage sich auf, wodurch es kam, daß der Katholicism ihn so entsetzlich ängstete, wie es zwar bei Vielen, aber nicht wieder beruhigte, wie es doch bei den Meisten der Fall war? Die zahlreichen Versöhnungsmittel, welche die Kirche darbot und wodurch sich tausend Andre leicht mit ihrem Gewissen und dem angedroheten Gerichte abfanden, genügten ihm nicht, er empfand ihre Wirkung nicht wie Andre, denn die ihm gewordenen Vorstellungen hätten ihn eben sonst nicht peinigen können und gepeinigt, wie sie es thaten. Eben hieraus geht am gewissesten der tiefe Ernst seines Wesens, die ungewöhnliche Stärke seiner religiösen und sittlichen Anlage hervor. Er hätte, sagt er, freilich nicht mit ausdrücklicher Beziehung auf seine Kindeszeit, doch bezeichnend für seine ganze Denkart und Seeleneigenthümlichkeit, im Papstthume Viele gesehen und sei selbst auch Einer gewest, die auf den Sündenabkauf und Losgeben des Papsts nicht hätten gebauet „wenn sie auch die Welt sollten verdienet haben [1])." Er glaubte der Priesterlehre, glaubte, wenn der wahre Christus an irgend einem Orte zu finden wäre, so müsse er da zu finden sein, wo „das ganze Priesterthum und der Gottesdienst [2]),“ glaubte, daß die Verrichtung der mancherlei „Werke“ geboten wäre und zur Versöhnung leite; allein er würde diese nur dann unmittelbar empfunden haben, wenn jene das Gefühl der Sünde in ihm ausgetilgt hätte, was sie bei den

1) Wider das Papstthum zu Rom. Plochm. XXVI, 191.
2) Hauspostille, Plochm. I, 324.

Ernsteren nicht vermochte. An dieses sein vergebliches Suchen und Ringen nach Einigung der Seele mit Gott auf falschem Wege, und wobei er sich nie genug that, sollten die wichtigsten Wendepunkte seines innern und äußern Lebens sich anknüpfen. Es begann schon in seiner Kindheit und aus ihm haben wir uns seinen religiösen Bildungs- und Entwickelungsgang vornämlich zu erklären, der uns sonst gar nicht, uns überhaupt nicht leicht verständlich ist, woran hier noch einmal erinnert werden mag. Wie oft klagte er selbst schon über die Mitlebenden, sie dächten nicht mehr daran, aus welcher Finsterniß sie Christus in sein wundersam Licht geführt habe, und wie viel weiter liegen jene Zeiten der Finsterniß von uns ab, und noch weniger haben wir darin gelitten. „Ja es ist bereit allzuviel vergeßen bei uns," schreibt er 1527, „und leben also dahin, als wären wir nie unter des Papsts Tyrannei gewest, oder hätten nie gefühlet den unträglichen Jammer unsers Herzens und Gewissen, darinnen er uns mit unzähligen Stricken seiner Gebot verknüpfet und mit unträglichen Bürden der unnützen Werke gemartert und mit falscher Furcht des Tods und der Höllen gejagt, geplaget und vom Leben und Himmel abgescheucht und dem Teufel ganz gewaltiglich zugetrieben und zugestoßen." Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß er in den äußern und in Seelenzuständen aufwuchs, wie er sie hier beschreibt [1]).

Gewinnende Aeußerungen und Einflüsse des Katholicism — Bräuche — Kultus — Kunst.

Die Härte der väterlichen Erziehung hätte die Folge haben können, daß er dem Vater — die Härte der religiösen Vorstellungen, die in ihn eindrangen, konnte zu dem Ergebniß bei ihm führen, daß er der Religion und Kirche entfremdet wäre. Dies Letztre war nicht der Fall, überhaupt weil seine religiöse Anlage zu vorwaltend, zu stark, sodann weil seine sittliche Anlage zu entschieden war und eben durch die Vorstellungen und Bilder vom strengen Gott und Herrn und Richter so gewaltig angeregt wurde.

1) Das Papstthum mit seinen Gliedern gemalet, Plochm. XXIX, 377.

In den zehn Geboten, im Glauben und Vaterunser, in den Evangelien und Episteln, selbst in den Legenden, in der ganzen, wie sehr auch entstellten Kirchenlehre, selbst in jenen harten Vorstellungen waren doch die Grundbestandtheile der christlichen Wahrheit erhalten, vorhanden. Er fühlte sie heraus, sie übten ihre Kraft an ihm, fesselten ihn.

Es kam aber noch etwas Besonderes hinzu, wodurch von einer anderen Seite seine religiöse Hinneigung angezogen und verstärkt, wodurch er, wenn noch ein Antrieb gefehlt hätte, der christlichen Idee und Kirche gänzlich zu eigen wurde, und zwar mit der innigsten, brünstigsten Liebe und Hingebung. Es war das scheinbar Entgegengesetzte, alles Das in dem, ob auch abgeschwächten, doch noch immer lebendigen Katholicism jener Zeit, seinen Anstalten, seiner Lehre und seinem Kultus namentlich, wodurch das mystisch-fromme Gefühl, wodurch Gemüth und Einbildungskraft, wodurch sinnige und phantasiereiche Menschen, in welchen poetische Anlage, Stimmung zum Träumen, Schwärmen, Insichgekehrtsein, so leicht gewonnen, gefangen genommen werden. Es umgab Martin, er lebte darin vom ersten Bewußtsein an, er wuchs darin auf; es sprach zu seinem Herzen, seinen Sinnen, zu Auge und Ohr, im Familienleben, in den Volksgebräuchen, in den Knabenspielen und Schülerergötzlichkeiten, in der Denkart und Rede — nicht blos in der Kirche war es, es war überall. Die Kirche hatte, sie bot ihm, was im älterlichen Hause fehlte, was er dort, seiner Anlage nach, wenn auch mit ganz unverstandener Sehnsucht, suchen mußte und nicht fand — Poesie. Je nüchterner die Aeltern, ihre Erziehung und das Leben bei ihnen waren, desto mehr zog ihn sehr natürlicher Weise die Kirche an und füllte ihm Seel und Sinne. Er mußte sich oft hülflos fühlen, allein, liebebedürftig und leer, fremd, freudlos in seinem ganzen Dasein, bei seiner Gemüthsfülle und Innigkeit, dem Seelhaften in seinem Wesen und der rauhen Strenge der Aeltern, ihrer Dürftigkeit, der Tyrannei der Schulzucht: nur die Kirche konnte ihm all diesen Mangel ersetzen, nur an sie konnte er sich anschmiegen. Wie hätte der Knabe, in welchem ein solcher Geist und ein solches Herz war, und der sich in einer solchen Existenz befand, nicht eine innere Welt sich schaffen und in ihr zu leben versuchen sollen? Der Genius war mit ihm

geboren, und konnte es sein, ohne daß ein gewisses ahnendes, ob auch durchaus nicht deutliches Gefühl von dem höhern unverstandenen Etwas in ihm lebte? Er wußte es nicht geltend zu machen, nicht auszusprechen, es wurde nicht anerkannt, nicht verstanden, wurde durch überlegene Gewalt niedergedrückt. Dadurch mochte sich ein Widerspruch zwischen seinem Bewußtsein und der rauhen Außenwelt und ein geheimnißvoller Drang nach Beschwichtigung und Linderung in ihm bilden; er ging verschüchtert, irre an sich selber, einem dunkeln Zuge folgend, eigne Bahnen, worin er dann selbstwillig und verkehrt erschien. Vielleicht wurde er eben deshalb um so strenger behandelt. Die strenge Behandlung trieb ihn wiederum noch öfter in sich selbst, in seine innere Welt zurück — und diese Welt, woher hätte er den Stoff nehmen können, sie in sich zu bauen, als — wenigstens zumeist — von der Kirche? Zu ihr drängte und lockte ihn Alles hin.

Wir müssen uns seine Entwickelung in den Kinderjahren so und nicht anders denken. So und nur so erklärt sich alles Spätere in seinem Wesen und Lebensgange. Ich hebe noch einiges Besondere hervor, das in der bezeichneten Art auf ihn einwirken konnte und sehr wahrscheinlich eingewirkt hat.

Da war es z. B. in den sächsischen Landen allgemein gebräuchlich, daß sich einige Personen am Christabende auskleideten — man entlehnte wol die Meßgewänder dazu — um Gott Vater (oder auch Sohn und heiligen Geist) und seine Engel und Heilige vorzustellen. Sie hatten einen Knecht Ruprecht und Hans Pfriem bei sich, die Teufel vorstellend. Kamen sie in ein Haus, so mußten die geängstigten Kinder den Gott des Himmels und der Erde anrufen, der sich indeß zunächst zürnend und unerbittlich zeigte. Ruprecht klagte sie vieler Sünden an, drohete, sie in seinen Sack stecken und zur Hölle führen zu wollen. In der höchsten Noth kamen dann die lieben Engel und Heilgen den Kindern zu Hülfe, die auf deren Fürbitte bei Gott Vater eine Bescherung erhielten [1]) u. s. f. Luther kannte dies und Aehnliches wohl; mehrfach spricht er davon [2]), und wie sehr

1) Hilscher, Altdresden, 63. Gervinus a. a. O. II, 381.

2) z. B. Plochm. XIX, 128.

war es geeignet, den Kinderseelen gleichsam spielend und schmeichelnd den Katholicism einzuimpfen! Da war freilich wieder der zürnende Gott und der Böse, aber auch die Schaar der Engel und Heilgen, und wie gewinnend stellten sie sich dar!

Durch dies Hereinziehen der höhern Welt mit ihren unsichtbaren Wesen, den Dienern Gottes, erhielt der Glaube eine Lebendigkeit, Innigkeit und Kindlichkeit, wie sie bei den bloß abstrakten Vorstellungen von den religiösen Dingen kaum sein kann, gab die christliche Anschauung und Kirche eben Das, dessen Verlust der Dichter am Sturze der Götter Griechenlands beklagt. Die Engelsdogmatik, welche so befestigt und belebt wurde, verscheuchte oder milderte doch die Schatten, welche die finstre Lehre vom Satan in die Seelen warf. Es ist allbekannt, daß Luther an das wesenhafte Dasein des Teufels von Kindheit her glaubte; minder bekannt oder beachtet ist es, daß ein ganz gleicher Engelsseinem Teufelsglauben zur Seite stand. Auch jenen, den lieblichen, ausgleichenden, gab ihm der Katholicism, und er nahm ihn in seine späteren Jahre mit. Zu einem Beispiele sei auf eine Predigt der Hauspostille hingewiesen. Er führt da aus, daß der Teufel allenthalben um die Menschen, daß Alles voller Teufel sei, die stets zu schaden suchen und denen jeder Schade beizumessen. Wo ein Feuer aufgehe, sitze allweg ein Teuflein dabei, das blase immer in das Feuer, daß es größer werde u. s. f. Aber „wider solchen argen schalkhaftigen Feind hat Gott die lieben Engel verordnet, die wachen sollen, wo da ein Teufel herschlägt und wirft mit Pestilenz, Feuer, Hagel u. s. f. ein Engel da sei und wehre. Denn es ist ein stetiger Kampf zwischen Engeln und Teufeln. Der Teufel wollte gern alles Unglück anrichten, und würde es wol immerdar anrichten, wenn Gott durch die Engel nicht wehrete. Er will retten und helfen, wo wir's bedürfen; wenn wir aber wollen böse sein, da wird er zornig, behält seine Engel daheim und läßt dem Teufel Raum, daß er die Buben mit Unglück zähme. Denn ob er uns für sich selbst, wohl ohne der Engel Hülfe, könnte schützen, so will er's doch durch die Engel thun: die sind gleich wie eine Wagenburg um uns her, daß der Teufel nicht alle Augenblick zu uns einbreche und Schaden thue. Er hat die lieben Engel dazu erschaffen, daß sie uns schützen sollen. Denn es sind freundliche,

barmherzige, gütige Geister, die sich gern dazu lassen brauchen, daß des Teufels Vornehmen gehindert werde. Darum, wo die lieben Engel nicht an des Kaisers, der Könige und Fürsten Höfe wären, würde der Teufel nicht lange sich säumen, sondern allen Jammer anrichten, daß sie alle Stunden in einander fielen. Aber unser Herr Gott läßt es wol geschehen, daß große Herren uneins werden. Er läßt den Teufel zuweilen ein Feuer anzünden; aber da sind die lieben Engel, die löschen wieder, und machen Friede. Wo aber Gott unsrer Sünden, oder andrer Ursachen halb, seine Engel zurückzeucht, da geht's übel zu, mit Morden, Brennen, Weiber schänden und anderm, da hat der Teufel Lust zu. Also im Haushalten auch, würde kein Friede seyn, sondern ewige Zwietracht, Stehlen, Untreu, Versäumen u. s. w. nichts würde recht vor sich gehen, sondern alles voll Jammers und Herzleid seyn, wo es des Teufels Willen nachgehen sollte. Aber Gott steuret ihm durch seine lieben Engel, ob er gleich zuweilen ein Feuer angesteckt, Unrath und anders erregt hat, daß er muß weichen und ablassen. Darum sey niemand sicher, sondern wisse, daß es alles um uns voller Teufel ist, die wollten gern schaden, am Leib', am Gut' und an der Seel', mit Bitterkeit, Haß, Zorn, Hoffart und anderm, daß sie uns zu sich in die Hölle hinunter brächten. Daß es aber nicht geschieht, da haben wir unserm gnädigen Vater im Himmel um zu danken, der durch seine Engel, die hohen trefflichen Geister, dem Teufel wehrt, daß dennoch immerdar mehr Gutes denn Schaden geschieht, daß mehr Frieden denn Krieg ist, daß mehr Korns bleibt und wächst, denn durch Frost, Hagel und anders verdirbt, daß mehr Häuser stehen bleiben, denn abbrennen, daß wir Menschen mehr gesunde Glieder haben, denn kranke. Darum laßt uns lernen, daß wir in großer Gefahr Tag und Nacht schweben, und dem Teufel gleich als zum Zweck sitzen; der hat immer ein gespannet Armbrust, und geladene Büchsen und zielet auf uns, daß er unter uns schieße, mit Pestilenz, Franzosen, mit Krieg, mit Feuer, mit Hagel, mit Ungewitter. Aber unser lieber Herr Gott schaffet's durch seine lieben Engel, daß das Armbrust ihm ausschläget, und die Büchse zerspringet oder versagt. Wiederum, läßt er ihn zu Zeiten auch treffen, auf daß wir lernen, daß wir nicht Junker sind, und es nicht alles in unsern Händen stehe.

Und derohalb desto fleißiger bitten, daß Gott dem Teufel seinen Raum nicht lasse, sondern durch seine lieben Engel gnädiglich wehren wolle. Das sollen wir heute lernen, daß unser Herr Gott seine Engel bestellet hat, daß ein jeder Christ nicht einen, sondern viel Engel hat, die ihn behüten: gleichwie auch ein jeder seine sondern Teufel hat, die ihm nachschleichen; und wo sie nicht mehr können, geben sie böse Träume ein, hängen dir böse Mäuler an, die dich verlügen, hindern und verunglimpfen sollen. Das merke, das es alles heißt des Teufels Krötengerick; und hüte dich, daß du nicht lebest, wie die Heiden: die sehen und erfahren solches Unglück auch; aber sie halten's dafür, es geschehe ohngefähr: denn sie wissen vom Teufel nichts. Du aber lerne und sage: Das hat der leidige Teufel gethan. Wiederum wo du sieheſt, das etwa wohl gerathen ist, da sprich: Der hat einen guten Engel gehabt, es sollte sonst wohl übeler gerathen seyn. Wie auch ein gemein Sprüchwort ist: du hast einen guten Engel gehabt, oder: dein heiliger Engel ist bei dir gewesen, der hat dich behütet." In einer andern ähnlichen Predigt warnt er ganz besonders, der Jugend Aergerniß zu geben. „Will man um keiner Ursach willen unterlassen, dem jungen Volk Aergerniß zu geben mit Worten oder Werken, so soll man's doch um der lieben Engel willen unterlassen, welche neben und um das junge Volk her sind. Solche Warnung und Vermahnung soll man zu Herzen nehmen und immerdar daran gedenken, denn wir mit Fluchen oder sonst mit bösen Worten Aergerniß geben, daß das Englichen dahinten stehe, solches sehe und höre; Gott werde es auch ungestraft nicht lassen." In einer dritten, denselben Gegenstand behandelnden Predigt sagt er: „Ich muß von mir bekennen, so ich zurücke denke an mein Leben, bin ich drei Mal merklich durch die Engel behütet worden [1])."

Ist es aber nicht, wenn man dies liest, als wäre es nur lauter Nachhall der kindlich-frommen Lehren, die ihm in der Kindheit eingeprägt und durch so viel Sinnbildliches in ihm befestigt wurden? Nur das Gröbste, Unlauterste hatte er fahren lassen, weggeworfen, den „großen Mißbrauch im Papstthume, daß man aus den Engeln Abgötter mache, gleichwie aus der

1) Hauspostille, Plochm. VI, 403, 405, 416, 130.

Jungfrau Maria und andern Heiligen. Denn also haben sie geprediget: man solle die Engel und Jungfrau Maria anrufen, daß sie uns die Sünde vergeben und uns helfen [1]).“

Wir erinnern uns, er erwähnt unter andern ähnlichen Bräuchen des Palmschießens. „Dieser Tag, beginnt er in einer Predigt am Palmsonntage, heißt der Palmtag, an welchem Tage unser lieber Herr Jesus Christus ist eingeritten zu Jerusalem.“ Vormals habe man an dem Tage, fährt er fort, in der Schule gespielt, „daß sie sind auf dem Esel geritten und haben Palmen geschossen. Solches ist geschehen um des jungen Volks willen, daß es die Historie desto besser fassete und behielte. Darnach hat der Papst solch Kinderspiel auch in die Kirche geführet,“ wovon denn der Tag seinen Namen bekommen habe [2]). Aehnlicher Bräuche gedenkt er nicht selten.

Solch Kinderspiel, das „der Papst in die Kirche geführt,“ führte die Kinder wieder der Kirche zu. Ebenso verhielt es sich mit der Kunst und allem Aeußerlichen sonst, was mit der Lehre und dem Kultus zusammenhing und in so innigem Zusammenhange stand, daß Alles nur ein einziges, doch unendlich mannichfaltiges Ganze bildete [3]). Und dies Ganze und jede Einzelheit darin sprach zu den Sinnen, füllte die Seelen, die Phantasie auch mit freundlichen Vorstellungen und Bildern. Sinnig war da das Meiste, Alles hatte seine Bedeutung; die Procession am Mariä-Reinigungstage die des Kirchgangs Maria's und Joseph's mit dem Kinde u. s. f. [4]). Und er hatte es an sich selbst in seiner Kindheit erfahren, wie das Alles „anlockte zum Glauben.“ Noch in späteren Jahren, wo der Mißbrauch es ihm längst verleidet, sprach er sich (Sermon von guten Werken, 1520) dahin aus, man müsse, die im Verstande des wahren geistlichen Lebens noch kindisch, wie die jungen Kinder locken und reizen mit dem äußerlichen, bestimmten und verbundenen Geschmuck, Lesen, Beten, Fa-

1) Verm. Predigten, Plochm. XVII, 192.

2) Hauspostille, Plochm. II, 197.

3) Vergl. Ranke I, 245.

4) Hauspostille, II, 120.

sten, Singen, Kirchenzierden, Orgeln und was deß in Klöstern und Kirchen gesetzt und gehalten werde, so lange, bis sie auch den Glauben erkennen lernten[1]). Wir dürfen sicher nicht zweifeln, daß die Messe, der gesammte Gottesdienst, welchem die Schüler so fleißig beiwohnen mußten, bei dem sie als Theilnehmende verwendet wurden, ihn mächtig anzog und auch eine erhebende, herzerquickende Kraft in ihm übte.

Weiter kommt hier in Betracht, daß auch die Schulergötzlichkeiten fast durchaus geistlich waren. Eine der häufigsten bestand darin, daß die Schuljugend an gewissen Heiligentagen einen aus ihrer Mitte als Bischof herausputzte, Gewerke, Künste, Fakultäten, Stände und Orden pantomimisch darstellte und mit Musik durch die Straßen zog, den Bischof in die Kirche führte. Damit wurden denn Komödien verbunden, deren Stoff meisthin der biblischen Geschichte entnommen war. Oder man führte auch die lateinischen Dramen des Terenz, oder die christlich-terenzischen der Roswitha auf. Häufig geschah dies in Festzeiten, an den Kirchweihtagen u. s. f., auch wol mit dem Nebenzwecke, noch mehr Menschen anzulocken und zum Ablaßkauf zu bewegen. An die Aufführung lateinischer terenzischer Dramen war in Mansfeld freilich nicht zu denken, wohl aber waren sie in höheren Schulen, wie der zu Eisenach, die Martin späterhin besuchte, in Uebung und sehr beliebt. Gerade die dortigen Dominikaner scheinen sehr eifrig gewesen zu sein, in Gemeinschaft mit den Schülern Komödien aufzuführen. Es wird als etwas ganz Gewöhnliches von ihnen erzählt. In lebhafter Erinnerung war geblieben, daß sie einst in Gegenwart Friedrich's mit der gebissenen Wange die Erzählung von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen aufgeführt hatten, wobei es dem Fürsten großes Entsetzen erregt, daß sich Jesus nicht einmal durch Maria's Bitten bewegen ließ, den letztern Verzeihung zu gewähren. Es läßt sich annehmen, daß Luther an dergleichen Aufzügen und Aufführungen als Schüler Theil genommen. An Nachrichten darüber fehlt es freilich. Erwähnt wurde bereits, daß er Gefallen an Studentenaufzügen der Art in Wittenberg hatte, sich über die „Spektakel und Gaukelspiel" günstig aussprach, wenn auch

1) Plochm. XX, 208.

nicht unbedingt. Den Fröhlichkeiten der Fastnachtsaufzüge und Spiele war er gar nicht Feind, nur wirklichen Sittenlosigkeiten suchte er zu steuern; duldsam selbst gegen den Uebermuth des Frohsinns. Er nahm durchaus kein Aergerniß daran, daß die wittenberger Studenten lateinische Schauspiele aufführten. Als man einst Neigung bezeigte, dawider einzuschreiten, daß ein Lehrer damit umging, in seiner Schule ein terenzisches Lustspiel aufführen zu lassen, nahm er denselben in Schutz. Man möge den Schülern das Komödienspielen nicht wehren; es habe seinen Nutzen schon als Sprachübung; in Komödien werde fein künstlich erdichtet, abgemalt und vorgestellt, was einem Jeden in seinem Amt, Beruf und Stande zu thun gebühre und wohlanstehe; kämen bisweilen Natürlichkeiten darin vor, so würde man, wenn sie deshalb verboten sein sollten, auch das Lesen der Bibel nicht gestatten dürfen u. s. f. [1]). So schreibt er 1543 an Held, er sei wegen der geistlichen, von einigen anhaltischen Predigern mißbilligten Schauspiele befragt. Er meine, allen Menschen sei befohlen, das Wort Gottes auszubreiten, wie und wodurch es geschehen könne, nicht blos durch das Wort, sondern auch durch Schrift, Malerei, Bilderei, Psalmen, Liedern und musikalischen Instrumenten. Freilich sei dabei das Histrionenwesen, wie es im Papstthume vorgekommen, zu meiden. Solche Schauspiele drängen beim Volk durch die Sinne ein und regten bisweilen mehr an als Predigten. In Niederdeutschland, wo die öffentliche Verkündung des Evangeliums verboten sei, wären Viele durch geistliche Schauspiele für die reine Lehre gewonnen [2]).

Wir gehen hiervon zu einer besonderen Betrachtung der gewinnenden Einwirkungen der Kunst und kirchlichen Poesie auf ihn über. Er sagt wol und spricht sich mehrfach in diesem Sinne aus, im Papstthume habe man „St. Johannem an alle Wände gemalet und sein Bild und das Lämmlein in Holz und Stein, in Silber und Gold gehauen und Bilde von ihm gemacht, wie er mit dem Finger auf das Lamm hinweise," es sei aber „nicht in das Herz kommen [3])." Allein dies war sein

1) Tischreden, Walch XXII, 2277 f.

2) De Wette V, 553 f.

3) Auslegung des 1. u. 2. Kap. Johannis, zu Kap. 1. V. 29; Walch VII, 1641.

späteres Urtheil, und wir haben zahlreiche Aeußerungen von ihm, aus welchen sich ergibt, wie sehr ohne allen Zweifel die Bilder in seinen früheren Jahren ihn angezogen und auf sein Gefühl eingewirkt haben. Ein paar gelegentliche kamen schon vor. Indem er ausführt „daß Gott auch seinen Theil in der römischen Kirche allzeit gehabt," erwähnt er neben der Taufe, zehen Gebot u. s. f. ausdrücklich „viel schöner Gesänge und Gemälde," die erhalten gewesen[1]). In der Auslegung des andern Artikels des christlichen Glaubens von 1533 spricht er über Christi Höllenfahrt. Man solle nicht darüber grübeln und vernünfteln, bei den Worten bleiben und sie sich einfältiglich einbilden, so gut man vermöge. „Demnach pflegt man's auch an die Wände zu malen, wie Christus hinunter fähret, mit einer Chorkappen und einer Fahne in der Hand vor die Hölle kommt, und damit den Teufel schlägt und verjagt, die Hölle stürmet und die Seinen herausholet. Wie man auch in der Osternacht ein Spiel für die Kinder getrieben hat. Und gefällt mir wohl, daß man's also den Einfältigen vormalet, spielet, singt oder sagt." Viel weniger sei es mit Worten oder Gedanken zu fassen, wie Christus zur Hölle gefahren, sondern „weil wir ja müssen Gedanken und Bilde fassen deß, das uns in Worten vorgetragen wird, und nichts ohne Bilde denken und verstehen können, so ist's fein und recht, daß man's dem Worte nach ansehe, wie man's malet, daß er mit der Fahne hinunter fähret, die Höllenpforten zerbricht und zerstöret, und sollen die hohen unverständlichen Gedanken anstehen lassen. Denn solch Gemälde zeiget fein die Kraft und Nutz dieses Artikels, darum er gepredigt und geglaubt wird, wie Christus der Höllen Gewalt zerstöret und dem Teufel alle seine Macht genommen habe. Wir lassen Klügeln und Deuten daheime, und reden einfältiglich davon, daß man mit solchen groben Gemälden faße, was dieser Artikel giebt, wie man sonst die Lehre von göttlichen Sachen durch grobe äußerliche Bilde vorgiebt, wie Christus selbst allenthalben im Evangelio dem Volk das Geheimniß des Himmelreichs durch sichtige Bilde und Gleichniß vorhält, oder wie man das Kindlein Jesum malet, daß er der Schlangen auf den Kopf

1) Mathesius, 13. Predigt.

tritt; und wie ihn Moses den Juden vormalet in der Wüsten, durch die eherne Schlange, 4 Mos. 21, 9. Item, Johannes der Täufer, durch ein Lamm, da er ihn das Lamm Gottes nennt. Denn solche Bilde sind fein helle und leicht ein Ding dadurch zu fassen und behalten, und dazu lieblich und tröstlich und dienen ja dazu, ob sie sonst nirgend zu gut wären, daß dem Teufel gewehret werde mit seinen gefährlichen Pfeilen und Anfechtungen, der uns mit hohen Gedanken will vom Worte führen, daß wir mit der Vernunft klettern und klügeln in den hohen Artikeln bis er uns zuletzt stürze [1])." Er blieb lebenslang ein eifriger Freund der geistlichen Malerei und überhaupt der kirchlichen Kunst. Noch 1545 äußert er in einer Vorrede zum Passionalbüchlein, mit welchem er sich selbst nachbessernd beschäftigt hatte, die Kinder und Einfältigen würden durch Bilder besser als blos durch Wort oder Lehre bewegt die heilige Geschichte zu behalten; in Stuben und Kammern sollte man sie mit den Sprüchen malen, um Gottes Wort und Werk immer vor Augen zu haben und Furcht und Glauben gegen Gott daran zu üben; es würde auch gar nicht schaden die Geschichten der ganzen Bibel in ein Büchlein zu malen, das denn eine Laienbibel sein und heißen würde [2]). Für eine Grobheit, einen großen Unverstand erklärt er es in der Auslegung des Micha, daß an vielen Orten auch die Bilder des Herrn und der Apostel aus den Kirchen geworfen worden wären. „Wer ist doch so starblind," ruft er aus, „der nicht siehet daß gleichwie christliche Historien ohne Sünde und mit Frucht der Zuhörer erzählt werden, also auch um der unverständigen willen solche Historien ohne Sünde könnten gemalt und geschnitzt werden, nicht allein daheim in den Häusern, sondern auch öffentlich in den Kirchen [3])?" Mit allem Eifer der Ueberzeugung und Vorliebe zugleich widersetzte er sich dem Bilderstürmen, und mit welchem Zögern änderte er den Kultus, wie bemüht war er, ihn überhaupt und namentlich das Gemüth-Anregende darin zu erhalten, sofern es nur nicht geradezu der „Abgötterei" Vorschub that; und das Alles gegen die

1) Verm. Predigten, Plochm. XX, 168.

2) Walch XIV, 401.

3) Zu Kap. 1. V. 7; Walch VI, 2746.

vorherrschende Richtung, nicht ohne Gefahr für seine Person und seine Volksbeliebtheit. Das Alles, däucht uns, war Folge und Ausdruck seiner poetisch-gemüthlichen, seit seiner Kindheit durch den Katholicism geweckten und bestimmten Anlage und Art.

Eine sichre Spur seelhafter, sein ganzes Innre ergreifender, für die Kirche gewinnender Einwirkungen der kirchlichen Dichtkunst liegt in der an sich ganz unscheinbaren und dürftigen Angabe, wonach zu den Lehrgegenständen in der Schule zu Mansfeld auch „christliche Gesänge" gehörten, die religiösen Lieder der Zeit. Es scheint, eben sie haben ihren Inhalt und ihre Richtung am tiefsten in seine Seele gesenkt. Durch sie wirkte die ganze Gewalt der Dichtkunst und Religion, der christ-katholischen, zusammen. Schon deshalb ist es nicht unwichtig, wird aber auch sonst noch unserm Zwecke förderlich sein, einen Blick auf sie zu werfen. Werden sie in der hier in Betracht kommenden Beziehung beachtet, so erhält die Beschaffenheit des Unterrichts, den er genoß, so erhalten die kirchlichen Zustände, worin er aufwuchs, manche Einzelheiten der ganzen, im obigen versuchten Darstellung noch ein mehreres, einige unscheinbare und doch bedeutungsvolle Momente in seiner späteren Entwickelung, seinem späteren Lebensgange ein eben so unerwartetes als erwünschtes Licht. Jene Lieder gehörten, wie sie waren, so recht eigentlich in das religiöse Wesen hinein, das ihn von seiner Kindheit an umgab, veranschaulichen es noch lebendiger, waren die Spitze desselben, wenigstens nach einer Seite hin.

Kirchengesang — Marienlieder — Mariakultus — Legenden.

Das Allgemeine, woran die weitere Darstellung anzuknüpfen, ist neuerdings wol am besten von Wackernagel und Winterfeld auseinandergesetzt, denen wir deshalb dabei zumeist folgen[1]).

1) Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Vorr. 14—17. Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Tonkunst, I, 10, 33 f. 40, 100 ff. Vergl. Der Volksgesang in der katholischen Kirche in den historisch-politischen Blättern, XI, 687 ff. Jahrgang 1843, 217 ff. Gervinus, Gesch. der poet. Nationalliteratur, I, 202, 391, 512 f. II, 72, 116, 155, 272 ff. III, 14 ff., 226.

Der Kirchengesang, Erzeugniß des dichterisch-bewegten und erhobenen christlichen Geistes, war in den ältesten christlichen Zeiten entstanden, hatte unter sorgsamer Pflege der Kirche, insbesondre auch der Klöster, zumal seit Ambrosius und Papst Gregor's des Großen Bemühungen, bis zum 12. Jahrhundert geblüht und war seitdem allmälig in Verfall gerathen. Die Kirche hatte ihn den abendländischen Völkern in der lateinischen Kirchensprache gebracht, auch die Theilnahme des Volks am kirchlichen Gesange mehr und mehr verkürzt und dadurch für das Kirchenlied die freilich noch sehr ungebildeten Landessprachen und so die nationale Dichtung auf dem religiösen Gebiete lange ausgeschlossen. Die letztre wachte in dem Maße auf, als die Lebendigkeit des kirchlichen Geistes abnahm und die Volksthümlichkeiten sich wieder mehr und mehr im Gegensatze zu demselben geltend zu machen anfingen. Es entstanden geistliche deutsche Lieder, die Weisen derselben so wie die der Gesänge, die seit dem 13. Jahrhundert noch in der Kirchensprache entstanden, neigten sich meistthin dem Volksmäßigen zu und verloren das ausschließlich kirchliche Gepräge, das mit dem weltlichen verschmolz. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden immer mehr Volksweisen für den kirchlichen Gebrauch benutzt, sehr oft um dem immer mehr überhand nehmenden weltlichen Sinne zu schmeicheln. Vergeblich eiferten ernste Stimmen kirchlicher Schriftsteller, Concilienschlüsse und päpstliche Dekrete dagegen als gegen eine Entweihung des Heiligthums. Die allgemeine Verweltlichung des Heiligen griff auch in dieses Gebiet. Deutsche Kirchenlieder jedoch, solche, die von der Gemeinde gesungen worden wären, gab es nicht. Indeß wurden geistliche Lieder bei Wallfahrten und Kirchweihen öffentlich gesungen. Man hatte Weihnachts-, meist Kinderlieder, mit denen die Kleinen in kindlicher Freude am Feste der Geburt des Erlösers Theil nahmen. Sie sangen diese Lieder bei den Frühmetten und Vespern der Weihnachtszeit neben den ausgestellten geschmückten Krippen, dabei in die Hände klatschend und fröhlich umherspringend. Viele Geistliche, Benediktiner namentlich, hatten sich in den früheren Jahrhunderten bemüht, aus frommer und eifriger Sorge für das Volk geistliche Lieder unter dasselbe zu bringen und weltliche dadurch zu verdrängen; im 15. Jahrhundert wurden Volks-

lieder in abgöttische Marienlieder umgesetzt, gerade wie Luther späterhin das Kirchenlied aus einem Wuste von Marienliedern herauszuarbeiten suchte und wirksamer und in einem höheren und besseren Sinne geistliche Lieder und Psalmen dichtete, sammelte und in Gang brachte, damit die Jugend Etwas hätte, wodurch sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los würde[1]). Erst neuere Forschung hat den Beweis geliefert, wie viele Lieder von reinerem christlichen Inhalt es unter ihnen gab, die nur einen Mittler zwischen Gott und dem Menschen kennen, Christum; allein sie waren nicht im Gebrauch, waren verdrängt, so gut wie unbekannt.

Luther hat nur wenige von ihnen gekannt. Er würde ihrer sonst mehre in seine Gesangbücher aufgenommen haben, zumal die meisten bei weitem schöner sind als viele, die ihm seine Zeitgenossen beigesteuert. Er anerkennt es zwar späterhin vielfach, z. B. in der Kirchen- und der Hauspostille, daß man im Papstthume „feine Lieder gesungen" habe. „Der die Hölle zerbrach, und den leidigen Teufel darinne überwand, damit erlößt der Herr die Christenheit u. s. w. Item, Christ ist erstanden, von seiner Marter alle u. s. f. Da ist von Herzen wohl gesungen; aber da sind keine Prediger gewesen, die uns hätten sagen können, was es sey. Zu Weihnachten hat man gesungen: Ein Kindelein so löbelich, ist uns geboren heute. Zu Pfingsten hat man dem Volk vorgelesen den Text des Evangelii, die Passion oder Historia des Leidens Christi. In der Messe hat man gesungen das gute Lied: Gott sey gelobet und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset u. s. w. Aber von dem allen hat man nicht einen Buchstaben, noch einen Titel verstanden, sondern flugs auf ein ander Ding gefallen und der schönen Worte vergessen[2])." Sehr oft kommt er auf das Lob des Weihnachtsliedes: Ein Kindelein so löbelich, ist uns geboren heute, von einer Jungfrau säuberlich zu Trost uns armen Leuten; wär uns das Kindlein nicht geboren, so wären wir allzumal verloren. Wer es auch gemacht habe, sagt er, er habe es wohl getroffen, nämlich daß das Kind-

1) Vorrede zu den geistlichen Liedern und Psalmen von 1529; Walch X, 1723. Vergl. oben S. 161.

2) Plochm. III, 326.

lein, Christus allein unser Trost sei, große, treffliche Worte, die man billig mit allem Ernst wahrnehmen sollte; der heilige Geist selbst müsse den Dichter also zu singen gelehret haben. „Viel gutes Dinges" sei in dem englischen Gesange: Gloria in excelsis Deo. Er erläutert ihn umständlich in einer Predigt. Ein feines Wort sei es, sagt er, das die Kirche in dem Sequenz: Vicinus dignitate Christo fit et morte singe; einen sonderen Meistergesang nennt er das Magnificat, nur sängen es die Mönche und Nonnen nicht mit dem rechten Verstand [1]). Er lobt in den Tischreden die Sequenz „Mittitur ad virginem," die man in Advent gesungen, in der Auslegung des Hoseas (zu Vers 14 des 13. Kapitels) den Hymnus: Mors et vita duello conflixere mirando, dux vitae mortuus regnat vivus; rühmt in der Vorrede auf die lateinischen und deutschen Begräbnißgesänge (1546), man habe „wahrlich viel schöne Musica oder Gesänge, sonderlich in den Stiften und Pfarren gehabt" [2]). Wenn er in der Vermahnung an die Geistlichen der „gleißenden Kirche" das Mißbräuchliche aufrückt, so gedenkt er doch mit großer Anerkennung der „deutschen Lieder," die in Uebung gewesen. Wir hörten oben schon Aeußerungen dieser Art von ihm. Der Glaube, sagt er in der Schrift von der Winkelmesse, daß Christus im Sakrament befohlen habe, seinen Leib und Blut zu empfahen, sei in der Kirche fest und rein geblieben, wie das durch viel Lieder bezeugt werde, insbesondere das gemeine: „Gott sei gelobt und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset mit seinem Fleische und Blute," und das: „Herr, durch deinen heiligen wahr Leichnam, der von deiner Mutter Maria kam und das heilge Blut hilf uns aus aller Noth." Allein die Kirche habe durch diese und ähnliche Lieder öffentlich Zeter geschrieen über die Räubereien, welche am Sakrament begangen worden wären [3]). Und wie er Nichtverständniß bei ihrem Gebrauche rügt, so klagt er doch auch z. B. in der erwähnten Vorrede über „so viel abgöttische, todte, tolle Text," und in seiner Weise, christliche

1) Plochm. XV, 120, 130; VI, 266, 310.

2) Walch XXII, 2253; VI, 1979; XIV, 415.

3) Plochm. XXXI, 368.

Messe zu halten, von 1523 und späterhin wiederholt über den Mangel an guten geistlichen Liedern. Man finde ihrer nicht viel, die etwa einen Schmack oder einen rechtschaffenen Geist hätten. Ein großes Verlangen spricht er aus, daß deutsche Dichter erstehen möchten, an welchen es mangle, oder die ihm zur Zeit doch unbekannt wären, welche christliche und geistliche Gesänge machen könnten, die es werth, daß man sie täglich in der Kirche Gottes brauchen möchte [1]). In der Vorrede auf die lateinischen und deutschen Begräbnißgesänge erklärt er die Melodien der bei Vigilien, Seelmessen, Begräbnissen und sonst gebräuchlich gewesenen älteren geistlichen Lieder für köstlich und erhaltungswürdig, die Texte aber für ungereimt und unchristlich.

Die Verehrung ihrer Helden, die Hinweisung auf deren weltüberwindende Gesinnungen, Thaten und Märtyrerleiden war unverfänglich, natürlich und lobwürdig in der Kirche gewesen und hatte reiche Früchte der Glaubenskraft und edelsten Begeisterung getragen. Aber an den Heilgen war mehr und mehr gepriesen, was eben nur nach mönchischem Sinne Werth hatte, und dieses noch mehr als das wirklich Ruhmwürdige an ihnen wurde als Verdienst dargestellt, wodurch Gott versöhnt und der Himmel erworben werde. Der Wunsch und das Bestreben, das Göttliche in den Heilgen Gottes und vor allen in der heiligen Jungfrau in nächster Nähe zu bewundern, zu lieben und zu loben, jeden Strahl der göttlichen Offenbarung, angefangen vom Mysterium der heiligen Dreifaltigkeit bis herab zur unscheinbarsten Tugendübung eines Heilgen, verehrungsvoll anzustaunen und in der kirchlichen Dichtkunst wiederscheinen zu lassen, hatten den Hinblick der Erlösungsbedürftigen vom Erlöser und der Erlösung gar zu sehr hinweg- und auf zu viele Helfer und Heilsmittel hingelenkt, und hierbei obenein zu den gröbsten Verirrungen geführt. Aus dem kirchlichen Heldenkreise war ein mythologischer Cyklus, aus der mißverstandnen Heilgenverehrung ein Götzendienst geworden. Die neue christliche Mythologie hatte nicht wenige Züge von der der Griechen und Römer entlehnt. In jenem Cyklus nahm die Jungfrau Maria eine hohe, die höchste Stelle ein, Heidnisches und Christliches, biblische Poesie

1) Walch, X, 2771 f.

und Grübeleien und Spitzfindigkeiten der Scholastiker, Mystik, Ritterthum und Minne mischten sich in den Vorstellungen von ihr, in ihrer Verehrung. Sie sollte gut und mächtig genug gewesen sein, dem gewaltigen Arme des Rächers Einhalt zu thun, als Christus einst die Absicht gehabt, die Weltkugel ihrer sündigen Bewohner wegen in Stücken zu zerschmettern; sie wurde in Bildern zur Rechten Gottes und selbst ein wenig erhaben über ihn gesetzt, sie verwies in Geschichten, die man hatte, den Sohn, wenn er ihren Fürbitten einmal ernstlich Einhalt thun wollte, auf seine Lehren in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren solle. Chronikenschreiber erwarteten und erflehten von ihr, was die Dichter von der Muse, die Minnesänger überhäuften sie mit den süßesten Namen, die Scholastiker mit den geschmacklosesten Attributen, das christliche Volk verwandelte ihre Verehrung in einen wahren Fetischdienst, nicht ohne schwere Verschuldung des Klerus, der geistlichen Obern.

Schon das gibt uns einen Begriff davon, wie er in der Verehrung der Glaubenshelden der Kirche erzogen war und wie tief sie in ihm wurzelte, daß er selbst in seiner ersten stürmischen Reformationsperiode sich nur gegen den Mißbrauch erklärt, der aber auch in der That arg war. „Niemand kann es läugnen," sagt er in der Schrift vom Anbeten des Sakramentes des heil. Leichnams Christi (1523) mit voller Wahrheit, „daß wir bisher durch solcher Heilgen Dienst so weit gekommen sind, daß wir eigentlich aus der Mutter Gottes und den Heilgen eitel Abgötter gemacht, und mehr auf sie, denn auf Christum selbst uns vertröstet haben, umb unsern Dienst und Werk, die wir ihnen gethan haben; damit der Glaub Christi ist untergangen[1])." In der Kirchenpostille, der Auslegung einiger Kapitel des 5. Buchs Mosis: „Man halte die Ehre der lieben Heiligen, als wir einander schuldig syn zu ehren als Gottes Kinder. Also sollte man sie gehalten haben; nun aber sind die leichtfertigen Geister zugefallen, haben über sich gesehen und die Heilgen ganz zu Göttern gemacht. Maria, die liebe heilige Jungfrau, ist die schändlichste Abgöttin worden. Alle sind wir so geschickt gewesen, daß wir sind von Gott gefallen und sie hat sollen unsere gnädige

1) Plochm. XXVIII, 415.

Königin sein; Christus ist nichts gewesen, daß alle Tempel und Altäre sind gemeiniglich in Mariä Ehren gestiftet und gebauet worden," u. s. f. f. [1]). Aehnliche Aeußerungen von ihm wurden oben angeführt.

Verhielt es sich nun damit so, und war die liebe Mutter Gottes Maria, wie er in den Tischreden sich ausdrückt, mehr celebrirt worden in der Grammatika, Musika und Rhetorika wie ihr Kind Jesus, so folgte sehr natürlich daraus, daß sie auch „viel schöneren Gesang und mehr hatte, als der Erlöser selbst [2])." In der That waren die geistlichen Lieder, welche die Heiligen und insbesondere die Jungfrau Maria zu Fürbittern bei Gott und Christo machten, die meisten und bekanntesten, wurden am häufigsten gesungen. In die zahlreichen Marienlieder war der ganze Inhalt des abgöttischen Mariendienstes übergegangen, der sich besonders zur Zeit der Kreuzzüge ausgebildet und gerade im 15. und am Ausgange des 15. Jahrhunderts in ein neues Uebermaß gerieth. Alle alten Geschichten von der Maria wurden aufgefrischt und vermehrt, sie erhielt neue Feste, ihr Ave wurde das verbreitetste Gebet, die Dominikaner trieben unter argen die ärgsten Betrügereien mit ihren Wundererscheinungen, es erschien ein Lobgedicht auf sie nach dem andern, die Lieder der Meistersänger waren voll von ihrem Preise und mit ihnen wetteiferten darin die Prediger. Selbst noch Männer, die die Denk- und Sinnesart der neuen Zeit hereinführen halfen und in erster Linie sich wider die alte legten, wie der Verfasser des Narrenschiffs, machten Heiligengeschichten und Loblieder auf die Maria. Der neu erfundene Buchdruck wurde nicht häufiger angewendet, als zur Verbreitung von Legenden, Erbauungs- und Buß- und Beichtbüchern, Volksbüchern in Versen und Prosa, deren Inhalt und Richtung auf Zerknirschung und Selbstverdammen, Furcht vor der Hölle, Erweckung einer stumpfsinnigen Andacht, einer schlaffen Frömmigkeit hinauslief und finstern Aberglauben förderte. Diese ganze Verirrung und Uebertreibung stellt sich am augenfälligsten in den Liedern auf die Maria dar. Die weltlichen Dichter der-

1) Plochm. XV, 451 f. Walch III, 2553.

2) Walch XXII, 2253.

selben holten ihre Gleichnisse aus allen Reichen der Natur, die geistlichen zugleich aus allen Büchern der Bibel. Diese Gleichnisse bildeten zuletzt einen abgeschlossenen mythischen Cyklus, wie Zeugnisse eines im Geiste sich bewegenden lyrischen Marien-Epos. An den biblischen Gleichnissen entspann sich der Irrthum und die Bethörung. Die Kirche übertrug den altrömischen Kultus der Kybele, der großen Göttermutter, auf die Maria, und führte vom 12. Jahrhundert an eine immer größere Anzahl von Marienfesten ein. Aus alt- und neutestamentlichen, vornämlich dem Propheten Jesaias und der Offenbarung Johannis entnommenen Schriftstellen und jenen Gleichnissen bildeten die geistlichen Dichter ein ganzes System von Weissagungen auf die Maria. Diese trat an die Stelle Christi. Als Mutter des Heilands, also früher als er, ist sie es, durch die alles geschaffen worden. Wie in Eva Alle sterben, werden in Maria Alle wieder lebendig werden. Maria hat für die Menschheit gelitten; sie fühlte ihres Sohnes Schmerzen, und bei diesem Herzeleid, diesem Schwert, das durch ihre Seele dringt, wird sie angerufen. Man erblickt die reine Jungfrau in ihrem Verhältniß zum Vater und Bräutigam zugleich, Beide in einem minniglichen Verhältniß, zollt ihr Verehrung wie der Liebende der Geliebten. Was auf Erden und im Himmel möglich und unmöglich ist, geschieht durch sie. Sie entvölkert die Hölle, man darf sich ihr nur empfehlen, um der Vergebung und des Himmels sicher zu sein, kann ohne Gefahr für die Seele Gott entsagen und sich dem Teufel verschreiben, wenn man nur sie nicht verleugnet hat. Das Geschlechtliche verschwimmt in ihr, sie ist Mutter und Tochter, Weib und Jungfrau zugleich. In einem Marienliede, Unsrer lieben Frauen Rosenkranz, das im 15. Jahrhundert entstand, wird zunächst des Psalters gedacht, wie David ihn geschrieben, Gott zu Lob und Ehr, ein hundert und funfzig Psalmen. Dann habe aber auch der heilige Dominikus einen Psalter erfunden, bestehend aus hundert und funfzig Rosen, von Gabriel in drei Kränze für Maria geflochten und ihr vom Himmel gebracht. Der erste dieser Kränze sei der weiße, freudenreiche; der andre der rothe, schmerzliche; der dritte der goldfarbene, glorwürdige. Aus fünf Freuden Maria's bestehe der erste: aus der Verkündigung und Heimsuchung, aus der Geburt, der Darstellung, der Findung Christi im Tempel; aus fünf Schmerzen

der andre: dem blutigen Schweiße, der Geißelung, der Dornenkrone, der Kreuztragung, der Kreuzigung; aus fünf Glorien der letzte: der Auferstehung, Himmelfahrt, Ausgießung des heil. Geistes, der Aufnahme Maria's in den Himmel, der Ankunft zum Gericht. Jede einzelne dieser Wonnen, dieser Betrübnisse, dieser Ehren begreife fünf Vaterunser in sich und eben so viel Engelgrüße, was denn in zwei und zwanzig dreizehnzeiligen Gesätzen weiter ausgesponnen wird. Auch in andern Marienliedern, ältern und spätern, steht die Vergleichung Maria's mit der Rose im Vordergrunde, wie Maria schon bei Dante die Rose ist, „in der das göttliche Wort Fleisch geworden."

Späteres bestärkt noch mehr in der Annahme, bei welcher man ohnehin nicht irren wird, daß es neben dem Chorale hauptsächlich die verbreitetsten und beliebtesten, die lieblichen und phantastischen Marienlieder waren, mit welchen Luther in seinen Kinderjahren bekannt und vertraut wurde. Die Melodien, die poetischen und dogmatischen, die reineren und verdorbenen Elemente der „christlichen Gesänge," die er hörte und lernte, drangen tief ein in sein Gemüth und hafteten lebenslang darin. Wir werden die Wirkung noch sehen. Zum großen Theile trat sie erst hervor in seinen Bemühungen, ein deutsches Kirchenlied neu zu schaffen oder herzustellen. Seine eigenen Lieder und deren Weisen gehen oft von den Texten und Weisen des alten lateinischen Kirchengesangs und des älteren geistlichen Liedes aus, streben sie zu erhalten, sind nur Umbildung. Noch in seinem Todesjahre waren die Liederweisen seiner Kindheit in ihm lebendig, ihm theuer. „Ich hör's nicht gerne, äußerte er, wo in einem Responsorio oder Gesang die Noten verruckt, anders gesungen werden, weder ich der in meiner Jugend gewohnet bin [1])." Man findet Nachklänge der Jugendeindrücke, welche namentlich die Marienverehrung, die Marienlieder bei ihm zurückließen, noch in seinen späteren religiösen Vorstellungen, seiner Ausdrucksweise in späteren prosaischen Schriften; in seinen eigenen Liedern. Anselm und den heil. Bernhard wegen ihres übertriebenen Marienlobes tadelnd, sagte er doch, und zwar

1) Vorrede auf die lateinischen und deutschen Begräbnißgesänge, Walch XIV, 415.

noch in späteren Jahren, „wahr ists, man kann Mariam, die hohe edle Creatur, nicht genugsam preisen[1]." Es erregte ihm stets den lebhaftesten Unwillen gegen die Juden, daß sie die Jungfrau schmäheten oder herabsetzten. Eifrig und vielfach bemüht er sich, die unbefleckte Jungfrauschaft der Mutter Gottes, womit man sich eben im 15. Jahrhundert wieder sehr lebhaft beschäftigte, zu beweisen, indem er die „verkehrten Preiser" der Jungfrau tadelt[2]." Er selbst legt ihr indeß nur einen andern Sinn und Zweck bei. Er stellt die Weibschaft Maria's weit höher als ihre Jungfrauschaft; er preist die Mutter Gottes als „die höchste Frau auf Erden," das „edelste Kleinod nach Christo in der ganzen Christenheit," nur daß Christus freilich höher bleiben soll[3]. „Im Papstthum hat man die Mutter Maria allein gelobet und gerühmet. Wahr ist's, sie ist lobenswerth, und kann nimmer genug gelobet und gerühmet werden. Denn die Ehre ist so hoch und herrlich, daß sie vor allen Weibern auf Erden dieses Kindleins Mutter ist. Doch sollen wir die Mutter also loben und preisen, daß wir uns dieß Kindlein, das sie geboren hat, aus den Augen und Herzen nicht hinwegreißen lassen, noch diesen Schatz, der uns geboren ist, geringer achten, denn die Mutter. So man die Mutter lobet, soll sie seyn ein Tröpflein; dagegen aber soll dieß Kindlein seyn ein ganz weit Meer. Wenn ja eins soll vergessen werden, so ist's besser, daß wir der Mutter vergessen, denn daß wir des Kindleins vergessen sollten, wie im Papstthum geschehen ist, da man des Kindleins gar vergessen und der Mutter allein gedacht hat. Denn die Mutter ist uns nicht geboren, sie hilft uns nicht von Sünden und Tod. Sie hat uns wohl dieß Kindlein und aller Welt Heiland geboren; aber sie ist nicht selbst das Kindlein und Heiland. Darum sollen wir uns von der Mutter gewöhnen und an dieß Kindlein fest binden[4]." Nicht blos, daß er sie häufig als Muster edler Weiblichkeit, der Demuth, Liebe u. s. f. darstellt, oft ergeht er sich, um sie zu erheben, in mystischen und spitzfindigen Deutungen von Bibelstellen gleich den Mystikern und

1) Tischreden, Walch XXII, 393.

2) Daß Jesus ein geborner Jude sei, 1523; Plochm. XXIX, 50 ff.

3) Kirchenpostille, Walch XII, 310.

4) Hauspostille, Plochm. V, 51.

Scholastikern der mittleren Jahrhunderte und den Meistersängern und den Verfassern der oben erwähnten geistlichen Volksliteratur des 15. Jahrhunderts, die denselben nachtraten, nur daß er minder weit geht wie sie. Albertus Magnus in seinem Werke vom Lobe der christustragenden Jungfrau hatte ihr auch die vollkommenste Kenntniß der bürgerlichen und kirchlichen Gesetze und Einrichtungen zuschreiben zu müssen geglaubt, weil die Weisheit eines Advokaten sich darin offenbare, daß er in Jeglichem obsiege wider einen gerechten und weisen, einen listigen und verschlagenen Richter und in einer verzweifelten Sache, die Jungfrau aber obgesiegt habe wider Gott, den weisesten Richter, wider den allerlistigsten Teufel und in der verzweifelten Sache der Menschheit. Luther, in einer Predigt der Kirchenpostille über das Evangelium am ersten Sonntage nach Epiphaniä, benutzt den Umstand, daß Maria ihren Sohn gesucht, zu dem Schlusse, daß nicht einmal die Mutter Gottes unfehlbar gewesen und daß daher die Concilien der Irrthumsfreiheit sich noch weniger rühmen dürften, aber so viel behauptet er doch: „die Bischöfe und Concilia haben ohne Zweifel des heiligen Geistes nicht so viel gehabt als sie," wo er denn mit dem Abt Guibert fast zusammentraf, der in seinem Buche vom Lobe St. Mariens u. a. sagt, daß sie allein von allen Menschen vom heiligen Geiste an ihrer Seele genährt worden sei [1]). Und so dachte Luther, so sprach er sich aus, als er längst mit dem Systeme der Kirchenlehre gebrochen hatte und nicht selten mit sich selber zürnte, wegen seiner „Abgötterei mit der Heiligen Dienst getrieben [2])," als er wider den Marienkultus eiferte, als er die Hymnen Salve Regina und Regina Coeli, die man durch die ganze Welt singe, gotteslästerlich nannte, weil Maria darin unsre Barmherzigkeit, Leben und Hoffnung heiße, der Kreatur und Dienerin gegeben werde, was nur Gott gebühre; so sprach er sich aus, indem er erklärte, ein Christ sei überhaupt nicht verpflichtet, die Jungfrau zu ehren, die „allzutief in die Ehre gerathen sei, sodaß man sie höher halte denn man solle," — er empfand an sich selbst, was er den Zuhörern sagte, daß „gar tief in die Herzen der Menschen gebildet worden die Ehre, die man thut der Mutter

1) Schröckh XXVIII, 237.

2) Auslegung des 14. Kap. des Ev. Joh. Walch VIII, 30.

Gottes [1]); — so sprach er sich aus in seinen Streitschriften wider die Juden, (1543) in der Schrift: daß Jesus ein geborner Jude sei, (1523) in der Kirchen- und Hauspostille und sonst vielfach. Von seinen, ähnliche Nachklänge enthaltenden Liedern mögen hervorgehoben werden: „Gelobet seist du, Jesu Christ," „Christum wir sollen loben schon," freilich ein verdeutschter lateinischer Hymnus; noch mehr: „Sie ist mir lieb, die werthe Magd, und kann ihr nicht vergessen." Das letztgenannte schließt sich gleich den ältern Marienliedern an das 12. Kapitel der Offenbarung Johannis an [2]). Sehr beachtenswerth sind Aeußerungen von ihm in der fünften der erwähnten zu Weimar gehaltenen noch ungedruckten Predigten. Er bekämpft darin mit großem Eifer die abergläubischen Begriffe von der Jungfrau, die nur durch reicheren Glauben erhaben über uns sei und der wir gleich sein würden, wenn unser Glaube dem ihrigen gleich wäre. „Hab ich den Glauben zu Gott, so ist sie meine Schwester." Aber „es geht gar hart ein; hett man's aber gepredigt, daß wir's erkannt hetten, so wären wir auch besser gestanden; die Lumpenprediger haben uns also gefüret."

So wahr es sein mag, daß die Maria der mittleren Jahrhunderte, die Heldin der geistlichen Lieder jener Zeit, der Kritik zuletzt als eine dem hingebenden Wesen des Weibes, der Natur, der Vernunft, dem guten Geschmacke widerstreitende, eine unästhetische Gestalt erscheint, daß in dem Marienkultus und den Marienliedern Geschmacklosigkeit und Unvernunft bis zur Verzerrung und zum Wahnwitz nicht selten um den Vorrang stritten [3]): die Kritik konnte bei Martin noch nicht erwacht sein, die mansfelder Schule war keine Geschmacksbildnerin. Dem finstern Herrn und Richter, seiner Strenge, seinem erbarmungslosen Zorne gegenüber mußte die heilige Jungfrau ihm eine mild versöhnende, seelerhebende, herzerfreuende Gestalt sein. Je mehr jene harten Vorstellungen ihn marterten und ängsteten, je trockner und dürftiger sein Schulunterricht, je abstoßender und rauher die ganze Behandlung, die er erfuhr, je freudloser sein ganzes Dasein war, desto mehr erquickende

1) Kirchenpostille, Plochm. XV, 446, 450.

2) Bei Wackernagel 135, 139, 146.

3) Ueber den Marienkultus, deutsche Jahrbücher 1842. Nr. 10 ff.

Nahrung, desto mehr Friede und Freude mußte sein Gemüth vorzugsweise in der kirchlichen Mythologie, der Heiligen-, der Marienverehrung, der kirchlichen Poesie und Musik, für welche er eine so bedeutende Anlage hatte, insbesondere wol den Marienliedern finden, die ein wahres inneres Paradiesgärtlein bildeten, das dem verschüchterten Knaben stets die willkommenste Zuflucht bot. Freilich, der Marienkultus schwächte naturgemäß die Willens-, Denk- und Urtheilskraft, fachte den Fanatismus gewaltig an. Die Richtung, welche Luther in seinen Jünglingsjahren nahm, erklärt sich daraus noch mehr. Wie hätten jene Folgen bei ihm ausbleiben können? Je höher sein Phantasie- und Gemüthsleben gesteigert wurde, desto mehr mußte sein Fortschreiten im gesunden besonnenen Denken zurückgehalten werden. Die Befriedigung, welche er auf dieser Seite fand, mußte ihm ein schweres Hinderniß auf einer andern werden, der der ganzen intellektuellen, insbesondere der Entwickelung der religiösen Begriffe. In der Auslegung über etliche Kapitel des 2. Buchs Mosis spricht er (zu Kap. 1. Vers 22) mit einem Rückblicke auf seine eigne frühere Zeit und Zustände, wo auch er „alles auf die Jungfrau Maria gezogen habe," von den gewöhnlichen Verkehrtheiten an Advent, dem Feste der Empfängniß Mariä u. s. f., wie unglücklich die biblischen Festtexte da gewählt und wie ungereimt und sinnverwirrend es gewesen, wie wenig man sich dabei denken, richtige Begriffe fassen können, welch eine Angemessenheit gleich Faust aufs Auge, welch ein Flick- und Narrenwerk darin gelegen, daß man Moses feurigen Busch, die Arche Noäh, die aus dem Wasser hervorragenden Bergspitzen, den Bau des Paradieses und was nicht alles auf Maria gedeutet, in allem sie und nur sie erblickt habe. Unter vielen andern alttestamentlichen Stellen deutete man auch den 6. Vers des 3. Kapitels vom Hohenliede: Wer ist Die, die heraufsteiget durch die Wüste, wie ein gerader Rauch, wie ein Geruch von Myrrhen, Weihrauch und allerlei Pulver eines Apothekers? auf die Jungfrau: „damit es, bemerkt Luther in der Auslegung des Hohenliedes kaustisch, nirgend an Spuren fehlen mögte, geeignet, die unglaubliche Unwissenheit und Blindheit der Gegner zu beweisen." In einer Predigt über Kapitel 3. Vers 15. des 1. Buchs Mosis: Des Weibes Saamen wird der Schlange den Kopf zertreten, sagt er, es sei eine greuliche Abgötterei in der Kirche gewesen, daß

man den schönen Text von Christo auf die Jungfrau Maria gedeutet und gezogen, als sei sie es, die der Schlange den Kopf zertreten, d. i. dem Teufel die Kraft nehmen, die Sünde vertilgen, den Tod überwinden, Leben und Seligkeit wiederbringen solle. Aus Ipsum, der, habe man Ipsa, die, gemacht, und sie dadurch mehr geschändet als geehrt, indem man ihr zugelegt, was dem Sohne gebühre [1]).

Wir wissen nicht, ob sich bei ihm der dichterische Sinn in den Jahren seiner Kindheit irgendwie schaffend oder auch nur sich versuchend geregt hat. Es scheint, er schlummerte in ihm wie so manche merkwürdig spät und ungeahnt sich entfaltende Kraft. Wir dürfen nur sagen, er war ihm angeboren, in dem eine solche Redegabe, eine solche Anschauung war, von welchem unsere poetische Literatur freilich nur einzelne kleine Stücke hat, der aber eine auf Jahrhunderte Anstoß gebende Poesie der Empfindung schuf, der das dem deutschen Süden gehörende weltliche Volkslied erschüttern, das geistliche Volkslied des Nordens dagegen setzen und die Poesie in den Norden ziehen konnte. Wir dürfen nicht zweifeln, daß das kirchliche, und wahrscheinlich insbesondere das Marienlied sein poetisches Gefühl vielleicht zuerst geweckt und belebt hat. Indeß kam hier jedenfalls noch ein anderer Zweig der geistlichen Dichtung, die Legende, zu Hülfe. Daß sie der geistlichen Volksliteratur des 15. und namentlich der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gleichfalls angehörte, ist schon erwähnt, und man kann denken, daß sie ganz ähnlich wie das geistliche Lied auf Martin's religiöses Gefühl und seine religiösen Begriffe einwirken mußte. Sie nimmt schon in unserer älteren dichterischen Literatur einen breiten Raum ein, im ersten Jahrhundert der Kreuzzüge war sie der Mittelpunkt derselben gewesen. Eine der schönsten Seiten der alten Volkssage, eins der lieblichsten Erzeugnisse des christlich bewegten Geistes und Gemüths, wahrhaft dichterischen Stoff enthaltend, schließt sie auch die ganze asketische mittelalterliche Frömmigkeit in sich, stark gefärbt und durchdrungen ist sie von dem Scholasticismus, dem Mönchthum und dem Fanatismus der mittleren Jahrhunderte. Ich habe schon mehrmals Luther's Bekanntschaft mit ihr und den Eindruck, welchen sie auf ihn gemacht,

1) Vermischte Predigten, Plochm. XIX, 3.

vorübergehend berührt und füge jetzt noch einige Bemerkungen darüber hinzu.

Sie hat den wesentlichsten Einfluß auf die religiösen Verirrungen seiner Kindheit und Jugend geübt. In der Vorrede zu seiner 1543 von Creutziger neu herausgegebenen Kirchenpostille drückt er lebhafte Freude darüber aus, daß nun so viel reinere christliche Erkenntniß im Volke verbreitet sei, „die wir vor vierzig und dreißig Jahren nicht gehabt." Das unverlorne Fünklein davon sei durch Menschensatzungen und Mönchsträume zu Schanden gemacht. Denn „da war die ganze Welt in allen Winkeln voll Messen, Seelmessen, Vigilien, Wallfahrten, Ablaß, Heiligendienst, Möncherei, Nonnerei, Pfafferei und greulicher Greuel, die nichts thäten, denn daß sie Geld nahmen und überluden uns mit eitel Teufelslasten, und blendeten uns die Augen, daß wir das selige Licht unsers Herrn und Heilandes ja nicht kennen sollten." Jetzt habe man die Postillen mit ihrer gemeinfaßlichen und erbaulichen Schrifterklärung, „dagegen wir vor Zeiten fast eitel Heiligenlegenden, und derselben sehr viel erlogen, die andern fast alle gefälscht hören mußten, daß man auch auf die hohen Feste viel kaltes unnützes Geschwätz mit eintrug, mehrlich der bloße Text des Evangelii im Brauch blieb, mit geringem Verstand [1])."

Er wurde also, wie man freilich von selbst erwarten könnte, mit den Legenden viel beschäftigt und er gewann sie lieb. Auch noch, als er längst ihre Mängel erkannt hatte, als er wider sie eiferte, indem er sie tief unter die „Geschichten" der heil. Schrift heruntersetzte, benutzt er doch selbst noch häufig in seinen Predigten und Schriftauslegungen manche der bessern, bald zu sinnigen Erläuterungen, bald zum erbaulichen Zwecke; häufig z. B. die von der heil. Agathe, die als vierzehnjährige Jungfrau zum Märtyrertode wie zum Tanze ging, und alles Drauen mit Marter und Pein achtete, als werde ein fröhlicher Reigen gespielt [2]). In den Predigten über das 1. Buch Mosis klagt er: „so klug sind wir nicht gewesen, daß wir fragten, ob auch Gottes Wort darinnen wäre." „Die biblischen Historien, fährt er fort, die haben Kraft,

1) Plochm. VII, 18.

2) Auslegung des andern Artikels des christlichen Glaubens (1533), Plochm. XX, 177. In der Kirchenpostille mehrmals.

Saft und Mark;" weit überträfen sie die seltsamen und wunderlichen Geschichten der Legenden. Er setzt ausdrücklich hinzu, daß er von diesen viel gehalten habe[1]). Ja, von den Wundern redend, welche die Heiligen gethan haben sollten, wovon alle Kirchen voll gewesen, davon redend, daß „weidlich" dabei gelogen sei, sagt er doch, man könne trotzdem nicht leugnen, „wenn man auch mehr gesagt hat als geschehen ist, es sind etliche Wunderzeichen geschehen[2])." So tief ward ihm der Wunderglaube, unverkennbar eben auch durch die Legenden eingeprägt.

Nicht minderen Einfluß übten sie in noch anderen Beziehungen auf ihn und mehrfach einen wohlthätigen, weshalb er sie mit Recht stets lieb behielt. Sie belebten und befestigten in ihm seinen tiefen geschichtlich-kirchlichen Sinn, er hat edle christliche Weisheit und christliche Tugend aus ihnen gelernt. Als nach den Abirrungen seiner religiösen Anschauung und Empfindung, wozu sie ihn mit verleitet, eine hellere und gesundere sich bei ihm geltend machte, zeigte sich's, daß ihr reinerer Inhalt doch auch auf ihn gewirkt hatte, ihm unverloren war und ihn bestärkte. Er hat einen Theil seiner Glaubenskraft daraus gewonnen. Es hängt damit zusammen, daß er auch in seinen spätern Jahren ein anfeuerndes ermuthigendes oder tröstendes Andenken an die Glaubenshelden der Kirche keineswegs mißbilligte. Lebenslang hat er Geist, Gemüth und Glauben an ihren Vorbildern erfrischt und gestärkt. Man hört es seinen Worten an, wenn er davon spricht, wie die geringen Leute, die Apostel und dann die Märtyrer, selbst Weiblein und Jungfräulein sich wider ein Reich, wie damals das römische gewesen, gelegt und es überwunden hätten durch jene Kraft und jenen Trotz des Glaubens, der dem heiligen Mägdlein Anastasia die todverachtende Antwort eingegeben, den heiligen Vincenz so erfüllt, daß er gemeint auf Rosen zu gehen, indem er mit entblößten Füßen auf glühenden Kohlen gegangen. Diejenigen, meint er, die sich schwach fühlen und erschrockene Gewissen hätten, thäten recht und wohl daran, die Vorbilder der Heiligen vor Augen und Herzen zu nehmen, um sich im Glauben zu erhalten, zu stärken

---

1) Plochm. XXXIV. 117.

2) Plochm. V, 328.

und mehr und mehr dazu zu erwecken [1]). In der Vorrede zu der von Rodt 1527 herausgegebenen Festpostille spricht er den Wunsch aus, daß ein Geistesverständiger sich der Mühe unterwinden möchte, die Heiligenlegenden zu läutern, „denn etliche gar feine Sprüche und Werke in sich haben, dem Glauben zumal eben und ähnlich, wiewol fast wenig, aber doch gute Brocken und Grumpen, so überblieben sind von der Fülle der lieben Heiligen [2])." Im Jahre 1535 bevorwortet er Lazarus Sprengler's Bekenntniß: er hätte es längst gerne gesehen und sehe es noch gerne, daß ein frommer gelehrter Mann sich an die Bücher von der Heiligen Leben und Geschichten gelegt hätte, sie von den ungewissen und untüchtigen zu reinigen, denn nächst der heil. Schrift sei kein nützlicher Buch für die Christenheit als der lieben Heiligen Legenden, „sonderlich welche rein und rechtschaffen, als darinnen man gar lieblich findet, wie sie Gottes Wort von Herzen gegläubt, mit dem Munde bekannt, mit der That gepreiset und mit ihrem Leiden und Sterben geehret und bestätiget haben [3])." Noch 1544 sagt er in einem Vorwort zu Spalatin's Exempel und Sprüche aus dem Leben und Leiden der Heiligen, es gefalle ihm wohl und werde allen Gottsuchenden gefallen, daß die reinen Worte und Werke derselben zusammengetragen würden. Es diene wider die Lästerer, „als ob wir eine neue Lehre aufgebracht hätten und auch unser Gewissen zu stärken, indem ein solcher Haufen von Zeugnissen der Alten herbeigebracht wird, die eben das gehalten, geredet, gethan, gelitten." Freilich hätte der Teufel Lügen in ihre Geschichten eingeflickt, wovon diese zu reinigen wären; freilich wären sie nicht ohne Irrthum und Sünde gewesen. Doch sofern sie geredet und gethan, was der Geist in ihnen gewirkt, wären ihre Worte und Werke wie die Brocken im Evangelium zu sammeln, als Dinge, die der Herr in ihnen gewirkt und die wahrhaftig Christi Werk. Was wol ein Ambrosius gottseliger und tapferer hätte sagen können, als er im letzten Kampfe wider Sünde, Tod, Gottes Zorn und Hölle die umstehenden Priester glaubensvoll angeredet: ich habe nicht also gelebt, daß ich mich schämen sollte, länger unter

1) Auslegung der Genesis zu Kap. 23. V. 1.

2) Plochm. VII, 16.

3) Walch XIV, 321.

euch zu leben, ich fürchte mich aber auch nicht zu sterben, weil wir einen gnädigen Herrn haben? Wer sehe nicht, daß die heiligen Männer durch solche Worte den Glauben nur allein an Christum bezeugt, der aber stark und triumphirend sei über Tod und Sünde? Er bereitete sich lange auf seinen Tod vor. In sein kleines Betbuch, das er auch auf seine letzte Reise nach Eisleben mitnahm, schrieb er eine Anzahl Trostsprüche hinein, meist aus der Schrift, aber auch jenen Ausspruch des Ambrosius fand man unter ihnen [1]).

In seiner Kindheit und Jugend hatte jedoch die Beschäftigung mit den Legenden und ihren Helden einen doppelten Nachtheil für ihn, auf welchen er auch mehrfach hinweist [2]). „Wir haben im Papstthum geglaubt, daß die Heiligen ganz unbefleckt wären," ohne alle menschliche Schwachheiten. Das wollte er nun auch sein, indem er „fromm werden" wollte und sie zu Vorbildern nahm. So konnte er bei einem übermäßig geschärften Sündhaftigkeitsgefühle nie zur Beruhigung gelangen. Die Natur, die Schwachheiten, waren nicht auszutilgen. Sodann ließ er sich mehr und mehr in der Richtung bestärken, in dem Versuche, die Natur zu ertödten, das nothwendige Ziel wahrer Frömmigkeit und seines Strebens zu finden. Eben hierin mußten ihm die Heiligen als Vorbilder erscheinen; und sie waren ihm falsche Vorbilder, in die Askese, zum Mönchthume leitend, und nur zu sehr fesselten sie ihn. Eben die mit „Fabeln und ungereimten Träumen" vermischten wurden „viel höher geachtet und gehalten weder die rechten guten Legenden [3])." Ja erst viel später konnte sich ihm Gefühl und Sinn für die letztern erschließen. „Es ist mir aus der Maßen sauer worden, schreibt er, daß ich mich von den Heiligen gerissen habe, denn ich über alle Maße tief drinnen gesteckt und ersoffen gewesen bin [4])."

---

1) De Wette V, 635 f. Jonas, Predigt über der Leich M. Luther.

2) Z. B. Walch IV, 2603.

3) Walch XIV, 322.

4) Ob die verstorbenen Heiligen für uns bitten, an W. Link. Walch XIX, 1202.

Ergebniß.

Er verließ Mansfeld in seinem vierzehnten Lebensjahre. Sorgsam, vielleicht zu sorgsam haben wir die vorhandenen dürftigen Spuren seiner Schicksale und Entwickelung bis dahin verfolgt. Ihre Zusammenstellung gibt immer noch kein deutliches Bild, sondern nur unsichere verschwimmende Umrisse davon; zeigt indeß am Ende, wenn nicht das Wünschenswerthe, doch das Nothwendigste, um sein Wesen und Werden in den nachfolgenden Jahren besser zu verstehen und zu würdigen. Keine Wiederholung, nur noch ein kurzer Rückblick sei gestattet.

Starke Seelen — und daß eine solche in Luther wohnte, bedarf des Beweises nicht — pflegen die Eindrücke, welche sie von außen her empfangen, entweder — wenn und so lange sie ihnen angemessen oder zu überwältigend sind — mit großer Lebendigkeit in sich aufzunehmen und durchzubilden, oder mit überlegener Kraft und Selbstständigkeit von sich abzulehnen und ihre Fesseln zu zerbrechen. Beides war nach einander bei Luther der Fall. Er faßte scharf und lebendig und empfand tief und stark, was er faßte. Der Versuch, von der Uebermacht seiner Kindheits- und Jugendeindrücke sich zu befreien, begann bei ihm nach allem Anschein in Mansfeld noch lange nicht. Die rege Empfänglichkeit, das Aneignen, Aufnehmen, scheint bei ihm in seinem ersten Lebensabschnitte durchaus überwogen zu haben. In diesem hat seine Willenskraft durch geduldiges Fortgehen in der Richtung, die ihm gegeben wurde, durch Fleiß, leidendes Ankämpfen wider alle Schwierigkeiten seiner Lage, ja selbst wider Das, was sich in ihm gegen das Aufgedrungene erheben mochte, nicht im Widerstande oder gar in dem übermüthigen Trotze sich gezeigt, durch welchen inwohnende Heldenkraft sich häufig am ersten offenbart. So etwas dürfte sich doch im Gedächtniß erhalten haben. Allein keine Spur weist darauf hin. Verschüchterung war das Ergebniß seiner Kinderjahre. Nur bei Bzovius findet sich die Behauptung, sein angeborner heftiger und störrischer Sinn sei der Anlaß gewesen, daß er mit Gewalt habe in die Schule gebracht werden müssen und daß er so häufig geschlagen sei. Allein dies hatte andere näher liegende Gründe, und Dem, was Bzovius behauptet, fehlt die

Bewährung. Doch mag es wol sein, mag vermuthet werden dürfen, daß Martin als Kind Heftigkeit und Eigenwilligkeit gezeigt und diese ihm manche Züchtigung zugezogen hat. Melanthon deutet in der Jugendgeschichte Luther's einmal an, wenn dieser nur bessere, sittigendere Lehrer gehabt, so möchte dadurch sein ihm angeborner heftiger und harter Muth wol gesänftigt sein. Vielleicht hätte eine milde freundliche Erziehung bei ihm die Folge gehabt, daß die ihm inwohnende Kraft in ein Uebermaß, auf heillose Irrbahnen gerathen, zerfahren, zu früh verbraucht wäre. Wie es sich damit verhalte, er hatte auch ein tieffühlendes, reizbares Gemüth mit zur Welt gebracht. Wenn die Strenge seiner Erziehung, die an ihm geübte gewaltsame Zucht, die ganze Rauhheit seiner dornenvollen Kinderjahre dem letztern nicht unheilbare Wunden schlug, seine Heftigkeit nicht in Starrsinn und Verbitterung verwandelte, ihn zu wilden Ausbrüchen nicht hintrieb, ihn blos verschüchterte, so hat er das sicher zumeist seiner gottgegebenen tüchtigen gesunden Anlage zu danken. Er mag jenen Gefahren bisweilen nahe genug gewesen sein. Auf so etwas deutet vielleicht eine Aeußerung in einer Predigt der Hauspostille hin, indem er davon spricht, daß Christenliebe sich auch ohne Dank hülfreich erweise gleich göttlicher Liebe. „Wenn unser Herr Gott nicht ehe sollt helfen, wir wären ihm denn dankbar gewesen, wo wäre ich blieben, da ich zwölf Jahr alt war, da ich hernach ein Mönch ward und Christum aufs neue kreuzigte" u. s. f. [1]).

In seiner ganzen Anlage war eine nicht geringe Zuthat von leichtem fröhlichen Bergmannsblut, das den Aeltern gänzlich gefehlt zu haben scheint. Es wurde niedergehalten in seinen ersten Lebensjahren, verdickt, vergällt. Was von Schwerblütigkeit, Hang zur Einsamkeit, zum Grübeln und Brüten in ihm war, wurde genährt. Das Ueberspannte und Düstere in seiner religiösen, seiner ganzen Weltanschauung, das ihn ins Kloster trieb und noch immerfort auch späterhin nachwirkte; manche Herbheit seines Wesens und Thuns und zumal die Anfälle von Trübsinn, Schwermuth, Verzweiflung, die ihn späterhin so oft überkamen und deren

1) Plochm. IV, 286.

er manches Mal nur nach dem schwersten Ringen, wol nur mit zweifelhaftem Erfolge Herr wurde: das Alles ist offenbar zum wesentlichen Theile Wirkung seiner harten freudlosen Kindheit und Jugend, in deren Nacht allein die Kirche mit ihren hellen Sternen hineinglänzte, ihn tröstete, erquickte und selbst ängstend fesselte, ihm gab, was ihm mangelte und dafür zu eigen nahm.

Drittes Hauptstück.

Schuljahre in Magdeburg und Eisenach.

1497 — 1501.

Erste Schülerfahrt. — Die Franziskanerschule in Magdeburg. — Die Stadt, Eindrücke, Erinnerungen, Ergebniß, Abgang von Magdeburg. — Zweite Schülerfahrt. — Die eisenacher Schule. — Schülernoth. — Frau Kotta. — Eisenach und Wartburg, Eindrücke und Erinnerungen. — Ergebniß, Abgang zur Universität.

Erste Schülerfahrt.

Insofern gebrach es Hans Luther an unterscheidender Beurtheilung nicht, daß er die Anlagen seiner Söhne zu würdigen verstand. Es blieb dabei, Martin sollte ein Gelehrter werden, und mußte, da die mansfelder Schule nicht länger genügte, eine höhere aufsuchen. Er wurde nach Magdeburg gewiesen, in seinem vierzehnten Jahre, also 1497. Eine genauere Zeitbestimmung fehlt [1]).

Wie die fahrenden Schüler, von welchen die Rede war, wanderlustig und oft abenteuernd von einem Orte und Lande zum andern zogen, wanderten auch die Schüler von einer Schule zur andern, wo sie bessern Unterricht oder ein besseres Unterkommen zu finden hofften. Auch sie wurden wol fahrende Schüler,

---

1) De Wette I, 390.

genannt. Die älteren waren die schon erwähnten Bachanten, die jüngeren hießen Schützen. Sie pflegten in größeren oder kleinern Schaaren zu ziehen, eine Art Zunft bildend, die jüngeren von den älteren beaufsichtigt, ihnen dienend, von ihnen tyrannisirt. Hier und da gab es städtische Unterstützungs- und Verpflegungsanstalten für sie. Meisthin fanden sie als Kurrendschüler bei den Schulen selbst Unterhalt, für welchen sie mancherlei Verrichtungen beim Gottesdienst sich unterziehen, im Chor vor den Häusern singen mußten; oft aber litten sie desungeachtet Hunger und Kummer, mußten sich durch Betteln, oder wie sie sonst vermochten, durchzuhelfen suchen. Es war nicht ungewöhnlich, daß sich dürftiger, bisweilen auch nicht eben dürftiger Leute Kinder auf diese Weise als Schüler umhertrieben [1]).

So erklärt es sich, daß Hans Luther seinen Sohn, wie es scheint ohne alle weitern Mittel des Fortkommens, als etwa den nöthigsten Habseligkeiten, einem Zehrpfennige, den nothwendigsten Anweisungen oder Empfehlungen, auf die Wanderschaft nach dem zu seiner ferneren Ausbildung ersehenen Orte schickte. Hilf dir selbst, hieß es da. Mühe und harte Entbehrungen schlugen Hans und Margarethe Luther wol nicht hoch an, die waren sie selbst gewohnt und hatten Martin daran gewöhnt. Sie ließen den unverweichlichten, sittlich gesunden, lernlustigen Sohn auf gutes Glück in Gottes Namen ziehen und lernen auf eignen Füßen stehen, die deutsche Wanderlust bei jungen Jahren üben.

Vielleicht zog er als „Schütz" von dannen, ob auch nicht eben wahrscheinlich. Die mansfelder Schule war wol nicht bedeutend genug, Bachanten- und Schützenschaaren anzuziehen oder auszusenden. Mit ihm pilgerte Johann Reinecke, der Sohn eines wohlhabenden Bürgers und späterhin selbst Bürger und Hüttenmeister in Mansfeld. „Welcher darnach ein trefflicher Mann geworden, und in diesen Landen um seiner Tugend willen großes Ansehen bekommen," sagt Melanthon von ihm. Die Schulfreundschaft der Beiden überdauerte die Schuljahre. Auch als Männer und früh und lange von einander getrennt, blieben sie in treu-inniger Herzensverbindung. Auf der Reise nach Worms war Johann Martin's Begleiter und half ihm den Muth stärken

1) Ruhkoph 128 ff.

durch männlichen Zuspruch. Wiederum, nach dem Tode seiner Hausfrau 1536, sendete Luther tröstende Briefe an „seiner besten Freunde einen," dessen Tod (1538) ihn mit tiefem Schmerz erfüllte [1]).

Die Freundschaft mag ihm seine bittre Zeit in Magdeburg versüßt haben, und so etwas war ihm Noth; denn gute Tage sollten ihm dort nicht werden, düstre Eindrücke erwarteten ihn.

Die Franziskanerschule.

Die sächsischen Städte hätten damals ziemlich gute Schulen gehabt, worin man die Grammatik gelehrt habe, sagt Melanthon im Leben Luther's und gibt weiter an, daß Martin nach Magdeburg geschickt sei, eben weil dort ein tüchtiger Unterricht für ihn zu erwarten gewesen.

Die magdeburger Stiftsschule, von Corvey aus gegründet, war allgemeine Bildungsanstalt für diese Gegenden geworden. Sie mochte anregend und fördernd auf das gesammte städtische Schulwesen eingewirkt haben. Auch forderte eine Bürgerschaft, wie die magdeburgische, jedenfalls mehr, als die einer kleinen Landstadt. Ihr Wohlstand und ihre Bildung unterstützte gesteigerte Ansprüche auch an das Schulwesen. Von seiner Beschaffenheit in dieser Zeit findet man indeß noch immer nur wenige unbestimmte Nachrichten. In den Aufwandgesetzen von 1505 wird der Schulmeister, der Bakkalaurien, Kollaboratoren und der Schüler derselben und des Pfarrers gedacht, woraus aber nicht mehr als eben das Dasein von städtischen Schulen hervorgeht. Auch wurden in verschiedenen Klöstern junge Leute unterrichtet. Die im Jahre 1489 in der Sudenburg aufgenommenen Hieronymitenmönche und die von Hildesheim zu derselben Zeit eingewanderten Franziskaner beschäftigten sich sehr fleißig mit dem Unterricht der Jugend. Martin ging bei den letztern, den „Nollbrüdern," wie er sie nennt, zur Schule. Doch ist über ihr Kloster und ihre Schule durchaus nichts Genaueres bekannt. Man weiß nur, daß ihnen der Erzbischof schon drei Jahre nach

1) De Wette IV, 686; V, 126.

ihrer Einwanderung eine Erweiterung ihres Klosters gestattete, woraus zu schließen sein mag, daß sie sich bewährt hatten. Außerdem ist noch bekannt, daß die vom Erzbischof Friedrich betriebene und von seinen Nachfolgern fortgesetzte Reformation der Klöster in und um Magdeburg in einem Theile derselben die Beschäftigung mit den Wissenschaften, folglich auch wol den bessern Unterricht wieder herstellte [1]). Der Aufschwung, den die Wissenschaften am Ausgange des 15. Jahrhunderts nahmen, die durch die Buchdruckerkunst vermittelte raschere Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, die ungewöhnliche Bildung des regierenden Erzbischofs, seine Begünstigung helldenkender Männer kam, wie man annehmen kann, auch dem Schulwesen zu gut. Freilich ist davon, daß er demselben eine ausdrückliche Fürsorge gewidmet hätte, nicht die Rede. Der Volksunterricht wurde ohne sonderliche Beachtung und Pflege, die ihm eher noch von den städtischen Räthen zu Theil wurde, Seitens der hohen Geistlichkeit den Bettelmönchen, den bei den Gemeinden angesetzten Pfarrern, oder irgend welchen damit sich Abgebenden überlassen.

Es läßt sich denken, daß die Franziskaner ernste Lehrer waren, daß ihre Schule nicht eben geeignet sein mochte, heitre Jugendlust bei ihren Pflegebefohlenen zu fördern. War einer darunter, wie Martin, in sich gekehrt, verschüchtert, schon zu einer düsteren, mönchischen Frömmigkeit und Anschauung hinneigend, so fand diese seine Richtung bei ihnen reichliche Nahrung. Bei den Nollbrüdern athmete er schwerlich freier und fröhlicher auf, wurden die Vorstellungen sicher nicht heller und freundlicher, die ihn längst schon erschrecken und erblassen machten, leicht mochten sie die Meinung von der Heiligkeit des Mönchsstandes und Lebens

1) Rathmann, Gesch. der Stadt Magdeburg, III, 296. Sam. Walther, Ueber St. Hieronymi Orden und Kloster in Magdeburg. Genaueres als das Obige hat mündlicher Mittheilungen zufolge selbst Herr Professor Wiggert nicht ermitteln können. Nach brieflicher Auskunft von Herrn Justizrath Lüntzel in Hildesheim ist auch über die ehemaligen Franziskaner Bezügliches nicht bekannt, das Archiv des Klosters verschwunden. Die eigentlichen Nollbrüder, deren es in Magdeburg keine gab, lebten nicht in Klöstern, und wenn Luther sagt, er sei bei den Nollbrüdern in die Schule gegangen, so beruht dies auf einer Verwechslung mit Trullbrüdern, wie man die Franziskaner wol nannte.

bei ihm noch steigern. Kann man annehmen, daß die Franziskaner, die so beflissen dem Jugendunterricht sich unterzogen, in dem allgemeinen Verfalle der Mönchs- und namentlich der Bettelorden sich reiner erhielten, minder unnütz, faul, sinnlich und unsittlich waren, so hieß dies doch eben so viel, als daß der Geist ihres Ordens lebendig in ihnen war. Die Franziskaner und Dominikaner verdankten ihre Entstehung gerade dem Absehen die Kirche, die mittelalterliche Ansicht und Frömmigkeit neu zu befestigen, zu beleben, gegen die Abweichenden zu schützen und diese zu unterdrücken. Hierzu erhielten die Dominikaner die Inquisitionsgewalt. Ihre ganze Bestimmung zu erfüllen, wurden beide Orden in die hohen und niedern Schulen gebracht, bemächtigten sie sich eines großen Theils des gesammten Unterrichts. Sie benutzten diese Stellung mit Eifer, was in ihnen lebte zu verbreiten, das heißt vorzugsweis die mönchische, überschwängliche, christliche Anschauung und den Grundsatz unbedingten Gehorsams gegen Papst und Kirche. Durch Lehre und Vorbild predigten sie Verachtung und Verschmähung der Welt, die Vorzüge und Heiligkeit des geistlichen Standes und klösterlichen Lebens. Endlich waren die Orden stets bemüht, die bessern Köpfe unter ihren Schülern für den geistlichen Stand zu gewinnen. Nicht blos daß ein so großer Zudrang zum geistlichen Stande stattfand, daß „fast was das best war unter den Knaben" geistlich werden wollte, man „zog sie auch dazu", wie Luther in der Schrift: „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes" bemerkt[1]). Das wollte der alte Luther sicher nicht. Aber ließ sich die Gefahr vermeiden? Oder hatte er nicht daran gedacht?

Eine Aeußerung des Sohns führt uns das Bild der Klosterschulen noch deutlicher vor Augen, und es ist auch wol Selbsterfahrnes darin enthalten. „Salomon," sagt er in der Auslegung des Predigers zu Kapitel 11 Vers 9: „laß dein Herz guter Dinge seyn in deiner Jugend, ist ein rechter königlicher Schulmeister. Er verbeut der Jugend nicht, bey denen Leuten zu seyn, oder frölich zu seyn, wie die Mönche ihren Schülern; denn da werden eitel Hölzer und Klötzer draus, wie denn auch

1) Plochm. XXVIII, 156.

aller Mönche Mutter, Anselmus, gesagt hat: Ein junger Mensch, so eingespannet, und von Leuten abgezogen, sey gleich, wie einen feinen jungen Baum, der Frucht tragen könnte, in einen engen Topf pflanzen. Denn also haben die Mönche ihre Jugend gefangen, wie man Vögel in die Bauer setzet, daß sie die Leute nicht sehen, noch hören mußten, mit Niemand reden durften. Es ist aber der Jugend gefährlich, also allein zu seyn, also gar von Leuten abgesondert zu seyn. Darum soll man junge Leute lassen hören und sehen, und allerley erfahren; doch daß sie zur Zucht und Ehren gehalten werden. Es ist nicht ausgerichtet mit solchem mönchischen Zwange. Es ist gut, daß ein junger Mensch viel bey denen Leuten sey; doch daß er ehrlich zur Redlichkeit und Tugend gezogen, und von Lastern abgehalten werde. Jungen Leuten ist solcher tyrannischer, mönchischer Zwang ganz schädlich und ist ihnen Freude und Ergötzen so hoch vonnöthen, wie ihnen Essen und Trinken ist; denn sie bleiben auch desto eher bey Gesundheit."

Er blieb in Magdeburg mindestens nicht bei ununterbrochen guter Gesundheit. Nach Ratzeberger erkrankte er dort einst an einem hitzigen Fieber. Da sei er denn eines Tages, als die Leute zur Kirche gegangen, in die Küche gekrochen und habe einen Schluck kaltes Wasser genommen, worauf das Fieber ihn verlassen habe[1]). Sehr möglich, daß ein Vorfall solcher Art das Gefühl der Hülflosigkeit bei ihm noch verstärkte, das sich bei seiner Lage einstellen mußte. Er stand allein, ein armer fremder Schüler in der großen reichen Stadt, in welcher er weder Anverwandte noch Freunde seiner Aeltern fand. Wer sich auch, und wie man seiner sich angenommen haben mag, er litt bittere Noth, mußte sich äußerst kümmerlich behelfen, sein Hungerbrot vor den Thüren ersingen, und es scheint ihm bisweilen gänzlich gemangelt zu haben. Wie hätte er sich anders als gedrückt fühlen können, und wie nahe liegt nach dem Allen die Annahme, daß ihn die Schule der Nollbrüder, sein Aufenthalt in Magdeburg in der mitgebrachten Stimmung und Richtung um einen großen Schritt weiter förderte.

---

1) Ukert I, 63.

Die Stadt — Eindrücke — Erinnerungen — Ergebniß — Abgang von Magdeburg.

Eisleben war die größte Stadt, welche er bis dahin gesehen. Magdeburg, längst eine der wichtigsten Städte des nördlichen Deutschlands, hatte gerade um diese Zeit den Höhepunkt seiner Bedeutung erreicht. Man berechnet, daß die Stadt an 40,000 Einwohner hatte. Von 1403 bis 1513 hoben sich Handel und Gewerbe fortwährend. Stark durch eigene Kraft und als Mitglied des Hansebundes war sie dem Ziele sehr nahe gekommen, sich zur Reichsstadt zu erheben, und behauptete, obwol sie dasselbe nicht erreicht hatte, große Freiheiten, bei welchen die Bürgerschaft eine fast republikanische Selbständigkeit genoß. Die reiche blühende Stadt, ihr großstädtisches bewegtes Leben mußte nothwendig einen bedeutenden Eindruck bei dem Bergmannsknaben von Mansfeld hervorbringen. Plötzlich hieher versetzt aus der Stille eines entlegenen Städtchens, mußte sich ihm gleichsam eine neue Welt aufthun. Wenn der arme Schüler der Nollbrüder den meisten Genüssen und Bildungsmitteln, dem vollen Verständniß einer solchen Oertlichkeit auch fern genug bleiben mußte, sollte hier nichts bestimmend und ändernd auf seine ganze geistige Richtung, sollte die hier doch mindestens außerhalb der Klostermauern zu vermuthende hellere religiöse Denkart gar nicht auf ihn eingewirkt haben?

Da ist nun vor Allem zu beachten, daß Magdeburg doch immer eine geistliche Stadt war. Es hatte nach langen Streitigkeiten im Jahre 1486 den Erzbischof förmlich als Oberherrn anerkannt und verdankte unleugbar seine Blüthe großentheils eben den Erzbischöfen. Der zu dieser Zeit regierende war gleich seinen Vorgängern ein ausgezeichneter Regent, in ganz Deutschland geachtet. Schon Erzbischof Günther (1403—1442) hatte die Klöster des Erzstifts zu reformiren gesucht. Es war ihm freilich nur bei den Augustinern gelungen. Sonst widersetzten sich die Mönche wol gar mit gewaffneter Hand. Erzbischof Friedrich dagegen (1445—1464) setzte die Reform durch. Zu seiner Zeit war in ganz Deutschland und vielleicht in der ganzen Christen-

heit kein Land, kein Stift, keine Stadt zu finden, wo die Klöster so gut reformirt gewesen wären als im Erzstift und der Stadt Magdeburg, so eingeschränkt und nur äußerlich die Besserung auch sein mochte und obwol sie etwas durchgreifender und bleibender nur bei den Augustinern war. Er bot Alles auf, was in seinem Vermögen stand, die vielfach anstößigen Wallfahrten zum heiligen Blut nach Wilsnack abzustellen. Er verwendete sich dafür bei dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Bischofe von Havelberg, zu dessen Tafelgütern die Einkünfte der wilsnacker Kirche gehörten, und der ihn in den Bann that, im Erzstifte rauben und plündern ließ. Er ließ durch seinen Vertrauten, D. H. Take, wider den Unfug schreiben, den Betrug, der dem Volke gespielt wurde, aufdecken, wogegen der Kurfürst und der Bischof die Doktoren der Theologie, Döring und Kannemann, veranlaßten, denselben zu vertheidigen. Mehrfach wendete er sich nach Rom. Doch dauerten freilich die Wallfahrten noch ein Jahrhundert fort. Im Jahre 1420 hatte Jakob Kremer hussitische Lehren mit Beifall in Magdeburg ausgesprochen, war indeß als Ketzer verbrannt. Jener Take äußerte laut, daß die größeren Ketzer — die Ketzer den Werken oder dem Leben nach — die kleineren, nämlich die Ketzer den Worten, Meinungen, Lehren nach, überall verfolgten, vertrieben, verbannten oder gar verbrennen ließen.

Friedrich's Nachfolger, Johann (1464—1475), war selbst ein vorzüglicher Gelehrter, wol freier denkend, als er zu äußern für gut fand. Noch ausgezeichneter war Ernst (1476—1513), der Bruder des Kurfürsten Friedrich's des Weisen von Sachsen. Was manche seiner Vorfahren durch Vikarien oder Weihbischöfe hatten verrichten lassen, that er in eigner Person oder brachte es wieder in Gebrauch. Er pflegte zu sagen, es sei schändlich, durch die Würde eines Erzbischofs geehrt zu sein und damit zu prangen, und gleichwol Das, was eines Bischofs Pflicht, aus falscher Scham oder aus Stolz zu unterlassen und zu versäumen. Da bewies er denn großen Eifer in Erfüllung seiner Amtsgeschäfte, las selbst Messen, weihete Kirchen und Altäre, ordinirte selbst. Bei der Geistlichkeit hielt er auf Zucht, Ordnung, Pflichterfüllung und unanstößigen Lebenswandel, setzte die Reform der Klöster fort, hielt insbesondere auch den höheren Klerus zu einem

dem geistlichen Stande gemäßen Wandel an, duldete durchaus nicht, daß Geistliche Beischläferinnen in ihren Häusern hielten, sondern bestrafte die Unbill durch Entziehung der Lehngüter und Präbenden. Als Fürst und Regent war er gerecht, thätig, wohlwollend, mild, friedliebend, ein Freund des Friedens, der Ordnung und der guten Sitten. Land und Volk befanden sich wohl unter dem Krummstabe während seiner Regierung. Allgemein war er verehrt und geliebt. Er meinte, der herrschende übermäßige, fast königliche Aufwand der hohen Geistlichkeit sei dem Stande unangemessen; er schränkte seinen Hofhalt daher ein, der aber dennoch ein glänzender war. Denn Ernst liebte Glanz und Pracht. Zehn oder zwölf Trompeter mußten blasen, wenn er tafelte. Ueberall, wo er Hof hielt, wurde den Armen aus seiner Küche und Keller reichlich mitgetheilt. Ueberhaupt nahm er sich der Dürftigen und Nothleidenden gern an. Selbst kein Fremdling in den Wissenschaften, schätzte und liebte er Gelehrsamkeit und gelehrte Männer, zog die letztern hervor, belohnte sie, empfahl manche seinem Bruder, als dieser (1502) die Universität Wittenberg errichtete. Den Versuchen der Stadt Magdeburg, sich reichsunmittelbar zu machen, setzte er nachdrücklichern Widerstand entgegen als irgend einer seiner Vorgänger, wußte indeß seine Oberherrschaft durch friedliche Mittel zur Anerkennung zu bringen. Gerade dadurch, daß er für Ruhe und Sicherheit von Außen sorgte, wirkte er äußerst wohlthätig für die Hebung und das Gedeihen des städtischen Wohlstandes, überhaupt des Gemeinwesens [1]).

Aus dem Allen tritt das Bild eines geistlichen Staats, eines Kirchenwesens entgegen, das sehr geeignet war, kirchliche Gesinnung, Vorliebe und Frömmigkeit, Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande, dem kirchlichen Fürstenthume zu fördern. Läßt sich eine verhältnißmäßige Bildung bei der magdeburger Geistlichkeit und Bürgerschaft annehmen, so waren doch bei der erstern die mönchischen oder priesterlichen, bei der Masse des Volks die roheren und unaufgeklärteren religiösen Anschauungen die vorherrschenden. Man kann es schon aus der obigen Darstellung schließen. Der hellere Geist hatte mit dem finstern stets zu kämpfen, und wie

1) Rathmann III. *Seckend.* I, 113.

wenig war es im Grunde, was er auch nur erstreiten wollte. Es ist ein Zeugniß aufdämmernden Lichts, weist aber doch auf Uebermacht der Verfinsterung, der verunreinigten Lehre und Ansicht hin, wenn Erzbischof Ernst bei seinem Tode die Mönche treffend zurechtwies. Als er schwer erkrankt war, redeten ihm Barfüßer zu, er möge nur getrosten Muthes sein, nicht nur ihre eignen, sondern auch ihres ganzen Ordens gute Werke sollten ihm zu gut kommen: damit würde er vor Gottes Richterstuhle gewiß als gerecht und selig bestehen. Er sagte, nein, traun, ich begehre eure Werke nirgends zu; meines Herrn Christi Werke, die müssen's allein thun; darauf verlasse ich mich. Wenn er aufgeklärte Männer, wie Proles, von welchem sogleich die Rede sein wird, ehrte und begünstigte, so waren diese doch Ausnahmen, die Mehrheit der Geistlichen nahm an der fortschreitenden Bildung, der Umwandlung in der Denkart der Zeit wenig oder keinen Antheil und das Volk wallfahrtete nach wie vor zum heilgen Blute der Kirche zu Wilsnack. Und dergleichen war dann wieder ganz geeignet, die geistliche, volksmäßige religiöse Anschauung da zu befestigen, wo sie sich bereits fand, wie bei Martin Luther, der zu den Barfüßern in die Schule ging und gewiß nur selten und nicht eben nahe mit dem geistig höherstehenden Bürgerstande in Berührung kam. Im Jahre 1522 erwidert er dem magdeburger Bürgermeister, Klaus Storm, der ihn an ihre frühere Bekanntschaft erinnert haben mußte: allerdings habe er ihn ein paar Mal beim Official Moßhauer (also auch wieder bei einem geistlichen Herrn, bei welchem er einen Freitisch haben mochte) als dessen Gast gesehen, als er mit Hans Reinecke bei den Nollbrüdern in die Schule gegangen sei[1]). Allein es bleibt bei dieser ganz äußerlichen Erinnerung; er hatte Veranlassung dazu, spricht aber mit keiner Sylbe etwa von einer beachteten Aeußerung, von irgend einem Eindrucke, den die Bekanntschaft mit Storm oder andern magdeburger Bürgern bei ihm zurückgelassen hätte.

Dagegen fehlte und konnte es in Magdeburg an Erscheinungen nicht fehlen, die, als seiner mitgebrachten und bei den Nollbrüdern sicher genährten Stimmung am angemessensten, vor-

1) De Wette II, 212.

zugsweis von ihm aufgefaßt werden und auf ihn einwirken mußten. Auch in den helleren Städten war der Katholicism selbst in seinen extremsten Aeußerungen noch immer lebendig. Bei dem geistlichen Typus Magdeburgs mußten sie dort noch häufiger vorkommen als in mancher ähnlichen Großstadt. Es war gar zu natürlich, wenn eben sie vor allen Martin ergriffen; und daß es geschehen, davon hat sich wenigstens eine deutliche Spur erhalten. Während keine vorhanden ist, daß eine Seite, ein Vorfall des weltlichen Lebens der blühenden bewegten Stadt einen Eindruck bei ihm gemacht, wissen wir aus eignen Aeußerungen von ihm, daß es bei einem geistlichen Schauspiele der Fall war, das seine Augen sahen.

Fürst Adolf I. von Anhalt-Bernburg hatte drei Söhne, Magnus, Wilhelm und Adolf, welcher letztre 1514 Bischof von Merseburg wurde. Reue über Jugendsünden scheint den Vater bewogen zu haben, die Söhne sämmtlich für den geistlichen Stand zu bestimmen, um sie dadurch gegen gleiche Vergehungen zu schützen. Wilhelm trat 1473 in den Franziskaner-Orden [1]), und ihn sah Luther als Schüler zu Magdeburg bleich und abgezehrt von Kasteiungen und Fasten, barhäuptig als Barfüßer mit dem Bettelsacke die Stadt durchziehen. Dies, gerade dies prägte dem Knaben so tief sich ein, daß er noch in späteren Jahren den Hausgenossen davon erzählte, als von einem redenden Zeichen, wie es in seiner Jugend gestanden, wo ihm der anhaltische Fürst und Mönch, der die Welt und ihre Herrlichkeit verschmähte, um die Seele zu retten und den Himmel zu verdienen, als ein Heiliger erschienen war, der höchsten Bewunderung würdig [2]). Auch in der Schrift: Verantwortung des aufgelegten Aufruhrs von Herzog Georg (1533) kommt er darauf. „Ich habe gesehen mit diesen Augen, da ich bey meinem vierzehenten Jahr zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt, nämlich, des Dumprobsts und hernach Bischoffs Adolph's zu Merseburgs Bruder, der ging in der Barfussenkappen auf der breiten Strassen umb nach Brod, und trug

1) Franstadt, Einführung der Reformation im Hochstifte Merseburg, 31.

2) Walch XXII, 1473.

den Sack, wie ein Esel, daß er sich zur Erden krummen mußte; aber sein Gesell Bruder ging neben ihm ledig, auf daß der fromm Fürst ja allein das höhest Exempel der grauen, beschornen Heiligkeit der Welt einbildete. Sie hatten ihn auch so übertäubet, daß er alle andere Werk im Kloster, gleichwie ein ander Bruder thät, und hatte sich also zufastet, zuwacht, zucasteiet, daß er sahe wie ein Todtenbilde, eitel Bein und Haut, starb auch balde. Denn er vermocht solch strenge Leben nicht ertragen. Summa: Wer ihn ansahe, der schmatzt für Andacht, und mußte sich seines weltlichen Standes schämen; und ich halt, daß noch viel Leute zu Magdeburg leben, die es auch gesehen haben [1])."

Er erwähnt hier der Geschichte, um die verführerische Art und Wirksamkeit der klerikalischen Bemühungen zu erläutern, den Laien das Leben in den weltlichen Ständen als seelgefährdend, das geistliche Leben und die Mönchswerke als verdienstlich und das Aneignen derselben Seitens der weltlichen Stände durch Abläße u. s. w. als nothwendig zur Seligkeit darzustellen — Bemühungen, denen er in seiner Jugend auch erlegen sei, denn er habe es nicht anders gewußt und so geglaubt, wie man ihn gelehrt. Er führt uns dabei abermals ein Beispiel vor, wie man im angegebenen Sinne auch durch die Kunst, und wie diese auf ihn wirkte, indem er — es geschieht indeß mehrmals — bei diesem Anlaß eines Bildes erwähnt, das in seinen jugendlichen Jahren einen höchst lebendigen Eindruck auf ihn gemacht haben muß. „Da mahleten sie," sagt er, „ein groß Schiff, das hieß die heilige christliche Kirche, darin saß kein Laie, auch weder Könige noch Fürsten, sondern allein der Papst mit den Cardinäln und Bischoffen vorn an, unter dem heiligen Geist, und die Pfaffen, Munche zun Seiten mit den Rudeln, und fuhren also zum Himmel zu. Die Laien aber schwummen im Wasser umb das Schiff, etliche ersoffen, etliche zogen sich zum Schiff an Stricken und Seilen, welche ihnen die heiligen Väter aus Gnaden und Mittheilung ihrer guten Werk herauswarfen, und ihnen holfen, daß sie nicht ersöffen, sondern am Schiff klebend und hangend auch mit gen Himmel kämen. Und

1) Plochm. XXXI, 239.

war kein Papst, Cardinal, Bischoff, Pfaff noch Munch im Wasser, sondern eitel Laien. Solch Gemälde war ein Bilde und kurzer Begriff ihrer Lehre, was sie von weltlichen Ständen hielten, und ist auch das rechte Bilde, wie sie es in ihren Büchern hatten, das können sie nicht leugnen. Denn ich bin auch solcher Gesellen einer gewest, der solchs hat helfen lehren, und also gegläubt, und nicht anders gewüßt. Haben dazu die Laien sampt ihrem Stande verdampt gemacht, sofern, daß am Todbette sich auch Fürsten und Herren haben lassen in Münchskappen kleiden und begraben, damit sie ja frisch und frei Christum verleugten, und ihre Taufe und alle Sacrament verachten, und ihren weltlichen Stand verdampten, und allen Trost und Zuversicht auf die heilige Kappe und Mittheilung der guten Werk des Ordens setzten, und also an ihrem Schiff und Strick hangend gen Himmel führen [1])." Nach den Tischreden zeigte er einst eine Tafel, auf welche jenes Bild gemalt war, ließ sich über die Bedeutung desselben aus und fügte dann noch hinzu, „es ist ein sehr alt Gemälde, von einem Paulermönch zu Venedig erdacht und gedicht, welches wir alles geglaubt haben als Artikel des Glaubens, ja wider den christlichen Glauben [2])." Bei seinen Aeußerungen über Fürsten, die in der Mönchskutte ihr Leben beschlossen oder sich hatten begraben lassen, konnte er eine lange Reihe gerade von thüringischen und sächsischen Häuptern im Sinne haben, Markgraf Gero, Wiprecht von Groitsch, Ludwig den Springer, Konrad den Großen u. A. [3]).

In jener Lehre nun wurde er „gefangen" gleich dem anhaltischen Fürsten und „viel andern großen Herren mehr," wurde auch sein Gewissen „verwirret, blöde, verzagt, unwillig zu den weltlichen Werken, Geschäften und Ständen gemacht." Endlich kam noch die Großartigkeit und Pracht des Gottesdienstes, als an einem Bischofssitze, hinzu, die mit um so größerer Gewalt auf ihn einwirken, den Katholicism von jener anderen Seite ihm noch tiefer einprägen mußte, wo er durch Schauer und Wonnen der Andacht Seel' und Sinne, Gemüth und Einbil-

1) Plochm. das. 238.

2) Walch XXII, 1395.

3) Böttticher a. a. O. I, 46, 91, 99, 119 ff.

dungskraft ergreift und zu sich zieht und auch ihn längst gefaßt hatte. Da hatte er täglich den stattlichen Dom vor Augen und fühlen mußte er es, wenn der Gedanke nicht klar in ihm wurde, wie solch ein Bauwerk die Größe und Herrlichkeit des Christenthums verkündete, das in der Form des Katholicism den menschlichen Geist und die menschlichen Kräfte zu solcher Bethätigung und Entwickelung geweckt. Was er in Magdeburg sah und hörte, in und außer dem Franziskanerkloster, war danach angethan, ihn in der Richtung zu bestärken, die in Mansfeld bei ihm begründet war. Es hat in seinem magdeburger Jahre wol auch an Eindrücken anderer Art nicht gefehlt, allein sie waren als Gegenwirkungen zu schwach. — Worin konnten sie etwa bestehen?

Wie es in Magdeburg vom Erzbischofe selbst an nicht gänzlich an heller denkenden Männern mangelte, so läßt sich vermuthen, daß und wie den Schüler auch der minder finstre, der freiere Geist, der in der Zeit lebendig war, berührte. Im Dome predigten damals und bis zu Luther's öffentlichem Hervortreten D. Joh. Syring oder Scheyring und sein jüngerer Amtsbruder Andreas Kaxdorf, in der Sudenburg Ludolf Kastrik, und alle Drei trafen darin zusammen, daß sie gegen das Sittenverderben der Geistlichen, der Mönche zumal, gegen manchen herrschenden Mißbrauch, gegen die Anbetung der Heiligen, auch wol das Papstthum selbst eiferten und auf eine Reformation der Kirche als wünschenswerth und nothwendig hinwiesen und zwar mit großem Beifall ihres Publikums, freilich auch nicht ohne sich den Haß und mancherlei Verfolgung Seitens des übrigen Klerus zuzuziehen. Scheyring schrieb wol an den Rand seiner theologischen Bücher Bemerkungen, wie die: das ist jetzt die herrschende Meinung der Kirche, aber aus der Bibel kann man das Gegentheil beweisen. Oft klagte er, durch Güte und Vorstellungen sei gegen die Verdorbenheit und Verkehrtheit der Geistlichen nichts auszurichten. Oder er äußerte, je höher sich das Papstthum erhoben habe, desto tiefer werde es fallen. Mit Kaxdorf ist Luther, doch erst späterhin, befreundet gewesen. In einem Schreiben an Capito von 1522 klagt er darüber, daß der Erzbischof Albrecht ihn abgesetzt, und nennt ihn einen Mann, dessen gleichen der Erzbischof in seinen Landen nicht habe. Er

scheint diese Männer in Magdeburg nicht gehört, oder doch keine Eindrücke von ihnen empfangen zu haben. Er hätte es sicher erwähnt, da er so sorgfältig jedes Lichtstrahls in seiner frühern Verfinsterung schon als Zeugniß hellerer Erkenntniß auch „im Papstthume" gedenkt [1]).

Neben ihnen stand aber noch ein Geistesverwandter, ein Mann, eben so fromm, als nach dem Maße der Zeit erleuchtet, Andreas Proles; und von ihm dürfte er Anregungen empfangen haben, nur daß man den Zusammenhang, so nahe er übrigens liegt, mehr errathen muß, als im Einzelnen genau nachweisen kann.

Man kann sich die Litanei leicht vorstellen, welche er bei den Nollbrüdern zu hören bekam. Hinweisungen auf die Vergänglichkeit und Eitelkeit alles Irdischen, die menschliche Sündhaftigkeit, die Nothwendigkeit, dem Gerichte der Ewigkeit zu entfliehen, den strengen Rächer zeitig zu versöhnen; Darstellungen der unschuldigsten oder doch verzeihlichsten sinnlichen Regungen, Gedanken, Worte, Handlungen oder Freuden als Versündigungen; sodann Anpreisungen des geistlichen Standes und Klosterlebens, der Allmosen und Ablässe. Dies und die Legenden der Heiligen und was weiter dahin gehört, war wenigstens durchgängig der Inhalt der Predigten. Da machte denn auch Proles, schon bejahrt aber noch rüstig, eine Ausnahme.

Er war 1429 zu Dresden geboren, trat im Kloster Himmelspforte bei Wernigerode in den Augustinerorden, wurde dort Prior und 1450 Vikar des Ordens in der Provinz Thüringen und Sachsen. Er lebte in verschiedenen Klöstern der Provinz und längere Zeit in Magdeburg, wo er sich auch befand, als Luther dort in die Schule ging. Er beschäftigte sich viel mit der heil. Schrift und hatte die Verderbniß der Kirche daraus erkannt. Zu Anfange des 16. Jahrhunderts widersetzte er sich zu Rom standhaft der Einführung neuer Festtage oder Ablässe. Die Christenheit, durch Christi Blut erlöst, wäre ohnehin schon durch unschriftmäßige Lasten überbürdet, erklärte er, ohne sich davon abbringen zu lassen. So gerieth er in den Bann, dessen er jedoch wenig achtete; die Augustiner in Mag-

1) Rathmann a. a. O. 298, 327. De Wette II, 133.

deburg, bei welchen er, wie überhaupt beim ganzen Orden, in hoher Achtung stand, behielten ihn über ein Jahr lang ungescheut bei sich. Auf Verwendung des Erzbischofs erhielt er die Zusage der Lossprechung, jedoch nur unter der Bedingung, daß er persönlich in Rom erscheine und Abbitte leiste. Er befand sich schon nahe bei Rom, als er eine Warnung von einem Cardinale seines Ordens erhielt. Eine lebenslängliche Gefangenschaft dürfte sein Loos sein. Er eilte nach Deutschland zurück und starb auf der Rückreise, 1503 [1]). Auf dieser hatte er sich zuerst mit Waffen versehen, warf sie indeß bald wieder von sich, erwägend, daß es nicht seine eigne, sondern Gottes Sache wäre, die durch aller Welt Waffen weder unterdrückt noch beschirmt werden könne, geschweige denn von einem alten verlebten Manne. Auch sonst zeigte er denselben, Freisinnigkeit, Glaubenskraft und Furchtlosigkeit vereinigenden Charakter. Er ließ bisweilen Aeußerungen fallen, aus welchen ersichtlich war, daß er Hussens Verdammung zu Konstanz mißbilligte. In Himmelspforte sagte er unter dem Lesen zu den Mönchen: „Ihr höret, lieben Brüder, daß wir aus Gnaden sind, was wir sind, und aus Gnaden haben was wir haben. Woher kommen nun so große Finsternisse und greulicher Aberglaube! O ihr Brüder, die Christenheit hat einer starken und großen Reformation vonnöthen, welche ich nun sehe nahe zu sein." Wurde er dann gefragt, warum er die Reformation nicht anfinge, so wendete er sein Alter, seinen Mangel an hinreichenden Gaben vor und fügte hinzu, Gott werde einen Helden ausrüsten, der dem Werke gewachsen wäre sowol durch Geist als furchtlosen Muth. Auch auf der Kanzel ließ er den herrschenden Aberglauben, die Mißbräuche der päpstlichen Gewalt nicht unangetastet und stand in dem Rufe eines trefflichen Predigers [2]).

Luther sagt von ihm, er sei großen Namens und Glaubens gewesen und von Vielen für heilig gehalten worden [3]). Er soll

---

1) Wie gewöhnlich, z. B. von Löscher, angenommen wird, 1508, nach dem hier verläßlichern Paltz 1503. Kappens Kleine Nachlese IV, 460.

2) Löscher, Ref.-Acta I, 81. Tentzel, Hist. Bericht, 30. Erhard a. a. O. III, 456. Plochm. XXIV, 24. *Adami*, vit. Theol. Proles.

3) Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen, Plochm. XXIV, 24.

ihn in Magdeburg gesehen und gehört haben[1]); ob es aber öfter der Fall gewesen und welchen Eindruck es auf ihn gemacht, darüber fehlen alle Angaben. Schon dieses beweist, daß der Eindruck in jedem Falle ein entscheidender, seine Richtung umwandelnder nicht gewesen ist. Es läßt sich denken, daß Proles' Persönlichkeit und Vorträge seinem religiösen Gefühle eine willkommene und heilsame Nahrung gaben und helle, doch lange schlummernde Gedanken in seine Seele legten, daß Proles frommer Eifer den seinigen entzündete, nur aber in keinerlei abweichenden Richtung. Hat er Aeußerungen abweichenden Sinnes von ihm gehört, so sind sie doch bei ihm, zum wenigsten für den ganzen ersten Abschnitt seines Lebens, ebenso verloren gegangen wie die ähnlichen, die er etwa im älterlichen Hause vernommen. Oder er verstand ihn so, daß er in dem fürstlichen Mönche das verkörperte Vorbild des heiligen Lebens sah, das der eifernde Prediger vermißte. Mit einem Worte, der hellere und freiere Geist der Zeit berührte den Franziskaner-Schüler höchst wahrscheinlich nur leise, nur von fern, jedenfalls ohne unmittelbare Wirkung, da auf eine solche keine Spur hindeutet.

Faßt man die inneren Zustände, in welchen er nach Magdeburg kam, die ihm von seinem dortigen Aufenthalte gebliebenen Erinnerungen, die Eindrücke, welche ihm von seinen magdeburger Lehrern und den Zuständen der geistlichen Stadt werden mußten, zusammen, so ergibt sich, daß seine religiöse Stimmung und Richtung hier sicher befestigt und noch verstärkt wurden. Indeß war seines Bleibens in Magdeburg nicht lange, nur etwa ein Jahr, weil sich am Orte hinreichende Unterstützung nicht fand und seine Aeltern nichts oder doch nicht genug für ihn thun konnten. Sie wiesen ihn nach Eisenach, dort ein besseres Glück zu suchen.

---

1) *Freher.* Theatr. 98. Die Nachricht bei Löscher I, 81, daß er ihn späterhin selbst gesprochen, beruht auf Mißverständniß einer Aeußerung von ihm, die ich unten anführen werde. Daß er ihn in seinem hohen Alter in Magdeburg gesprochen, wie Andre berichten, hat noch viel weniger Grund. Er kam erst lange nach Proles' Tode einmal wieder nach Magdeburg.

Zweite Schülerfahrt — die Schule in Eisenach.

Zweierlei hatte für Eisenach entschieden, der Ruf der dortigen lateinischen Schule, und vornämlich der Umstand, daß in Eisenach so viele Angehörige der lutherischen Familie wohnhaft waren, wodurch die Hoffnung eines leichteren Fortkommens für Martin erweckt wurde.

Eisenach hatte drei Parochialkirchen. Mit jeder derselben war eine Schule verbunden, die lateinische mit der Georgenkirche, und sie war es, in welcher Luther unterrichtet wurde [1]). Sie hatte nur zwei oder drei Klassen und nicht mehr als drei Lehrer. Nur von dem Schulmeister oder Rektor ist Einiges bekannt. Hilten, Ostermeyer, Trutvetter sind wol als Lehrer Luther's in Eisenach genannt, können es aber theils überhaupt, theils dort nicht gewesen sein. Der Rektor hieß Trebonius. Er lehrte die Grammatik, d. h. die lateinische Sprache, besser als es gemeinhin geschah und war ein einsichtsvoller Mann. Dies rühmte Luther von ihm gegen Melanthon. Er war ungewöhnlich human, vielleicht ein wenig excentrisch. Wenn er in die Klasse trat, pflegte er die Schüler durch Entblößung des Hauptes zu begrüßen. Den Schulgehülfen, die dies nicht thaten, sagte er, es sitzen unter diesen Knaben Leute, aus welchen Gott Bürgermeister, Kanzler, Doctores und obrigkeitliche Personen macht, ob Ihr es auch jetzo nicht sehet; Ihr solltet sie darum billig ehren [2]). Es scheint, er hatte einen Anflug von den besseren Grundsätzen über Jugendbildung und Unterricht, welche sich damals verbreiteten. Da er als ein gelehrter Mann und berühmter Poet geschildert wird [3]), so muß man annehmen, daß

1) Das Obige außer Zweifel gesetzt durch zwei Gymnasialprogramme Dr. Funkhänels in Eisenach von 1844 und 1845, wodurch der Streit über irrige Angaben Seckendorf's u. A. erledigt ist. Jahrsbericht über das Gymnasium in Eisenach mit den Beiträgen zur Geschichte der Schule I, 3 f., 18. II, 20 ff.

2) *Seckend.* I, 20.

3) Köhler, Luther's jugendliche Bildung in Eisenach. (Ein früheres eisenacher Schulprogramm, doch von ungleich geringerem Werthe.)

er den Humanisten angehörte, von welchen die Verbreitung jener Grundsätze ausging, die die besseren klassischen Schriftsteller in die Schulen einzuführen suchten, eine bessere Latinität lehrten. Sie gaben sich fast Alle damit ab, es gehörte bei ihnen zum Ton, lateinische Verse zu machen. Man nannte sie Poeten. Sie pflegten sich und auch wol die Schüler lateinisch umzutaufen. So möchte auch sein römischer Name, der sich schwerlich von Latium nach Deutschland vererbt hatte, dahin deuten, daß er einer der ihren war. Doch wird er unter den namhaften Humanisten der Zeit, seine Schule nirgend unter denen genannt, auf welche die Hegius und Lang oder deren Schüler Einfluß übten, was allerdings an mehren sächsischen Orten, doch keineswegs durchgängig, der Fall war. Er soll Franziskaner gewesen sein und Bartholomäus Bernhardi, den wir späterhin in Wittenberg und mit Luther befreundet wiederfinden werden, 1499, also gleichzeitig mit Martin, die damals berühmte eisenacher Schule besucht und lateinisch und griechisch in ihr gelernt haben [1]). Das Letztere ist jedoch sicher unrichtig. In Deutschland fingen zu jener Zeit kaum einzelne Gelehrte an, griechisch zu lernen, nur an sehr wenigen Orten wurde es Schülern gelehrt und nur privatim. Luther machte damit erst in Wittenberg den Anfang. Nicht einmal auf den Universitäten hatte man überall Gelegenheit dazu [2]). Ja nicht einmal die besseren römischen Schriftsteller, Cicero, Virgil, Livius, wurden in Eisenach gelesen. Von keinem einzigen derselben wird erwähnt, daß sie dort erklärt worden wären. Luther lernte sie erst in Erfurt kennen, und dies scheint zu beweisen, daß Trebonius den Humanisten, den neuernden vorgeschrittenen Pädagogen, doch nur von fern angehörte, daß seine Schule eine vom herkömmlichen Zuschnitt, und wenn auch eine bessere, doch eine der gewöhnlichen lateinischen Schulen war. Ob in einer solchen die Klassiker getrieben wurden oder nicht, darin liegt der Gradmesser für sie. Nirgend findet sich eine Nachricht, daß Luther bei Trebonius mehr gelernt hätte als nach einer etwas bessern grammatischen Methode ein etwas besseres Latein, lateinisch sprechen, lateinische Aufsätze

1) *Henr. Feustking*, Schediasma de B. Bernhard. 8.
2) Ruhkopf a. a. O. 256.

und allenfalls Verse schreiben. Wie man in den Trivialschulen wenig mehr lehrte als lesen, beten und singen, wurden die Schüler der lateinischen Schulen in wenig mehr unterrichtet, als im Lateinischen, worauf man so großen Werth legte, daß man den Schülern wol gar den Gebrauch der Muttersprache untersagte. Luther, wo er in der Schrift an den Adel deutscher Nation über den Verfall der Schulen in der Christenheit sich ausläßt, sagt u. A., es sei nicht mehr als Beten und Singen daraus geworden [1]), und zum Theil paßte das auch auf die höheren Schulen, was man im Auge behalten muß, indem von seiner Schulbildung die Rede ist. Melanthon, ohne anderer Unterrichtsgegenstände zu gedenken, hebt die Fortschritte hervor, welche Luther zu Eisenach im Lateinischen gemacht. Darin sei er unterwiesen und habe es darin seinen Mitschülern weit zuvor gethan, indem er eines guten Verstandes gewesen und sonderlich geneigt zum Wohlreden. Eine seiner hervorstechendsten Anlagen, jene Anlage zur Kunst der Rede, zu einem unübertroffnen Gebrauch der Sprache, scheint demnach jetzt schon bei ihm hervorgetreten zu sein. Eine Ermäßigung des seinem eisenacher Lehrer gezollten Lobes liegt darin, daß Melanthon an derselben Stelle — freilich wol, indem er Luther's Jugendlehrer überhaupt dabei im Auge hat — bemerkt, der letztere hätte nach seinen bedeutenden Anlagen und bei seinem Fleiße aller Wissenschaften sich bemächtigen mögen, wenn er nur tüchtige Lehrer gehabt hätte.

Nach einer andern Seite aber, bei Martin jetzt vielleicht der wichtigsten, wirkten Trebonius, die Georgenschule und ihre freiere Erziehung sehr wahrscheinlich desto günstiger auf ihn ein. Die Humanität der Lehrer mußte in den Schülern das Verlangen, sich derselben würdig zu zeigen durch Anstand und feinere Sitte, und vor Allem Selbstgefühl wecken, und mit ihm einen edeln Stolz, eine willige und darum fruchtreichere Aufmerksamkeit, einen freudigern lebendigern Trieb zum Wissen und Lernen. So finden wir es auch bei ihm. Er erkannte jetzt, „welch ein lieblich Ding es wäre um die Lehre [2]),“ die eifrigste Lernbegier entzündete sich in ihm, jetzt erst kam ihm die eigentliche Lust

1) Plochm. XXI, 350. Ruhkopf a. a. O. 150, 242.

2) Melanthon.

zur hohen Schule, die er nach Melanthon's, vielleicht seinem eigenen Ausdruck — denn Melanthon schöpft seine Erzählung besonders der Jugendgeschichte Luther's hauptsächlich aus dessen Aeußerungen — jetzt als die Brunnquelle ansehen lernte, aus der alle Künste herflössen, als den Mittelpunkt aller Wissenschaft, alles Studiums. Es war eine Zeitansicht und sie mochte zu ihm gedrungen sein. Graf Eberhard in seinem der neuen Universität zu Tübingen ertheilten Freiheitsbriefe von 1477 sagt fast gleichlautend, er habe sich vorgenommen die hohe Schule zu gründen, „in der guten Meinung, graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unersichtlich möge geschöpft werden tröstliche und heilsame Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit [1])." Es war das Verdienst des besseren Unterrichts der lateinischen Schule zu Eisenach und der Humanität Trebon's, daß sich der rechte eigentliche wissenschaftliche Sinn und Eifer durch sie, durch sie zuerst in ihrem genialen verschüchterten Schüler entwickelte.

Indeß wirkten hierauf auch noch andere Umstände ein, und zunächst fehlte es an großen Hemmnissen nicht.

Schülernoth.

Die Hoffnung, daß Martin hinlängliche Unterstützung durch seine Anverwandten in Eisenach finden würde, trog. Er mußte sich als Kurrendschüler sein kärgliches Brot ersingen und darben wie in Magdeburg, ja es scheint ihm hier noch schlimmer als dort ergangen zu sein. Er verzweifelte schon an seinem Fortkommen auf Schulen, dachte schon daran, nicht etwa eine neue Wanderung nach einem anderen Orte anzutreten, sondern in das älterliche Haus zurückzukehren.

Er kam mit froher Erwartung, die dem Verschüchterten und Bedrückten doppelt wohlgethan haben mochte. Das Erste, was ihn empfing, war getäuschte Hoffnung, dann begann die Noth von Neuem, die ihn aus Magdeburg fortgetrieben. Er hätte so gern etwas Rechtes gelernt, und welch ein schweres

1) Erhard I, 315.

Hinderniß war da seine ganze niederdrückende Lage, schon das zeitraubende nach Brote Gehen! Welch ein Leben, das Schülerleben für ihn! welche Aussichten zeigten ihm die Studien! wie konnte er sich mit Liebe der Wissenschaft hingeben, an die Existenz eines Gelehrten denken — und wie dazu gelangen? wenn er in seinen jugendlichen Jahren, unter frohen und glücklichern Schulkameraden, nun auch von seinem getreuen Hans Reinecke getrennt, Kummertage verleben, sein Brot in Thränen essen, Hunger leiden mußte; wenn er, dem die Natur ein reizbares Gemüth gegeben, Härte fand, wo er Mitleid gesucht, Kälte selbst bei den Befreundeten und Anverwandten; wenn er, hülf- und liebebedürftig, allein und hülflos in der Welt dastand und sich fühlen mußte; wenn er, heranwachsend, rechtschaffener Leute Kind, der edeln Wissenschaft sich widmend, mit Uebermuth, Stolz, Hohn vielleicht, mit harten oder spöttischen Worten, gleich einem unverschämten Bettler abgewiesen wurde; wenn die Heiligen sein Flehen nicht erhörten, auch der Himmel sich ihm zu verschließen schien, der nicht in freundlichen Bildern in ihm lebte, wenn er vergebens im inbrünstigsten Gebet zu Gott sich wendete und nur dessen schwere Hand empfand, wenn der gestrenge Richter des Verlassnen sich nicht erbarmte: wie hätte sein Hang zum Trübsinn, seine Schüchternheit sich nicht mehren, die Verdüsterung seines Gemüths nicht zunehmen sollen? Wie nahe lag es da, daß er, ob auch noch so fromm und noch so mäßig gewöhnt, an Gott und Menschen verzweifelte, daß Verzagtheit und Mißtrauen sich mehr und mehr seiner bemächtigten, daß sein innerstes Gefühl um so reizbarer wurde, je mehr Verletzungen und Kränkungen es erfuhr, daß seine Geistesklarheit sich mehr und mehr verlor, seine Geisteskraft mehr und mehr erlahmte!

Man hat freilich in Anschlag zu bringen, daß es der armen Schüler zu jener Zeit sehr viele gab, daß sie mit anderen Augen angesehen wurden, als es jetzt geschieht, daß manches auch nicht ganz dürftigen Mannes Kind dieselbe Schule durchmachen mußte. Man hatte fortwährend einen Stand vor Augen, der im Betteln ein Vorrecht erblickte, in seiner Armuth ein Verdienst, eine Ehre suchte und auch in der Meinung noch immer fand, ob diese auch damals angefangen hatte sich zu än-

dern. Die Armuth umgab auch noch zu jener Zeit ein Etwas wie von einem Heiligenscheine. Es war, wie Luther im großen Sermon von Wucher (1519) sich ausdrückt, „eine Ehre draus worden," zumal „in der geistlichen Priester Stand ward sie als ein köstlich Ding getrieben [1]," und als angehende Kleriker sah man die Schüler doch meisthin an. Die schon früh sehr weit verbreitete Vorstellung von der Verdienstlichkeit der Armuth hatte mit hingeführt zur Entstehung des Mönchslebens, insbesondre der Bettelorden, weil man eine Nachahmung der Armuth Christi und der Apostel, die wahre Lösung der Aufgabe eines gottgefälligen Lebens in ihr und ihrer freiwilligen Uebernahme erblickte. Eben die Bettelorden suchten die Heiligkeit recht ausdrücklich und beflissen in der Armuth, die nichts besitzt und das Nöthige erbettelt. Die Mönche, mit welchen Martin verkehrt hatte, die magdeburger Franziskaner, mochten sie ihm oft genug angepriesen haben. In jedem Falle wirkte dies hier mit. Der bettelnde Schüler jener Zeit war dem bettelnden Mönche verwandt, er fand sich leichter darein als in etwas Unanstößiges und nicht gar zu Hartes nach Brote zu gehen, es war ihm minder beschwerlich und empfindlich vom Mitleide zu leben. Wie aber, wenn das Mitleid sich nicht fand? Konnte der fromme Glaube, den der arme Schüler aus Mansfeld vom Vater mitgebracht, daß weit mehr Menschen auf Erden lebten, als Garben wüchsen, nicht auf eine zu harte Probe gestellt werden?

Er sagt freilich, und wir müssen hier auf den Punkt noch einmal zurückkommen, „sonderlich sollen junge Leute lernen, sich leiden und drücken. Denn solches Leiden ist ihnen nicht schädlich. Schädlicher ist's, wenn man schnell emporkommt, denn wenn man leiden muß, wie Salomon spricht Sprüchw. 16: wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor stolz, und stolzer Muth kommt vor dem Fall [2]." Auf ähnliche Weise spricht er in der Predigt: Daß man die Kinder zur Schule halten solle, sich aus, und wir haben in diesen Aeußerungen zugleich ein Zeugniß von ihm über sein Schülerleben in Eisenach und ein Denkmal seiner

1) Plochm. XX, 97.
2) Hauspostille, Plochm. VI, 334.

Ansicht vom Werthe der Wissenschaft und Gelehrsamkeit und der Mühe des Lernens, von hochgebornen und geringen Leuten, von niedriger Herkunft und den beschränkten Verhältnissen seiner eigenen Kindheit und Jugend. Er eifert da gegen die „losen Scharrhannsen," die „alle Lehre und Kunst" verachten, und „nichts rühmen können, denn daß sie Harnisch führen und zwei Beine über ein Roß hängen; wiewol sie solches selten thun müssen, und dafür das ganze Jahr Gemach, Lust, Freude, Ehre und Gutes genug haben." Es heiße wol, Kunst sei leicht, Harnisch schwer zu tragen; dagegen aber sei Harnisch führen bald gelernt, Kunst aber nicht bald gelernt und nicht leicht zu üben und zu brauchen. Dann fügt er hinzu: „und daß ich dieses Gewäsches einmal ein Ende mache, so sollen wir wissen, daß Gott ein wunderlicher Herr ist: sein Handwerk ist, aus Bettlern Herren machen, gleichwie er aus nichts alle Dinge macht; solch Handwerk wird ihm niemand legen noch hindern, er lässet gar herrlich in aller Welt von sich singen, Ps. 113, 5 ff. Wer ist wie der Herr, der so hoch sitzet, und so tief herunter siehet? der den Geringen aufrichtet aus dem Staube, und erhöhet den Armen aus dem Koth, daß er ihn sitzen lasse unter den Fürsten, ja unter den Fürsten seines Volks. Siehe dich um an aller Könige und Fürsten Höfen, und in Städten und Pfarren; was gilt's, ob nicht dieser Psalm mit vielen starken Exempeln darinnen regieret? Da wirst du finden Juristen, Doctores, Räthe, Schreiber, Prediger, die gemeiniglich arm gewest, und ja gewißlich allzumal Schüler gewest sind, und sich durch die Feder so empor geschwungen und aufgeflogen, daß sie Herren sind; wie dieser Psalm sagt, und wie die Fürsten Land und Leute regieren helfen. Gott will's nicht haben, daß geborne Könige, Fürsten, Herren und Adel sollen allein regieren und Herren sein, er will auch seine Bettler dabei haben; sie dächten sonst, die edele Geburt machte allein Herren und Regenten, und nicht Gott alleine. Man spricht, und ist die Wahrheit, der Papst ist auch ein Schüler gewest, darum verachte mir nicht die Gesellen, die vor der Thür panem propter Deum sagen, und den Brodreigen singen; du höreſt (wie dieser Psalm sagt,) große Fürsten und Herren singen. Ich bin auch ein solcher Partekenhengst gewest, und habe das Brod vor den Häusern genommen,

sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt; wiewol mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue in der hohen Schulen zu Erffurt hielt, und durch seinen sauren Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hinkommen bin; aber dennoch bin ich ein Partekenhengst gewest, und nach diesem Psalm durch die Schreibfeder so fern kommen, daß ich jetzt nicht wollte mit dem Türkischen Kaiser beuten, daß ich sein Gut sollte haben, und meiner Kunst entbehren. Ja, ich wolte der Welt Gut vielmal gehäuft nicht dafür nehmen, und wäre doch ohne Zweifel nicht dahin kommen, wo ich nicht in die Schule und ins Schreiberhandwerk wäre gerathen. Darum laß deinen Sohn getrost studiren, und sollte er auch dieweil nach Brod gehen, so gibst du unserm Herrn Gott ein feines Hölzlein, da er dir einen Herrn aus schnitzen kann. Es wird doch dabei bleiben, daß dein und mein Sohn, das ist, gemeiner Leute Kinder, werden die Welt müssen regieren, beide in geistlichem und weltlichem Stande, wie dieser Psalm zeiget. Denn die reichen Geizwänste können's und wollen's nicht thun, sie sind des Mammons Cartheuser und Mönche, deß müssen sie Tag und Nacht warten; so vermögens die gebornen Fürsten und Herren alleine nicht, und sonderlich vermögen sie das geistliche Amt gar nichts verstehen. Also muß wohl beides Regiment auf Erden bleiben bei den armen, mittelmäßigen und gemeinen Leuten und bei ihren Kindern [1]).“

Allein so wahr es ist, daß Noth und Armuth stählt und auch ihn gestählt hat, so darf sie doch nicht ohne Ende und Ausgang sein, um Selbstvertrauen und Selbstgefühl zu geben, statt niederzudrücken. Er sagt auch, „das erfahren wir gemeiniglich, daß armer Leute Kinder zum Lernen tauglicher sind; wo aber denselben, weil es in ihrem Vermögen nicht ist, von reichen Leuten dazu nicht geholfen wird, müssen sie dahinten bleiben und können nicht fortkommen [2]).“ Als er jene Aeußerungen in der Predigt: Daß man die Kinder zur Schule halten solle, niederschrieb, hatte er seine Schülerleiden verschmerzt, die verderblichsten Eindrücke seiner bedrängten Schulzeit überwunden. Seine Gedanken und Empfindungen mußten andre sein, als er Mangel

1) Plochm. XX, 37. Vergl. II, 165.

2) Hauspostille, Plochm. VI, 436.

am Nothwendigsten litt und schon glaubte, Eisenach verlassen, die betretene Laufbahn aufgeben zu müssen. Und wer könnte sagen, was aus ihm geworden wäre, wenn die Noth ihn dazu gedrungen hätte? Es scheint, sowol für seine innere Entwickelung wie für seine Lebensschicksale stand ein entscheidender Augenblick nahe bevor. Wenn ihm nicht Hülfe und Förderung geworden wäre, so dürfte er heimgekehrt und ein Berghauer geworden und geblieben sein. Gerade ihm bei seiner religiösen Hinneigung, seiner übermächtigen Einbildungskraft und Empfindung, war anhaltende Beschäftigung mit der Wissenschaft nothwendiger als tausend andern, um zu lichter Geistesklarheit zu gelangen. Noch eine geringe Verstärkung des Druckes seiner Lage, eine erneuerte, rauhe oder eine noch rauhere Behandlung im älterlichen Hause, und der Schwung seiner Seele wäre vielleicht für immer erdrückt, er wäre etwa ein grübelnder, verdüsterter Jüngling und Mann, überspannter religiöser Denkart und Gesinnung, je nach äußern Anregungen Fanatiker, Schwärmer geworden, in der Dunkelheit fortlebend, im Bauernkriege ein Thomas Münzer.

Wie dem sei, wir können annehmen, daß seine religiöse Richtung in seinen Bedrängnissen ein starkes und bedeutungsvolles Moment bildete, daß ihm seine äußre Noth erschwert wurde durch seine verdüsterte gedrückte Stimmung, seine harten ängstigenden religiösen Vorstellungen und daß es auch wieder die Frömmigkeit war, die ihn am meisten aufrecht hielt, am meisten getröstet hat. Sie sollte das Entscheidende in seinem ganzen innern und äußern Leben werden. Hier zuerst tritt es deutlich hervor. Denn sie war es, bei welcher der erste bedeutendste Wendepunkt seiner äußern Lage und innern Entwickelung eintrat, oder die vielmehr die ganze Wandlung herbeiführte.

Frau Kotta.

Der Verlauf war einfach, kein sonderlich auffälliger. Seine Noth weckte Mitleid, sichtlicher Eifer und Inbrunst im Gebete erwarb dem harmlosen, stillen, fleißigen Kurrendschüler Gönnerschaft. Er hatte einst an drei Thüren herbe Zurückweisungen

erlitten, was ihn mit der tiefsten Niedergeschlagenheit erfüllte [1]). Nach solchen Erfahrungen war es, wo er wol darauf dachte, Schule und Bestimmung aufzugeben. Der Chor ging weiter, zu Konrad Kotta's, eines ehrsamen, wohlhabenden Bürgers Hause, von welchem die noch jetzt blühende Familie des Namens abstammen soll. Da war ihm, so oft er vor demselben gesungen, seine Gabe freundlich gereicht worden. Frau Kotta trug längst „um seines Singens und herzlichen Gebets willen in der Kirche eine sehnliche Zuneigung zu dem Knaben [2])." Es läßt sich denken, daß seine ungewöhnliche Traurigkeit Mitleid oder lebhafteres bei ihr erweckte, daß sie jetzt seine ganze Lage von ihm erfragte, erst kennen lernte. Sie ließ ihn hereinkommen, beschenkte ihn reichlich und nahm ihn nach einigen Tagen in ihr Haus und an ihren Tisch. Martin empfand die ungewohnte liebevolle Behandlung, die ihm von jetzt an zu Theil wurde, tief und schrieb sie in seinem Gedächtniß an. Man nannte Sickingen's Ebernburg die „Herberge der Gerechten," weil sie so vielen Verfolgten Zuflucht wurde. In viel höherem Maße verdiente Luther's Haus in Wittenberg den Namen. Eine lange Reihe von Jahren hatte er fast ohne Unterbrechung arme Studirende, Söhne von Freunden oder Gesinnungsgenossen, um des Evangeliums willen Bedrängte und Vertriebene aus allen Ständen, auch den höheren und höchsten, bei sich. Weit mehren Gerechten ist sein Haus Herberge gewesen in der Reformationszeit, als alle Ritterburgen Deutschlands und welche Behausungen sonst Asyle gewesen, zusammengenommen. So nahm er in den Jahren 1540 u. 41 Heinrich Kotta, Frau Ursula's Sohn, als derselbe in Wittenberg studirte, an den Tisch, und seiner ehrenden Gastlichkeit gedenkt wiederum Heinrich Kotta's Grabschrift, der als Bürgermeister in Eisenach starb [3]). Einst in späteren Jahren erzählte er: „Meine Wirthin zu Eisenach sagte recht, als ich daselbst in die Schule ging: es ist kein lieber Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie in

1) Lingke, Reisegeschichte, 5. Spiker a. a. O. 155. Walch XXIV, 64.

2) Mathesius, Erste Predigt.

3) Lingke a. a. O. 6.

Gottes Furcht mag werden." Er setzte dieselben Worte als Randglosse bei Sprüchwörter Salomonis, Kapitel 31. Vers 10. Wem ein tugendsam Weib bescheert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Es leidet keinen Zweifel, daß er dabei das Bild seiner Wohlthäterin vor Augen hatte. Frau Ursula sagte jene Worte wol im Gespräch mit Andern in des Schülers Anwesenheit, vielleicht nicht ohne absichtliche Beziehung. Er sagt in der Auslegung der Genesis und in den Tischreden. „Da ich ein Knabe war, weiß ich, daß wegen des gottlosen und unreinen ehelichen Lebens der Ehestand dermaßen berüchtigt war, daß ich dafür hielt, ich könnte ohne Sünde an das eheliche Leben nicht wohl gedenken. Denn das hatte man allen Menschen also eingebläuet, es hielten auch alle dafür, daß wer da in einem heiligen, Gott angenehmen Stande leben wollte, der müßte außer der Ehe leben und das Gelübde des eheloſen Standes leisten [1])." Jedenfalls ein Beweis, wie die mönchische Ansicht ihn eingenommen; wie das Gefühl der Sündhaftigkeit ihn verfolgte — vielleicht wie Frau Kotta bemüht war, mildernd, mäßigend und aufklärend auf seine mönchische verdüsterte Anschauung und Empfindung einzuwirken. Uebrigens zeigt schon die erwähnte Randglosse, dann die aus seiner Auslegung der Genesis angeführte Stelle und überhaupt sein Sprachgebrauch, daß man hier bei Frauenliebe an die eheliche Liebe und nur an sie zu denken hat. So sagt er in der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg, im Abschnitte vom eheloſen Stande, Vers 37 des 12. Kapitels des Propheten Daniel erörternd: „Ihr höret hie, daß ein endchristischer Greuel und Plage ist, Frauenliebe verachten, das ist, die Ehe verbieten, denn Gott hat Frauen geschaffen, zu Ehren und Hülf dem Manne, darumb will er solche Liebe unverboten und unveracht haben. Das Fleisch und der Teufel lehren der Frauen allein zur Unehre brauchen, daß man eine nach der andern zu schanden mache, wie bisher gethan hat euer neuer, löblicher, eheloser (ich hätte schier gesagt, ehrloser) Stand und noch thut. Das heißt nicht Frauen lieben, sondern Unzucht und Schande an den Frauen lieben und suchen, und sie nicht wie Frauen, sondern wie Hurn halten und achten, daß sie hinfort niemand lieb noch

1) Zum 2. Verse des 22. Kapitels, Walch XXII, 1810.

werth haben mag. Aber Gott will, daß man sie halte und achte wie Frauen, und thu das gern und mit Liebe, das ist, ehelich soll man sie haben, und mit ehelicher Liebe bei ihn bleiben. Das gefället Gott wohl; aber es ist Gunst und Gnade[1])." Es gelang ihm übrigens, die Gunst seiner Wohlthäterin sich zu bewahren. Er blieb bis zu seinem Abgange von Eisenach im kotta'schen Hause und von Frau Ursula, die 1511 starb, erhielt sich die Aeußerung, Gott habe sie nach Martin's Aufnahme in ihr Haus mit seltenem Glücke gesegnet[2]).

Das Mitleid und die Liebe, die er fand, die schonende, sorgfältige Behandlung, die er von jetzt an auch außer der Schule erfuhr, die sorgenfreie Lage, in welche er sich versetzt sah: dies Alles mußte ihm unendlich wohlthun und wirkte sicher sehr wesentlich mit, daß er mit neuem Eifer und größerem Erfolge lernte, sich hervorthat unter seinen Mitschülern, sich die Gunst der Lehrer erwarb, daß die eigentliche wahre Lust und Liebe zur Wissenschaft und zum gelehrten Berufe sich in ihm entzündete.

Insbesondere wurde im kotta'schen Hause sein Sinn für die Musik genährt, seiner Anlage für sie Aufmunterung und Ausbildung zu Theil. Frau Kotta hielt viel darauf und begegnete so der Vorliebe des thüringischen Bergmannssohns und den Bemühungen der Lehrer. Denn die Musik pflegte wenigstens in sofern einen Hauptgegenstand des Unterrichts in den Schulen zu bilden, als in denselben der Kirchengesang, das Salve Regina, die Collecta, das Antiphonum, Responsorium u. A. fleißig geübt wurden. Martin hatte eine wohltönende, kräftige Altstimme. Aeußerst werthvoll und bedeutend war es für ihn, daß er nun auch die Flöte spielen lernte, wozu ihm im Hause seiner Wohlthäterin die Anregung, die Muße, die Mittel wurden. Vielleicht lernte er auch in Eisenach, und zwar ohne Lehrer, die Laute schlagen und die Kunst des Tonsatzes[3]).

---

1) Plochm. XXIV, 361.

2) Cochlaeus a. a. O. 2. Köhler a. a. O. 8.

3) Spiker 155. Ruhkopf 142. *Rebenstock* l. c. II, 23; Centifol. Luth. I, 23. Er äußerte einst, wie Mathesius und Andere erzählen, er habe eine „dünne, tumpere" Stimme. Melanthon bemerkte: „man höret sie gleichwol sehr weit."

Die Musik ist ihm stets mehr als Liebhaberei gewesen, stets hat er sie in ihren höhern Bedeutungen, namentlich gern in ihrem Verhältniß zur Religion und zum innersten Gemüthsleben aufgefaßt, wie sie stets in naher Verwandtschaft mit seiner heitern erhebenden Frömmigkeit blieb [1]). Man kann nicht wohl zweifeln, daß sie ihm schon in den Nöthen und Aengsten seiner Schülerjahre Trösterin gewesen, Leid und Gefahr seiner innern Bedrängnisse gemindert, noch schlimmerer Verstimmung wehrend, eine heitre gesunde Seelenstimmung herstellend. Zu oft rühmt er in Schriften, Briefen und Unterredungen ihren Einfluß gerade in den innern Beunruhigungen, die ihn jetzt schon gequält zu haben scheinen; wie sie, die kostbarste Gottesgabe, viel Anfechtungen vertreibe, was schon die Propheten gewußt; wie sie einem betrübten Menschen das beste Labsal sei, dadurch das Herz wieder zufrieden, erquickt und frisch werde; wie sie die Gebieterin und Regiererin der menschlichen Affekte sei, durch Herrschergewalt die Menschen hinreiße, die Hochmüthigen schrecke, den Rasenden Ruhe und Frieden, den Gehässigen Sanftmuth einflöße, die prophetischen Gaben und den Trieb zu allen Tugenden mittheile, wie man an Elisa, den Anstifter alles Bösen austreibe, wie man an Saul sehe, die Traurigen aufrichte, den Zaghaften Muth mache; wie Sänger fröhlich, die Sorgen mit Singen aus und hinwegschlagen; wie die Musika, den bösen Geistern zuwider und unleidlich, Das thue, was sonst die Theologie allein, nämlich daß sie Ruhe und einen fröhlichen Muth mache, zu einem klaren Beweis, daß Satan — der ein trübseliger Geist, traurige Leute macht, frohe Herzen nicht leiden kann, traurige Sorge und alles unruhige Lärmen stiftet, darum der Musika Feind ist — am weitesten vor ihr, vor ihrem Klange ebenso fliehet, wie vor dem göttlichen Worte, nicht bleibt, wo man singet, sonderlich geistliche Lieder; wie die Psalmen, zumal wenn die Musik dazu hilft, der Haufen mitsingt, allen betrübten elenden Gewissen so tröstlich, die in der Sünden Angst und Todesmarter und Furcht stecken; denn dem bösen Geiste ist nicht wohl dabei, wo man Gottes Wort im rechten Glauben singet oder prediget; er ist ein Geist der Traurigkeit und kann nicht

1) Gervinus III, 18.

bleiben, wo ein Herz geistlich, d. i. in Gott fröhlich ist [1]). Das ist es, worauf er stets zurückkommt. Es dringt uns deutlich wie Nachhall aus langer frühester Erfahrung ans Ohr. Er sollte noch oft und in schweren Stunden der hehren Kunst und ihrer Wirkungen bedürfen und froh werden. Es war nichts Geringes, daß ihm seine „Wirthin zu Eisenach" zu größerer Kunde und Vertrautheit mit ihr half. Nach einer Reihe von Jahren, in Wittenberg, schließt er von Zeit zu Zeit sich ein, jede Störung des Denkens, Studirens und Gebets fern zu halten, einst mehre Tage lang. Schwere innere Bedrängnisse, heftige Anfechtungen, Seelenstürme und Erschöpfungen haben ihm zuletzt das Bewußtsein geraubt, die besorgten Hausgenossen klopfen vergebens an seine Thür, bis ein seelkundiger Freund mit Chorknaben erscheint und ein geistliches Lied mit ihnen anstimmt. Die Macht der Töne löst den Bann, der seine Lebensgeister gefesselt hält [2]). In noch späteren Jahren in seiner patriarchalischen Häuslichkeit sang er gern über oder nach Tisch, freute sich mit den Seinen der Musik, des Gesangs, übte die Söhne darin, stimmte mehrstimmige Lieder mit ihnen an. Auf der Reise nach Worms, unter feindseligen Drohungen, Warnung und Unruhe der Freunde, Getümmel des Volks, das sich gereizt, bewegt zeigt wie vor allgemeinem Aufstande, greift er Abends in der umlagerten Herberge zur Flöte, — oder mag es, wie Cochläus berichtet, die

1) *Ericeus*, Sylvulae 193. Walch XXII, 1190, 2250 f. Vorr. auf die Harmonie vom Leiden Christi, Walch XIV, 409 f. Auslegung der letzten Worte David's, Walch III, 2795. Winterfeld a. a. O. 163.

2) *Seckend.* I, 21. Die Späteren, aus Seckendorf Schöpfenden, erzählen so, als habe sich der Vorgang zu Erfurt, als Luther dort Mönch gewesen, zugetragen. Der Erste las Seckendorf flüchtig und schrieb ihm gedankenlos nach und ebenso folgten die Uebrigen. Seckendorf nennt Edenberger als den seelkundigen Freund und mit ihm wurde Luther erst nach vielen Jahren in Wittenberg bekannt. Seckendorf erzählt den Vorgang gelegentlich bei der Schilderung der Mönchsanfänge Luther's, sagt aber gar nicht, daß das Erzählte in Erfurt sich zugetragen habe, und erzählt in Einem Flusse auch davon, wie Luther das Drechseln gelernt habe, das er, wie wir genau wissen, auch erst in seiner späteren wittenberger Zeit anfing. Die Geschichte liest sich besonders bei Ranke sehr schön, wo Luther's erfurter Mönchszustände geschildert werden.

Laute gewesen sein [1]) — unbekümmert, den Geist der Traurigkeit durch die edle Tonkunst fern haltend, der einzige Mann voll Gottesfrieden im streiterfüllten Lande. In Koburg 1530, in Augenblicken, wo um die verhängnißvolle Entscheidung der Sache seines Lebens, der großen Zeitfrage gehandelt, gekämpft wird, sorgenvolle Berichte einlaufen von den geängsteten Freunden, schreibt er an den bairischen Hofmusikus Senfel über Lieder und Kompositionen, dichtet und komponirt selber das unvergängliche Hohelied der Seinen: Eine feste Burg ist unser Gott. Senfel soll ihm eine Komposition des Requiem: In pace in id ipsum (dormiam et requiescam) schicken. Von Jugend an habe ihn die Weise ergötzt, sei ihm der Psalm (4, 9, Ich liege und schlafe ganz mit Frieden, denn allein du Herr hilfst mir, daß ich sicher wohne) lieb gewesen (ein weiteres Zeichen der Frühe und der Richtung seiner Frömmigkeit), und jetzt sei es noch mehr der Fall, da er die Worte verstehe und sich alle Stunden zum Sterben rüste. Sein Schreiben werde vielleicht ungern gesehen, ob seines verhaßten Namens, doch habe die Liebe zur Musika, womit Gott den Tonkünstler begabt, den auch sicher keine Gefährde treffen werde, die Scheu bei ihm überwunden. Selbst unter Türken werde Niemand gestraft werden, weil man eine Kunst liebe und den Meister darin lobe. Er verehre und lobe auch die bairischen Herzoge, obwol sie ihm nicht hold, namentlich deshalb, weil sie die Musika in Ehren hielten; die ihr ergebenen Gemüther schlössen den Samen vieler Tugenden in sich, sowie er die, welche nicht von ihr gerührt würden, den Stöcken und Steinen gleich achte [2]). Und wie er selbst der Musik und des Gesangs sich freute, einsam und mit den Seinigen, erwies er auch dadurch seine hohe Meinung von ihrem Werthe, daß er sich vielfach angelegen sein ließ, sie zu einem unumgänglichen Bestandtheile des Unterrichts der Jugend zu machen. Sie solle und müsse in der Musik erzogen werden, sagt er in der Vorrede zu Walther's geistlichen Gesängen (1524), deren Herausgabe ausdrücklich auf den Gebrauch und Nutzen der Jugend berechnet war. Denn er sei mit nichten der Meinung, daß durch's Evangelium alle Künste

1) *Cochl.* l. c. 29. Mathesius, Zwölfte Predigt.

2) De Wette IV, 181. Mathesius, Vierzehnte Predigt.

sollten zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche vorgäben; er sähe sie vielmehr gern alle im Dienste Deß, der sie gegeben und geschaffen [1]).

Wir gedachten im Vorübergehen seiner Bemühungen um Erschaffung oder Erneuerung eines deutschen Kirchenliedes, wobei namentlich religiöse und sittliche Richtung und Gesichtspunkte ihn leiteten, und erinnern jetzt noch weiter daran, daß die geistlichen Lieder und namentlich die seinigen nicht blos in Kirche und Schule zugleich drangen, sondern für eine lange Zeit Volkslieder, überall gesungen wurden, in den Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern, von Land zu Land und von Ort zu Ort getragen durch wandernde Handwerker, Schüler, Landsknechte, und so tief eingriffen in die ganze von ihm ausgegangene Bewegung, weil sie im Gedächtniß und von Mund zu Mund weiter gingen, nicht wie seine Schriften oder die Predigt seiner Lehre gehemmt werden konnten, die im Volke geweckten Gedanken und Empfindungen so frisch und kräftig ausdrückten, Jedem gestatteten durch ihr Singen jederzeit der Empfindung den lebendigsten Ausdruck zu geben. Etwas Aehnliches sagte er von den Schauspielen, wie wir hörten. Auch er hatte seinen Antheil daran, daß in seiner Lebenszeit die im Lauf der bürgerlichen Entwickelung der gesammten Nation vom Adel an die übrigen Stände, zumal den Bürgerstand gekommene Kunst — die Dichtkunst namentlich und die Musik — das Eigenthum Aller bei uns war wie in keiner andern europäischen Nation, daß die protestantische Musik unsre kirchliche Tonkunst zu ihrem Gipfel brachte und protestantische Dichter uns unsre neue Kultur schufen [2]). Alle diese Erfolge hingen nun freilich zum großen Theile an seiner Dichtergabe, seinem religiösen Feuer, dem Inhalte und Geiste, den er in seine Lieder hineinlegte, theilweis aber auch daran, daß er für sie

1) Walch XIV, 230. Gervinus V, 605. (Wir haben aus unserer Geschichte gelernt, daß die Reformation gradezu die Kunst gerettet hat ꝛc.) Doctor Martin Luther, eine Stimme aus England, 20. (Todesverachtung auf der einen Seite und eine solche Liebe zur Musik auf der andern — ich könnte sie die beiden einander entgegengesetzten Pole einer großen Seele nennen; zwischen diesen beiden hatte alles Große Raum.)

2) Gervinus II, 7; III, 25; V, 605.

neue Weisen erfand oder vorhandene ihnen anpaßte, umwandelte, für sie auswählte und so lebendig im Volkssinne fühlte und ihn auch an dieser Seite so richtig traf; und dies Alles hätte er nicht so gethan und nicht mit so viel Glück thun können, er hätte überhaupt diese ganze Richtung nicht mit solchem Eifer verfolgt ohne früh ausgebildeten musikalischen Sinn und Musikkenntnisse. Er hatte die Kunst des Gesanges bis in seine eisenacher Jahre bereits viel geübt, die Volksart und Landessitte, die Schule ihn darin gefördert, oft war es Sache des Zwanges, der Noth gewesen. Jetzt, im kotta'schen Hause übte er seine musikalische Anlage eifriger, vielseitiger, in freier Lust. Hier war die Stätte, dies die Zeit, wo er wol mit dem größesten Erfolge zum Meister der Töne sich bildete. Sangeslust und Sinn ward durch sein Leben im Kreise einer höheren Bürgerfamilie geweckt und genährt. Frau Kotta in Eisenach gab ihm die Flöte in die Hand.

Seine bisherigen äußern Verhältnisse waren der Art gewesen, daß Familienumgang gewiß sehr wünschenswerth für ihn war. Er trat in die Jahre, wo Verkehr mit sittigen Frauen bei dem Jünglinge einen großen und bedeutsamen Einfluß auf die Sitte und Sittlichkeit, die Bildung des Gefühls und des damit so eng zusammenhängenden Schönheitssinnes übt. Nach seinem Abgange von Eisenach entbehrte er die lange Reihe seiner jüngeren Jahre bis zum Mannesalter diesen Einfluß gänzlich. Gewiß, der Glücksfall, daß Frau Kotta ihn in ihr Haus aufnahm, wurde ihm auch in dieser Beziehung zum wesentlichen Gewinn. Es schliff das Roheste an ihm ab, lehrte ihn gebildetere Umgangsformen, kam seiner Anlage und seinem Streben zur „Wohlredenheit" zu statten. Die Grundlage echten Familienlebens, Anerkennung der Frauenwürde und Rechte, ergab sich aus dem Christenthume und der deutschen Volksthümlichkeit. Die deutschen Bischöfe widersetzten sich am nachdrücklichsten der gesetzlichen Einführung des Cölibats, die da aus verunreinigter und verirrter christlicher Ansicht und hierarchischen Abzweckungen hervorging, aus Verkennung des Werthes, der Würde und Berechtigung der Frauen und des Familienlebens. Der deutsche Luther gab dem letztern die Würde in der Meinung und Ansicht wieder, brach jene Fessel. Wenn er, wie wir weiterhin sehen werden,

selbst noch als Mönch und von mönchischer Ansicht erfüllt, einen so regen Familiensinn und eine so reiche Kunde und Achtung des Familienlebens zeigte, mit so viel zartem Sinn und so edler Ansicht die Frauen zu ehren, das eheliche Leben zu schätzen wußte, wenn ihm dann in noch späterer Zeit „Frauenliebe verachten, das ist, die Ehe verbieten" ein „endchristischer Greuel und Plage" war, wenn er seinen Zorn ergoß über das „Unzucht und Schande an den Frauen lieben und suchen," das mit nichten Frauen lieben heiße, über die Ansicht und Schriftsteller der Alten, die „nichts als der Weiber Laster und ehelichen Standes Unlust beschreiben": so wirkten dahin bei ihm auch andre Verhältnisse und Berührungen, deutsche Art, tiefere christliche Bildung: sicher aber hatte sein Leben im — doch auch deutschen und christlichen — kotta'schen Hause einen nicht geringen Antheil daran. Wie frisch blieb ihm der Ausspruch seiner Wirthin in Eisenach über die Frauenliebe im Gedächtniß [1])!

---

1) Seine Ansichten über die Frauen, über Liebe, eheliches und uneheliches Leben sind, zumal wenn man nur an vereinzelte Aeußerungen sich hält, dem Mißverständniß leicht ausgesetzt. Es liegt insbesondre bei dem Umstande nahe, daß er sich über Geschlechtsverhältnisse mit einer Unbefangenheit und Rücksichtslosigkeit äußert, die unsrer Sitte gänzlich widerstreitet und nicht selten Anstoß bei Unkundigen wie Uebelwollenden und Unlauteren erregt, wie auch wol die ähnlichen Natürlichkeiten der Schrift. Nur leidenschaftliche Feindseligkeit kann indeß Behauptungen der Art aufstellen, wie wir sie z. B. in den historisch-politischen Blättern finden (Band 11. Luther's Eherecht), er habe dem Fleische unverholen das Wort geredet, das Weib sei ihm nichts als ein Mittel der Befriedigung der Lust gewesen u. s. f. Er faßte die Geschlechtsverhältnisse in ihrer ganzen Natürlichkeit, nannte das Einschlägige beim rechten Namen, wendete dann aber den religiösen Gesichtspunkt darauf an und hob dadurch die Frauen und den Ehestand zur höchsten Würde, in das Licht der reinsten christlichen Anschauung, freilich nicht zur Sentimentalität unsrer Zeit empor. Im Streit und Zorne gegen den Cölibat ließ er sich bisweilen Aeußerungen entschlüpfen, bald unhaltbar und unpraktisch, bald grob und unvorsichtig. Dies müßte das Ergebniß einer Untersuchung sein, welche recht sehr der Mühe werth ist und nicht gar zu schwierig sein würde, hieher jedoch nicht gehört. Er spricht bisweilen unter Berufung auf die betreffenden apostolischen Aussprüche vom Ehestande so, als wäre derselbe ihm nur ein Mittel wider die Unkeuschheit. Doch blieb ihm dieser Standpunkt, den er vom Apostel hat, keineswegs der einzige. Man kann dies übersehen und so in Verkennung gerathen. Die Be-

Auch daran können wir nicht zweifeln, daß seine Schüchternheit von jetzt an sich minderte, seine angeborene Heiterkeit wieder hervortrat, seine gesammte Geisteskraft lebendiger und frischer sich regte. Das Wohlthuende einer günstigen Lage wird nach einer drückenden um so lebhafter empfunden; sie ist und wirkt wie ein Inbegriff belebender Antriebe. Nach ihrem Eintreten konnte seine Armuth und Noth, deren Fortdauer zuletzt unfehlbar niederdrückend und lähmend hätte wirken müssen, heilsame Folgen erst recht entwickeln. Sie hatte seine Kraft erprobt, ihn entbehren und leiden gelehrt. Nun, da ihre Angst und Sorge hinter ihm lag, nun lehrte sie ihn desto standhafter in Widerwärtigkeiten sein, begann sie in jenem Lichte ihm zu erscheinen, in welchem er sie späterhin nach seinen angeführten Aeußerungen betrachtete; nun konnte ihm ihre Schule eine der wesentlichsten Grundlagen für Ansichten, Gesinnungen, Entschlüsse und Thaten werden, wie sie es geworden ist, durch welche er vielleicht am höchsten dasteht.

---

hauptungen der hist.-pol. Blätter in jenem Aufsatze sind aber nur zum Theil verzeihliche Mißverständnisse. Noch sei auf einen Parallelismus aufmerksam gemacht. Seine Ansichten über die Verhältnisse der Obrigkeiten und Unterthanen halten sich theilweis eben so äußerlich, als seine Ansichten über die ehelichen Verhältnisse. Er weiß dann aber die erstern, und ebenso weiß er die letztern aufs trefflichste zu verinnerlichen und auf die höchste religiöse Höhe emporzuheben, so wahr es ist, daß er in Beziehung auf beide oft fehlgriff und irrte — indem er die schweren Verirrungen des katholischen Mittelalters bekämpfte, das die staatlichen, bürgerlichen und ehelichen Verhältnisse zerrüttet hatte, und indem er die wahre vernünftige und christliche Ansicht wieder hervorsuchte und freilich nicht sofort absolut richtig zu fassen und in richtigem maßvollen Ausdrucke festzustellen vermochte. Man findet den Kern seiner Ansichten über den Ehestand z. B. in einer Hochzeitpredigt vom J. 1531, bei Plochm. XVIII, 269 ff. Seine Ansichten über die Ehe sind wie überhaupt er selbst schmählich verkannt und mißverstanden auch von Hagen (Deutschlands lit. und rel. Verhältnisse II, 234) der, was Luther und dessen Schriften betrifft, so ausgezeichnet seine Darstellungen sonst vielfach sind, nur gar zu oberflächlich gelesen und geforscht und daneben, wie es scheint, durch Sucht nach geschichtschreiberischer Unparteilichkeit oder Absonderlichkeit zu den handgreiflichsten Irrungen sich hat verleiten lassen, wie ihm das mehrfach nachgewiesen worden, so in den Studien und Kritiken, wenn ich nicht irre im 1. Hefte des Jahrgangs 1845, in Tholuck's liter. Anzeiger, 1845. Nr. 34. Auch wir werden noch darauf kommen.

Es konnte endlich nicht ausbleiben, daß seine Aufnahme in das kotta'sche Haus einen günstigen Einfluß auf seine religiöse Stimmung und Richtung äußerte. Freilich, ihre Einseitigkeit verlor sich in Eisenach gewiß nicht ganz. Machte sie sich doch nach wenigen Jahren gar zu stark wieder geltend. Davor aber schützten ihn seine neuen Verhältnisse, daß er sich für jetzt nicht noch weiter in sie verlor. Eine günstige Lage bedingt eine heitre Stimmung und eine solche wirkt auch auf die religiösen Vorstellungen ein. Die Frömmigkeit eines Gedrückten, Hungernden, Geängsteten wird stets eine andre sein als die eines Nichtleidenden. Wie nahe lag es nach einer solchen Wendung seines Schicksals, daß er seinen Glauben bewährt fand, daß sich ihm die Religion in einer freundlichern Gestalt zeigte, daß er den Frieden, die Seligkeiten der Frömmigkeit, frommer Betrachtungen und Uebungen wie noch nie genoß. So mochte allerdings sein religiöser Hang von einer andern Seite verstärkt werden. Zudem, in dem Hause, der Familie, wo ein armer Schüler um seines andächtigen Singens und Gebets willen Aufnahme gefunden, herrschte fromme Gesinnung, wurde sie gepflegt, und einige kleine, am Schlusse dieses Abschnitts anzuführende Einzelheiten leiten noch mehr darauf hin, daß die Kottas eben vorzugsweis religiös und kirchlich gesinnt waren. Allein die religiösen Begriffe Martin's, wenn die Urgestalt auch blieb, in welcher sie zuerst in ihm lebendig geworden, verloren sicher einen Theil ihrer Strenge und Schärfe, ihrer Härte und Schroffheit, verletzten oder ängstigten nicht mehr wie früherhin. Und sollten nicht seine Umgebungen überhaupt auf diese Umwandlung hingewirkt, sollte sich ihm in seinen eisenacher Jahren nicht freisinnige Bürgeransicht mitgetheilt haben? Ueberhaupt, wie manchfache und tiefe Eindrücke mußten ihm doch in Eisenach werden!

Eisenach und Wartburg, Eindrücke, Erinnerungen.

Eisenach liegt am Saume des thüringer Waldes, in welchen unmittelbar das schöne felsgekrönte Marienthal hineinführt; am Fuße der Gebirgshöhe, auf welcher die Wartburg sich er-

hebt. Welch eine reiche, reizende Landschaft, die freundliche Stadt zu Füßen, breitet sich vor den Blicken aus, wenn man jene Höhe ersteigt! Blickt man von unten hinauf, welche Bilder erfüllen da sogleich die Seele. Damals freilich sang der Luther, der jetzt beim Hinaufschauen der erste Gedanke ist, noch ein armer Schüler aus Mansfeld, harmlos in den Straßen Eisenachs, die Wartburg war dem ruhmreichen Streiter gegen die Weltmacht noch nicht eine schützende Freistatt geworden, nur Frau Kotta's bescheidenes Bürgerhaus war ihm Asyl, doch vielleicht nothwendiger, Mehres schützend, größre Gefahr abwendend als die Veste mit ihren Mauern und Thürmen. Allein auch in jener Zeit mußte sie große Eindrücke erzeugen. Schon in den Zeiten der Frankenherrschaft gegründet, erneuert von Ludwig dem Springer, diente sie eine lange Zeit den thüringischen Landgrafen zum Herrensitze, den Ludewigen, dem Eisernen, dem Milden, dem Heiligen, Hermann dem Sängerfreunde, dann Margarethen, der letzten Hohenstaufin, der Mutter Friedrich's mit der gebissenen Wange, die, um den Mordplänen ihres Gemahls, Albert des Entarteten zu entgehen, an Stricken sich von ihr herabgelassen. Wie Margarethe war die heil. Elisabeth, von ihrem Schwäher Raspe unrühmlich verstoßen, mit Thränen von der Wartburg geschieden, die, wenn sie so reiche Erinnerungen der Vergangenheit weckte, auch noch eine bedeutende Gegenwart hatte. Noch immer war sie eine nicht unwichtige Veste, noch lag die Zeit nicht zu weit zurück, wo sie der Sitz der Landgrafen von Thüringen, Schauplatz von so vielen merkwürdigen und wichtigen Ereignissen gewesen war. Sie selbst und die Stadt Eisenach, wie viele noch frische Spuren, redende Denkmale einer bedeutenden Vorzeit, bedeutender Persönlichkeiten bewahrten sie!

Die Stadt war belebt, wohlhabend, eine der ersten unter den thüringischen Städten, wenn auch nicht mehr was sie früher gewesen, seit die Wartburg, und sie selbst bisweilen, aufgehört hatte, Residenz zu sein. Die Sage nennt Eisenach eine berühmte Stadt schon in den Zeiten der Völkerwanderung. Da, wo sie stand oder später gebaut wurde, soll Günther geherrscht haben, der Vater Chrimhild's. Nach seinem Verheerungszuge aus Gallien zurückgekehrt, habe da König Etzel (Luther spricht mehrfach von ihm, als dem Schrecken der Welt, von seinem

merkwürdigen Traume) einen Hof- und Landtag gehalten, große Freudenfeste veranstaltet, den Bund mit den ihm verbündeten deutschen Fürsten und Völkern erneuert, Krieg gegen die Markomannen beschlossen. Unter dem thüringischen Herzoge Burkard sei in der nächsten Umgegend eine verderbliche Hunnenschlacht geschlagen. Mehr als einmal hatte Eisenach in der Landesgeschichte eine wichtige Rolle gespielt. Aus dem 13. Jahrhundert meldet die Chronik einen „eisenacher" Krieg. Im 14. Jahrhundert hatten ihre Bürger, auf kaiserlicher Seite, wider die Landesfürsten, selbst die Wartburg belagert, und erst nach Kaiser Albrecht's Ermordung den Fürsten auf gegenseitigen Vertrag sich unterworfen. Die Stadt war ausgezeichnet durch alte Statuten und rechtskundige Schöppen. Oft hatten ihre Bürger Mannesmuth, Kraft und Trotz gezeigt und bewährt. Auf einer Wurfmaschine von der Burg hinuntergeschleudert, hatte der eisenacher Rathsherr Heinrich von Velsbach noch im Fluge durch die Luft gerufen: Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant! In einer solchen Bürgerschaft war Selbständigkeit, Ehrgefühl, Verstand, Tüchtigkeit aller Art. Um so wohliger lebte es sich innerhalb der Mauern, die eine solche Lebensfülle, ein so geordnetes, gesichertes und befriedigendes Dasein umschlossen [1]).

Das Alles konnte nun bei Luther nicht ohne, ob auch stillen, erst in späterer Zeit hervortretenden Einfluß bleiben. Vielfach und wohlthätig mußte hier jeder irgend Empfängliche sich angesprochen und angeregt fühlen, der Gedrückte und Lebensfrohe, wem der Sinn für Natur, Geschichte und Sage, Beobachtungsgabe, Gemüth und Phantasie nur nicht gänzlich versagt waren; und wir hörten schon, daß sie im reichsten Maße ihm zu Theil geworden. So manche seiner angeführten Erinnerungen schrieben sich ohne Zweifel von seinen eisenacher Jahren her.

Insbesondere aber ist das zu beachten, daß gerade diese Oertlichkeit auch wieder, und so sehr als eine geeignet war, Martin's religiöse und kirchliche Gesinnung zu nähren, ihn darin zu bestärken. Eben hier, wenn irgendwo in Thüringen, war um so zu sagen heiliger Boden. Die älteren lutherischen Schrift-

1) Gretschel a. a. O 263. Mansf. Chronik 52, 325 ff. Raumer, Hohenst. IV, 586. Bechstein, Thüringen 235.

steller pflegen sich über Eisenach als ein „rechtes Pfaffennest" zu ereifern, das eine rechte geistliche Stapelstadt gewesen, da Mönche und Nonnen aus ganz Thüringen und Hessen ihre freie Niederlage gehabt[1]). In der Katharinenkirche lag Heinrich Raspe begraben, erlangten diejenigen einen zweijährigen Ablaß, die am Julianä Tag sein Grab besuchten. Reich an Kapellen, Kirchen und Klöstern verschiedener Orden war die Stadt. Der Klöster befanden sich in und um Eisenach neun. Hier hatte die heilige Elisabeth, deren er so oft und mit so viel Verehrung gedenkt, gelebt, gewirkt und die manchfachsten Spuren ihrer Sinnesart und Wirksamkeit zurückgelassen. Die religiösen Zustände waren hier im Ganzen dieselben, wie wir oben durch Mekum und ihn selbst sie schildern ließen. Die Denkart der eisenacher Bürger mochte eine hellere, verhältnißmäßig freisinnige sein, kirchlich aber war sie gewiß, abweichend keineswegs. Es wäre in andern Zeichen hervorgetreten als in einer, gerade zu jener Zeit in Eisenach vorgekommenen Aeußerung gegensätzlicher Ansicht, welche sich deutlich als ziemlich alleinstehend erkennen läßt.

Eisenach war nämlich bis vor einigen Jahren der Schauplatz der Lehrthätigkeit Johann Hilten's gewesen. Ein Thüringer von Geburt, hatte er zu Erfurt studirt und war darauf in den Franziskanerorden getreten. Er hatte wahrscheinlich zu Erfurt an der Universität, dann in Eisenach gelehrt, hatte fleißig die heil. Schrift, vielleicht Schriften von Waldensern gelesen, war dadurch auf neuernde Meinungen geführt, hielt sich berufen, seine bessern Erkenntnisse mitzutheilen, eiferte gegen Das, was ihm als Irrthum und Gebrechen erschien. Allein eben weil er die kirchliche Lehre und Praxis, hauptsächlich den Mißbrauch der päpstlichen Gewalt, die Vernachlässigung der heiligen Schrift und das ungeistliche Leben der Mönche laut getadelt, zu bessern sich bestrebt, weil er sich rücksichtslos, der Furcht unzugängig gezeigt, hatte er seine Ordensbrüder, in deren eisenacher Kloster er lebte, gegen sich erregt, war er von ihnen im Kloster eingekerkert. Er

---

1) Funkhänel, 2. Programm, 12. Falkenstein, Thüring. Chronik, Buch 2. Th. 2. 1167. In neuester Zeit hat sich ein berühmter französischer Schriftsteller und Pair gewaltig über die vermeinte dermalige Entweihung des heiligen Bodens ereifert.

blieb jedoch unerschüttert und schrieb im Gefängniß 1485 ein Buch von den letzten Schicksalen der Welt, in welchem er tiefe und besonnene Urtheile niederlegte, sich aber auch in Spekulationen über die künftigen Zeiten und das Ende der Welt verlor und sich auf Weissagungen einließ, von denen unter der Hand Manches bekannt wurde und womit man sich in der Stille bis zur Reformation herumtrug: eine mehrfach vorkommende Erscheinung, eins der Zeichen, daß nicht Wenige die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände fühlten, in den herrschenden Ansichten unsicher geworden waren, daß den neuen Erkenntnissen, Einsichten und Erschütterungen, welche kommen sollten, ihre Schatten, die Ahnungen, vorangingen. Hilten war nach vieljährigem Gefängnißleiden erkrankt, hatte den Guardian zu sich rufen lassen, um Erleichterung seines Schicksals gebeten, aber nur Vorwürfe wegen seiner Irrlehren vernommen und dann gesagt: „es wird ein Held kommen, der euch Mönche hart antasten wird, dem werdet ihr nicht widerstehen können." Noch im 13. Artikel der Apologie der augsburgischen Confession lobten ihn die Evangelischen als einen Zeugen der Wahrheit „im Papstthume," der die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, den guten Werken und heiligen Abendmahle in ihrer ursprünglichen Reinheit erkannt und gepredigt. Auch darauf bezogen sie sich, daß er schon vor dem Jahre 1500 verkündet habe, es werde 1516 ein Mönch kommen, der das Papstthum bestreiten, die Mönche scharf reformiren und den man mit Gefängniß und Banden nicht würde zwingen können.

Luther spricht mehrfach von ihm als einem Märtyrer; so in der Vorrede auf der barfüßer Mönche Eulenspiegel [1]) und Alkoran, liber conformitatum genannt. Er will durch das empfohlene Buch Denen, die im Papstthume nicht gewesen, an einem Beispiele zeigen, welch eine entsetzliche Finsterniß darin geherrscht, daß wirklich so gepredigt und geglaubt worden sei. Er habe

1) Des Erasmus Alberus, gerichtet gegen Barth. Albizzi's Buch von der Aehnlichkeit des heil. Franz mit Christus aus dem 14. Jahrhundert, in welchem jener diesem gleichgestellt und behauptet wird, daß Franz den Erlöser in einigen Wundern noch überboten habe, weshalb die Evangelischen das Buch der Barfüßer Eulenspiegel nannten.

das Buch und werde es auf die Nachkommen behalten, zum handgreiflichen Beweise, daß es in der That so arg gewesen, wie es die Gegenpartei nunmehr nicht gehabt haben wolle. „Wer du bist, sagt er, der du dies Büchlein lesen und vielleicht sagen wirst: hilf Gott, ist die Kirche vor uns so unterdruckt und die Welt so blind gewesen! horst du es, so laß dir sagen, hebe deine Hände und Augen auf gen Himmel und danke dem himmlischen Vater, daß er dich durch das Evangelium seines lieben Sohnes jetzt also erleuchtet hat, daß du solches erkennen und frei dawider reden kannst. Denn das sollst du wissen, daß ich, D. Martinus Luther, der ich jetzt noch lebe und dieß schreibe, auch einer des Haufens gewesen bin, der solches hat müssen glauben und anbeten. Und wäre jemand so kühne gewesen, der etwas hätte daran gezweifelt oder dawider gemuckt, der hätte müssen ins Feuer oder sonst verdammt werden, wie Herr Johann Ilten und Flecken und andern mehr geschah. Denn das Buch ist bei den Barfüßern für das Evangelium gehalten, und haben der Christenheit vorgebleuet Franziskum an Christi statt." Er setzt dann noch hinzu, zu der Zeit, als er des heil. Franz und Benedikt's Lügenden gelesen, habe er ein großes Aergerniß daran genommen, daß diese hohen heiligsten Väter noch so tief im Fleisch gesteckt, daß sich z. B. der heil. Franz, um seines Fleisches Lust zu dämpfen, ein Weib von Schnee gemacht, der heil. Benedikt, um sich die wollüstigen Gedanken zu vertreiben, nackt in Nesseln und Dornbüsche gelegt, sein Fleisch blutig gerissen habe u. s. f. „Ich dachte, solche hohe geistliche Leute sollten solche jugendliche Brunst nicht haben; aber ich mußte schweigen und glauben." In den Tischreden führt er von Hilten an, derselbe habe gesagt, da er sterben müssen: „ein Anderer wird nach mir kommen, den werdet ihr sehen." Diese Prophezey, setzt er hinzu, ist geschehen, da ich ein Knabe war und zu Eisenach in die Schule ging. Indeß war er entweder nicht genau unterrichtet, sein Gedächtniß trog ihn, oder er verwechselte eine frühere und eine spätere ähnliche Aeußerung Hilten's. Ueberhaupt scheint er erst späterhin mit diesen Vorgängen bekannt geworden zu sein; wenigstens bittet er im Jahre 1529 Mekum, ihm über die Geschichten von dem Mönche, der im Banne gestorben und geweissagt, worauf er ihn in Eisenach so begierig gemacht, ausführ-

liche Mittheilungen zugehen zu lassen. Er befand sich 1502 nicht mehr in Eisenach und erst in diesem Jahre wurde Hilten im Klosterkerker getödtet [1]).

Der ganze Vorgang zeigt, daß die durch die Siege, welche das Papstthum seit den großen Concilien des Jahrhunderts erlangt, nicht gänzlich unterdrückten abweichenden Richtungen auch in diesem Kreise einen Vertreter gefunden hatten. In der That war der Zwiespalt überall, obwol das römische System und die demselben zugewendete Richtung die Oberhand hatten. Von älterer und neuerer Zeit her, auf alte wie neue Erschütterungen deutend, ging ein bald leises, bald heftiges Zucken durch den Boden, auf welchem das stolze, vermeintlich sichre Gebäu des herrschenden Kirchenwesens stand. Elemente des Widerspruchs traten von Kindheit an Luther heran und wohin er kam. Der so Manches verneinende Geist, welcher in seinem Vater, den Bürgerschaften lebte — Proles in Magdeburg — Hilten in Eisenach! Doch weist immer noch durchaus keine eigentliche Spur darauf hin, daß diese Seite ihn auch nur fern und leise ergriffen hätte. Es scheint allerdings, daß Hilten in seinem Kreise hier und da Eindruck gemacht hatte. Einzelne mochte er ganz gewonnen haben, die dann in der Stille ihre „ketzerische" Meinung bewahrten und auch wol fortflanzten. Er war indeß unterlegen und niemand für ihn aufgetreten. Das Verfahren seiner Ordensbrüder gegen ihn beweist, daß sie von dem gewöhnlichen beschränkten, fanatischen Sinne der Mönche beherrscht wurden, und daß der mönchische Verfolgungseifer in Eisenach die volle Macht besaß, Diejenigen zu erdrücken, die er sich zu Opfern ausersehen. Ohne Zweifel bewachten die Franziskaner das Aufkommen des freieren Geistes, den sie in dem Bruder verfolgten, um so sorgsamer in ihrem ganzen Kreise. Schwerlich hat Luther schon zu Eisenach von Hilten's „Prophezey" und abweichender Ansicht

---

1) Köhler a. a. O. 8. *Freher*, Theatr. 97. Erhard a. a. O. III, 455. Löscher, Ref.-Acta I, 148. Hilten in Adami vitae Theol. Spiker a. a. O. Anhang 39. Mathesius, Funfzehnte Predigt. Walch XIX, 2441 ff.; XXII, 1405. De Wette III, 514. Christine, die Gemahlin Herzog Johann Ernst's, ließ Hilten ein Denkmal errichten, das sich am westlichen Eingange der Georgenkirche befindet.

etwas vernommen, zum wenigsten war es spurlos an ihm vorübergegangen. Er würde es sonst ohne Zweifel und mit Nachdruck erwähnt, mit größrer Bestimmtheit und Genauigkeit davon gesprochen haben. Dergleichen gefährliche Dinge sagte man den Schülern nicht. Von solchen Opfern der kirchlichen Tyrannei, wie Hilten, schwieg man entweder, oder bezeichnete sie als strafwürdige Ketzer, suchte auf alle Weise Abscheu vor ihnen zu erregen. Wenn von dem Eingekerkerten öffentlich oder gar in Gegenwart jüngerer Leute geredet wurde, so war es sicher in einem Sinne der Fall, daß die Gemüther der Hörer mit durchschauernden Vorstellungen von der Macht der Kirche, der rächenden Strenge, welche sie gegen Abweichende und Widersacher übte, dem schrecklichen Verbrechen der Ketzerei erfüllt werden mußten. Die Georgenschule lag neben dem Franziskanerkloster. Es könnte sein, daß ihre Schüler manches Mal mit Grauen nach den düstern Mauern hinübergeblickt hätten, hinter welchen der Ketzer Hilten gefangen lag. Auf diese Weise möchte der letztre noch am ehesten auf Luther in Eisenach gewirkt haben. Auch mittelbare, auf Hilten zurückzuführende Einflüsse fanden entweder nicht statt bei ihm, oder waren doch so schwach, daß in seiner Entwickelung durchaus nichts darauf auch nur hindeutet. Man möchte umgekehrt aus seinen Aeußerungen über den Barfüßereulenspiegel mit weit größerer Sicherheit darauf schließen dürfen, daß in Eisenach Einflüsse der Franziskaner an ihm geübt wären. Stammte das Exemplar, das er aufbewahrt hatte, vielleicht noch von Eisenach her? Trebonius soll Franziskaner gewesen sein, das Kloster, in welchem sich auch eine Schule befand, war so nahe, die Mönche waren so geschäftig die Legenden ihrer Ordensheiligen zu verbreiten. Von den schändlichen Mönchsbüchern, die in den Händen der Leute gewesen, die er lesen müssen, spricht Luther oft, und dieses war aus ihrer Zahl. In jedem Falle sehen wir auch aus diesen Aeußerungen von ihm, daß diese Literatur zu seiner Erziehung wesentlich beitrug und daß ihre Richtung vollständig bei ihm wirkte. Wir entnehmen weiter daraus, er las nicht, ohne dabei zu denken, allein wie übergläubig war sein Gedankengang! Es verletzte sein Gefühl, daß solche Heilige der fleischlichen Anfechtungen der Jugend noch nicht Herr waren.

Es mag sein, daß seine Berührungen mit der muthmaßlich freisinnigern eisenacher Bürgerwelt, seine günstigere Lage und heiterere Stimmung, seit er bei den Kottas Aufnahme gefunden, die mönchische Richtung seiner religiösen Ansicht und Empfindung aufhielten, sie änderten sie aber nicht. Wären ihm ja freiere Gedanken gekommen, so hielt der Geistesdruck der Kirche sie nieder. Er mußte „schweigen und glauben." Ohnehin wiesen ihn seine Verhältnisse großentheils und zu Anfang wol allein an die geringeren Bürger und die Geistlichen und deren Ansicht. Dem niederen und höchstens mittleren Stande gehörten seine Verwandten an. Einer derselben war Küster zu St. Nikolai, also auch eine geistliche Person. Sowol mit ihm als mit andern Eisenachern blieb er nach seinem Abgange in Verbindung, und sie waren gleichfalls Kleriker, z. B. Braun, Vikar am Marienstifte, die Konventsmitglieder des schalbischen Kollegiums, eines Minoritenklosters unter der Wartburg, so genannt, weil die in Eisenach sehr angesehene schalbische Familie — auch Frau Kotta wird eine Schallin oder Schalbin genannt — dem Kloster reiche Vergabungen zugewendet. Ursprünglich war es ein Armen- und Krankenhaus gewesen, von der heil. Elisabeth gegründet; Landgraf Friedrich der Ernste hatte das Kloster ihrem Andenken gewidmet. Die Konventsmitglieder waren von hoher Ehrerbietung gegen sie erfüllt, waren stolz darauf, dem ihr geweiheten Kloster anzugehören, da zu wohnen, wo sie einst der Armen und Kranken gepflegt. Einen bedrängten Angehörigen der schalbischen Familie aus Eisenach nahm Luther 1526 bei sich auf und verwendete sich wiederholt für ihn beim Kurfürsten Johannes. Wir sehen ihn mehrfach in Verkehr mit Angehörigen der schalbischen Familie. Die Zusammenhänge liegen nahe genug, auf welche dies Alles hindeutet[1]).

---

1) de Wette, I, 3; II, 505: III, 119, 162, 401. Funkhänel, 20. Lingke, Reisegesch., 6. *Rebhan*, fol. 10, B, pag. 18. *Paulini*, Annal. Isenac., 78. Koch, eisenachische Chronik, Buch 1, Kap. 3, Blatt 113. *Toppius*, 18. Schumacher, Merkwürdigkeiten der Stadt Eisenach, 58. Storch, topogr. histor. Beschreibung d. Stadt Eisenach, 89.

Ergebniß, Abgang zur Hochschule.

Noch einmal, wie viel hat in Eisenach für Luther auf dem Spiele gestanden! Er befand sich hier in der Gefahr, die ihm bestimmte, von ihm erwählte, ihm angemessene Laufbahn aufgeben zu müssen, vielleicht im Druck, in gar zu beschränkten Lebensverhältnissen zu verkümmern. Hier wurde er dem Gelehrtenberufe erhalten, der Noth entnommen; hier wurde ihm Hülfe, Rettung durch Kraft des weiblichen Sinns, der entdeckte, was kein Verständiger sah, durch das fromme Mitleid einer edeln deutschen Frau. Erst in Eisenach ist er innerlich für die Wissenschaft gewonnen, da ist er reich geworden an Kenntnissen und noch mehr an vielfach heilsamen förderlichen Eindrücken, an Gunst bei Wohlthätern, Freunden, Lehrern. Er war arm und in Sorgen und Aengsten oder doch in trügerischen Hoffnungen gekommen: er ging mit einem sicheren, reichen Besitze.

Darum nannte er denn auch Eisenach stets „seine liebe Stadt," weil er da „so viel Gutes gelernt und genossen." Er beschloß dort noch das Jahrhundert seiner Geburt. Nach etwa vier zuletzt doch schönen Jahren, am 17. Juli im ersten Jahre des neuen sechzehnten größern Säkulums, welchem er so viel von seinem ureignen Gepräge geben sollte, zog er von dannen, mit Lust zur hohen Schule, dem Brunnquell aller Künste. Nach Erfurt ging er [1]).

---

1) *Richter*, Genealog. Lutheror., 156.

Viertes Hauptstück.

Erfurter Studienjahre.

1501—1505.

Ueberſicht. — Stimmung Luther's. — Erfurt (die Stadt, freiere Denkart). — Kirchliche Geſinnung, kirchliche Zuſtände. — Erfurt (die Univerſität). — Die Scholaſtik (ſcholaſtiſch-ariſtoteliſche Studien). — Uſingen, Truttvetter. — Humaniſtiſche Studien. — Die Bibel. — Rechtsſtudien. — Eintritt ins Auguſtinerkloſter.

Ueberſicht.

Um einen möglichſt deutlichen und vollſtändigen Begriff von der Entwickelung Luther's in ſeinen Studienjahren zu gewinnen, müſſen wir uns zunächſt die allgemeinen Zuſtände dieſer Zeit vergegenwärtigen, ſofern ſie unmittelbar oder auch nur von weitem her nothwendig auf ihn einwirkten, oder auch nur muthmaßlich Einfluß auf ihn geübt haben.

Wenn ſich im ganzen 15. Jahrhundert die neue Zeit und Welt vorbereitete, die aus der ablebenden der mittleren Jahrhunderte hervorgehen ſollte, ſo war dieſe Entwickelung in den ſeit Luther's Geburt verfloſſenen achtzehn Jahren ihrem Ziele mit ſtarken Schritten näher gerückt. Die Wandlungen in den Verhältniſſen, der Denkart und Stimmung, wodurch ſie herbeigeführt wurde, mehrten ſich eben am Ausgange des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts, ihre Ergebniſſe traten heller her-

vor, die Bewegung der Geister wurde stärker und ergriff immer größere Kreise. Eine zunehmende Gährung bezeichnet die Jahre, in welchen Luther zu Erfurt studirte.

Die Folgen der in den Staatenverhältnissen eingetretenen Aenderungen, der Versuche, das Reich wieder in Ordnung zu bringen, und der großen Erfindungen und Entdeckungen der letzverlaufenen Jahrzehnte wurden immer sichtbarer. Es ging ein unheimliches Gefühl durch die deutsche Nation, daß sich im Westen eine Macht unerwartet gegen sie erhoben habe, welcher sie sich bisher weit überlegen geglaubt und die nun ernstlich das Reich bedrohe. Sie hatte sich am Schlusse des 15. Jahrhunderts überlegen gezeigt, der französische Krieg war unglücklich abgelaufen. Je näher man sich dem Ziele geglaubt hatte, in eine desto weitere Ferne entschwanden die Aussichten und Hoffnungen, die öffentlichen Zustände geordnet und gründlich gebessert zu sehen. Gerade in Luther's Studienjahre fällt die Auflösung des zu Worms 1495 und seitdem Beschlossenen, offener Zwiespalt des Kaisers und der Stände, Wiederkehr der alten Unordnung, eine allgemeinere politische Aufregung und Verstimmung als Ergebniß aller jener Versuche. Von den Bewegungen in den niedrigsten Volksklassen während dieser Jahre war schon die Rede. In den untern und mehr noch in den mittleren Ständen wurde sie durch die volksmäßige Literatur beschleunigt und weiter verbreitet, welche einerseits gewaltig anschwoll und andererseits die Richtung änderte, sich mehr und mehr gegen das Bestehende kehrte, nachdem sie in Luther's Kinderzeit noch überwiegend namentlich den geistlichen Ansichten und Anliegen gedient hatte. Auch andere Umstände übten großen Einfluß darauf. Die Entdeckung der beiden Indien eröffnete dem Handel neue Wege, gab Anlaß zur Steigerung des Luxus, regte die Geldgier, den Ehrgeiz, die Einbildungskraft mächtig an, steigerte die Lust zu Thaten und Abenteuern, erhöhete die Forschbegier und das Nachdenken, bereicherte mit neuen Vorstellungen und Kenntnissen, hatte beträchtlichen Antheil daran, daß der gesunde Menschenverstand mehr und mehr erwachte und daß die geistliche Denkart immer weltlicher wurde, daß die Gegensätze des Reichthums und Ueberflusses und der Armuth und Entblößung, der Ansicht und Empfindung und der äußeren Lage der verschiedenen Stände, vor allen der untersten

zu den übrigen sich schärfer ausbildeten. Mit dem Allen stand ein gewaltiger Aufschwung im Zusammenhange, den die Künste und noch weit mehr die Wissenschaften nahmen und den in den mittleren und höheren Ständen die Geister namentlich durch die klassischen Studien erhielten, deren Einfluß sich in Deutschland eben jetzt verstärkte und in weiteren Kreisen verbreitete. Nicht minder wie die Entdeckungen der neuen Welt jenseits des Oceans reizten und erregten die gleichzeitigen der untergegangenen alten der Römer und Griechen, der Schätze ihrer Literatur, ihrer Weltansicht und Weisheit. Die Wissenschaft lenkte mehr und mehr von der Begründung und Verarbeitung zur Kritik ab, auch in ihrem Gebiete bekundete sich ein lebhafter Drang, die herkömmlichen Wege zu verlassen und neue Bahnen zu suchen, die Vorgänge in den Kreisen der gelehrten Literatur fingen an die Bedeutung von Ereignissen zu bekommen. Die Bewegung war auf allen Gebieten, alle Geheimnisse der Welt, des Geistes schienen sich zu erschließen, Ahnungen einer neuen wunderbaren Zeit ergriffen die Gemüther, in tausend Zeichen kündigte sich ein unruhiges Hinstreben und Drängen nach einer neuen Lebensentwickelung an. Ueberall stieß das Neue gegen das Alte und zu plötzlich trat es ein und suchte sich zu vordringend geltend zu machen, als daß heftige Reibungen hätten ausbleiben können, welche wiederum den Aufruhr der Kräfte, Gedanken und Bestrebungen verstärkten.

Vornämlich die Kirche stand ihnen entgegen als erste Herrscherin und Besitzerin in der äußeren Welt wie im Geistesgebiete, und auch innerhalb der Kirche trat wieder ein Zustand erhöhter Spannung und Bewegung ein. Während sich im Islam eine drohende Gefahr erhoben, hatte die Entdeckung der neuen Welten Aussichten auf eine unermeßliche Ausbreitung des Christenthums und der päpstlichen Obergewalt eröffnet. Eben jetzt begann unerwartet ein Widerspruch gegen die letztere, ja gegen alles im ganzen kirchlichen Wesen Bestehende und Hergebrachte innerhalb des Gebiets der Kirche selbst von der Seite der Wissenschaft her laut zu werden. Je mehr sich die geistliche Macht von neuem angefochten sah, desto mehr nahm sie sich zusammen. Nicht einmal in der Erd- oder Himmelskunde konnten neue Begriffe aufkommen, ohne auf kirchliche Schranken oder Hemmnisse zu

stoßen, geschweige denn in der Philosophie oder gar in der Theologie. Die Wachsamkeit, der Argwohn und das Bemühen der Kirche, ihren Besitzstand ungeschmälert zu behaupten, verdoppelten sich. Je lebendiger Gegensätze sich wieder regten, desto stärker wurde ihr Gegenwirken. So führte sie die Büchercensur ein und verschärfte sie — eben im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts — sobald die Presse und die Volksaufklärung ihren Einfluß deutlicher zeigten. Ueberall wurden die Abweichenden verfolgt und überwunden. Wir hörten, wie es um diese Zeit einem Hilten in Deutschland erging; 1498 hatte Savonarola in Italien den Ausgang Hussens genommen. Zunehmender Widerspruch und erhöheter kirchlich-hierarchischer und inquisitorischer Eifer waren die Zeichen dieser Zeit.

Noch viel weiter war diese ganze Entwickelung nach zwei Jahrzehnten vorgeschritten, es paßt aber noch fast ganz auf diese Zeit, was Luther von der um zwanzig Jahr vorgeschrittenen sagt: „So jemand lieset alle Chroniken, so findet er von Christi Geburt an, dieser Welt, in diesen hundert Jahren, gleichen nicht in allen Stücken. Solch Bauen (man bauete eben jetzt noch an den Münstern und Domen, zum Zeichen, wie lebendig der Katholicism noch war) und Pflanzen ist nicht gewesen so gemein in aller Welt. Solch köstlich und mancherlei Essen und Trinken auch nicht gewesen so gemein, wie es jetzt ist. So ist das Kleiden so köstlich worden, daß es nicht höher mag kommen. Wer hat auch je solche Kaufmannschaft gelesen, die jetzt um die Welt fähret und alle Welt verschlinget? So steigen auf und sind aufgestiegen allerlei Künste, Malen, Sticken, Graben, daß es seit Christi Geburt nicht gleichen hat. Dazu sind jetzt solche scharfe, verständige Leute, die nichts verborgen lassen. Da kommen hervor die Sprachen und allerlei Weisheit; was Christus die Sorge dieses Lebens nennet, ist auf höchste gekommen; es bricht ein Licht hervor und gehet ein Tag auf, er sei wer er wolle. Es ist vorhin solcher Witz, Vernunft und Verstand in der Christenheit nicht gewesen, auf und in zeitlichen und leiblichen Sachen; ich geschweige der neuen Fünde, als Buchdrucken, Büchsen und andere Kriegshändel. Dazu, daß nicht allein der weltliche Handel auf's höchste gekommen; so ist's auch auf's höchste gekommen in geistlichen Sachen. Größer Irr-

thum, Sünde und Lügen haben nicht regieret auf Erden vom Anfang, denn in diesen hundert Jahren [1]." Da meint er denn, es müsse brechen oder ein anderes werden, der jüngste Tag sei nahe. Das wurde jetzt das vorherrschende Gefühl, hundertfach sprach es sich aus, oft unklar, wie in Ahnungen und Vorhersagungen, so in Beängstigungen. „Im Pabstthume, sagt er, habe ich ihrer viele gesehen, denen so bange ist gewesen, daß sie gezittert und gezaget haben, also daß sie nirgend haben bleiben können [2]."

Von einer allgemeinen Gährung und Bewegung wird Jeder, fast jede Lebensstufe, nahe oder fern, berührt. Mag sein, daß die zunehmende, in welcher er bis zu seinem Abgange nach Erfurt aufgewachsen war, ihn als Knaben in Mansfeld, als armen Schüler in Magdeburg und Eisenach nur sehr fern berührt hatte: sie mußte ihn stärker und unmittelbarer fassen, da er in die Jahre größerer Reife trat, wo die Lust und die Gabe scharfer Beobachtung sich mehr und mehr bei ihm entwickelte, von deren Spuren und Zeichen seine Schriften voll sind. „Denn vor der Zeit siehet und verstehet ein Mensch in gemeinen Händeln nichts," bemerkt er [3]), von einer Beobachtung redend, die sich ihm aufgedrungen, seit er in seine zwanziger Jahre gekommen, wie er denn hier und da manchfacher Erfahrungen erwähnt, die er auf der Universität zu Erfurt, „da er noch ein junger Gesell gewesen," gemacht. In jene Jahre trat er nun bald hinein und zugleich bot sich ihm so viel mehr Stoff und Gelegenheit zur Beobachtung dar. Die Bewegung der Zeit mußte ihn um so viel stärker und unmittelbarer in einer so bedeutenden Handels- und Universitätsstadt fassen, wo sie begreiflicher Weise selbst so viel stärker und lebendiger war. Hier bot sich ihm die Gelegenheit — und er kam mit Begier, sie zu benutzen — in das Wissen der Zeit nach viel mehreren Seiten und viel tiefer einzudringen. Hätte der Strom der neuen Begriffe und Ansichten, die abweichende Zeitrichtung und so viel Anregung zu einem freien Denken

1) Kirchenpostille, Plochm. X, 52 f.

2) Hauspostille, Plochm. I, 130.

3) Auslegung d. Genesis, zu Kap. 26, V. 19—21. Walch II, 299.

ihn nicht ergreifen, vielleicht fortreißen sollen? Wir müssen hier die Hinneigungen begabter, strebsamer, feuriger und edler Jünglinge zu den neuen, frischen, aufstrebenden, kämpfenden Anschauungen und Richtungen der Zeit in Anschlag bringen. Wie gern und natürlich geben sie sich ihnen hin, ergreifen sie die Partei der Vertreter derselben. Da ist Kampf, die Lust der Jugend, da wo der Ruf der Freiheit ertönt, däucht ihnen, müsse die Wahrheit, deren Unmittelbarkeit sie ersehnen, und das Recht sein, bei der unterdrückten, verfolgten Sache. Die Selbstsucht, die Klugheit, die tiefere Einsicht und die Rücksichten der späteren Jahre liegen ihnen noch fern. Die freiere Ansicht, der Geist des Widerstands, des Verneinens, der gegen die herrschenden Zustände sich in zwiespältigen Zeiträumen erhebt, er ist es, der sie faßt, erfüllt, festhält, am ersten, am gewaltigsten.

Gedenken wir insbesondere der religiösen Zustände Luther's, sollte man da nicht meinen, er hätte sich hier den Banden, in welchen er gefangen war, entreißen müssen? Wenn junge Leute, kräftige Geister, in beengenden religiösen Vorstellungen, in blinder Unterwerfung unter ein auf Autorität ruhendes System von Kirchenlehren und abergläubischer Kirchlichkeit erzogen sind, und wenn sie dann in eine von dem bisherigen Zwange freie Lage versetzt werden, in das Gebiet selbständigen Forschens, in Kreise eintreten, in welchen unbefangene Ansicht waltet, wie natürlich ist es dann und wie oft hat sich dann die Wendung wiederholt, daß sie aus Blindgläubigkeit in die freieste Ansicht überspringen, die aufgedrungenen Vorstellungen weit von sich werfen und den Gegensatz in sich aufnehmen, die Fesseln zerbrechen und der Ungebundenheit sich hingeben, in raschem Wechsel ein Aeußerstes mit dem andern vertauschend. Noch immer hat jedes beengende Kirchenthum tausendfältig gerade bei den besten Köpfen diese Wirkung geübt. Wie Viele — eben auch am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts — nahmen vom strengsten Katholicism die Richtung selbst zum entschiedensten Unglauben.

In den Bereich von Einflüssen, ganz geeignet zu einem Ergebnisse dieser Art bei ihm zu führen, trat Luther in Erfurt. Die Stoffe und Zeichen der Abweichung vom Bestehenden, des Widerspruchs gegen die herrschende Ansicht, die ihn leise berührt hatten, waren hier gehäufter und lebendiger, und noch andere

waren hier vorhanden, die ihm bisher fern und fremd geblieben. Eine ganze Reihe und Verkettung von Verhältnissen und Umständen kam zusammen, welche von allen Vermuthungen die am nächsten zu legen scheinen, er wird und muß die mönchisch-beschränkte Ansicht fahren lassen, den freieren, den abweichenden Richtungen sich hingeben, als ein kräftiger und vordringender Geist zunächst wenigstens die gegensätzlichen Ansichten in sich aufnehmen, zunächst wenigstens wider den dumpfen Katholicism, der wie ein Alpdruck einengend und ängstigend in ihm lebt, gestimmt werden, vielleicht gegen die Religion selbst, von welcher ihm nur jene einzige Form bekannt ist, bis sie sich ihm in einer neuen wahrhafter offenbart.

Von dem Allen geschah aber das gerade Gegentheil. Das Ergebniß seiner Universitätsjahre bestand in völligster Hingebung an das Kirchenthum wie es war in seiner äußersten Spitze, in vollendetster, übersteigerter Ausbildung seiner früheften religiösen Richtung. Alle Vermuthung und Berechnung täuschend, zeigte er durchaus keinen Sinn für die antihierarchische Opposition; die verneinenden neuernden Strebungen machten keinen Eindruck auf ihn, die reformatorischen, nach außen auf die Verderbnisse und die Besserung der Kirche gerichteten Ideen blieben ihm fremd, entschieden wendete er sich dem Positiven, Bestehenden, Innerlichen zu. Mit Lust und Kraft betritt er die neue Welt, die sich ihm aufthut, beginnt er ein frisches Leben und Streben, und nach wenigen Jahren sehen wir ihn voll Ueberdruß, gänzlich ermattet, wie es scheint, die erfolgreich betretene Laufbahn verlassen und der Welt entfliehen. Haben die Gegensätze auf ihn eingewirkt: die Wirkung tritt erst nach Jahren hervor. Wird in Erfurt die Feindschaft gegen die hergebrachte philosophische, theologische und hierarchische Denkart bei ihm begründet, die derselben so verderblich werden sollte, er selbst, so viel sich ersehen läßt, hat nicht die leiseste Ahnung davon. Den lichten Geist der Zeit zurückweisend, von den frischesten Regungen derselben, dem aufgehenden Tage sich abwendend, der Freiheit und ihren Kämpfern und Freunden den Rücken zukehrend, Aussichten und Jugendlust aufgebend, wirft er sich der alten Nacht in die Arme, gibt er sich den herrschenden despotischen Mächten in völligem Einklange zu eigen hin, denen er später Worte entgegendonnerte

wie die: „mein Leben soll euer Teufel, mein Tod eure Hölle sein!“

Er befand sich im achtzehnten Jahre, als er die Universität zu Erfurt bezog. Unter dem Rektorate M. Jodokus Truttvetter's, sonst Jost oder Jodokus von Eisenach genannt, ist er mit den Worten: Martinus Ludher, ex Mansfeld, in der Matricula Candidatorum bei der philosophischen Fakultät Martinus Luder, ex Mansfeldt, inskribirt [1]).

Keineswegs, damit er Theologie studire, ließ ihn sein Vater nach Erfurt gehen. Zu Anfang war wol überhaupt von einem Fachstudium noch nicht die Rede, die Meinung indeß jedenfalls, daß er nach vollendetem Gymnasialkursus in weltlicher Wissenschaft sich umsehen, zunehmen, groß werden solle. Einen angesehenen, weltlichgelehrten Mann sollte die Universität aus ihm machen. Dazu trieb der Vater ihn an, dahin ging die Ansicht, der Rath der Freunde. Nachdem er die Vorstudien hinter sich und sich bereits hervorgethan hatte, wurde bestimmt, er solle der Rechtswissenschaft sich widmen, und er muß damit einverstanden gewesen sein. Es überraschte den Vater aufs höchste, daß er in den geistlichen Stand trat. Hans Luther wollte keineswegs, daß er „Bischof, Pfaff, Mönch“ werde, damit er „versorgt in fremden Gütern wohllebte und gute Tage hätte, statt sich durch eigne Mühe zu ernähren“ [2]), er meinte, der vielversprechende Sohn solle ihm einmal Ehre machen in weltlichen Aemtern und Würden. Er dachte schon darauf, „ihm reich und ehrlich zu freien.“ Wir wissen, im geistlichen Stande erblickte er kein sonderliches Glück oder Verdienst. In diesem Sinne mag er sich zur Genüge gegen den Sohn ausgesprochen haben.

Martin konnte sich jetzt mit freierem Geiste, sorgenloser, unbefangener den Studien hingeben. Die überstrenge pedantische Schulzucht lag hinter ihm. Der Vater war im Stande, dem Genügsamen, Unverwöhnten freigebige, ob auch immer nur knappe, über das Nöthige nicht hinausgehende Unterstützung zufließen zu lassen. So weit hatte er es nun gebracht. Seine Aeltern, sagt

1) *Motschmann*, Erford. lit. I, 696.

2) Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes, Plochm. XXVIII, 156.

Mathesius vom Sohne, erhielten ihn vom Segen ihres löblichen Bergguts. Wir erinnern uns seiner Aeußerung, daß ihn sein lieber Vater mit aller Liebe und Treue in der hohen Schule zu Erfurt gehalten und durch seinen sauren Schweiß dahin ihm geholfen habe, wohin er gekommen sei. Die Universitäten, selbst gelehrte Korporationen, vereinigten in sich wieder besondere Körperschaften, Kollegien oder Bursen, Gesammtheiten einer bestimmten Anzahl von Lehrern und Studirenden, die zusammen wohnten, einen gemeinschaftlichen Tisch hatten, gemeinschaftliche Andachtsübungen hielten. Die Lehrer oder die bereits mit akademischen Würden Bekleideten beaufsichtigten die Studirenden und leiteten deren Studien nach bestimmter Vorschrift. Jene wie diese pflegten dabei Stipendien zu beziehen, doch lebten auch manche auf eigene Kosten in den Kollegien, wenn deren Freistellen nicht zureichten. So war es auch in Erfurt [1]). Wahrscheinlich hat auch Luther einem solchen Kollegium angehört, doch ohne zum Genuß eines Stipendiums gelangt zu sein.

Der Anfang der Studien pflegte mit einem linguistisch-philosophischen Kursus gemacht zu werden. Die lateinische Sprache, die Klassiker vermittelten die allgemeine höhere Bildung, mit ihrem Studium wurden Uebungen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck verbunden. Daneben wendete man sich den philosophischen Disciplinen, der Beschäftigung mit der Logik und Dialektik (der Denklehre), mit den höchsten Fragen des menschlichen Geistes zu, doch so, daß hieher alles für den Gebildeten und Gelehrten überhaupt Wissenswürdige gerechnet wurde, das Nothwendigste aus der Erd- und Himmelskunde u. s. f., wie man denn unter dem Namen der Philosophie wol die encyklopädische Masse der gesammten Wissenschaften begriff. Häufige Disputir-Uebungen dienten zu einer Geistesgymnastik, auf deren Vorzüge und Nachtheile wir zurückkommen werden. Auch die leibliche Gymnastik pflegte nicht zu fehlen. Schon der kriegerische Sinn und Zustand der Nation, die Stellung der Studirenden führte darauf hin. Wiefern sich Luther als Akademiker mit ihr abgegeben, wissen wir freilich nicht. Doch finden wir ihn bewehrt, wenn er über Land wandert. Wehr und Harnisch standen ihm

1) Erhard, a. a. O. II, 103.

wohl an, als er sich auf der Wartburg befand. Dort und auch wol späterhin noch (bei Löser), vielleicht auch früher, übte er das Waidwerk. Er war einst Zeuge, „daß einer seinen leiblichen Bruder mit dem Schwerte durchstochen und getödtet hat, da er wollte eine wilde Saue, die seinen Bruder unter sich gedrückt hatte, durchstechen." Stets pries er es, daß die Griechen so viel auf die Gymnastik gehalten; er hatte immer viel Vorliebe für Alles, was wehrhaft und mannhaft macht; am allerbesten gefielen ihm „die zwo Uebungen und Kurzweile, nämlich die Musika und Ritterspiel mit Fechten, Ringen und was weiter dahin gehört." Wie die erstere die Sorge des Herzens und melancholische Gedanken vertreibe, mache das andere „feine geschickte Gliedmaßen am Leibe und erhalte ihn bei Gesundheit mit Springen u. s. f." Weiter gerathe man dabei nicht auf Zechen, Unzucht, Spielen und Doppeln, wie man jetzt (in seinen späteren Jahren) sehe an Höfen und in Städten. So gehe es, wenn man die ehrbaren Uebungen und Ritterspiele verachte und nachlasse [1]).

Die römischen Autoren waren es, die Zeitphilosophie und was man hineinzog und daneben trieb, womit er sich auf der Universität gleich andern jungen Leuten zunächst beschäftigte. Es geschah mit glühendem Eifer und eiserner Ausdauer, wobei ihm insbesondere ein treffliches Gedächtniß zu Statten kam, das leicht faßte und nicht leicht wieder los ließ, was es einmal gefaßt. Man glaubt es, daß er eifrigst den Livius, Virgil, Terenz, Plautus, Cicero und welche andere ältere und neuere lateinische Schriftsteller las, daß er sie, wie späterhin die Scholastiker, Biel und d'Ailly, und die Schrift fast auswendig wußte, daß er keine Vorlesung versäumte, sich gern mit den Lehrern besprach, fleißig mit den Kommilitonen repetirte und auf der Bibliothek sich umsah, daß er sich der Logik und Dialektik bald bemächtigte, mit seinem scharfen Verstande sich leichter als die Meisten in dem Irrgewinde zurechtfand, es den Uebrigen zuvorthat. Schon nach zwei Jahren erhielt er den untersten philosophischen Grad, und mit ihm die Berechtigung, als Bakkalaureus philosophische Vor-

1) Ausl. d. 5. Buch Mosis zu Kap. 19, V. 4; Walch III, 2277. Tischreden, Walch XXII, 2281.

lesungen zu halten; zu Anfange des Jahrs 1505 die Magisterwürde unter M. Johann Werner's Rektorate und Johann Pistoris von Ingweiler Dekanate. Er gewann bei der Promotion nach vorhergegangenem Examen unter siebzehn Kandidaten die zweite Stelle und begann darauf sofort, wie es die jungen Magister sehr häufig thaten, Vorlesungen zu halten, und zwar über die aristotelische Physik und Ethik. Nun wendete er sich auch dem Fachstudium zu, dem er sich widmen sollte. Er machte den Anfang damit, die Rechte zu studiren. Er ließ fast die ganze akademische Jugend hinter sich zurück, sein Genie erregte die Bewunderung der Universität. Hegte man große Erwartungen von ihm, so ließ er selbst nicht nach, verdoppelte als Magister seinen Eifer [1]).

So sehen wir ihn im rüstigsten, raschesten, erfolgreichsten Vorschreiten in der Wissenschaft, zur Auszeichnung in ihr, an der Universität, im Leben. Auch einer heitern jugendlichen Geselligkeit scheint er nicht abgeneigt gewesen zu sein. Da bricht er plötzlich diese ganze Entwickelung, alle Aussichten, Erwartungen, Studien, dies ganze Dasein ab, um es mit einem durchaus entgegengesetzten zu vertauschen. Nach vier kurzen Jahren geht er in ein Kloster, wird Mönch, Bettelmönch, und verwickelt sich so tief als möglich in jenes Netz mönchisch-hierarchischer Begriffe und Verhältnisse, aus welchem ein Ausweg kaum zu finden war, das zu zerreißen die Anstrengung von Riesenkräften erforderte. Und noch viel auffallender erscheint dies, wenn man ins Auge faßt, was hier entgegenstand, ihn, wie man glauben sollte, in der Bahn hätte festhalten und fördern müssen, die er so entschieden als plötzlich verließ.

Die ganze merkwürdige Wendung erweist vervollständigend die Richtigkeit unsrer Ansicht von seiner Entwickelung, der religiösen namentlich, in seinen Kinder- und Schuljahren. Wir

---

1) „Zu Anfang des Jahrs 1505 ward ich Magister, zu Ende desselben Jahrs Mönch." *Ericeus* a. a. O. 174. Ebenso in Cod. chart. bibl. duc. Goth. Fol. Nr. 262 und Quart Nr. 153, S. 79 und in Jonas' Predigt über der Leiche Dr. M. Lutheri. Motschmann a. a. O. Melanthon und Seckendorf (I, 18.) verwechseln offenbar die Magisterwürde mit dem Bakkalaureat. Ukert, Leben Luther's, I, 67 ff.

werden noch mehr als ein Mal auf sie zurückkommen müssen, indem wir die Aufgabe dieses Hauptstücks vornämlich darin setzen, der Dürftigkeit und Verworrenheit der Nachrichten eine möglichst genügende Erklärung des neuen Entwickelungsganges abzugewinnen, den er nahm und der zu jenem entscheidenden Ergebnisse führte. Um dazu zu gelangen, wollen wir zunächst die Stimmung, in welcher wir ihn während seiner Studienjahre finden, und hiernach die besondern Verhältnisse und Zustände in Betracht ziehen, unter deren Einflüssen er sein Universitätsleben begann und fortsetzte, wobei wir denn Gelegenheit haben werden, Weiteres und Genaueres über seine Studien, Fortschritte, Erlebnisse und was sonst dahin gehören mag, hinzuzufügen.

Stimmung Luther's.

Man ist gewohnt bei Luther's Namen sofort, wol gar allein an vordrängende, brausende Thatkraft, kühne, rasche Erhebung, trotziges, kein Hinderniß, keine Gefahr achtendes, alles wie im Sturm vor sich niederwerfendes Ankämpfen, an die freieste Sinnesart, einen Gang zu denken, weit abliegend von den Bahnen jener Ruhe und Mäßigung, jenes Ansichhaltens und zögernden Umschauens, wie es bei gewöhnlichen Menschen gewöhnlich, in ruhigen und auch wol bewegten Zeiten gefordert zu werden pflegt. Will man jedoch zu einer richtigen Ansicht und Würdigung gelangen, so hat man sich dieser Betrachtungsweise gänzlich zu entschlagen, wie Vieles auch scheinbar sie rechtfertigt und begründet. Das sahen wir schon, in seiner ganzen Kindheit und seinen Schuljahren finden sich kaum Spuren jener Charakterzüge, deutet Alles viel eher hin auf ein stilles, folgsames, frommes, jedenfalls ein verschüchtertes Kind, auf einen empfänglichen, weichen, in sich gekehrten Sinn, der mehr Gegebenes aufnimmt als sich selbst versucht, sich leicht bestimmen läßt. Der Knabe und Schüler wird hart behandelt, leidet Noth, wird aber nicht trotzig, nicht bitter gegen Aeltern, Lehrer oder Geschick. In keiner Weise geht er aus den ihm angewiesenen Wegen heraus; nicht durch einen raschen Entschluß, eine ungewöhnliche Thathandlung oder hervorstechende Auszeichnung als Schüler, sondern durch ein stilles,

andächtiges Wesen zieht er die Aufmerksamkeit von Gönnern auf sich, wendet er leidend sein Geschick. Früh wacht die Ahnung der Gottheit, das Gefühl der Abhängigkeit von ihr in ihm auf, und der gefühlsam-phantastische Volksglaube, der ihm in jedem Kreuz am Wege, in den Heiligen- und Marienbildern das Uebersinnliche sinnlich näher bringt, der ihm einen strengen Herrn und Richter, doch auch tausend Mittel der Versöhnung vorhält — dieser Volksglaube ist es und der Priestereinfluß, dem er sich gänzlich hingibt. Keine Spur weist auf Lust am Zweifeln, jede auf tiefes Bedürfniß des Glaubens und seiner Stärkung hin; keine auf Lust am Verneinen, jede auf Pietät.

Seine Verhältnisse in Eisenach scheinen mildernd und mäßigend auf seine religiöse Stimmung und Richtung gewirkt zu haben, er kam mit dem lebendigsten Wissenseifer nach Erfurt. Allein jene war doch fortwährend das Vorwaltende in ihm, und mit dem letztern blieb von Anfang ein wenigstens ebenso lebendiger Frömmigkeitseifer verbunden. Blos ein Gelehrter werden zu wollen oder zu werden, dazu fehlte bei ihm Sinn und Anlage. Das wissenschaftliche Erkennen und Begreifen genügte ihm nicht, war ihm nur Mittel zum Zwecke. Das Erste, was er im Auge hatte, war die Noth und das Heil der Seele, ihr Verhältniß zu Gott, ihre Versöhnung mit ihm durch Gerechtigkeit vor ihm. Solchen Gehalt suchte er für sein Leben, dazu sollte ihm die hohe Schule, die Wissenschaft helfen. Er meinte, etwas Rechtes lernen, aber auch und noch mehr durch das Studium und ein gottgefälliges Leben dem Unsichtbaren immer näher treten zu wollen; Aufschlüsse, doch nicht blos Aufschlüsse über die vornehmsten Gegenstände des Denkens und Glaubens, sondern auch, und vielleicht noch mehr, Stärkung der sittlichen Kraft, den Antrieb und die Weihe zu einem gestrengen, gottseligen Leben erwartete er. Wie er wol auf den Schulbänken von der Philosophie mit Ehrfurcht hatte reden hören, nahete er ihr als der vertrauten Freundin der Wahrheit, der strengen Erforscherin des Guten, und vor Allem der größesten Stütze des Glaubens mit heiliger Scheu. Man kann annehmen, daß sein Eifer, seine Richtung überspannt war, daß er glühete, schwärmte. So, mit tiefem Ernst, in sich gekehrt, trat er in das akademische Leben ein und so war er als Akademiker. Durch seine Erziehung

ängstlich geworden, hatte er wenig Vertrauen zu sich selbst. Schon das war keine Gestimmtheit, neue Bahnen einzuschlagen oder in abweichende Richtungen auch nur einzugehen. Gehorsam hatte er gelernt, seine ganze Kraft warf sich darauf, das Gegebene zu fassen und in sich durchzubilden, was er glaubte, tiefer zu ergründen und zu befestigen, wo er zweifelhaft war, zur Klarheit und Gewißheit, vor Allem zu einem festen, religiös-sittlichen Halt zu gelangen, zum Seelenfrieden. Sein Fleiß, seine Erfolge und das Ende, der Entschluß, das Mönchthum zu erwählen, weisen schon ebenso sehr auf das Alles hin wie sein früherer Bildungsgang. Doch kommt viel mehr Bestätigendes hinzu, wovon hier nur noch Folgendes.

Mathesius berichtet etwas sehr Bezeichnendes von seiner Studienzeit. „Obwol er von Natur ein hurtiger und fröhliger, junger Geselle war, fing er doch alle Morgen sein Lernen mit herzlichem Gebet und Kirchengehen an, wie denn dies sein Sprichwort gewesen: Fleißig gebetet ist über die Hälfte studirt." So war es ein Grundsatz des heil. Bernhard, den er lebenslang so hoch hielt, gewesen, nicht der Verständige, sondern der ein heiliges Leben führe und mit kindlicher Einfalt und Demuth sich Gott hingebe, gewinne die göttliche Wahrheit; Gott lasse sich leichter und besser suchen und finden durch Gebet als durch gelehrte Gespräche und Forschungen. Auch der lebendige Eindruck, den ein Blick in die heil. Schrift bei ihm hervorbrachte, worauf wir unten kommen werden, bezeichnet seine religiöse Stimmung und Hinneigung. Fortwährend war der Gedanke seiner Kindheit lebendig in ihm, daß er fromm werden wolle. Zwei Mal, sagt er, habe er solch Gelübde, fromm zu werden und nach Rom zu pilgern, in Erfurt wiederholt[1]).

Da lag ihm denn die Stimmung und das Treiben flotter, lebenslustiger Studiosen fern, wenn er auch nicht mürrisch oder ungesellig war. Er gewann sich eine große Anzahl von Freunden in Erfurt, war auch bei den Lehrern wohlgelitten. Wäre sein Leben nicht strengsittlich gewesen, uns wäre sicher Kunde davon geworden. Wie beflissen haben die Gegner seinen Mängeln nachgespürt und ihm oft das Unschuldigste zum Verbrechen ge-

1) D. M. Lutheri Curriculum in Cod. chart. bibl. duc. Goth.

stempelt, was denn eben beweist, daß ihm Begründeteres und Größeres nicht vorzuwerfen war. Gerade in Erfurt erhoben sich — schon von 1512 an — Gegner wider ihn. In den nächstfolgenden Jahren war man dort theils mißgünstig, theils feindselig und erbittert gegen ihn gestimmt, und zwar gerade in Kreisen, in welchen er von seiner Studienzeit her so wohl bekannt war. Die Feindschaft sieht scharf. Man würde nicht davon geschwiegen haben, hätte man Nachtheiliges von ihm sagen können. Die Studiengenossen, mit denen er in Erfurt sich befreundete, vertrauteren Umgang pflog, sind als religiös-sittliche, ernste Charaktere bekannt, z. B. Lang, Spalatin. Wir werden unten ersehen, daß er von den Kreisen sich fern hielt, in welchen leichtfertige Denkart und Sitte heimisch war.

Wie sehr er während seiner Studienzeit von den religiösen Vorstellungen, die er von den Kinderjahren an in sich aufgenommen, erfüllt war, wie sehr er zu einer düstern Stimmung hinneigte, davon geben ein Paar kleine Vorfälle Zeugniß, die uns aufbehalten sind.

Einst verließ er in Begleitung eines Freundes, an einem dritten Ostertage — in welchem Jahre ist unbekannt, man vermuthet 1503 —, die Stadt, im Begriff, die Aeltern zu besuchen, die Wehr an der Seite, nach der Sitte der Reisenden, der Studiosen. Eine Wegstunde von Erfurt verletzte er sich durch den aus der Scheide herausschießenden Degen die Hauptader des einen Fußes. Das Blut konnte nur mit Mühe einigermaßen gestillt werden, bis wundärztliche Hülfe aus Erfurt herbeigeschafft war. Gewaltsames Zuhalten der Wunde veranlaßte eine ihm Schrecken erregende Anschwellung des Schenkels. Maria hilf! rief er in der Todesangst. „Da wär ich, sagte er einst, auf Mariam dahingestorben.“ Ueber Nacht im Bette brach die Wunde wieder auf. Noch einmal meinte er sterben zu müssen, und abermals war es die Jungfrau, die er anrief [1]).

Mit der Spannung und Unruhe der Zeit stand das Emporstreben Vieler, insbesondre zu wissenschaftlicher Auszeichnung, und hiermit eine erhöhte Reizbarkeit, in Verbindung, und zwar eben bei diesen Aufstrebenden, die die Kräfte übermäßig anstren-

1) Lingke, Reisegeschichte Luther's, 11. *Ericeus* a. a. O. 235.

gen mußten und mit Noth und Entbehrung rangen. Mit jener Reizbarkeit hing wieder, wie man bemerkt hat, ein körperliches Unbehagen zusammen, das über der Welt lag, sodaß mehre Krankheiten, Fieber namentlich, stehende Uebel waren, obwol physische Kraft und Gesundheit vorherrschte. Auch hieran hatte Luther seinen Antheil, trotz Dem, was er von seiner körperlichen Gesundheit bis ins funfzigste Jahr sagt. Seine nicht seltenen Krankheiten mögen zu den gesunden gehört haben, von welchen Carus irgendwo spricht. Wir hörten, daß er einst in Magdeburg von einem Fieber befallen wurde. Mag sein, daß angestrengte Geistesarbeit die Schuld oder Mitschuld trugen: er erkrankte auch zu Erfurt in dem Jahre, in welchem er das Bakkalaureat erlangt hatte, und verzieh sich gänzlich des Lebens. Ein alter Priester suchte dem hoffnungsvollen jungen Manne Muth und Seelenruhe einzusprechen, und man sieht daraus, woran es dem letztern gebrach. „Seid getrost, mein Bakkalaurer, ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viel Leute wieder trösten wird; denn wen Gott lieb hat, und daraus etwas Seligs ziehen will, dem leget er zeitig das heilige Kreuz auf, in welcher Kreuzschul die Geduldigen viel lernen."

Mathesius findet eine Weissagung in dem Zuspruche des Priesters, der wenigstens erkennen läßt, welche Hoffnungen Luther schon zu jener Zeit von sich weckte. Der Trost des Alten habe Luthern das Herz getroffen, er habe oft davon gesprochen. Das Wort war eben ganz seiner jetzigen Stimmung, auf die es denn auch wieder zu schließen erlaubt, gemäß, und wir werden den Nachklängen späterhin in der Theologie begegnen, in welcher seine Bedrängnisse sich auflösten, in welcher er den lange vergeblich gesuchten Seelenfrieden fand. Einst soll er geäußert haben: „Ich hatte zu Erfurt einen Freund, der mit mir studirte, aus Meiningen. Der sagte zu mir, als ich ihm meine schlechte Gesundheit klagte, lieber Bakkalaurie, laßt euch nicht leid sein, ihr werdet noch ein großer Mann werden. Da habe ich auch einen Propheten gehört [1])." Vielleicht daß hier eine Verwechselung zum Grunde liegt. Doch können auch beide Vorgänge stattgehabt haben.

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart. Nr. 148, pag. 127.

In einem Schreiben an Viscamp aus dem Jahre 1528 dankt er für erhaltenen Trost in schwermüthiger Stimmung, seiner Anfechtung, wie er sie zu bezeichnen pflegt; denn wir werden sehen, daß sie ihn zeitig überkam. Die allerschwerste Anfechtung nennt er hier die, in welcher der Freund ihn getröstet, seit seinen Jugendjahren (ab adolescentia) sei sie ihm bekannt gewesen. Es bleibt undeutlich, was er meint, läßt sich indeß leicht errathen [1]).

Melanthon, indem er sich auf Luther's eigne Mittheilung und die Notorietät bezieht: „wie er uns selbst gesagt und auch viel andre wissen," und indem Mathesius in allem Wesentlichen damit übereinstimmt, gibt als Ursache, weshalb sein Freund ins Kloster gegangen, an, er habe den Mönchstand für den bequemlichsten gehalten, fromm zu leben und Gottes Wort zu lernen, und fügt dann hinzu, wenn Luther dem Zorne Gottes und den erschrecklichen Exempeln seiner Strafen mit Ernst nachgedacht, hätten ihn alsbald solche Schrecken ergriffen, daß er davon schier vergangen. Am heftigsten habe er sie empfunden, als er einst einen Freund verloren, der durch einen Unfall umgekommen. Ueber diesen letzteren Vorfall gibt es verschiedene Berichte; das Gewisse und Genauere ist nicht zu ermitteln. Der Freund soll Alexius geheißen haben und nach Einigen erstochen, nach Andern vom Blitze und sogar an Luther's Seite erschlagen sein. Jenes ist das Wahrscheinlichere; dergleichen kam auf den Universitäten nicht ganz selten vor. Bei der andern Nachricht liegt die Annahme nahe, daß sie, die sagenhaftere, auf einer Verwechselung mit einem unten zu erzählenden verbürgteren Vorgange beruhe [2]). Melanthon fügt hinzu, „ich selbst habe es gesehen, daß er in einer Disputation, die Lehre betreffend, so tief in die Gedanken gekommen, daß er gar erstorben ist und sich in die nächste Kammer auf ein Bett gelegt und indem er gebetet diesen Spruch oft wiederholt hat: Er hat alles beschlossen unter die Sünde, auf daß er sich aller erbarme!" Natürlich ist dies eine Beobachtung aus späterer Zeit, sie zeigt aber, wie stark und zäh diese Jugendeindrücke und Stimmungen bei ihm waren.

Aus dem Allen erhellt doch gewiß, die schreckhaften Vor-

1) de Wette III, 254.

2) Vergl. Ukert u. Spiker.

stellungen vom strengen, zürnenden Gott, ein tiefes, überreiztes Gefühl der Sündhaftigkeit, Hinneigung zu grübelnder Schwermuth waren lebendig in ihm, ängstigten ihn auch zu der Zeit, als er den Studien oblag. Er griff diese mit großem Ernst und religiöser Richtung an. Frohsinn und jugendlicher Lebensmuth regte sich in ihm, stand aber hinter dem Ernst zurück und lag mit einer düsteren Stimmung im Kampfe, die den Grundton bei ihm gebildet zu haben scheint.

Daraus ergibt sich nun schon, daß alle Aeußerungen und Stoffe freierer oder abweichender Denk- und Sinnesart, mit welchen er in Berührung kam, nicht so leicht wie bei Andern auf ihn einwirken konnten und daß die entgegenstehenden um so mehreren Einfluß auf ihn üben mußten. Wie dies geschah, haben wir jetzt zu betrachten. Trotz der Dürftigkeit der Nachrichten werden wir doch zu einigem Ergebniß über seinen Bildungsgang in dieser Zeit, doch wenigstens zu einem halben Lichte gelangen, wenn wir den Wechselwirkungen nachgehen, die ohne Frage zwischen seiner Gemüthsart und Stimmung und andererseits seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, den Personen und Zuständen, mit und in welchen er lebte, und insbesondere alle Dem stattfanden, was ihn in seiner Richtung zu befestigen geeignet war.

Erfurt (die Stadt, freiere Denkart).

Erfurt, die bedeutendste Stadt in Thüringen, sollte der Sage nach von Thüringens zweitem Könige, Merowig, gegründet sein, der in seiner Nähe das Schloß Merwigsburg erbaut habe. Es war schon von Karl dem Großen zum Handelsplatze mit den Sorben bestimmt und das ganze Mittelalter hindurch Stapelort zwischen Ober- und Niederdeutschland, reich und mächtig durch blühenden Handel und Gewerbe. In seinen Mauern hielt Ludwig der Deutsche einen Reichstag, Heinrich I. eine Kirchenversammlung. Es gehörte zu den unmittelbaren königlichen Städten und wurde späterhin mehrmals zu Reichsversammlungen gefordert; bedeutenden Grundbesitz und die oberste Gerichtsbarkeit hatten seit den ältesten Zeiten die Erzbischöfe von Mainz. Nur in geringer Verbindung stand es mit den Land-

grafen, deren Macht die seinige sich oft gleich oder überlegen zeigte. Auch im 12. Jahrhundert und später noch war es die Stätte großer Reichsversammlungen. Die Besitzungen und Rechte der mainzer Erzbischöfe bildeten sich zu einem nahe an Landeshoheit grenzenden Verhältnisse aus. Indeß blieb die erzbischöfliche Obergewalt nicht unbestritten, wurde eine Quelle endloser Zwistigkeiten. Erfurt befand sich doch auch im Besitze ausgedehnter, von den Kaisern mehrfach bestätigter, von den Erzbischöfen größtentheils anerkannter Freiheiten und Rechte, die es mit Glück zu erweitern und zu mehren strebte; es erhielt seine eigne städtische Verwaltung, seine Bürger durften nur vor ihren eignen städtischen Gerichten belangt werden, von welchen die Appellation unmittelbar an den Kaiser ging; es schloß Bündnisse mit benachbarten Städten, Fürsten und Herren oder bot ihnen Trotz, focht eine Menge Fehden mit großer Waffengewalt aus, wurde Maalstatt des Landesfriedensgerichts, das damals für Thüringen angeordnet wurde, in welchem seine Bürger neben Grafen und Rittern saßen. Im 13. Jahrhundert, gleich zuerst, als die Bürgerschaften nachdrücklich in die öffentlichen Verhältnisse eingriffen, kämpfte es beharrlich auf kaiserlicher Seite wider die geistliche Macht, weshalb es 1244 vom Erzbischofe mit dem Interdikt belegt wurde. Seine zunehmende Bedeutung erregte die Eifersucht der Landgrafen. Es wurde im 14. Jahrhundert mit Krieg überzogen und ging aus demselben siegreich hervor. Sein Handel, seine Besitzungen an Dorfschaften, Schlössern, Aemtern, Lehngütern mehrten sich. Es führte offne Fehde gegen die Erzbischöfe, kämpfte mit Glück in dem Streite Adolf's von Nassau und Ludwig's von Thüringen um das Erzbisthum für den erstern, den das Domkapitel rechtmäßig gewählt hatte, gegen den letztern, den der Papst einzudrängen suchte, hielt eine lange kaiserliche Belagerung so standhaft aus als den päpstlichen Bann. Im Anfange des 15. Jahrhunderts, auf der höchsten Stufe des Wohlstandes, wurde sein Glanz noch durch die neugestiftete Universität vermehrt. An Größe des Gebiets kamen ihm nur Ulm und Nürnberg gleich, es besaß unmittelbare Reichslehen, strebte Reichsstadt zu werden, die städtischen auf Kosten der erzbischöflichen Rechte mehr und mehr zu erweitern; seine rechtliche Unterordnung unter die Erzbischöfe

vertrug sich nicht mehr mit seiner thatsächlichen Bedeutung. Wichtige Dienste vermochte es in den Hussitenkriegen zu leisten, verdiente sich da des Kaisers schriftlichen Dank. Mehr als einem verbündeten Fürsten zahlte es Hülfsgelder. In den sächsischen Bruderkrieg der Mitte des Jahrhunderts verwickelt, zeigte es sich in seiner ganzen Größe zum Besten des Landes, indem es das Meiste zur Herstellung des Friedens und zum Sturze der Friedstörer beitrug. Noch 1474, nach großen Unglücksfällen, sandte es dem Kaiser eine stattliche Kriegshülfe zu. Um dieselbe Zeit, unter Streitigkeiten über den erzbischöflichen Stuhl, trat es offen mit dem Bestreben hervor, sich gänzlich von Mainz loszumachen und die Reichsfreiheit zu erwerben. Es gelang freilich nicht, 1483 wurden vertragsweis die erzbischöflichen Rechte bestätigt, die Stadt anerkannte ein Schutzrecht der an die Stelle der Landgrafen getretenen mächtigern sächsischen Herzoge, verlor durch die veränderten Verhältnisse Thüringens und des Handels sein politisches Uebergewicht, die aufkommende, neue, künstliche und vor allen die Gewerksgenossen drückende Verwaltung, damit in Verbindung stehende innere Gebrechen und Zerrüttungen traten hinzu, ihre Bedeutung überhaupt zu vermindern, was sich jedoch im Anfange des 16. Jahrhunderts äußerlich noch wenig zeigte. Verschwenderische Kriegsrüstungen, Gesandtschaften, Feste, Aufwand, Ueppigkeit, Stolz der Bürger verdeckten den Verfall, der innerlich begonnen hatte.

War Erfurt zu der Zeit, als Luther dort studirte, nicht mehr was es gewesen, so war es doch noch weit mehr als was es jetzt ist, wo es nur als ein Schatten seiner damaligen Blüthe erscheint. Seine Volkszahl übertraf die jetzige gewiß um das Vierfache. Einmal starben 12,000, später 20,000 Menschen an der Pest. Weite, jetzt wüst liegende oder in Gärten und freie Plätze umgewandelte Räume innerhalb seiner Ringmauern waren mit Gebäuden, mit Straßen bedeckt. Von dem ganzen bewegten Leben und Treiben jener Zeit sind kaum Spuren geblieben. Nur die Fruchtbarkeit des Landes umher, der Anbau der Umgebungen sind noch was sie waren. Luther erlebte den Verfall der Stadt zum großen Theile noch, wie er ihren Glanz gekannt hatte. „Erfurt ist ein sehr fruchtbar Bethlehem gewest," sagt er, „aber der Segen ist nun in Fluch gerathen." Sehr

richtig bemerkt er, „Erfurt liegt am besten Orte, ist eine Schmalzgrube: da muß eine Stadt stehen, wenn sie gleich wegbrennte. Wenn Nürnberg da stände, sie sollte das ganze Land unter sich reißen [1])."

Hält man sich nun jene Zustände vor Augen, so zweifelt man sicher nicht, daß ein großartiges ausgebildetes bürgerliches Leben in der reichen, mächtigen, freien Universitäts- und Handelsstadt zu finden sein, ein heller und tapfrer Sinn und Muth in den Bürgern herrschen und unverholen sich aussprechen mußte. In der That liefert Erfurt ähnlich wie Magdeburg ein Beispiel zu der allgemeineren Beobachtung, daß gerade auch in den unter geistlicher Hoheit befindlichen Städten die Freiheit am besten sich erhielt und gedieh. Man wird annehmen können, daß jene verständig-praktische Ansicht von den religiösen Dingen, die wir bei Luther's Vater fanden, hier noch weit bewußter und verbreiteter vorhanden war, als in kleinen und abhängigeren Städten, allgemeiner und stärker sich hier äußerte, wo sie, wie überhaupt in den größern Städten seit deren Emporkommen, so oft lebendig und kräftig als Widerspruch gegen die geistlichen Uebergriffe in das weltliche Gebiet sich ausgedrückt, geschichtlich die Gestalt bürgerlicher und nationaler Opposition gegen geistliche und römische Herrschaft angenommen und sich darin bethätigt. Dazu hatte die Abneigung gegen die Geistlichkeit und überhaupt freieres Denken und Urtheilen über religiöse Dinge seit Luther's Kinderjahren beträchtlich zugenommen. Näher und mächtiger trat jetzt dies oppositionelle Element an ihn heran; er konnte von seinen Einwirkungen nicht unberührt bleiben, wie entfernt man sich ihn von den Kreisen des bürgerlichen Lebens mag denken wollen. Die Stimmung der Bürgerschaft konnte unmöglich auf sie selbst ganz allein beschränkt bleiben, und selbst wer es entschieden will, kann sich gegen die Stimmung nicht vollkommen abschließen, die in Umgebungen herrschend ist, in welchen er lebt.

---

1) Ullmann, Reformatoren vor d. Reformation I, 241 ff. Artikel Erfurt in Ersch und Gruber. Erhard a. a. O. I, 156. Böttiger, Gesch. des Königreichs Sachsen I., und Falkenstein, Historie von Erfurt, an mehren Stellen. *Guden*, Hist. Erf. 130. Bechstein, Wanderungen durch Thüringen, 9. Tischreden, Walch XXII, 2354.

Wir haben hier nochmals jener populären Literatur zu gedenken, von welcher oben die Rede war, dürfen nicht übersehen, daß um die Zeit, als Luther nach Erfurt ging, ihre Erzeugnisse sich noch sehr vermehrten, und daß der Geist des Widerspruchs noch stärker in ihr hervortrat, was denn zu einem Schlusse auf eine zunehmende Ausbreitung dieses Geistes hinführt. Gerade am Ausgange des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts erschienen die bedeutendsten Erzeugnisse des Volksschriftwesens, wurden der so tief eindringende Eulenspiegel, der (niederdeutsche) Reinecke Fuchs, Brant's Narrenschiff und eine Menge der Richtung nach ähnliche Schriften, wie auch die Bibel in der Muttersprache angelegentlich in die weitesten Kreise gebracht, fing man eifrigst an, mit der deutschen Geschichte sich zu beschäftigen, das Volk mit ihrem wesentlichen Inhalt, ihrem Gange im Großen und Ganzen bekannt zu machen. So häuften sich zu Ende des 15. Jahrhunderts unter mancherlei Titeln die kleinen Chroniken vom Anfange der Welt bis auf die Zeit ihres Erscheinens, die in ziemlich freier Rede den Gang der Dinge erzählten, und indem sie das Ursprüngliche darlegten, ihren Lesern ein Urtheil über das Gewordene und dessen Verhältniß zu jenem möglich machten. Recht geflissentlich verzeichneten sie die von den Päpsten gegebenen Aergernisse, die auch wol Alles in Allem waren, was von denselben berichtet wurde [1]).

Wie nun dies Volksschriftwesen von Anfang Zeichen und Ausdruck auch des lebendiger erwachten Nationalsinnes, was wir hier hervorheben wollen, und der Gegenwirkung der deutschen Volksthümlichkeit gegen den römischen Geist und die hierarchische Beherrschung gewesen war, so deutet seine Zunahme und Ausdehnung in dieser Zeit auf noch lebendigere Regungen des Nationalsinnes hin, den es auch geflissentlich zu wecken suchte. Nicht zu verkennen ist der Zusammenhang zwischen ihm und den patriotischen Anregungen, die im erzbischöflichen Streite gegen die Kurie so stark hervorgetreten, von einem Heimburg so beharrlich und eifrig vertreten waren, den Versuchen, das Reich in Ordnung zu bringen, ähnlichen Richtungen und Bewegungen auch auf andern Gebieten der Literatur. Der lebendiger er-

1) Studien und Kritiken, 1842, 777 f.

wachte Nationalsinn bemächtigte sich namentlich auch eines Theils der Gelehrten, der jüngern, strebsamen, geistreichern, der Humanisten, deren Bedeutung eben jetzt mit jedem Tage zunahm. Sie stärkten ihn bei sich auf Reisen nach Italien, durch das Studium der Klassiker und verbreiteten ihn wieder in ihren Kreisen, und wenn er an irgend einer Universität lebendig war, so war es eben in Erfurt der Fall, wie dies Ullmann sehr gut auseinandergesetzt hat. Der stärkste Zuwachs war ihr 1409 geworden, von Prag her. Unter den Korporationen der dortigen Universität, Nationen genannt, hatte die deutsche bedeutende Vorrechte genossen. Die Böhmen hatten eine Abänderung bewirkt, die Deutschen Prag verlassen und sich großentheils nach Erfurt gewendet, wo man sie auf's beste aufgenommen. Hier waren vom Anfange der Universität die Verhältnisse auf die vier Fakultäten gegründet, man hatte die Eintheilung in Nationen nicht beliebt. Die Prager waren mit einem geschärften Nationalgefühle gekommen, und fast nur Deutsche studirten in Erfurt, wo demnach eine Hauptquelle des korporativen und völkerschaftlichen Parteiwesens verstopft war und der Nationalsinn der unvermischt und ungetrennt zusammenlebenden Deutschen sich um so freier und kräftiger entwickeln und äußern konnte. Auch mußte er wieder eine Stütze finden im thüringischen Boden, in der Gesinnung der Bürgerschaft einer Stadt wie Erfurt.

Wir wissen nicht, ob sich Luther eben hier viel oder wenig mit dem Volksschriftwesen der Zeit beschäftigt hat. Gekannt hat er es sehr genau. Fremd konnte es ihm kaum, konnte es ihm wenigstens in seinen Einflüssen nicht bleiben. Wie hätte es zugehen sollen, daß die beliebten Volksbücher und Lieder mit ihrem Inhalt, ihrer heitern Anschauung, ihrem gesunden Menschenverstande und ihrem Scherz und Spott und Witz, in die Kreise der empfänglichen lebensfrohen Jugend nicht eingedrungen wären, umsomehr, da eine ähnliche Stimmung und Richtung in den klassischen Schriftstellern und bei den Humanisten vorherrschte? Wie eifrig beschäftigten sich aber die Scholaren mit jenen Schriftstellern, sodaß das Verwandte in ihnen und dem Volksschriftwesen mit einander in Verbindung stand und also um so eher und stärker ergreifen mußte. Schon aus Luther's früher Vorliebe für Plautus möchte man wenigstens schließen

dürfen, daß er an dem Heitern, Spottenden auch der Volksbücher Behagen fand.

Die Anregungen des Nationalsinns, welche vom Volksschriftwesen und neben ihm ausgingen, namentlich auch von der Universität, scheinen ihn sehr nahe berührt und starken Eindruck bei ihm gemacht zu haben. Man sagt richtig, daß in ihm und Hutten die volksthümliche deutsch-patriotische Richtung am stärksten hervortrat, am meisten ihr anti-römisches Element entwickelte, indem sie sich in ihnen am innigsten mit der Gegenwirkung des religiösen Gefühls wider das bestehende Kirchenthum durchdrang. Gewiß ist es nicht bedeutungslos, daß Luther wie Hutten Zöglinge dieser Zeit und dieser Universität waren, daß ihre Bildungs- und gerade ihre empfänglichste Jugendperiode mit dem lebendigern Erwachen des Nationalsinns im Volksschriftwesen wie in der gelehrten Literatur und im deutschen Gesammtleben zusammenfällt [1]). Es wird von Luther erzählt, als er Magister geworden, habe er geschrieben: „Nun vollends darf des Studirens für mich kein Ende sein, will ich anders den deutschen Magistern keine Schande machen [2])." Das sprach aus ihm sein angeborner, durch seine jetzigen Umgebungen, durch die Zeiteinflüsse lebendig angeregter National- und Vaterlandssinn. Aehnliche Aeußerungen sind von vielen Zeitgenossen, Agricola und Andern bekannt. Wir werden sogleich hören, selbst der päpstliche Legat, der während Luther's Studienzeit auf einer Ablaßverkündungsreise auch Erfurt berührte, sah sich gedrungen, den deutsch-patriotischen Ton recht angelegentlich anzuschlagen, sodaß also der päpstliche Legat mit den deutschen Volksschriftstellern, den Gelehrten aus einem Munde redete, deren deutsche Gesinnung sich schon sehr deutlich als antihierarchisch erkennen ließ. Die Schriften der Celtes, Kaisersberg, Wimpheling, Bebel u. s. f. waren ganz ähnlich wie Raymund's erfurter Ausschreiben voll von Klagen über die Schwäche Deutschlands bei so viel Kraft, über ein so elendes Staatswesen

1) Ullmann a. a. O.

2) Spiker a. a. O. 161, wo keine Quelle angeführt wird. Ich habe es auch sonst irgendwo gelesen, gestehe indeß, daß mein Gedächtniß und meine Excerpte mich verlassen.

bei so viel Stoffen zu einem bessern und trefflichen, über die Uneinigkeiten und Fehden, die Selbstsucht der Fürsten, die sich dem Gehorsam des Kaisers und Reichs entzögen und dadurch die Noth der öffentlichen Zustände verschuldeten, woran sich Aufforderungen an sie knüpfen, ihre Streitigkeiten zu beenden, die Reichseinheit herzustellen, die Türkengefahr abzuwenden [1]).

Man darf dabei jedoch nicht vergessen, daß eine auch noch so lebendige Anregung des National- und Vaterlandssinnes bei Luther für jetzt noch nicht leicht dahin hätte wirken können, daß seine Ergebenheit gegen die Kirche durch sie geschwächt worden wäre. Das lange Ankämpfen der deutschen Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe gegen die hierarchischen Ansprüche war doch immer noch nur ein im Ganzen erfolgloses Sträuben gewesen. Es fehlte noch viel, daß der Gedanke hell und eigentlich ins Volksbewußtsein getreten wäre, Befreiung von der päpstlichen Herrschaft oder Einschränkung derselben sei nothwendig um Deutschlands willen. Nur bei Einzelnen, wie Heimburg, und in vorübergehenden Augenblicken war er vollkommen lebendig geworden. Noch beleidigte die Kirche so wenig Luther's religiöses als sein vaterländisches Gefühl; und noch mehr, die Kirche befriedigte das letztre, erschien patriotischer als selbst die Reichsstände. Eben jetzt war es abermals ihr oberstes Haupt, das die Deutschen an die Noth und Gefährde ihres Gemeinwesens erinnerte und in Ehrfurcht gebietender Würde den weltlichen Häuptern ihre Schuldigkeit vorhielt. Nicht immer waren diese päpstlichen Mahnungen aus unlautern Beweggründen hervorgegangen, bisweilen auch, wenigstens früherhin, Ausflüsse und Zeichen einer hohen und edeln Stellung, Gesinnung und Wirksamkeit gewesen. Sie wurden freilich schon vielfach mit Mißtrauen aufgenommen, doch nicht von der Mehrzahl, die entweder eifrig kirchlich oder arglos und blind war. Es ist demnach sehr erklärlich, es lag in seiner Stimmung, wenn auch Luther ihnen Glauben schenkte, und man würde es schon aus der Bitterkeit, dem leidenschaftlichen Eifer schließen müssen, womit er sich späterhin über den, gerade in dieser Beziehung an der deutschen Nation verübten Betrug ausließ, denn als Betrug, als schmäh-

1) Hagen, Zur polit. Gesch. Deutschlands, 180 ff.

licher Mißbrauch arglosen Vertrauens erschienen ihm da jene römischen Aufmahnungen.

Davon aber ist nicht die leiseste Spur vorhanden, daß das Volksschriftwesen, sofern es eine heitre, gesunde, der mittelalterlich-überschwänglichen, mönchischen und abergläubischen entgegengesetzte Richtung ausdrückte, oder gar sofern es oppositionelle Elemente enthielt, anziehend oder aufklärend bei ihm eingewirkt hätte. In seiner späteren Anschauung und Sinnesart, Ausdrucks- und Darstellungsweise liegt viel Verwandtes und Gleichartiges. Unmöglich hätte er die Volksbücher, die bessern zumal, verwerfen können. Es ist auch nicht der Fall, er hielt viel darauf. So brachte er in seinen reiferen Jahren den Reinecke Fuchs bisweilen mit zu Tische und lobte ihn dann wol als ein „werklich Gedicht und lebendige Contrafactur des Hoflebens [1])." Allein er spricht von ihnen doch fast immer mit einer gewissen Zurückhaltung und bisweilen mit einer Geringschätzung, der man hier und da deutlich die Befangenheit des Theologen ansieht und die in allen Fällen zeigt, daß er der Volksliteratur die hohe Bedeutung nicht beilegte, die man ihr neuerdings hat beimessen wollen. Es ist aber auch sehr erklärlich, wenn er ihrem Einflusse eben in dieser Zeit wenig zugängig war, ja wenn sie ihn zum Theil wenigstens abstieß, und wenn er nie gar zu viel von ihr hielt. Sie befriedigte tiefere und höhere Anliegen nicht, faßte doch lange nicht alle Kreise, alle Naturen, gewährte Ernsteren und Gemüthvolleren ein flüchtiges Ergötzen, ohne nachhaltigere Eindrücke zurückzulassen, nahm sich einen breiten Raum, als bedeutendere Anliegen und Richtungen die Nation nicht beschäftigten und bewegten, und trat, als dies begann, sogleich weit in den Hintergrund zurück. Ihre nüchterne, prosaische Verständigkeit, ihre sarkastische Art war an sich selbst schon geeignet, ihn widrig erkältend zu berühren, der sich so recht in der mittelalterlichen Empfindungsüberschwänglichkeit befand, poetisch fühlte, enthusiastisch gestimmt war. Dazu äußerte sie sich nicht selten roh, plump, leidenschaftlich, ohne unterscheidende Beurtheilung. Ihr Spott und Tadel traf rücksichtslos und verletzend, sowol durch seinen Inhalt als seine Form, außer der verdorbenen Geist-

1) Mathesius, Zwölfte Predigt.

lichkeit, dem manchfachen geistlichen Betruge, den gröbsten kirchlichen Uebelständen nicht selten die Gefühle der aufrichtig Frommen, der gehorsamen Söhne der Kirche, ihnen heilige Dinge mit. Er artete nicht selten in Leichtfertigkeit aus. Es hing damit zusammen, daß Diejenigen, bei welchen der Verstand seine Rechte geltend gemacht, die die Welt und Natur nicht mehr mittelalterlich-düster, sondern von der heiteren Seite ansahen, nicht blos einem edeln Lebens- und Freudengenusse sich hingaben, sondern häufig auch der Sinnlichkeit zu große Rechte einräumten und die zartere sittliche Seite sammt der religiösen vernachlässigten, womit denn ein Gegensatz gegeben war, der die überwiegend religiös Gestimmten nur zurückstoßen konnte. Bei der streng sittlichen und kirchlichen Richtung nun, wozu Luther seiner Anlage nach hinneigte und die durch seine bisherige Erziehung und ganze Entwickelung in ihm noch weiter hervorgebildet war, mußte ihm die sinnliche Seite sowol des Volkslebens, als der Volksliteratur mißhagen und drängte ihn wol noch mehr zu geistlichem Umgange hin. Hat sie daher, und hat das freier und ihr ähnlich gesinnte Bürgerthum in Erfurt einen, seinem Hange zum Grübeln und zu übersteigerter mönchischer Denkart und Gefühlsweise sich entgegen legenden Einfluß geübt, so geschah es doch nur so, daß er nicht noch tiefer oder früher in seine Irrsale hineingerieth, so ist die Wirkung doch erst viel später hervorgetreten.

Kirchliche Gesinnung, kirchliche Zustände.

Man hat neuerdings mit Vorliebe und Beflissenheit die vor der Reformation in Deutschland überhaupt, in Erfurt insbesondere vorhanden gewesenen abweichenden Ansichten und Richtungen hervorgehoben. Auch wir beachten sie sorgfältig, meinen aber uns hüten zu müssen, ihnen ein zu großes Gewicht beizulegen, was leicht geschieht, wenn man sie zusammenstellt, um sie für sich allein vor Augen zu haben. Wir würden schwerlich zu einer richtigen Ansicht gelangen, wenn wir uns nicht stets erinnerten, daß die kirchliche Gesinnung zu dieser Zeit immer noch sehr lebendig und eine entschiedene Richtung der Gedanken

auf Besserung der Kirche, oder gar auf Abweichung von ihr in der Masse der Nation keineswegs verbreitet war. Die Abneigung und der Widerspruch wurden durchgehends nur wider Einzelnes bei besondern Veranlassungen laut, wider den Wandel der Geistlichkeit, geistliche Uebergriffe, auffällige Mißbräuche. Der kirchlich hierarchische Geist war allgemein noch sehr mächtig, der vorherrschende. Um nur auf einige Zeichen davon hinzuweisen, so wurde gerade noch am Ende des 15. Jahrhunderts unter der Regierung Alexander's VI. und unter seiner Mitwirkung die Zahl der Mönchsorden vermehrt, gemäß dem Anliegen der Päpste, den Glauben an die Heiligkeit des klösterlichen Lebens lebendig zu erhalten. Allerdings war auch das Reformationsstreben wieder im Erwachen. Da ließ wol ein Bischof — wie 1501 der von Zeitz — das Missale seiner Diöces verbessern. Als Julius II. 1503 zur dreifachen Krone gelangte, geschah es nur, nachdem er aufs feierlichste eine Reformation versprochen. Allein diese Erscheinungen beweisen doch auch, wie lebenskräftig der Katholicismus war, indem jene reformistische Richtung hier nur aus dem Absehen hervorging, die Hierarchie durch Beseitigung der gröbsten Aergernisse um so besser zu stützen, dort auf eifriger kirchlicher Gesinnung ruhete oder aber sehr leicht vereitelt wurde. Wie in Italien Savonarola nicht durchdrang, die Waldenser bis 1500 vergeblich die blutigen Verfolgungen abzuwenden suchten, welche bis zu diesem Jahre über sie verhängt wurden, so mußten freier Denkende und Redende an den deutschen Universitäten den Mönchen und Verfinsterern jetzt noch fast überall bald weichen, wirkungslos verhallten die Stimmen freimüthiger auf Abstellung der Mißbräuche dringender Schriftsteller und nichts könnte sich ohnmächtiger ausnehmen, als die Unternehmungen, zu welchen die Reichsgewalten um diese Zeit sich herbeiließen, um eine Minderung des geistlichen Druckes und Uebermuths zu erwirken. Die Ansicht von der höheren Würde und Heiligkeit des geistlichen Standes, von der Macht und Berechtigung der Kirche und Hierarchie, überhaupt die kirchliche Gesinnung herrschte noch gewaltig, auch in den Bürgerschaften, wie wir sogleich sehen werden, auch in der erfurter und vielleicht noch mehr in ihr als in mancher anderen. Luther brachte diese Ge-

sinnung mit, und wie sehr war nun gerade Erfurt doch auch geeignet, ihn darin zu befestigen.

Was die hier in Betracht kommenden erfurter Zustände betrifft, so erinnern wir zunächst an Das, was oben über den kirchlichen Geist gesagt ist, der überhaupt in Thüringen herrschend war. Wie hätte ihn die erfurter Bürgerschaft verleugnen können, so freisinnig ihre Ansicht sein mochte. Auch auf das schon Bemerkte müssen wir hier zurückweisen, daß man sich die im Bürgerstande vorwaltende religiöse Ansicht überhaupt nicht als eine unkirchliche denken darf, und daß sie und die geistliche in einander liefen und sich zuletzt leidlich vertrugen. Offner Widerspruch, nicht etwa blos gegen Mißbräuche u. dgl., eigentliche Abweichung von der Lehre und was damit zusammenhing, wäre Ketzerei gewesen. Davor aber hütete sich Jedermann, hatte große Scheu davor, die Geistlichkeit hätte Lärm darüber geschlagen, und, was noch mehr war, man hielt sie für Sünde. Einst, zu Anfange des Hussitenkriegs, hatte der Rath zu Erfurt, gleich so vielen Obrigkeiten, gefürchtet, daß das ganze niedere Volk von der Ketzerei ergriffen werden möchte. Allein es war nur ein Mummeln von Huß geblieben. Es drang freilich grade in seinen Studienjahren zu Erfurt an Luther's Ohr. Eben hier finden sich im ganzen 14. Jahrhundert Spuren der Begharden. Um die Mitte des 15. bekämpfte ein erfurter Lehrer, Johann Hagen, ketzerische Meinungen und Hinneigungen in seiner Umgebung [1]). Daß sie auch zu der Zeit seines Aufenthalts in Erfurt noch lebendig und ihm bekannt geworden waren, würde man schon aus seinen ersten Schriften und Predigten schließen dürfen, in welchen er gleichfalls gegen sie eifert. Sie hatten also nur den Gegensatz bei ihm hervorgerufen, von der herrschenden kirchlichen Gesinnung ihn nicht abwendig gemacht, welche fortwährend, trotz der Zunahme des „Mummelns" so vorwaltend und stark war, die Abweichenden zu nöthigen, die Stille und das Geheimniß zu suchen. Und gerade diese Gesinnung bei ihm zu unterstützen und zu beleben, kam Mancherlei in Erfurt zusammen, das doch eben auch wieder eine geistliche Stadt war.

1) Ullmann a. a. O. I, 248; II, 34.

Das ganze kirchliche Wesen und insbesondere die Geistlichkeit mochten lästig werden, mochten große Blößen in der Nähe zeigen: sie mußten doch auch wieder in großem Ansehen stehen. Das erstre mit all seinem Gepränge, der Pracht und Fülle des auf der Lehre beruhenden und in ihr befestigenden Gottesdienstes war im vollen Gange und war hier geeignet, noch mehr einzunehmen, als selbst zu Magdeburg. Hatte ihn schon früh der „Schein" der Kirche eingenommen, es mußte, konnte wenigstens leicht, noch viel mehr geschehen an diesem Orte, bei seiner größeren Reife. Nicht blos daß das ganze geistliche, äußere Wesen hier so viel reicher und bewältigender war, jetzt wurde ihm auch der weitere „herrliche Schein" kund, womit die „Abgötterei" gefärbt und geschmückt zu werden pflegte; jetzt hörte er und nahm ein oder besser ein, wenn man sagte, welch „ein nützlich Ding das schöne, ordentliche Regiment und Gewalt der Kirche sei, daß es so fein ausgetheilt nach Unterschied der Aemter und Stände, da die Bischöfe über gemeine Priester und über diese St. Petri Stuhl zu Rom, der da Macht habe, so oft es noth sei, Concilia zu versammeln und mit denselben zu urtheilen und zu schließen von allen Sachen den Glauben belangend, welchen Jedermann müsse folgen und gehorsam sein; welch ein großes Heil und Trost der ganzen Welt das Werk sei, da die Priester in der Messe täglich erneuen und Gott vortragen das Opfer, das Christus am Kreuze gebracht." Er bemerkt dazu, wo der Teufel Leute finde, die die Ohren zu solchen Fabeln kehrten, schütte er sie derselben so voll, daß sie davon nichts sähen noch hörten, was von reinerer Lehre an sie herandränge, und daß sie auf ihrem erträumten Lügentand, in ihrem verdüsterten Sinne dahin gingen, ohne sich weisen zu lassen [1]). Es war so zu jener Zeit mit ihm selbst.

Aus Dem, was ein Theil der Geistlichkeit sich ungescheut erlauben durfte, ist doch zu schließen, in welchem Ansehen oder wenigstens in welch einer gesicherten Stellung sie sich auch hier befand. „Zu Erfurt, erzählte er, wurden die Beischläferinnen der Geistlichen aus der Maßen geehrt auf Hochzeiten und in

1) Kirchenpostille, Plochm. IX, 79.

Badhäusern; Domina, Dekanissa, Pröpstin hieß man sie [1]." Die reiche Marien- oder Domkirche war eine der ersten in Thüringen, nebst einer geistlichen Kongregation, wahrscheinlich auch einem Nonnenkloster, durch Bonifacius gegründet, der hier auch ein Bisthum errichtete und von den Bürgern gegen die Heiden der Umgegend kräftigst geschützt wurde. Das Bisthum war dann nach kurzem Bestande dem mainzer Erzsprengel unmittelbar vorbehalten worden. Seitdem hatte die Verbindung mit jenem kirchlichen Fürstenthume nie aufgehört, von welcher oben die Rede war, und die unmittelbar nach der „Pfaffengasse des Reichs," den rheinischen Ländern hinleitete. Fortan blieb Erfurt auch in kirchlicher Hinsicht der Hauptort Thüringens, wodurch ohne Zweifel auch sein äußerliches Gedeihen befestigt wurde. Nicht ohne Grund rühmt Falkenstein, daß sich die Stadt bei dem Erzstifte wohl befunden, unter dessen gelindem Regiment sie reich geworden, daß es die geistlichen Oberherren gewesen, die zuerst sie mit Mauern umgeben, die unfreien Einwohner zu freien Bürgern gemacht, eigne städtische Verwaltung verliehen, was doch in der Erinnerung nachwirken mußte. Als während der Hussitenkriege die Stadt noch stärker befestigt wurde, wetteiferten die Bürger und der städtische Klerus in den dabei erforderlichen Anstrengungen. Sie wurde als die zweite Hauptstadt des Erzstiftes Mainz betrachtet. Schon das älteste Stadtsiegel aus dem 12. Jahrhundert trug die Umschrift: Erfordia est fidelis filia Moguntinae sedis, und Mainz und Köln waren wieder die getreuesten Töchter Roms in ganz Deutschland.

So hätte ein sehr bedeutendes Gewicht der Geistlichkeit in der geistlichen Stadt nimmer fehlen können. Die mainzer Erzbischöfe übten die peinliche Gerichtsbarkeit, das Münzrecht, die Handels-, die Straßen- und Baupolizei. Im Jahre 1450 ging die Stadt den Papst an, die Unauflöslichkeit ihrer Verbindung mit dem mainzer Stuhle feierlichst auszusprechen, und erwirkte den Spruch. Die erzbischöflichen Rechte wurden 1483 Seitens der Stadt anerkannt, nachdem der Rath sich viel Mühe gegeben, das ehemalige gute Verständniß „zwischen Mutter und Tochter," wie er sich ausdrückte, wieder herzustellen, dessen Störungen von Seiten der Stadt er nicht rechtfertigen wolle. Bei den

1) *Rebenstock* l. c. 71.

Streitigkeiten der letztern mit den Erzbischöfen hieß es doch, daß man, obwol gemeint bei der Stadt Freiheiten und Gerechtigkeiten zu bleiben, sich allezeit gegen den lieben heiligen Sankt Martin, auch gegen den Erzbischof und das Stift zu halten gedenke, wie es frommen Leuten gezieme. Im Jahre 1482, von der Mutter Prinz Albert's von Sachsen angegangen, desselben Gelangung zum Erzbisthume nicht zuwider zu sein, erklärte der Rath, die Sache gehe das mainzer Kapitel an, darum er die Sache auf den Papst stelle; was seine Heiligkeit für ein Urtheil gebe, das solle dem Rath wohl oder wehe thun. Wenige Städte waren so reich an Stiftern, Klöstern und einer wohlhabenden Geistlichkeit, wie Erfurt. Man fand da, wie Böttiger sich ausdrückt, fast eine Musterkarte von geistlichen Orden. Man könnte auf Erfurt anwenden, was Luther (Von den Conciliis und Kirchen) von der Vielheit der Mönche und Mönchsorden sagt: „es hieß da wahrlich Mönche geregnet und geschneiet."

In den Klöstern hatten von jeher ehrenwerthe und verdiente Männer gelebt und das Ansehen des Klerus, der Mönche durch ihre Persönlichkeit wieder gehoben. Seit 1458 hatte das berühmte Benediktinerkloster auf dem Petersberge unter der trefflichen Leitung des Abtes Günther von Nordhausen gestanden. Man hat eine preiswürdige, in einem Generalkapitel gehaltene Rede über den Nutzen der geschichtlichen Studien von ihm, die überhaupt in den erfurter Klöstern emsig gepflegt wurden. Günther starb im Jahre 1503. Im Schottenkloster war Nikolaus II., von welchem man viele Schriften hat, von 1494 bis 1505 Abt. Im Karthäuserkloster hatte im 15. Jahrhundert Johann von Hagen gelebt, der einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war, der über dreihundert Traktate geschrieben. Auch jetzt lebten manche der angesehensten und auch bei der Bürgerschaft in hohen Ehren stehenden Gelehrten in den Klöstern, so Usingen, einer der Lehrer Luther's, und Urbanus, befreundet mit den freisinnigsten Humanisten der Zeit, in welcher es doch nichts Ungewöhnliches war, daß auch helldenkende Geistliche, Literaten und Schriftsteller in Klöster sich zurückgezogen; so Trittheim, Pellikan, Scriptoris II., sogar ein Wimpheling. Kirchen waren in Erfurt wol selbst von Bürgern erbaut worden. Kirchen, Kapellen, Klöster wurden hier wie anderwärts eben noch im ganzen 15.

Jahrhundert theils gebaut, theils erneuert oder verziert. Der Bürger konnte keinen Schritt gehen, fast nichts vornehmen oder bedenken, ohne an das geistliche Wesen erinnert zu werden, das in der Stadt, in welcher er aufgewachsen, so tiefe Wurzeln geschlagen, in welches er von allen Seiten verstrickt war, und wir können noch eine ganze Reihe von Thatsachen anführen, welche die eifrige kirchliche Gesinnung der Erfurter beweisen [1]).

In allen ihren leidenschaftlichen erbitterten Kämpfen wider die geistlichen Uebergriffe oder Das, was so angesehen wurde, ist doch niemals der Gedanke, von der Kirche sich lossagen zu wollen, zu erkennen. Der terroristische Konrad von Marburg hatte sein Inquisitionstribunal in Erfurt ungestört errichten dürfen. Die im 13. Jahrhundert eingewanderten Dominikaner waren von Anfang sehr beliebt und eifrige Ketzerrichter. Fast nirgend waren mehr Kreuzbrüder verbrannt als in Thüringen, fast nirgend die Geißler eifriger bekämpft als in Erfurt. Eine neue Ketzerei war entstanden aus der Vereinigung von der der Fagellanten und Begharden, eben die, welche Hagen noch bekämpfte. Ihr Vertreter, ein gewisser Beghard, der unter seinen Anhängern als ein großer Heiliger und Märtyrer, als der wiedergekommene Elias galt, war in Erfurt verbrannt [2]), und eben gegen ihn und diese Begharden, wenn auch nicht gegen sie allein, werden wir Luther sich ereifern hören. Von dem Antihussitism, namentlich auch der Thüringer, und dessen Wirkungen war mehrmals die Rede. Erfurt hatte darin vorangestanden. Ein Wesel (wir werden auf ihn zurückkommen) hegte hellere Ansichten, sprach sie aus, schrieb dann wider den Ablaß, allein die Menge drängte sich hinzu, das Gift zu kaufen. Als der berühmte Kardinal Nikolaus von Kus 1451 in Deutschland als päpstlicher Ablaßverkündiger umherzog, wurde er überall von Fürsten, Klerisei und Volk aufs feierlichste empfangen und unter Preisgesängen in die Kirchen geleitet. In Erfurt, als er dort auf dem Markte predigte, war ein so unmäßiges Gedränge, daß mehre

1) *Guden* l. c. 13, 141. Falkenstein, Thüring. Chronik, Buch 2. Th. 2, 1042 ff. Erhard a. a. O. II, 280, 213 ff.; III, 376; I, 433. Pochm. XXV, 336.

2) Förstemann, Die christl. Geißlergesellschaften, 162 ff.

Menschen das Leben einbüßten. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich 1454, als der feurige und übrigens erleuchtete Eiferer für das Papstthum und die katholische Lehre, einen Kreuzzug gegen die Hussiten predigend, auch in Erfurt erschien. In dem Streite Erzbischof Diether's und Adolf's von Nassau um das Erzstift erklärte sich die Stadt zuerst wider den vom Papste begünstigten Prätendenten, ließ sich aber durch den päpstlichen Bann, der immer noch großen Eindruck machte, wenigstens mit bewegen, zu demselben überzutreten und somit den Widerspruch aufzugeben, die schwächere Sache, die sie war, wie man aus dem Erliegen aller und dem Uebel doch noch lange nicht an die Wurzel greifenden, größtentheils nur sehr Bescheidenes fordernden Oppositionen und ihrer kräftigsten und eifrigsten Fürsprecher sieht. Bis 1521 war eine große Procession im Gange, bei welcher, Gott und den lieben Heiligen zu Ehren, die Särge von vier Märtyrer-Bischöfen unter Theilnahme des Raths und gewappneter Bürgerschaft feierlichst umhergetragen wurden. Als 1496 auf Begehren der sächsischen Herzoge ein großes Turnier veranstaltet war, vergaß man nicht, vor dem Auszuge einer feierlichen Messe beizuwohnen. Als 1502 der Kardinallegat Raymund mit ausschweifenden und fast unerhörten päpstlichen Ablaßverkündigungen Deutschland durchzog und Erfurt sich näherte, schickte ihm der Rath Abgeordnete mit sechzig Pferden entgegen, holte man mit großer Procession ihn ein. Voran ging der Rektor Magnifikus mit der ganzen Universität, welcher alle Klöster und Schüler und die ganze Klerisei folgten, sammt dem Weihbischofe Johann von Lasphe. Von der Kavate herab ertheilte er den Segen, und so oft er noch Messe hielt, umgab ihn der Rath mit sechzig Gewappneten.

Das waren denn Auftritte, von denen sich wol mit Sicherheit annehmen läßt, daß sie auf Luther Eindruck machten. Ohnehin gehörte er wahrscheinlich zu den unmittelbaren Theilnehmern, und wo nicht, so konnten sie wenigstens seiner Kenntniß nicht entgehen. Ihnen allen liegt das Vorherrschen der hierarchischen Ansicht zum Grunde, das uns noch bedeutender erscheinen wird, wenn wir noch etwas näher auf sie und einiges damit Zusammenhängende eingehen.

Raymund von Peraldo war zuerst Augustiner gewesen, dann

aber aus dem Orden getreten, bevor er nach Deutschland kam. Er war bei Maximilian und in ganz Deutschland Legat der Päpste Paul II. und Sixtus IV. Alexander VI. erhob ihn zum Kardinal. Es wird ihm nachgerühmt, sein Wandel sei durchaus rein, sein Charakter höchst edel, er sei eben so herablassend als freigebig gewesen, ein Verächter der Güter und Schätze dieser Welt. Bei seinem Ablaßzuge durch Deutschland wurde er überall mit großen Ehren aufgenommen. So veranstaltete ihm 1503 die Universität zu Leipzig eine besondere Feierlichkeit und Wimpina, einer der angesehensten Lehrer, nannte ihn in einer Rede einen Engel des Friedens, einen zweiten Gott auf Erden. Er starb 1505, im siebzigsten Jahre. Unter mehren Schriften hinterließ er eine von der priesterlichen über alle Könige der Erde erhabenen Würde. Im Jahre 1503 erschienen von ihm ein paar Schriften zum Lobe der heiligen Barbara und Katharina, eine zu Mainz und die andere zu Speier. Sie waren, wie schon der Titel besagt, zur unentgeltlichen Vertheilung an Kirchen und einzelne Personen bestimmt, bei welchen er wirken wollte oder gewirkt hatte. Aus den Legenden der heil. Frauen werden, unter Berufung auf Schriftstellen, Väter und Scholastiker, Augustin und Bonaventura, Nutzanwendungen gezogen, wie sie der Kardinal seinen Zwecken angemessen hielt. Ueberhaupt wurde gerade damals in diesen Gegenden eine gehäufte Anzahl von Heiligenlegenden und ähnlichen Schriften gedruckt und eifrigst verbreitet, eine Historie vom heil. Albinus, von der heil. Jungfrau, von der heil. Lanze und den Nägeln Christi u. s. f. und noch dazu zum großen Theil in lateinischer Sprache, also für die Gelehrten und Gebildeten. Man hat namentlich auch leipziger Drucke dieser Art von 1497, 1499, 1502, 1503 und 1504. So erschien dort im letztgenannten Jahre von Georg Breitkopf, einem sonst als sehr freisinnig bekannten Manne, ein sapphisches Gedicht auf den heiligen Johannes, worin es u. A. heißt, man möge sich ihm mit Sinnen, Seele und Leib überlassen, so werde er zur Erfüllung aller Bitten helfen. Es darf nicht übersehen werden, daß diese geistliche Volksliteratur auch noch immer einen breiten Raum einnahm [1]).

1) Kapp, Kleine Nachlese, IV, 374. Gräfe, Leipzigs religiöses Leben, in Illgen's Zeitschrift für die historische Theologie, Band IX, 64.

Raymund veröffentlichte eben bei seiner Anwesenheit in Erfurt einen Erlaß, in welchem er sich sowol an die deutschen Fürsten als an die Nation wendet. Er schildert die Türkengefahr für die Christenheit, Deutschland insbesondere, die Schuld der Fürsten dabei, die durch ihre Selbstsucht und Uneinigkeit Streitigkeiten veranlaßten und die Türken herbeilockten. Er erinnert sie an ihre Pflicht, er solle sie zum Frieden bringen, dazu sei er in Deutschland erschienen, und auf welch ein Staatswesen weist so etwas hin? Der Papst, besorgt um die Christenheit, habe das Jubeljahr ausgeschrieben, mit dem aufkommenden Gelde ein Heer gegen die Türken auszurüsten. Besonders den Aermeren, die nicht hätten nach Rom kommen können, werde jetzt noch nachträglich Gelegenheit geboten, die Gnaden des Jubeljahrs, das Heil ihrer Seelen zu verdienen. Er erhebt die edeln, fürsorglichen päpstlichen Absichten bis zum Himmel, ruft Gott zum Zeugen ihrer Reinheit an, schmeichelt auf alle Weise der berühmten deutschen Nation, sucht sie durch Vorhaltung weltlicher und geistlicher Vortheile in Bewegung zu setzen. Auch Die, welche die Gnaden des Jubeljahrs verdient hätten, möchten nicht zurückbleiben: die menschliche Schwachheit falle so leicht zurück, man könne eben Zeit und Geld sparen, indem man gebe, denn die Gnade werde aufs neue und in Deutschland selbst angeboten. Er betheuert wiederholt, so wenig als er für seine Person, suche der Papst selbst Gewinn, der als allgemeiner Hirt für das Heil aller Seelen des Erdkreises zu sorgen habe, der frömmste und gnädigste Herr, der von Anfang seiner Regierung darauf bedacht gewesen, die Türkengefahr abzuwenden, und dazu alle Kräfte der Kirche, ja seine und seiner Kardinäle Person selbst darbiete u. s. f. [1]). Das wagte er den Deutschen von Alexander VI. zu sagen.

Der Wortschwall, die angelegentliche Anpreisung der päpstlichen Machtfülle und erhabenen Gesinnung, die wiederholten Uneigennützigkeitsversicherungen und Schmeicheleien lassen deutlich die Absicht durchscheinen und daß sich Zweifel erhoben hatten,

---

Niederer, Nachr. zur Kirchen-, Gelehrten- und Büchergeschichte, IV, 166 ff; II, 42. Die oben erwähnten leipziger Drucke bewahrt die Universitätsbibliothek.

1) Kapp a. a. O. IV, 378 ff.

daß es nicht mehr so leicht war als früher die Leute zum Geben zu bestimmen. Hält man indeß mit Raymund's Erlasse das oben Erwähnte über den Erfolg seines Auftretens zusammen, s ergibt sich, sowol daß die große Mehrzahl sich noch gewinnen ließ für die hierarchischen Zwecke, als auch, welche Vorstellungen und Beweggründe bei den Frommen, den Arglosen und Unkundigen noch immer wirkten; und zu ihnen gehörte ohne Frage der junge Akademiker aus Mansfeld.

Unter Raymund stand als Ablaßprediger Johann Zenser von Paltz. Er war Zögling der sächsischen Kongregation des Augustinerordens, noch jung — ein treffliches Vorbild für gleichgestimmte junge Leute — in das Augustinerkloster zu Erfurt eingetreten, wo der berühmte Johann von Dorsten sein Lehrer wurde. Er hatte 1483 die theologische Doktorwürde erlangt, war Propst und Archidiakonus zu Halle und starb 1511 als Prior des Augustinerklosters zu Müllenheim bei Koblenz. Nach einer Aeußerung Luther's in einem Briefe an den Prior und die Konventsseniören des Augustinerklosters in Erfurt aus dem Jahr 1514 muß Paltz mit dem dortigen Konvente in Mißhelligkeiten gerathen sein und sich mit Heftigkeit gegen denselben ausgesprochen haben. Fast scheint es, daß Luther noch mit ihm als Ordensbruder im erfurter Kloster gelebt hat. Er wird gerühmt als gelehrter Theolog wie als Kanzelredner; auch der Rechte kundig war er und in Geschäften erfahren. Er diente dem Erzbischofe von Trier, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem Herzoge Ernst von Sachsen und stand im höchsten Ansehen bei ihnen. Ablaßprediger war er 1490 und 1502. Ein Aufenthalt in der Bergstadt Schneeberg gab ihm den Gedanken wenigstens zur Einkleidung seiner himmlischen Fundgrube (Coelisodina), eines weit verbreiteten Andachtsbuches. Man könne himmlisches Erz, nämlich die Gnade Gottes, darin finden und graben. Sie wurde 1490 und 1502 gedruckt; auch noch später, 1510 oder 1511, scheint sie neu aufgelegt zu sein. 1504 schrieb er auch noch einen Nachtrag dazu. Der letztre enthält ein Kapitel über Rechtfertigung der Gottlosen, und in diesem die gewöhnlichen scholastischen Begriffe über die Eingießung der Gnade und deren Bedingungen, nebst Berichten, wie er Abweichende und Irrende durch Darlegung derselben bekehrt. Der erfurter Augustinerkon-

vent bewahrte ein Schreiben Raymund's an Paltz vom Jahre 1502, worin der Kardinal nach einem höchlich belobenden Eingange ihn auffordert, seine himmlische Fundgrube, da ein Mann, wie er, nicht überall sein könne, dem ganzen Orden mitzutheilen, damit man nirgend so heilsamer Lehre entbehre. Könnte man annehmen, Luther wäre mit dem Allen unbekannt geblieben? Und wie nahe liegen die hier zu vermuthenden Zusammenhänge? Als ein begeisterter Verehrer der Gottesgebärerin schrieb Paltz kleine Werke über die unbefleckte Empfängniß, die sieben Thore oder Feste der glorreichen Jungfrau, über deren Leben: „Wohlriechendes Gärtlein der ruhmreichen Jungfrau." Die himmlische Fundgrube erschien deutsch und lateinisch. Sie hat vier Abschnitte. Der erste handelt vom Leiden Christi, darein man durch sechs Eingänge oder Stollen kommen mag, der zweite von den bösen, unnützen Gedanken der Missebittung, d. h. den Gedanken, die der böse Geist einem Menschen wol auch ganz wider dessen Willen eingeben kann, lästerliche Gedanken wider das heil. Sakrament, die Mutter Gottes, diese oder jene Heilige. Der dritte und vierte Abschnitt verbreiten sich über die Erlangung des Sünd- und Schulderlasses durch Todesbetrachtungen und rechtes Sterben und das Sakrament der letzten Oelung und polemisiren wider mancherlei Irrthum und Mißglauben vieler unverständiger Menschen. Auch hier werden die Heiligen, die Jungfrau und deren Verdienste gepriesen. Umständlich wird vom Ablaß gehandelt. Der Glaube sei dabei nothwendig wegen der vielen höllischen Heere, die denselben bestürmen. Die Lästerer werden widerlegt, die da behaupteten, der Ablaß sei eine neuere römische Erfindung, es sei Unrecht, daß das Jubeljahr auf kürzere Zeiträume ausgeschrieben werde. In Beziehung auf den Ablaß sei die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. Denjenigen, die sich desselben nicht bedienen wollten, wird eine scharfe Strafpredigt gehalten, den Jüngern des Antichrists, den Kindern Babylons, die Gottes Gnade und Gebot verachten, der Wohlthaten des Leidens und Todes Christi verlustig werden. Beifällig wird der Bulle Klemens' VI. gedacht, in welcher dieser den Engeln des Paradieses befiehlt, die Seelen Derer, welche sterben würden, indem sie seinen Ablaß genießen wollten, sofort in den Himmel zu tragen. Die Behauptung wird vertheidigt,

daß der Papst auch für zukünftige Sünden Ablaß ertheilen könne. Es folge das aus seiner Gewaltfülle, aus der menschlichen Schwachheit, die ein Jeder fürchten müsse, auch wenn er keine Sünde beabsichtige. Niemand könne, wenn ohne Todsünde, doch ohne vergebliche sein. Jeder habe daher wenigstens das Fegfeuer zu scheuen. Doch fielen die Meisten in Todsünden zurück: so schwach sei das Fleisch, so groß die Verführung des Teufels, so stark die Lockung der Welt. Aus diesen und vielen andern Gründen könne so leicht Niemand dem Fegfeuer ohne Ablaß auch für zukünftige Sünden entgehen; so nothwendig sei er, daß die Armen das Geld dazu erbetteln müßten. Das ganze Ablaßceremoniell unter Raymund wird beschrieben: Versammlung der Geistlichkeit und der Laien in der Kirche, in welcher das Kreuz errichtet werden soll, dann feierliche Procession mit Vortragung des Venerabile zur Abholung des Ablaßkommissarius, weiter Errichtung des Kreuzes, unter welches der Geldkasten gestellt wird, Alles unter kirchlichen Gesängen, ferner Messe und Predigt, Anstimmung des ambrosianischen Lobgesangs u. s. f. [1]).

Raymund's Ablaßmission in Deutschland und die himmlische Fundgrube eines Paltz waren aber keineswegs vereinzelte Zeichen und Erscheinungen, sondern hingen mit vielen ähnlichen zusammen, müssen für Ausdrücke von Zeitrichtungen gelten. So wurden eben am Ausgange des 15. und besonders im Anfange des 16. Jahrhunderts sehr häufig Gebetbücher, namentlich auch deutsche gedruckt, woraus man auf das allgemeiner empfundene Bedürfniß schließen kann, Erbauliches zum Privatgebrauche zu geben und zu haben, da das Volk das Wort beim öffentlichen Gottesdienste nicht verstand, die Kunst und Gewohnheit des Lesens häufiger wurde, Bücher immer leichter zu bekommen waren, je mehr der Buchdruck sich vervollkommnete. Der Inhalt jener Gebetbücher ging nun auch zumeist wieder auf den Götzendienst der Heiligen und der Bilder hin, wenn auch reinere religiöse Begriffe nicht ganz fehlen. Nicht selten kommen Uebersetzungen von Psalmen und altchristlichen und deutschen Liedern, namentlich Marienliedern darin vor. Im „Herzmaner," einem nürnberger

1) de Wette I, 12. Kapp a. a. O. IV, 424. (*Osann*) Erfordia lit. III, 2. (*Sinnhold*) Erfordia lit. III, 1, 156.

Drucke aus dem letzten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts, werden die fünf großen Herzeleid dargestellt, die Maria um ihren Sohn auf Erden gehabt, der ihr dann verspricht, wer täglich ihre Herzeleide mit einem Paternoster und Ave Maria oder mehrern gedenken würde, dem wolle er ganz besondere Gnade im Leben und Tode erweisen. Maria erscheint da als von Gott geordnete Fürsprecherin der Menschen, als Wiederbringerin und Versöhnerin der Sünder, auf deren mütterliche Fürbitte und Verdienst man sein Vertrauen zu setzen habe. In einem nürnbergischen Drucke von 1503, Salus animae, der Selen Hayl, spielt wieder die allerseligste Jungfrau eine große Rolle als Versöhnerin der Sünder, Tochter des ewigen Vaters, starke Zuversicht aller Verzweifelten, gewaltige Erlöserin der traurigen und betrübten Herzen, gewaltige Kaiserin des Himmels und der Erden u. s. f. Während der Messe, wenn der Priester die drei Kreuze macht, soll man sprechen: die Jungfrau Maria mit ihrem milden Sohn benedeye uns, all unsre Glieder benedeye die Jungfrau Maria, und durch das Zeichen des heil. Kreuzes weich fern von uns Alles, das uns Schade sein möge. Sonderbar genug wird Christus angerufen: Du wahrer Papst! Bei vielen Gebeten wird bemerkt, daß man damit reichlichen Ablaß verdienen könne, mit einem z. B. 6666 Tage, mit einem andern 24,600 Jahr und 24 Tage, mit noch einem andern 80,000 Jahr, bei einem andern hat Pius II. zwar nur 166 Tage bewilligt, indeß kommt Erlaß eines Drittels der Pein im Fegfeuer wegen vergessener Sünden hinzu. Auch sollen Dem, der dies Gebet täglich andächtig und mit gebogenen Knien spricht, weder Teufel noch böse Menschen schaden können, er wird nicht ungebeichtet sterben und dreißig Tage vor seinem Tode die Jungfrau zu seiner Hülfe bereit sehen. Ueberhaupt wird die Andacht weniger an Gott als an Maria, die Engel, die Propheten, Patriarchen, Apostel, Märtyrer u. s. w. hingewiesen. Oft werden sie geradezu angerufen um Erlösung von der höllischen Pein, erscheinen nicht blos als Fürbitter, sondern als Erhörer des Gebets. Ganz ähnlich waren andre, wie sie in den ersten Jahrzehenden des 16. Jahrhunderts gedruckt wurden. So eins der vielen Seelengärtlein, 1507 zu Strasburg gedruckt, dessen Verfasser sich, wie es häufig vorkam, u. a. viel zu schaffen macht mit der Erklärung der sieben

Todsünden, der neun fremden, der vier himmelschreienden, der sechs Sünden gegen den heil. Geist u. s. f. Auch hier die seltsamste Mischung reiner und unreiner Vorstellungen. Das Christliche, echt Religiöse macht sich immer wieder Bahn, kann nicht gänzlich erstickt werden, doch auch nicht durchdringen. Die Anweisungen, wie man sich christlich zum Sterben bereiten soll, enthalten das Beste. Es ist fast, als sollte in der letzten Stunde nur Christus und sein Verdienst gelten; dann aber soll der Sterbende doch wieder Maria und die Heiligen anrufen, bedenken, ob er auch Ablaßzettel habe, u. s. f. [1]).

Es gehört hierher der berüchtigte Marienpsalter Bonaventura's. Mag sein, daß er von dem letztern nicht herrührt. Indeß war und wurde er unter seinem Namen vielfach und zwar nicht ohne öffentliche Autorität verbreitet. Noch um das Jahr 1470 hatte Sixtus IV. eine besondere Brüderschaft vom Psalter Mariä zur Förderung des Dienstes der letztern und des Heils der Seelen bestätigt und mit großen Indulgenzen ausgestattet, die von Innocenz VIII. noch vermehrt wurden. In dem Psalter wird der Jungfrau zugeschrieben, was Gott allein gebührt, wo der Text von Jehovah, dem Herren redet, hat der Psalter Herrin. Auf sie soll Glaube, Hoffnung, Vertrauen gesetzt, von ihr Erlösung, Hülfe, Gebetserhörung erwartet, Verehrung und Anbetung ihr gewidmet werden. So beginnt der 109. Psalm: Der Herr sprach zu meiner Herrin, setz dich, Mutter, zu meiner Rechten, der 116. Lobet unsre Herrin alle Nationen, preiset sie alle Völker, der 119. Zu Maria rief ich, wenn ich betrübt war, und sie erhörte mich, u. s. f. Außer den Psalmen folgen dann noch einige „Prophetenlieder," z. B. das Lied Mosis (2. Mos., 15), wo gleich im Anfange Maria als Versöhnerin Gottes, als Mittelerin erscheint, allmächtige Herrin angeredet wird, die mit ihrer Rechten Pharao's Heer ins Meer geworfen u. s. f. [2]).

Wie sich Luther darüber äußert, ist oben angeführt. Es läßt sich denken, daß er mit diesen Vorstellungen eben jetzt noch mehr und mehr erfüllt und gerade mit diesem Zweige der Volkslitera-

1) Niederer a. a. O. II, 157 ff.; I, 909.

2) Niederer a. a. O. III, 300 ff. *Chemnitz*, Examen Conc. trid., 827 ff. der frank. Ausg. von 1707.

tur am meisten bekannt und vertraut wurde. Schändlich, falsch, lästerlich nennt er wiederholt (z. B. in der Kirchenpostille) jene Gebetbücher, „der die Welt voll war." Er gab sich unendliche Mühe, sie durch bessere zu ersetzen und zu verdrängen, durch „reine Gebete und gute christliche Gesänge, sonderlich den Psalter, das allerfeinste und köstlichste Bet- und Gesangbüchlein, deß sich zu unserer Zeit kein Theologus rühmen durfte, daß er einen einzigen Psalm also wohl und gründlich verstanden hätte, als jetzt die Laien, Mann und Weib, verstehen." Man kann sagen, daß er sich sein Lebenlang damit zu thun gemacht, und auch dieser Umstand beweist, wie weit jene älteren Gebetbücher verbreitet waren und wie tiefe Wurzeln ihre Vorstellungen geschlagen hatten. In der Vorrede zu seiner kurzen Form, die zehn Gebote, Glauben und Vaterunser zu betrachten (1520), sagt er davon: „Unter andern viel schädlichen Lehren und Büchlein, damit die Christen verführet und betrogen, und unzählige Mißglauben aufkommen sind, achte ich nicht für die wenigsten die Betbüchlein, darinn so mancherlei Jammer von Beichten und Sündenerzählen, so unchristliche Narrheit in den Gebetlein zu Gott und seinen Heiligen, den Einfältigen eingetrieben ist, und dennoch mit Ablaß und rothem Titel hoch aufgeblasen, dazu künstliche Namen darauf geschrieben: Eines heißt Hortulus animae, das andre Paradisum animae, und so fortan; daß sie wohl würdig wären einer starken, guten Reformation, oder gar vertilget wären. Welches Urtheil ich auch fälle über die Paßional- oder Legendenbücher, darinn auch viel Zusatz der Teufel eingeworfen hat. Bitte hiermit, Jedermann wolle sich der brigittischen Gebete und aller andern, die mit Ablaß oder Zusagung ausgemalet sind, entwöhnen, und wiederum auf dies gemeine, einfältige, christliche Gebet gewöhnen, welches der Art ist, je mehr und länger man es treibt, je süßer und lustiger es wird." Wir werden sehen, wie früh und eifrig er sich mit dem Psalter beschäftigte; und noch im Jahr 1543 wurde derselbe, den er so gern als Gebetbuch angesehen wissen mochte, auf Veranlassung des Pfalzgrafen und nachmaligen Kurfürsten Otto Heinrich zu Neuburg wiederaufgelegt, ausdrücklich weil der letztere dadurch die älteren Gebetbücher bei seinen Unterthanen und insbesondere in den Klöstern zu beseitigen wünschte. In seiner Vorrede spricht

Luther auch hier davon, wie die früher gebräuchlichen Gebetbücher „fast eitel unchristliche Lügen und Mißbräuch" enthalten und endlich beseitigt werden sollten[1]).

Wenn man muthmaßen kann, daß er im erfurter Augustinerkloster mit Paltz bekannt geworden, so ist es wahrscheinlich, daß er einen andern dem Kardinal Raymund nahe stehenden Gelehrten, Emser, als Student kennen gelernt, indem er bei ihm lateinische Kollegien gehört. Emser war im Jahr 1500 Schriftführer und Kapellan Raymund's, und zog zwei Jahre lang in Deutschland mit ihm umher. Zum Zeichen, womit die Gelehrten sich abgaben, wie auch sie von dem hierarchischen Geiste erfüllt waren, ließ er 1501 oder in einem der nächstfolgenden Jahre eine Flugschrift erscheinen: Collectio reverendissimi patris et domini episcopi Gericensis, die einen Vorgang zum Gegenstande hat, welcher damals großes Aufsehen machte. In den Kleidern und der Wäsche vieler Leute zeigten sich Kreuze und Leidensinstrumente, die man als vom Himmel gefallen ansah. Kaiser Maximilian zeigte dem Pico von Mirandola weißes Zeug mit solchen Kreuzen vor, und Picus schrieb ein langes lateinisches Gedicht im heroischen Versmaße darauf. Emser's Schrift handelt in barbarischem Latein von der Bedeutung jener Wunderzeichen und stützt sich dabei in der gewöhnlichen Weise auf die Bibel, das geistliche Recht, die Legenden der Heiligen. Sie sind Merkmale, daß Gott strafen will, denn er thut nichts umsonst, weshalb die Begebenheit genau zu untersuchen ist. Dies soll denn so geschehen, daß Christus angeflehet wird, daß er es selbst offenbare. Viel ist die Rede von der Höhe und Würde, der gebührenden Liebe und Verehrung des Kreuzes, desto weniger vom versöhnenden Tode des Erlösers. Gott sei erzürnt besonders durch zweierlei Menschenklassen: die nach Ostern Absolvirten und bald darauf wieder Rückfälligen, und Diejenigen, welche der Kirche und den Geistlichen die ihnen nach göttlichen, kanonischen und bürgerlichen Rechten zukommende Freiheit von den Lasten der Laien und der weltlichen Gerichtsbarkeit rauben oder schmälern. Sie kreuzigen Christum von Neuem. Sie verfallen in die Verkehrtheit, wie wenn der Sohn den Vater, der Schüler den

1) Plochm. VII, 19; XXII; 3. Niederer a. a. O. II, 442 ff.

Lehrer sich unterwerfen und mit ungerechten Lasten beladen will; sie trachten Diejenigen unter sich zu bringen, von welchen sie doch glauben, daß sie Gewalt haben, sie nicht blos auf Erden, sondern auch im Himmel zu binden und zu lösen. Besonderer Nachdruck wird darauf gelegt, daß Gott durch die Wunderkreuze die in Wollüsten verkommenen Fürsten, auf welche die härtesten Bibelstellen angewendet werden, gegen die Feinde des Kreuzes Christi, die Türken und Heiden, aufmahnen wolle. Das Aergste sei, wenn jene Zeichen gar verlacht und verspottet würden. Der Verfasser schließt daher mit dem Wunsche, Gott möge nur geben, daß statt seiner Kreuze nicht Schlangen und Nattern kämen und die Welt wegen ihres Spotts und ihrer Herzenshärtigkeit strafte [1]).

Auch hierbei ist es sichtlich, daß der gesunde Menschenverstand und eine widerstrebende Stimmung erwacht war, daß jedoch von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen theils blinde Ergebenheit gegen die Kirche und den Klerus, theils wenigstens die abergläubige Frömmigkeit vorherrschte. Die im Bürgerstande sich Bahn brechende Ansicht, daß die wahre Frömmigkeit nicht in der Beobachtung von Aeußerlichkeiten, sondern in reiner Gesinnung und einem rechtschaffnen Wandel bestehe, daß Heiligkeit und der Seele Heil nicht vorzugsweis im Mönchsstande zu suchen sei, war in Erfurt schwerlich allgemein oder gar allgemein eine bewußte; und wäre sie es gewesen, so war es doch die entgegengesetzte, welche Luther, der fleißige Kirchgänger, täglich und mit für sie vorwaltender Empfänglichkeit vernahm. Auch scheint er wenig oder gar nicht mit erfurter Bürgern, mehr mit Geistlichen in persönliche Berührung gekommen zu sein. Den erstern wird aus seiner Studienzeit nachgesagt, bei den Vornehmen habe üppiger Hochmuth, bei den gemeinen Bürgern freche Rohheit, bei Allen Eigennutz und leichtsinnige Verschwendung geherrscht. Sehr begreiflich, wenn er sich von den Bürgerkreisen um so mehr fern hielt und wider freiere Ansicht, als Erzeugerin zu freier Sitte, um so mehr eingenommen wurde und in der strengen mönchischen sich abschloß. Nur von Universitätslehrern und Geistlichen erwähnt er hier und da, daß

1) Niederer a. a. O. 420 ff.

er sie gekannt. Er habe zu Erfurt, sagt er, im Karthäuserkloster einen Kranken an einer Krücke gehen sehen, der noch jung gewesen. Er habe ihn gefragt, ob man ihn nicht des Chors und der Wache überhübe, der junge Mönch aber habe kläglich erwidert, nein, er müsse fort. Er habe in seinen jugendlichen Jahren zu Erfurt viele Karthäuser gesehen, die den Jahren nach noch hätten jung sein müssen, aber bleich und matt am Stabe gegangen wären. Er habe sie verwundert gefragt, wie es zugehe, daß sie so früh gealtert, und sie hätten erwidert, durch vieles Wachen; er habe weiter gefragt, ob sie denn nicht schliefen, und die Antwort hätte gelautet, es werde ihnen nicht vergönnt [1]).

Die Klöster durchlief er also, und es fehlte nicht daran, daß er die Lasten und Leiden des Mönchslebens kennen lernte. Allein es „gleißete" von außen „so schön und herrlich." Welch eine „heiße und brünstige Andacht" schien da zu sein, wenn sie „von Andacht entzündet auf den Knien lagen, beteten und ihre Beschaulichkeit von himmlischen Sachen hatten mit solcher großen Lust, daß sie vor großer Freude weinten, alles Irrdische aus dem Sinne schlugen und allein an Gotte und die göttliche Majestät dachten." Der Karthäuserorden galt für den allerstrengsten und heiligsten, die Karthäuser meinten heilig zu sein und selig zu werden, nicht durch Christum, den sie „für einen strengen, zornigen Richter ansahen und fürchteten, sondern durch ihre Ordensregel [2])."

Das war es, was Eindruck bei ihm machte, trotz dem, daß ihm auch die Verdorbenheit des Klerus, wie wir oben sahen, und der Gedanke an die Vergeblichkeit der Mönchswerke nahe genug gelegt wurde. Er habe, sagt er, zu Erfurt einen Dompfaffen gekannt, der zweiundzwanzig geistliche Lehen für seine Person und guten Muth gehabt, sicher dahin gegangen wäre und in seinem Leben viel Sünde auf sich gehäuft hätte, und als er krank geworden und sterben sollen, und nicht gewußt, wohin er fahren sollen, Ach und Weh geschrien und geseufzt, ach

1) Auslegung der Genesis zu Kap. 13, V. 8 f. Von den Conciliis und Kirchen, Plochm. XXV, 339.

2) Ausführl. Erklärung des Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 19 f. Walch VIII 2751

Herr Gott, wer nun ein Sauhirt dafür gewesen wäre! Die Erinnerung daran blieb oder wachte späterhin sehr lebendig in ihm auf. Er kommt mehrmals darauf, und mehrfach klingt sie in Aeußerungen und Ansichten von ihm an. So wenn er in der Auslegung der ersten 22 Psalmen (von 1519) sagt, solche Marterkammern der Gewissen wären die Stifter und Klöster geworden, und so blinde Leiter des Volks wären die Stifts- und Klostergeistlichen, daß es weit sicherer und besser sei, zu einem Handwerke zu greifen, ja selbst ein Sauhirt zu werden, ein Weib zu nehmen und wie andre Menschen zu leben, als in den geistlichen Stand zu treten [1]).

Man sollte indeß glauben, auch von geistlicher Seite her müßte ihm eine hellere Ansicht kund geworden sein. Während er in Erfurt studirte, predigte im Dome Sebastian Weinmann, berühmt als Theolog und Kanzelredner. Er hatte seit 1482 an der Universität gelehrt, war 1490 Doktor der Theologie geworden, hatte 1493 die Würde des Rektorats bekleidet, ein Kanonikat am Dome erlangt. Hier eiferte er wider die Unwissenheit, die Trägheit und das schändliche Leben der Geistlichen, die Anmaßung des Klerus, die eigentliche religiöse Erkenntniß und die Theilnahme am innern kirchlichen Leben sich allein zuzueignen, wider den Ablaß, die Werkheiligkeit, die willkürliche Mittheilung guter Werke an Andre, zumal für Geld, und ähnliche Mißstände. Oefter sprach er von einer bald bevorstehenden Reformation, die seine Zuhörer noch erleben würden. Die Bürger und Studenten hörten ihn gern, er soll sogar Luther's Lehrer gewesen sein; der Rath und Klerus aber feindeten ihn an; er mußte 1508 flüchten, fand Schutz und Sicherheit in Magdeburg, und wurde erst nach mehrern Jahren zurückberufen. Nicht anders erging es einem Sinnesverwandten von ihm, Doktor Johann Pfennig, der gleichfalls als Prediger zu Erfurt genannt wird. Er sah sich genöthigt, in Böhmen bei den Hussiten Sicherheit zu suchen, wurde jedoch auf des Sachsenherzogs Albrecht Befehl aufgegriffen und dem Bischof von Meißen übergeben, in dessen Gefängniß er starb [2]).

1) Ausl. d. Geneſis zu Kap. 45, V. 17 f. Walch II, 2546; IV, 2875; V, 671. Plochm. XIX, 175

2) Tentzel, Histor. Bericht, 28. Rathmann a. a. O. 299, 329. Löscher, Reformationsacta I, 83. Erhard sagt (a. a. O. III, 462 ff.),

Auch hier also wirken noch immer die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten im Sinne der Hierarchie und zu deren Zwecken zusammen, geben die erstern zum Dienste der letztern sich her. Die Freigesinnten müssen flüchten, während der römische Abgesandte Triumphzüge hält. Abweichende Denkart ist Ausnahme, die kirchliche und hierarchische hat weitaus die Oberhand. Von der religiösen Opposition kommen nur einzelne schwache Spuren vor.

Um so leichter kann man sich nun vorstellen, was die Kirchgänger in der Regel zu hören bekamen, was ihnen von den meisten Predigern eingepredigt wurde: nichts Anderes als Das, was oben namentlich nach Aeußerungen Luther's als Inhalt der Predigten bezeichnet ist, nebst Verdammung der Ungläubigen, Aufstachelung gegen die Ketzer. Man kann annehmen, daß der Eifer wider sie eben hier und zu dieser Zeit um so lebendiger erwacht war, um so heftiger sich äußerte, theils in Folge von Veranlassungen, wie die der Anwesenheit des Kardinals, theils angefacht durch den sich regenden Gegensatz und die Nothwendigkeit, ihn zu bekämpfen. Kein Wunder, wenn Luther eben jetzt recht tief hineingerieth. Es dürfte ohnehin nicht einmal feststehen, daß er die Weinmann oder Pfennig gehört. Einer Predigtäußerung des erstern gedenkt er freilich (im Vorwort zu Menius' Schutzred und Erklärung etlicher Hauptartikel christlicher Lehre an die Christen zu Erfurt überschrieben, 1527), „es sprach einmal Doktor Sebastian, Prediger auf unser lieben Frauen Berge bei euch, da es so wohlfeil zu Erfurt war, Gott plaget andre Leute mit Theurunge, uns strafet er mit Fülle." Doch ersieht man nicht, ob er die Worte selbst gehört. Wir werden noch darauf kommen, er erwähnt, und zwar so, daß er Nachdruck darauf legt, daß man sieht, sie hatten Bedeutung bei ihm gewonnen, verschiedener Aeußerungen freierer und abweichender Denkart, die er in Erfurt vernommen. Er würde es schwerlich vergessen haben, wenn er Zuhörer bei solchen Weinmannschen Predigten, in welchen jene sich aussprach, gewesen wäre.

Luther habe Weinmann zum Lehrer gehabt. Aus Luther's Worten in der noch zu erwähnenden Vorr. zu Menius' Schutzrede geht es indeß nicht hervor. Luther führe aus Weinmann's Predigten Manches an. Ich vermag mich nur der einen Anführung in der eben genannten Vorrede zu entsinnen.

Dagegen würde es freilich auffallend erscheinen, daß er einen Prediger nie gehört haben sollte, dessen Vorträge ohne Zweifel vielfach besprochen wurden. Vielleicht daß er ihn mied, weil Weinmann eben Das angriff, was Gegenstand seiner Verehrung war. Wie dem sei, Eindruck machte er bei ihm nicht. Der Klerus feindete ihn an — der Klerus scheint den Studiosen Luther in Erfurt mehr und mehr in seine Gewalt bekommen zu haben. Die geistlichen Freunde mochten ihn vor den weinmannschen Predigten warnen, er war „der Fabeln so voll geschüttet, daß er von reinerer Lehre nichts sah noch hörte," ging in „seinem verdüsterten Sinne dahin," ohne von reiner Lehrenden „sich weisen zu lassen." Um so erklärlicher ist es, wenn er — was dann freilich nicht ohne alle Einschränkung wahr, und zunächst nur seine eigne Erfahrung ist — öfter in Predigten, in der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg und sonstige unzählige Mal, dahin sich ausspricht, ihm sei unterm Papstthum geschehen, daß er um eine rechtschaffne Predigt gern nach Rom gegangen wäre und habe sie doch nicht finden können; unter Gottesdienst habe man verstanden Wallfahrten, Mönch werden, sich plagen mit Fasten, Wachen, Singen u. s. f. Er habe es mit den Uebrigen zu seinem Schaden erfahren, daß die Prediger von der Würde und den Pflichten der weltlichen Stände und Stellungen nichts gewußt, und wenn sie von guten Werken gepredigt, hätten sie nicht gelehrt, wie ein Jeder in seinem Stande und Verhältniß Gott gehorsam sein und dem Nächsten dienen möge, sondern gesagt, wer gute Werke thun wolle, möge nach St. Jakob, nach Rom, ins Kloster gehen, Mönch werden. Die Trost und Hülfe Bedürftigen, an der göttlichen Gnade Zweifelnden hätten sie an die Heiligen gewiesen, ihnen Ablaß, Messen, Möncherei empfohlen, und sie dadurch in noch größere Angst und Schrecken hineingeführt, da ihre Lehre Niemandem Gewißheit der göttlichen Gnade eingeflößt, da sie die armen, blöden, angefochtenen Herzen dahin getrieben, daß sie sich vor Christo mehr gefürchtet als vor dem Teufel selbst: „wie ich das wohl an mir selbst erfahren, und dafür meine Zuflucht zu den Todten, St. Barbara, Anna und andre todten Heiligen gestellt, als Mittler gegen Christi Zorn, und doch damit nichts schaffte, noch von dem furchtsamen flüchtigen Gewissen konnte erlöset werden."

Wir gedachten schon seiner Aeußerung, in seiner ganzen Jugendzeit habe „nie keiner ein Evangelium gehört," das nicht auf die Werke, sondern auf Christum gezogen wäre, nimmer sei in den Predigten „das Genugthun für die Sünde weislich unterschieden, nämlich also, daß es geschehe gegen den Menschen, nicht gegen Gott," denn wäre dies geschehen, „so würde dem großen Gott Bauch nicht so viel zugegangen sein." Eben in jenem Vorwort, an die Christen zu Erfurt gerichtet, sagt er: „Ihr habt bei euch viel Jahr eine Hohe Schule gehabt, darinn ich auch etlich Jahr gestanden bin; aber das will ich wohl schweren, daß alle die Zeit über nicht eine rechte christliche Lection oder Predigt von irgend einem geschehen ist, der ihr jetzt alle Winkel voll habet. O wie selig hätt ich mich dazumal gedaucht, wenn ich ein Evangelium, ja ein Psälmlin hätte mögen einmal hören, da ihr jetzt die ganze Schrift klar zu hören habt. Wie theuer und tief lag da die Schrift vergraben, da wir so trefflich hungerig und durstig darnach waren, und war niemand, der uns etwas gab; und ging doch so viel Mühe, Kost, Fahr und Arbeit drauf[1])."

Es wird sich uns noch deutlicher zeigen, Angst um das Heil der Seele war es, was ihn fortwährend quälte, Trost dem Gewissen war es, was er suchte und der ihm tief einwohnenden Vorstellung nach in den „Werken" zu finden meinte. Wir können nicht zweifeln, daß er darin eben jetzt wieder mehr und mehr bestärkt wurde. Als ihn (1503) eine schwere Krankheit befiel, als er wenigstens meinte sterben zu müssen, finden wir, wie schon erwähnt, einen geistlichen Gewissensberather an seinem Bette, der ihn zu trösten bemüht ist, den Trostbedürftigen, und bemerkenswerth dürfte dabei sein, daß gerade in diesem Jahre zu Erfurt „ein großes Sterben" war. Allein in der Bartholomäipfarre starben 304 Menschen[2]). Dergleichen pflegte dann Straf- und Bußpredigten, Predigten vom göttlichen Zorne und seinen Wirkungen, von der Sündhaftigkeit der Welt, der Nothwendigkeit, sie abzubüßen, der Verdienstlichkeit eines gottgeweihten Lebens u. dergl. zu veranlassen, und war ganz geeignet, bei ent-

1) Plochm. II, 181; V, 144; VI, 93; IX, 297; XXIV, 343. de Wette, III, 228.

2) Falkenstein, Historie von Erfurt, 450.

sprechenden Richtungen und Stimmungen gewaltig zu ergreifen. In der Auslegung der funfzehn Lieder im höheren Chor (1531—33) sagt er [1]), man habe dafür gehalten, wenn einer eine Messe gehört, habe er desto mehr Glück an dem Tage. An alle Wände habe man den Vers geschrieben, nec unctura rotam, nec tardat missa dietam, so wenig der Schmer das Rad, hindre die Messe das Tageswerk, und zur Bewährung habe man allerlei Fabeln erdacht, z. B. wie ein Haufe durch ein Dorf gezogen, als eben der Pfaff Messe gelesen, wie einer zur letzteren zurückgeblieben sei und die übrigen von Räubern erschlagen worden wären. In diesem Sinne, scheint es, verstand er sein „Fleißig gebetet, ist über die Hälfte studirt."

Mit einem Worte, das geistliche Erfurt und die dortigen kirchlichen Zustände waren danach angethan, ihn in streng-kirchlicher Gesinnung, in düsterer mönchischer Anschauung wieder mehr und mehr zu bestärken, wenn sie ihm daneben auch die abweichenden Richtungen, eine hellere freundlichere Ansicht nahe brachten. In der Schrift von dem gefangenen Herzog zu Braunschweig (1545) erwähnt er einer „Prophezei," die er um diese Zeit gehört, die auch in Büchern vorgekommen sei, „als der tollen Brigitten, Lichtenberg, Arnold," und womit die Papisten sich getröstet, es werde eine Verfolgung über die Klerisei ergehen, die aber danach herrlicher werden solle, als sie jemals gewesen [2]). Auch darin sprach sich die Umwandlung der Ansicht, das Gefühl einer bevorstehenden Aenderung der Dinge, aber auch das Bestreben der Geistlichen aus, die Gläubigen zusammenzuhalten und sie und sich selbst auf die Zeit des Sturms vorzubereiten. Auf Luther scheint die Prophezei Eindruck gemacht zu haben, und es war natürlich genug bei ihm.

Erfurt. (Universität.)

Das Leben auf einer Universität und zumal einer Universität wie Erfurt, mußte fördernd auf die Hebung seines ganzen

1) Zum 3. Verse des 127. Psalms.

2) Plochm. XXVI, 239. Vorr. zu des Lichtenberger's Weissagungen. Walch XIV, 231 ff.

geistigen Daseins einwirken; und gewiß nicht wenig kam da zusammen, ihn zu einem freieren Denken hinzuführen, seinen Gesichtskreis zu erweitern, seine Begriffe, die religiösen namentlich, aufzuhellen. Es konnte nicht fehlen, die abweichenden Gedanken, Richtungen und Strebungen der Zeit mußten ihm bekannt, genauer bekannt werden. Schon das war sehr wesentlich.

Die Universitäten waren an die Stelle der Klöster und Stifter als Pflanzschulen und Freistätten der Wissenschaft getreten, zuerst in Frankreich und Italien, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auch in Deutschland. Anfangs freie Vereine von Lehrern und Lernenden, wuchsen sie bald zu wichtigen, mit großen Vorrechten und Freiheiten ausgestatteten, schon durch engen Zusammenhang eine große Kraft entwickelnden Körperschaften heran, deren Mitglieder einen neuen, den Gelehrtenstand, bildeten, nachdem bis zu ihrer Entstehung die Gelehrsamkeit Alleinbesitz der Geistlichen gewesen war. Ihr Ansehen als Körperschaften und das der Wissenschaft, der Gelehrten, hoben einander wechselsweis. Ihre Bedeutung stieg rasch um so höher, da sie bei der Seltenheit und Mangelhaftigkeit der Bücher, der Schulen, des wissenschaftlichen Verkehrs lange fast allein alle höhere Bildung vermittelten; da sie die neuen Anregungen des vernachlässigten, fast entschlafenen wissenschaftlichen Lebens, denen sie ihre Entstehung verdankten, ihrerseits verstärkten und verbreiteten und in wichtigen Beziehungen der vollkommensten Freiheit genossen. Sie führten ihr eigenes selbständiges Leben; Könige, Fürsten und Städte, ja selbst die geistliche Macht übten oft einen fördernden, wenigstens die erstern selten einen beschränkenden Einfluß auf sie, sie waren Sammelpunkte fast des gesammten höheren Wissens der Zeit. Sie zogen die großen Tagesfragen in den Kreis ihrer Forschungen, Erörterungen und Kundgebungen, griffen redend und handelnd in die Kämpfe der Zeiten ein, gewannen dadurch der Wissenschaft einen unmittelbaren und großartigen Einfluß auf das Leben, errangen so die wichtige Stellung, welche sie durch ihre Abgeordnete auf den Koncilien zu Konstanz und Basel einnahmen, der zufolge sie als Tribunale wissenschaftlicher Entscheidung galten, an welche die weltlichen Häupter und Obrigkeiten sich häufig wendeten, denen dieselben sich meisthin willig unterwarfen. Selbst die Päpste achteten ihre

Ansicht, ihre Aussprüche, fürchteten sie und wichen ihnen nicht selten. Es gab noch keine gebildete, an der Wissenschaft Theil nehmende Stände, so wenig eine zahlreiche wissenschaftlich gebildete Staatsdienerschaft als eine auf die Hochschulen sich erstreckende Ueberwachung von Seiten des Staats. Diese äußere Selbständigkeit der Universitäten leistete auch der Freiheit der Forschung, der Wissenschaft offenbaren Vorschub [1]).

Fast überall findet man an ihnen die vier Fakultäten der Theologen, Philosophen, Juristen und Mediciner. Sie bezogen sich jedoch nur auf die Lehrenden. Diese waren nicht selten Mitglieder von zweien oder dreien, sehr häufig hörten die Docenten in der einen mit der studirenden Jugend in einer andern, welche oft schon in sehr frühen Jahren die Universität bezog und so benutzte, wie jetzt die höhern Klassen der Gymnasien benutzt werden, wogegen sie dann die Studienzeit weit länger, bis zu einem reiferen Alter ausdehnte. So gelangten viele Studirende noch als solche zu Aemtern und Würden, wie auch Luther als Student die ersten akademischen Grade erhielt. Ihr Ansehen fiel dann auf den ganzen Stand zurück. Sie waren zunächst wenigstens an kein Fachstudium gebunden, hörten oft je nach vorwaltender Neigung und Anlage oder den Antrieben einer allseitigen Wißbegier folgend in mehren, bisweilen in allen Fächern, bis sie sich für eins derselben entschieden, und sehr häufig kam es vor, daß sie, die gehoffte Befriedigung nicht findend, vom einen zum andern übergingen. Dies Alles war sehr geeignet, Lehrer und Lernende einander näher zu bringen, an einander jung, den Wissens- und Lerneifer lebendig zu erhalten, zu verhüten, daß der wissenschaftliche Sinn in ein verkümmerndes Brotstudium sich verlor. Es hing damit zusammen, daß die Wissenschaften noch so viel geringeren Umfangs, noch nicht so abgeschlossen waren, wie sie es jetzt sind, mit der ganzen Stellung und Einrichtung der Universitäten. An den Vorrechten und Ehren der letztern hatten auch die Studirenden ihren bemessenen Antheil, wie sie denn bis-

1) Meiners, Gesch. der hohen Schulen, I, 7 ff. Savigny, Gesch. des römischen Rechts, 2. Ausg. III, S. VII, 154. Erhard a. a. O. I, 153 ff. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen, VI, 488. Ranke a. a. O. I, 291, dann 392.

weilen selbst zur Rektorwahl durch Abgeordnete aus ihrer Mitte mitwirkten. So war es auch in Erfurt. Der Bürger war ihnen gegenüber nicht „Philister", nicht philisterhaft standen sie zu ihm, Vorzüge und Auszeichnung im Bedeutungslosen suchend.

Die Universitäten stellten ihre innere Bedeutung auch durch ihre Formen, ihre Bräuche anschaulich vor die Sinne hin und wirkten auch dadurch um so lebendiger, auf die Jugend namentlich. So wurden die Promotionen der Doktoren mit feierlichen Reden und pomphaften Aufzügen gefeiert. Was der Art jetzt noch üblich, läßt sich nur von fern damit vergleichen. Wie Luther der Universität als dem Brunnquell aller Künste mit hohen gespannten Erwartungen zuzog, blieben ihm die Studienjahre in der Erinnerung ein Zauberkreis, der ihm die Poesie der Jugend umzogen und belebt hatte. Man sieht es seinen Erinnerungen an, wenn er den Hausgenossen in höheren Jahren davon erzählt, was das zu Erfurt, als er dort studirt, für eine „Majestät und Herrlichkeit" gewesen wäre, wenn man Magister promovirt, ihnen Fackeln vorgetragen, sie verehrt habe. Es war ihm selbst wiederfahren. „Ich halte, daß keine zeitliche weltliche Freude dergleichen gewesen sei. Also hielt man auch ein groß Gepräng und Wesen, wenn man Doctores machte: Da ritte man in der Stadt umher, dazu man sich sonderlich kleidete und schmückte, welches alles dahin ist und gefallen, aber ich wollte, daß man's noch hielte [1])!"

Sollte man nun aber nicht glauben, seine Stellung als Mitglied einer Universität, die akademische Freiheit nach der beengenden Schulzucht hätte seine Schüchternheit mindern, ihm ein größeres Selbstgefühl einflößen müssen? Entwickelt sich bei einem

1) Tischreden; Walch XXII, 2229. *Motschmann*, Erf. lit. Erste Forts. 14, 160, 441 ff. Wenigstens nicht ganz genau scheint Luther's Erinnerung von seinen Studienjahren her zu sein, wenn er in der Schrift: Exempel, einen rechten christlichen Bischof zu weihen, von einem Betrüger erzählt, der sich für einen Grafen von Henneberg ausgegeben und zum Rektor gewählt sei. S. Motschmann a. a. O. 386 ff. Die Erzählung ist in der That unwahrscheinlich. Eher mag es seine Richtigkeit mit einem andern Vorfalle haben, wonach, als er in Erfurt studirt, ein Bürgermeister von einem Henker gehenkt worden, welchen derselbe früher vom Galgen erlöst. Er spricht davon in der Auslegung der Genesis bei Kap. 16, V. 4.

solchen ein freies Denken nicht um so viel leichter und rascher? Mußte sein Selbstgefühl als Akademiker nicht ein noch erhöhteres sein, da gerade die erfurter Universität ein so bedeutendes Ansehen genoß?

Sie war gleich nach ihrem Entstehen weithin berühmt geworden. Die Stadt, als eine der bedeutendsten in Deutschland, ihre freigebige Fürsorge für die Universität, die mancherlei Annehmlichkeiten, welche sie durch ihre Lage, Verhältnisse und Hülfsmittel, eine verhältnißmäßig große Wohlfeilheit des Lebens darbot, hatten von Anfang ausgezeichnete Lehrer und eine beträchtliche Anzahl von Studirenden aus allen Theilen von Deutschland herbeigezogen. Die fürstlichen und gräflichen Häuser von Sachsen, Hessen, Baden, Holstein, Anhalt, Henneberg, Hohenzollern, Schwarzburg u. a. m. sendeten ihre Söhne nach Erfurt. Während des ganzen 15. Jahrhunderts wurden jährlich im Durchschnitt gegen 400 Studirende inscribirt, 1455 stieg die Anzahl sogar auf 538. Unter den Gelehrten Deutschlands galt es für eine Auszeichnung, in Erfurt studirt zu haben, bei der Errichtung neuer Universitäten suchte man erfurter Lehrer dahin zu ziehen. Erfurt hatte 1502 die für jene Zeit bedeutende Anzahl von dreizehn ordentlichen Professoren, war reich an wissenschaftlichen Anstalten, hatte große und reichdotirte Kollegien, deren eins eine für die Zeit bedeutende Bibliothek besaß. Auch der Universität fehlte eine solche nicht; sie war am Anfange des 15. Jahrhunderts gegründet und seitdem ansehnlich vermehrt [1]).

„Die Universität zu Erfurt, sagt Luther, war etwa in solchem Ansehen und so berufen, daß alle andern dagegen für kleine Schützenschulen angesehen worden." Daß die Stadt vortrefflich zum Sitze einer Hochschule gelegen sei, bemerkt er ebenfalls [2]). Die letztere befand sich gerade in seinen Studienjahren im Zustande ihrer höchsten Blüthe, sowol hinsichtlich des Ruhms ihrer Lehrer und der Anzahl der Studirenden als des innern wissenschaftlichen Lebens. Neben den älteren Lehrern traten jüngere

1) Erhard a. a. O. I, 170 ff. III, 472. Ullmann, Reformatoren, I, 241 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2229.

auf, nachmals berühmte Namen, der berühmteste unter ihnen Luther selbst.

An der erfurter Universität herrschte ein verhältnißmäßig freier Sinn und Geist. Eine Reihe von Umständen bezeugt es oder läßt mindestens darauf schließen. Sie sind neuerdings mit Nachdruck hervorgehoben, nach Erhard von Hagen und besonders von Ullmann. Die Universität war die früheste im mittleren Deutschland, die erste, die geeignet war, auch in den nördlichen Theilen wissenschaftliche Bildung allgemeiner zu verbreiten. Eine Zeit lang war sie die einzige in den ganzen mittleren und nördlichen deutschen Ländern und, bevor die wittenberger gestiftet wurde, die bedeutendste Trägerin der Bildung in denselben. Schon ihr Ursprung ließ den verhältnißmäßig meisten Raum zu freier und gleichmäßiger wissenschaftlicher Entwickelung erwarten. Ihre Stiftung war zunächst nicht, wie die ihrer Vorgängerinnen, von einem weltlichen oder geistlichen Fürsten, sondern von der freien Bürgerschaft ausgegangen und zwar zur Zeit des großen päpstlichen Schismas, das die Achtung vor dem Papstthume so tief erschütterte. In diese Periode und die der großen Concilien des 15. Jahrhunderts fiel ihre Entstehung, ihr erstes Aufblühen. Stets erhielt sie Schutz und Pflege nicht von Seiten geistlicher oder weltlicher Häupter, sondern von Seiten der Stadt, in welcher sie bestand. Sogleich bei ihrer Stiftung erlangte sie das Recht, in allen erlaubten Wissenschaften zu lehren und Würden zu ertheilen, eine Auszeichnung, die auf den päpstlichen Wunsch hindeutet, sich die Stadt noch mehr zu verbinden. Die aus Prag hergekommenen Lehrer brachten eine genauere Kenntniß der abweichenden böhmischen Denkart mit, Einzelne vielleicht auch Hinneigung zu ihr, überhaupt neuernde Ansichten und Gesinnungen. Auch die erfurter Universität hatte die Concilien zu Konstanz und Basel beschickt. Die Abgeordneten verbreiteten an ihr wenigstens Kunde von den kühnen Grundsätzen und Maßregeln jener Versammlungen. Von dem Concil zu Basel erhielt die Universität ein Privilegium, nach welchem fünfundzwanzig Geistlichen das denselben hin und wieder streitig gemachte Recht ertheilt wurde, das bürgerliche Recht zu studiren, zu lehren und akademische Würden in demselben anzunehmen. Einer der erfur-

ter Gesandten, Mathias Döring, stand zu Basel auf der Seite der Kirchenversammlung wider den Papst.

Weiter mag man sich daran erinnern, daß doch die Grundsätze der großen Koncilien und ihre Richtung nicht gänzlich unterdrückt worden waren, ja gerade durch die Erzbischöfe nochmals die eifrigste Vertretung fanden, und daß es eben ein mainzer Erzbischof war, der eine lange Zeit die heftige und nachdrückliche Opposition leitete, die sich nach dem basler Koncile wider die päpstliche Allgewalt und ihr Princip noch einmal erhob. Es geschah, als Papst Eugenius IV. die beiden geistlichen Kurfürsten von Trier und Köln absetzte. Im J. 1446 vereinigten sich die sämmtlichen Kurfürsten zum Widerstande und schickten eine Gesandtschaft nach Rom, deren Wortführer Heimburg war, der eifrigste Widersacher des Papstthums in Deutschland während seines ganzen öffentlichen Lebens. Sie forderten erneuerte Beschwörung der konstanzer und basler Beschlüsse, und zwar mit der Drohung, daß die ganze deutsche Nation, wenn Eugenius sich nicht bequeme, von ihm abfallen und Felix V. als Papst anerkennen würde. Der mainzer Erzbischof, Diether, wurde außerdem wegen der Gelder, die er für das Pallium zu entrichten hatte, mit der Kurie in einen heftigen Streit verwickelt, gerieth darüber in den Bann, veranstaltete darauf eine Versammlung sämmtlicher Kurfürsten in Mainz, wo als Abgesandter des Erzherzogs Sigmund von Oestreich der gleichfalls gebannte Heimburg erschien. Die päpstlichen Abgeordneten widersetzten sich seiner Zulassung. Diether setzte es durch, daß er gehört werde, und Heimburg ließ sich wie immer aufs Heftigste gegen den Papst vernehmen. Diether ernannte ihn darauf sogar zu seinem Rathe. Als sodann mehre Reichsstände damit umgingen, den fähigern und kräftigern Böhmenkönig Georg Podiebrad an die Stelle Friedrich's III., des ergebenen Knechts des Papstthums, zu bringen, standen Heimburg und Diether abermals in den ersten Reihen. Als Paul II. 1465 Podiebrad in den Bann gethan, Podiebrad aber durch Heimburg an ein allgemeines Koncil appellirt, traten die Fürsten von Meißen und Brandenburg mit ihren Bischöfen und besonders die Erzbischöfe auf des Königs Seite, an die Spitze der sich von Neuem erhebenden Opposition. In ihren Landen wurde heftig auf den Papst gescholten: er suche

den Streit mit den Böhmen wieder anzufachen, die doch gern Friede haben wollten. Sie ließen die Universitäten Leipzig und Erfurt befragen, ob es ziemlich, wider die Böhmen zu streiten, und die Antwort lautete, daß päpstliche Heiligkeit mit denselben nicht so hart umgehen solle [1]).

Die Universität hatte viele freisinnige Lehrer gehabt, viel helle Köpfe gebildet. Felix Hemmerlein, der Geistesverwandte Sebastian Brand's, des Verfassers des Narrenschiffs, der kühne und scharfe Tadler so mancher Uebelstände im kirchlichen Wesen, späterhin Celtes, Lange, Dalberg hatten in Erfurt studirt und zum Theil gewirkt. Eine ganze Reihe solcher Namen läßt sich anführen. Der schon erwähnte Döring gehörte den berühmtesten Schriftstellern seiner Zeit an. Er schrieb im Fache der herrschenden systematischen Kirchenlehre, wurde aber noch weit berühmter durch seine exegetischen Werke, einen Kommentar über den Jesaias und Anmerkungen über die ganze Bibel, welche theils Zusätze zu dem größesten und geachtetsten Bibelwerke jener Zeit, der Postille Nikolaus von Lyra's, des berühmten Exegeten und Kritikers, der zu den Vorläufern der Reformation gezählt wird, theils eine Vertheidigung derselben enthalten. Diese Beschäftigungen deuten aber an sich selbst schon auf eine abweichende freiere Sinnesart hin, gehörten zu den Vorarbeiten einer neuen lebendigen, auf die Schrift sich stützenden Theologie, die um die Mitte des Jahrhunderts durch Verschiedene, Wessel namentlich und Wesel, schon sehr weit ausgebildet wurde und von welcher späterhin die ganze Reformation zunächst ausging. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte und lehrte zu Erfurt Gabriel Biel, der letzte unter den berühmten Scholastikern, von dem wenigstens bekannt ist, daß er mehrfach von dem herrschenden Lehrsysteme abwich. Er stand hier in Verbindung mit Eggeling (Becker) von Braunschweig, einem der berühmtesten Theologen der Zeit, der auf ihn einwirkte, zu dessen Schülern der freisinnige Prediger Geiler von Kaisersberg gehörte, und der zu Wesel's Ansichten hinneigte, dessen Verurtheilung misbilligte. Antihierarchischen und reformistischen Geistes war auch der Minorit, gelehrte Theolog und Prediger Johann Kannemann. Er wurde, weil er

1) Hagen, Zur polit. Gesch. Deutschlands, 137 ff.

„schlimme Gedanken über die geistliche Gewalt hegte," sowol auf der Universität angegriffen, als vom Provinzial seines Ordens in Sachsen verfolgt. Bis 1465 lehrte und schrieb zu Erfurt Jakob von Jüterbock, der wie wenige unter den Zeitgenossen das Bedürfniß einer Reformation erkannte, dieselbe aufs innigste ersehnte und eifrigst herbeizuführen suchte. Vor diesen aber und noch Andern, die sich durch freimüthige Aeußerungen über die im kirchlichen Leben herrschenden Mängel und Misbräuche bemerklich machten und neue Bahnen auf dem Felde der christlichen Wissenschaft einschlugen, ist Johann von Wesel hier zu nennen. Er lehrte zu Erfurt um die Mitte des 15. Jahrhunderts, wurde 1458 zum Vicerektor der Universität gewählt. Den berühmtesten Zögling derselben, eine Zierde Erfurts nennt ihn Wimpheling. Luther spricht sich mehr als einmal anerkennend und mit Vorliebe über ihn aus. Er sagt von ihm, „Johannes Wesalia hat zu Erfurt die hohe Schule mit seinen Büchern regiert, aus welchen ich daselbst auch bin Magister worden." Man schließt mit Recht daraus auf eine große wissenschaftliche Bedeutung Wesel's zu Erfurt. Wie stark mußte er auf die ganze Richtung der Universität eingewirkt haben, wenn sie noch im folgenden Jahrhundert, lange nach seinem Abgange — er war etwa 1460 als Prediger nach Mainz gerufen — von seinen Büchern regiert wurde, trotzdem, daß ihm einige derselben einen Ketzerproceß zugezogen. Wesel war ohne Zweifel Nominalist, Anhänger jener Richtung der Schule gewesen, die so viele und starke gegensätzliche Stoffe in sich schloß. Wir werden darauf zurückkommen. Hier nur noch die Hindeutung darauf, daß Luther somit nominalistisch gebildet wurde, und folgt nicht daraus, daß seine philosophische Bildung eine freisinnige war, zumal da er, Schüler eines Wesel, aus Wesel's Büchern Magister wurde, der außerdem, obwol Scholastiker, doch den Gegnern des gewöhnlichen verknöcherten Scholasticism angehörte? Wesel hatte sich nicht etwa erst in Mainz, sondern schon in Erfurt seit dem Jubeljahr 1450 im abweichendsten Sinne namentlich über die Ablaßlehre geäußert. Er hatte überhaupt mit Lebhaftigkeit und Gründlichkeit den Ablaß bekämpft, war in seiner Bestreitung weit über die früheren, nur einzelne Verderbnisse bekämpfenden Gegner desselben hinausgegangen, hatte schon das ganze Institut

und dessen Grundlagen scharf und allseitig eindringend ins Auge gefaßt. Er hatte klar und schmerzlich den verdorbenen Zustand der Kirche erkannt und sich als Docent, Prediger und Schriftsteller unumwunden darüber ausgesprochen, eifrigst auf Besserung gedrungen, die unverkürzte und ungetrübte Verkündigung des reinen Evangeliums, wie es im Worte Gottes enthalten, gefordert; hatte den Mittelpunkt des Christenthums, das eigentlich Evangelische im Evangelium erfaßt, indem er nur die aus dem Glauben entsprungene Liebe als des Gesetzes wahre Erfüllung erkannte, und war hierdurch zugleich in den Mittelpunkt der Opposition gegen die herrschende Kirchenlehre und das ganze darauf gegründete Kirchenthum getreten, das an der Auffassung hing, wonach Gesetzeserfüllung durch Werke die Hauptforderung und Werkheiligkeit das Ergebniß war. Er hatte den helfenden Heiland schon herannahen sehen, hatte gesagt, „ich sehe es kommen, daß unsere Seele in Hunger dahin schwinden wird, wenn nicht aus der Höhe ein Stern der Erbarmung uns aufgeht, der diese Finsterniß, dieses Dunkel von unsern, durch die Lügen der Lenker verzauberten Augen vertreibt und das Licht wiederherstellt, der dieses Joch der babylonischen Gefangenschaft nach so vielen Jahren endlich zerbricht." Schon der Begriff der katholischen Kirche selbst als einer zugleich wesentlich heiligen war ihm zweifelhaft. Ein guter Theil der kirchlichen Lehren, Institutionen, Gebräuche, Fasten, Bußwerke u. s. w. galt ihm als später und unrechtmäßig eingedrungen, eben so schrift- als gnadenwidrig; er hatte Bedenken gegen das Dogma von der Brotverwandlung im Abendmahle. Er äußerte seine Meinungen oft mit aufreizendem Uebermuthe, griff mit Heftigkeit die Autorität der Kirche, die Koncilien und den Papst an und hatte die geistliche Gewalt so ausschließlich auf den Dienst des Wortes und der Liebe beschränkt, daß er nicht angestanden, sie geradezu Tyrannei zu nennen, wenn sie aus diesen Grenzen herausgehe. Dafür war er denn angeklagt, wobei kölner Dominikaner sich als besonders eifrige Werkzeuge bewiesen — „die verzweifelten hoffärtigen Mörder, genannt haereticae pravitatis inquisitores, vielmehr inventores," sagt Luther an der erwähnten Stelle, wo er über Wesel's erfurter Einfluß sich äußert. Im Inquisitionskerker war er

nach zweijährigen Gefängnißleiden gestorben, zwei Jahre vor Luther's Geburt [1]).

Diese Männer standen nicht allein, sie waren Vertreter von Zeitrichtungen, ihre Wirksamkeit hätte schon an sich selbst nicht ohne Einfluß bleiben können. Dieser mußte sich unter den angeführten weiteren Umständen um so gewisser äußern, der herrschende Geist der Universität mußte um so gewisser einen andern Charakter erhalten, als ihn andere Hochschulen trugen, wenn ein Wesel, einer der unmittelbaren Vorläufer der Reformation, bestimmend an ihr gewirkt hatte und sie fortwährend durch seine Bücher regierte. Könnte man hiernach glauben, daß sie sich eine ausschließlich päpstliche Denkart angeeignet hätte? Wird man nicht schließen müssen, daß sie unter den deutschen Universitäten der Zeit die Wiege der reformatorischen Richtung gewesen sei? „Erfordia Praga!" sagte oder flüsterte man einander zu, und es drückt wenigstens die Ansichten und Erwartungen aus, die Manche von der erfurter Universität hegten.

In der That fehlt es auch nicht an Beweisen, daß unter den erfurter Lehrern in Luther's Studienzeit ein hellerer Geist lebendig war. Trutvetter von Eisenach war einer der angesehensten unter ihnen und der, den er am liebsten gehört zu haben scheint, mit welchem er in das genaueste Verhältniß trat. Er konnte ihn späterhin daran erinnern, daß er von ihm zuerst gelernt, man müsse allein den kanonischen Büchern sich gläubig hingeben, alle anderen aber der Prüfung unterwerfen [2]). Auch von dem Augustiner Gerhard Hecker, bei welchem er gleichfalls hörte, ist bekannt, daß er ein helldenkender Mann war. Er äußerte sich wenigstens späterhin in seinem Kloster zu Osnabrück, wohin er sich zurückgezogen, so entschieden im evangelischen Sinne, daß er sich mancherlei Verfolgungen zuzog. Als er 1536 gestorben war, nahm die Gegenpartei das von ihm reformirte Kloster wieder in Besitz und warf Luther's Briefe an ihn in die Hase [3]).

---

1) Ullmann a. a. O. I, 260 ff., 325 f. 410. Erhard a. a. O. I, 188, 285 ff. Motschmann a. a. O. Zweite Fortf. 216. Tentzel a. a. O. 28. Von den Concilien und Kirchen. Plochm. XXV, 325.

2) de Wette I, 109.

3) *Hamelmann.* Opp. hist., 1096, 1126. Centifol. Luther. 518.

Von noch einem andern seiner erfurter Lehrer, Johann Grevenstein, erzählt Luther in der Schrift: Von den neuen eckischen Bullen und Lügen, derselbe habe ihm einst, zu einer Zeit, da er noch nicht daran gedacht, Priester, geschweige Doktor zu werden, ins Ohr geraunt, die Tyrannen, die das kostnitzer Koncil beherrscht, hätten Huß tumultuarisch, widerrechtlich und unüberführt zum Tode verurtheilt [1]). Der erfurter Humanisten und noch anderer namhafter auf der Höhe der Wissenschaft ihrer Zeit stehender Gelehrten, welche damals zu Erfurt wirkten, wird unten gedacht werden.

So viel ist nach dem Allen gewiß, daß an der erfurter Universität Erkenntnisse und Richtungen, Belehrungen und Winke nicht fehlten, welche vollkommen geeignet waren, ihm eine freiere, ja eine abweichende Denkart einzuflößen, ihn allerwenigstens mit der antihierachischen und reformatorischen bekannt zu machen.

Allein die letztere war an der erfurter Universität so vorherrschend, entschieden und lebendig doch nicht, als man wol glaubt, wenn man sie, ihre Anzeichen zusammenstellend, für sich allein betrachtet. Vielmehr war die hierarchische und erhaltende Richtung an ihr die weitaus vorherrschende und stärkere. Von den freisinnigen oder gar abweichenden Zeitrichtungen war an ihr keine bestimmt vertreten, mit Ausnahme der humanistischen, wir werden sehen, in welchem Maße. Nur sehr schwach gab sich die reformatorische an ihr kund. War sie der Herd derselben, die freisinnigste, vorangeschrittenste und tüchtigste Hochschule Deutschlands vor der wittenbergischen [2]), so tritt daraus nur um so mehr hervor, wie gewaltig der hierarchische Geist an den übrigen herrschte und wie trostlos es bei ihnen aussah. Aus dem Nachfolgenden wird sich ergeben, wie Vieles sich an ihr vereinigte, den Geistesaufschwung der studirenden Jugend zu lähmen, freies Denken zu hindern, kirchlich hierarchischen Sinn einzuflößen oder zu befestigen und auszubilden. Die Finsterniß, von welcher Wesel sprach, lag, ob auch von einzelnen Lichtstrahlen durchbrochen, auch hier noch immer auf den verzauberten Augen. So groß war sie, war ihre Macht trotz allen Wesel und ähnlichen Gei-

1) Plochm. XXIV, 24.

2) Ullmann a. a. O.

stern, die sie zu überwältigen nicht vermocht hatten. Erst Luther sollte das Licht wiederherstellen und die Strahlen desselben auch nach Erfurt hinüberwerfen. Nicht die Universität hat es ihm zugeführt, ihn aus dem Joche babylonischer Gefangenschaft nicht befreit. Er zerbrach es, ausgerüstet mit einer Bildung, welche er größtentheils an ihr gewonnen, allein zunächst beugte sie ihn noch mehr unter dasselbe, seiner mitgebrachten Richtung gar zu sehr, seinem Regen und Ringen zur Befreiung gar zu wenig entgegenkommend.

Die Universitäten waren freie Vereine von Lehrenden und Lernenden längst nicht mehr, und überhaupt war die Zeit ihres höchsten Glanzes und ihrer höchsten Bedeutung vorübergegangen. Wenn sie — die deutschen — in dieser Zeit nicht blos im Verhältniß zu allgemein niedrigen Bildungszuständen auf einer hohen Stufe gestanden und viel geleistet hätten, so würde das Schulwesen, die Bildung der Nation, die Wissenschaft nicht haben so tief stehen können, als es der Fall war. Sie wurden ihrerseits dadurch niedergehalten, daß ihnen die Schulen nur sehr wenig vorgeschrittene Schüler zusenden konnten. Ein sehr bedeutender, wenn nicht der größeste Theil der Lehrer bestand doch auch an ihnen aus Geistlichen, und selbst die nicht-geistlichen Rechtslehrer konnten als halbe Geistliche zählen, sofern und weil sie, mit dem geistlichen Rechte sich beschäftigend, als Kanonisten, sehr häufig, wenn nicht in der Regel am meisten und eifrigsten kirchlich und hierarchisch-konservativ gesinnt waren. Bildeten die Universitätslehrer einen besondern, den Gelehrtenstand, und hat sich derselbe um die Erhaltung und das Fortschreiten der Wissenschaft in den mittleren Jahrhunderten große Verdienste erworben, so hatte er sich doch auch von dem Zunftgeiste so wenig frei gehalten, daß er die Wissenschaft selbst zunftmäßig und zunftmäßig-exklusiv gemacht, daß er sie zuletzt dem Leben doch wieder entfremdet, wie sich selbst von den übrigen Ständen abgesondert. Wären die Universitäten geworden, wozu sie die Anlage hatten, so würden sie die fort und fort vorhandene Gebundenheit der Ansichten, der gesammten Bildung, des Gedankens und die Hierarchie selbst überwunden haben. Jene Gebundenheit und die Hierarchie hatten über das freie Denken, Forschen und Wissen ihrerseits den Sieg davongetragen, sodaß zwar nicht alle Freiheit des Gedan-

kens und der Mittheilung fehlte, aber in gesetzten Schranken sich bewegen und dadurch gleichsam erkauft werden mußte, daß die Universitäten diese Schranken selbst hüten halfen. Daher war an ihnen keine echte Wissenschaft, die nicht sein kann ohne wahrhafte, das heißt eine solche Freiheit der Lehre, die nicht gerade da aufgehoben wird, wo sie beginnen muß, bei der Prüfung der bisher gewonnenen Ergebnisse, des für wahr Geltenden. Daher waren sie weniger Fortbildungsschulen der Wissenschaft als Schulen zur Fortpflanzung gelehrter Kenntnisse und feststehender Ansichten. Daher, daß eben sie der jetzt eintretenden Erweiterung der Kenntnisse und Ansichten, der jetzt neu erwachenden Lust des freieren Forschens und Mittheilens sich widersetzten. Durch diese Erweiterung, diesen an ihnen sich Bahn brechenden lebendigen Trieb hoben sie sich zu dieser Zeit allerdings, oder vielmehr sie wurden hierdurch wider ihren Willen gehoben. Als Körperschaften und in den Personen des weitaus größesten Theils der älteren eigentlich angestellten Lehrer übten sie weder auf die von anderen Seiten lebhaft betriebenen staatlichen Umgestaltungen, noch auf die politische Aufklärung der Nation — indem die rechtsgelehrten Doktoren eher verwirrten — oder gar der hülfloseren Klassen, die unter den dienerischen Doktrinen der letzteren gerade zu leiden hatten, nicht auf Fortbildung der Kirche oder der Theologie, nicht einmal auf den Ausbau der Philosophie und der übrigen Wissenschaften einen erheblichen und gedeihlichen Einfluß. An Mittheilung ihres Wissens an die Nation in deutscher Rede und in lesbaren Darstellungen dachten sie nicht. Sie achteten es unter ihrer Würde, anders als lateinisch, ja ein anderes als ein barbarisches Latein zu schreiben, sie waren um so dünkelhafter, je kleinlicher ihre Gelehrsamkeit war; mit der eigensinnigsten Hartnäckigkeit, mit dem unduldsamsten Eifer verfochten sie das oft gedankenlos angeeignete gelehrte Erbtheil der finstersten Jahrhunderte; sie schienen sich berufen zu glauben, den Wissensschatz wie eine Geheimweisheit in den gelehrten Kreisen zu bewahren, und er war um so unfruchtbarer, weil fast ihr gesammtes Wissen ein abgelebtes war. Lehrten sie Neues, so war es Fremdes und Unverstandenes, wie das römische Recht. Meisthin hielten sie sich knechtisch und pedantisch an das Ueberlieferte und Feststehende, machten die Jugend mit dem wahrhaft Wissens-

würdigen, insbesondere den abweichenden Ansichten nicht bekannt, ließen die Kräfte derselben am Nutzlosen, Kleinlichen und Geisttödtenden sich aufreiben, gewöhnten sie an Unterwürfigkeit unter die Satzung und hielten sie nach Kräften von einem freieren Aufschwunge, den Zeitfortschritten und den jüngeren, vom neuen Geiste belebten Lehrern zurück [1]).

Der Grundschade lag in der Unfreiheit der Universitäten, die von weltlicher Seite allerdings wenig überwacht und beengt, dafür aber von der geistlichen beaufsichtigt, geleitet und niedergehalten wurden, was wahrhaft freies Geisteswalten betrifft. Waren sie, zumal die ersten, ohne Zuthun der Päpste entstanden, behaupteten sie denselben gegenüber auch eine verhältnißmäßig bedeutende Selbständigkeit, sie konnten sich nicht lange ihrem Einflusse entziehen, der sich zunächst auf die wichtigste Fakultät, die theologische, und deren Stellung und Wirksamkeit erstreckte und von da aus auf die übrigen, auf jede Wissenschaft sich ausdehnte. Die Päpste beförderten den Besuch der Universitäten, oft den Fortschritt, das Gedeihen der Wissenschaft, eigneten sich aber zum Lohn der Pflege die Bevormundung derselben an und waren in der Regel klug genug, die Lehrer in ihre Anliegen zu verstricken, zu gewinnen, eine solche halbe, zweideutige, oft schädliche Freiheit zu gestatten, welche fast immer die große Mehrheit durch den Schein täuscht, als wäre sie wahre Freiheit. Die Wissenschaft und ihre Vertreter an den Hochschulen konnten nicht weiter vordringen, als es die hierarchische beschränkte und beschränkende Ansicht und Alles beherrschende Macht beliebte und zuließ. Man suchte die päpstliche Bestätigung der Universitäten, hielt sie für unentbehrlich, damit Niemand innerhalb der Christenheit an ihrer Christlichkeit, Tüchtigkeit und dem Promotionsrechte zweifeln dürfe. Die Päpste übten stets eine besondere Aufsicht über sie, die insofern gleich den Schulen kirchliche Anstalten und in der That Dienerinnen und Stützen der Kirche weit mehr waren, als freie selbständige Körperschaften. Paris, die Universitätenmutter, war ursprünglich eine Theologenschule ge-

1) Erhard a. a. O. I, 154. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, VI, 489. Savigny a. a. O. 157, 415 ff. K. A. Menzel a. a. O. VI, 289; VIII, 224.

wesen, deren Schüler gleich denen der früheren Kloster- und Stiftsschulen in strenger Abhängigkeit erzogen wurden. Auch dies hatte sich weiter verpflanzt. Der studirenden Jugend ward große Ausgelassenheit nachgesehen, hinsichtlich ihres Lernens wurde sie geschult und namentlich in den Bursen unter scharfer Aufsicht gehalten, sodaß die Universitäten nicht wenig vom Seminarwesen hatten.

Auch zu Erfurt war doch die Hochschule wie alle übrigen in den mittleren Jahrhunderten unter päpstlicher Autorität gestiftet, und selbst das, daß man sogar zur Zeit des Schismas, der Verwirrung aller kirchlichen Verhältnisse, des so tief gesunkenen Ansehens und Gewichts der Päpste, nicht von fern daran dachte, der Bestätigung der obersten Kirchengewalt entrathen zu können, beweist, wie sehr das Zeitalter noch von der hierarchischen Macht und Grundansicht beherrscht war. Papst Klemens VII., an welchen die Stadt zuerst sich wendete, sagt in der Bulle von 1378, in welcher er sich geneigt erklärt, dem Ansuchen derselben zu willfahren, er glaube freilich nicht, daß die Erfurter besonderer Ermahnungen bedürften, bitte und fordere jedoch von ihnen, wofern sie seine und der Kirche, ihrer Mutter, Ehre suchten, daß sie als wahre Katholische ihm anhängen wollten. Man trat mit den Privilegien Klemens' VII. nicht hervor, weil er es in Deutschland zu allgemeiner Anerkennung nicht zu bringen vermochte, und erbat und erhielt deren neue von Urban VI. und Bonifacius IX., von welchem auch noch einige andere wichtige Verordnungen für die erfurter Universität herrühren. Bonifacius IX. ließ indeß ganz und gar Nichts zu, wodurch das päpstliche Ansehen Abbruch hätte erleiden können. Auch die Universität zu Erfurt wurde sofort der Oberaufsicht einer kirchlichen Behörde unterworfen. Der Papst übertrug das, zuerst dem Dechanten des Marienstifts bestimmte Kanzleramt 1396 dem mainzer Erzbischofe, der es durch einen Prokanzler seiner Wahl verwalten ließ. Die Erzbischöfe mochten bis auf einen bestimmten Punkt, in einzelnen Fällen und namentlich dann, wenn sie ihre Rechte gekränkt hielten, Widersacher der Kurie sein, so aber war ihre Gesinnung keineswegs, daß sie auch nur von fern an die Befreiung der Kirche oder Wissenschaft von der Beherrschung der Hierarchie, auf deren Stufenleiter sie zunächst

der Spitze standen, gedacht, ein wahrhaft freies Forschen, vom Herkömmlichen, Bestehenden abweichende Regungen an einer Universität geschützt oder nur geduldet haben sollten. Gerade Erzbischof Berthold, der in politischer Beziehung so hell blickende, die Seele aller Versuche und Bestrebungen am Ausgange des 15. Jahrhunderts, das Reich wieder zu ordnen, was ohne Verminderung des päpstlichen Einflusses nicht geschehen konnte — gerade er erließ (1486) das erste Censuredikt in Deutschland, unter Androhung harter Strafen und namentlich der der Exkommunikation. Auf Beschränkungen der Forschung und Lehre im hierarchischen Sinne deutet schon das hin, daß die Universität wie andre bei ihrer Stiftung das Recht erhielt, in allen erlaubten Wissenschaften zu lehren. Dabei wurde freilich zunächst nur an die schwarzen Künste als geheime und verbotene Wissenschaften gedacht, allein thatsächlich und indirekt war jede Wissenschaft, jede Erweiterung und jede Behandlung derselben unerlaubt, die vom Herkömmlichen abwich oder über die Schranken hinausging, welche die Hierarchie der Theologie und diese allen übrigen Wissenschaften gesetzt hatte. Die Theologie und das kanonische Recht, sowie die von der erstern beherrschte Philosophie behaupteten, wie an allen Universitäten, auch hier ein entschiedenes Uebergewicht über die anderen Wissenschaften, die, als noch in der Kindheit befindlich, von ihnen weit mehr bestimmt und niedergehalten wurden, als daß ein gleichmäßiger, wechselseitiger Einfluß stattgefunden hätte. Da das kirchliche Lehrsystem in seinen wesentlichen Bestimmungen festgestellt war, so wurde das theologische, und mit ihm alles übrige, weil von ihm beherrschte Denken in sehr engen Schranken festgehalten. In der Theologie durfte Nichts, was der autorisirten Lehre zuwiderlief, in keiner Wissenschaft durfte Etwas als Wahrheit sich geltend machen wollen, was mit der theologischen Rechtgläubigkeit stritt, eine mit der von ihr ausgehenden und durch sie bedingten unvereinbare Denkweise eingeführt hätte. Die katholische Kirche setzte eine katholische Theologie, diese eine katholische Geschichte, Erd- und Himmels- und Naturkunde, sowie eine katholische Poesie und Kunst voraus. Wenn nun die Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch bedeutende Fortschritte machten, so veränderte dies doch den kirchlich-hierarchischen

Grundcharakter der Universitäten noch ganz und gar nicht. Es kam hauptsächlich auf die Theologie an, und diese war noch ganz die mittelalterliche. An allen Universitäten lasen die Theologen die Bibel nur äußerst selten in der Grundsprache und banden sich dafür an die dogmatischen Lehrbücher der berühmtesten Scholastiker, die ihnen für eben so große Autoritäten galten als den Rechtslehrern das päpstliche und kaiserliche (römische) Recht, den Medicinern Galenus und Hippokrates, den Philosophen Aristoteles. Die Sprach- und Alterthumskunde hatte angefangen, sich Geltung an mehren Universitäten und unter ihnen auch an der erfurter zu verschaffen, wurde jedoch keineswegs von ihr gefördert. Geschichte, Naturkunde wurden allgemein vernachlässigt. Bei jener, wenn sie getrieben wurde, war an eine pragmatische Behandlung, an Kritik, bei dieser an wahre Naturbeobachtung nicht zu denken. Die Gelehrsamkeit und das Lernen mußten daher auch an den Universitäten zumeist Gedächtnißsache sein. Für den größesten Gelehrten galt, wer in seinen Autoritäten am meisten bewandert war und am besten Worte darüber zu machen wußte. Die Lehrer schwören auf ihren Aristoteles, Galen u. s. f., die Schüler auf das Wort der Lehrer. Die Abweichungen von einmal Angenommenem bestanden fast nur in Spitzfindigkeiten, die Denk- und Redeübungen fast nur in Disputationen über Spitzfindigkeiten, in Wort- und Begriffklaubereien. Die Art, wie die Wissenschaften in den mittleren Jahrhunderten betrieben wurden, war eins der vornehmsten Mittel gewesen, durch deren Anwendung die Kirchenlehre und die Hierarchie zu ihrer Ausbildung und Macht gelangt war, und durch dasselbe Mittel wurde die letztere auch jetzt noch behauptet: die ganze wissenschaftliche Methode war noch die alte [1]).

In Erfurt stand es im Wesentlichen nicht anders.

Gemäß den Statuten versammelte sich die ganze Universität mit allen ihren Mitgliedern vor dem Beginn der halbjährlichen Vorlesungen zu Anhörung einer Messe. Alle Fakultäten hatten sich unter den Schutz von Heiligen gestellt. Die philosophische, die sich statutenmäßig vor dem Anfange jedes Dekanats gleich-

1) Allg. Kirchenzeitung 1844, Nr. 46. Erhard I, 160 ff. Ranke a. a. O. I, 240 ff.

falls zur Anhörung einer Messe versammelte, welcher jedes Mitglied beiwohnen mußte, stand unter dem Schutze des heiligen Georg, und ihr Siegel stellte die heilige Jungfrau, wie das der Juristen den heiligen Papst Gregor VII. vor. Eins der für sie bestimmten Kollegien war gleichfalls der Jungfrau gewidmet. Der Patron der Rechtslehrer war der heilige Ivo. Sie feierten seinen, die Theologen des durch und durch mönchischen heiligen Hieronymus Tag durch eine solenne Messe. Die biblischen Bakkalaureen und Licentiaten mußten schwören, nichts wider den Ausspruch der heiligen Mutterkirche und approbirter Lehrer zu lehren und dem Dekane so rasch als möglich Anzeige zu machen, wenn sie wüßten oder hörten, daß ein der Fakultät Inkorporirter Ketzerei säe und lehre, oder Irrthum oder sonst Etwas, das wider die Entscheidung der Kirche wäre. Im Kollegium Amplonianum, gestiftet von dem Mediciner Amplonius Rattingen de Fago, mußte jeder Kollegiat den Statuten gemäß täglich die kanonischen Horen und das Miserere pro Defunctis lesen und einer Rede über die Jungfrau beiwohnen. Kein Kollegiat sollte sich direkter oder indirekter Hinneigungen zu Ketzereien schuldig machen, sich hussitischer und realistischer, der in Erfurt mißbilligten philosophischen Principien, enthalten. Wäre ein Kollegiat des Irrthums oder der Ketzerei verdächtigt, so sollten Rektor und Universität befugt sein, eine Untersuchung wider ihn einzuleiten und ihn zu strafen. Bei Tisch sollte eine geistliche Vorlesung gehalten, an Sonn- und Festtagen die Parochialkirche besucht werden. Die Statuten sind überhaupt eine sehr strenge, ins Einzelne gehende Lebens- und Studienordnung. Von einem der Administratoren dieses Kollegiums, Johann Hoensheym von Bercka, erhielt Luther die Bakkalaureenwürde. Aehnlich waren alle Kollegien eingerichtet [1]).

Schon aus den angeführten Einzelheiten sieht man, wie geistlich der Zuschnitt und wie beengt das Studium auch an der erfurter Universität war. Ihr Zögling Luther äußert sich denn auch mehrfach sehr unmuthig über die „verfluchte Weise," die seiner Zeit in den hohen Schulen regiert habe, „mit Eiden

1) Motschmann a. a. O. V, 662; I, 5 ff. 147. *Osann*, Erf. lit. III, 36. *Sinnhold*, III, 27 ff.

und Gelübden alle Ding wehren und auszurichten, die arme Jugend so schändlich verstricken ohne alle Noth." An allen Universitäten habe geherrscht die „Tyrannei, da man schwören müssen, nichts zu lehren, das wider die allerheiligste römische Kirche und die Lehrpunkte der Menschen (die autorisirte Lehre) sei; da Niemand sagen dürfen, das ist die Lehre der Schrift, da es dem allerheiligsten Schrein des allerheiligsten päpstlichen Herzens allein zustand zu urtheilen, was sie lehre [1])." Als die Kleriker reich und faul geworden, ihre Pflichten vernachlässigt hätten, da wären erfunden die „Mordstricke" der Gelübde, die Jugend zwangsweis zu zügeln, „damit sie die Gewissen gefangen unter der Zucht hielten, daß ein Jeglicher sich selbst mußte durch Furcht der Hölle inhalten, daß die Meister Ruhe hätten. Wie denn auch in den Hochschulen der verdammte Brauch ist, die Jugend mit Eiden verstricken und ihr Gewissen martern, auf daß ihre Hüter nicht dürfen wachen noch sorgen und faul schlafen mögen. Also sind aus den freien christlichen Schulen ängstliche Klöster, Nothställe und rechte unchristliche Teufelsschulen worden." Da wären denn viel falsche Eide geschworen von solchen, die sich nur widerwillig hätten binden lassen [2]). Er aber gehörte zu denen, deren „Gewissen gefangen wurde," die „sich selbst durch Furcht der Hölle inhielten." Mit einem wahren Ingrimm über seine Verblendung spricht er von „dem grausamen Blitzen und Donnern in den Bullen, wie sie überall hinten daran hängen, also: so Jemand freventlich hiewieder zu thun sich vermessen würde, daß er einfället in den Zorn des allmächtigen Gottes und seiner Apostel Petri und Pauli." Er sagt es, daß ihm das göttlich geschienen, daß er den Lug und Trug nicht gemerkt, und nur daraus weiß er es sich zu erklären, daß dadurch ein Schrecken in alle Welt getrieben, selbst viel Heilige und Auserwählte betrogen worden, eine gemeine Furcht in die Welt gekommen, daß Jedermann sich hüten müssen, durch teuf-

1) Bedenken und Unterricht von den Klöstern und allen Gelübden (1522), Plochm. XXVIII, 10. Auslegung der 22 ersten Psalmen zu Ps. 10. V 8. Ps. 9. V. 19.

2) Urtheil von den geistlichen und Klostergelübden, Walch XIX, 1903. Offenbarung des Antichrists (1529), Walch XVIII, 1911.

lische Eingebung, wie man gesagt habe, dem heiligen Vater schädlich zu sein, oder seinem Willen zu widerstreben. Welche Zerrüttungen und Uebertretungen menschlicher und göttlicher Gebote der Bann und die Furcht des Banns aber auch anrichten möchten, die Hochschulen säßen und schwiegen still, hörten, nähmen an, folgten mit Demuth und Ehrerbietung wie gehorsame Kinder der Kirche allen Lügen und Greueln. Er führt einige von den Eidesformeln an, durch welche die angehenden Lehrer sich verpflichteten, der römischen Kirche und den Päpsten treu und gehorsam zu sein, was ihnen den letzteren Schädliches kund werde, zur Anzeige zu bringen, dem Papstthume zum Schutze seiner Vorrechte wider Jedermann behülflich und beflissen zu sein, sie zu mehren und zu fördern, die Ketzer und Schismatiker nach Vermögen zu bekämpfen und zu verfolgen u. s. f. Er fügt bittere Anmerkungen hinzu, u. A. die, daß die Doktoren doch ausrichten wollten, was sie angelobt und nun, da sie dem Papstthume Privilegien weder ertheilen noch mehren könnten, seiner Tyrannei Wachsthum dadurch förderten, daß sie die Rechte und die heilige Schrift verdreheten und den Päpsten zu Gefallen unbillige Urtheile in Gerichten und Konciliен sprächen [1]). Im römischen Sinne zu lehren war der Beruf der Universitätsdoktoren, ihr Ansehen, ihre Stellung hing davon ab. Auf so etwas zu verzichten um der Wahrheit oder Wissenschaft willen ist nur den Wenigern gegeben. Selbst die Mittelguten und Wohlmeinenden täuschen sich in den Glauben an die Satzung hinein, die sie zu lehren irgendwie bezahlt werden. Ebendaher wurde die Tyrannei, von welcher Luther spricht, kräftigst durch den eignen Nutzen der Doktoren unterstützt, die durch geistliche Titel, Würden und Präbenden den hierarchischen Anliegen eng verbunden zu sein pflegten, dem Bestande der Universitäten wie sie waren, welche „eine solche Unzahl von Doctores und Hochgelehrten gebaren," sodaß die römische Lehre und Herrschaft sich eben am festesten auf die Fakultäten der Juristen und Theologen gründete, deren Weisheit ihr diente, die „alle Bisthümer, Gerichtsfäle, Tempel

1) Offenbarung des Antichrists, Walch XVIII, 863. Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1414. Warum und wie ein christlich Concilium frei sein sollte, Walch XVI, 2576.

und Predigtstühle inne hatten." Sie, sie vor allen hätten, meint er, pflicht- und berufsmäßig wider die Lügen und Schändlichkeiten einmüthig schreien und schreiben müssen: „Ja, wend das Blatt um, so findest Du es [1])."

Wie dürftig war für die Studien gesorgt, wenn man auch nur ansieht, worüber die Jugend in Erfurt Gelegenheit hatte, sich zu belehren Nach den Statuten der philosophischen Fakultät waren die ersten und am längsten dauernden Vorlesungen aristotelischen Büchern gewidmet, sodann wurde gelesen über den Euklid, Sternkunde, Musik, Verskunst, über den Donat und Alexander, Boethius und Priscian. Das ist fast Alles. Politik wurde nach Aristoteles gelehrt, was schon gut genug gewesen wäre, wenn man daneben die deutschen staatlichen Verhältnisse zu erklären, seine abstrakte Weisheit für die Beurtheilung derselben fruchtbar zu machen gewußt hätte. Man verstand jedoch die aristotelische Politik nicht einmal so anzuwenden, wie es von Seiten der Vorfechter Ludwig's des Baiers und den Gerson zu Konstanz geschehen war, d. h. wenigstens energisch, wenn auch verkehrt genug. Von Statistik, Geschichte, deutscher Geschichte, war nicht die Rede, so wenig als von Kirchengeschichte bei der theologischen Fakultät. Wir hörten schon, wie sehr er es beklagte, in Geschichte nicht unterrichtet zu sein. Auch auf den Mangel einer brauchbaren Geschichte der Kirche dehnte er die Klage aus. In einer Vorrede zu Barn's Werke vom Leben der Päpste (1536) äußert er, man habe kaum einzelne zerrissene Stücke einer Kirchenhistorie, eine wahre, nach Gebühr eingerichtete Historie nicht, am wenigsten eine von den Päpsten. Weil die Christenheit der Wahrheit nicht gehorchen wollen, habe ihr Gott nach der Vorhersagung des Apostels kräftige Irrthümer gesendet, daß sie der Lüge geglaubt, Christum nach und nach vergessen und sich einen neuen Abgott in der Kirche setzen lassen, von welchem nun nicht einmal eine wohl eingerichtete Geschichte vorhanden sei, weil seine Schmeichler seine Schande dermaßen bekleistert, seine falschen Tugenden dermaßen gerühmt, und seine Schlüssel und Banngewalt so hoch erhoben, daß er nach ihren Darstellungen nicht blos als Statthalter Gottes auf Erden, sondern

1) An den christlichen Adel, Plochm. XXI, 304.

als halb Gott, halb Mensch, als ein irdischer Gott erschienen sei, der mehr als Gott selbst gefürchtet und angebetet werden müsse. Die Freiheit, an Christum zu glauben, habe er gänzlich unterdrückt, Alle in Furcht und zum Schweigen und selbst die besten Könige und Fürsten durch Trug, Listen und Gewalt dahin gebracht, daß sie ihm die Füße küssen müssen. Es würde vielleicht nicht geschehen, ihm nicht so glücklich gelungen sein, wären seine Thaten wahrhaftig beschrieben und fromme Leute dadurch nach Gebühr erinnert. Einzelne hätten freilich eine Ahnung davon gehabt, den eigentlichen Verhalt der Sache aber doch nicht auffinden und ans Licht bringen können. Auch fand er ihn selbst späterhin zunächst nur durch Schriftstudien. Sehr bezeichnend setzt er hinzu: „Ich zwar, der ich anfangs der Historien nicht sehr kundig war, habe das Papstthum von fern aus der heiligen Schrift angegriffen, jetzo aber freue ich mich herzlich, da ich sehe, wie Andere dasselbe auch von hinten, d. i. aus der Historie angreifen, und dünke mich ganz zu triumphiren, da ich sehe, wie hell und klar die Historien mit der Schrift einstimmen. Denn was ich aus Paulus und Daniel gelernet, daß nämlich der Papst der Widerwärtige Gottes sei, das schreien gleichsam die Historien und weisen es mit Fingern und zeigen den Mann selbst eigentlich [1])."

Es leuchtet von selbst ein, wie schlimm es war, daß sich die Kirchengeschichte in einem solchen Zustande befand, zumal bei der innigen Verflechtung der deutschen weltlichen Geschichte mit der der Kirche. Die „wälschen Chronikschreiber" verdarben auch jene, sagten und hoben hervor, wie der Papst das römische Kaiserthum wieder aufgerichtet und an die Deutschen gebracht, wie es Keinem wohlergangen, der wider das Papstthum gestanden sei, wie die weltlichen Fürsten sich versündigt an der Kirche und den Päpsten zu lässig beigestanden und Aehnliches mehr. Seit Innocenz III. hatten sie nicht aufgehört gerade solche Sätze wie den von der Uebertragung des Kaiserthums auf die Deutschen diesen einzupredigen, und man weiß, welche Ansprüche daraus hergeleitet wurden und wie eben das Dunkle und Unbestimmte der Begriffe wirkte, die man damit verband. Wesentlich

1) Walch XIV, 350 ff.

half diese Geschichtschreibung die Christenheit und insbesondere die Deutschen zu täuschen, ihnen eine übertriebene Ehrfurcht vor den Päpsten, eine übersteigerte geistliche Gesinnung, die römische statt einer nationalen Ansicht von den Zuständen ihrer Vergangenheit und Gegenwart einzuprägen, und diese wälschen und verwälschten Chronikschreiber waren es, woran sich Luther in seinen früheren Jahren hielt; die oben erwähnten in einem entgegengesetzten Sinne geschriebenen kleinen Geschichtswerke scheint er entweder nicht kennen gelernt oder doch nicht beachtet zu haben. Valla's Kritik hatte längst die Falschheit der historischen Tradition von der Schenkung Konstantin's erwiesen, Nikolaus von Kus die von der Uebertragung des Reichs mit unwiderleglichen Gründen in Zweifel gezogen: aber diese wichtigen Ergebnisse der Forschung waren in Erfurt unbekannt oder todt. Keine Spur weist darauf hin, daß Luther sie und Aehnliches dort kennen gelernt hätte, man muß das Gegentheil annehmen. Es währte lange, bis er die wahre deutsche Geschichte unter der Hülle der wälschen Darstellungen erkannte, wo er denn nur mit dem lebhaftesten Verdruß, Scham und „Erbarmen" daran dachte, daß die Klagen der letzteren über die Versündigungen der Fürsten an der Kirche in Wahrheit nur bedeuteten, „wie oft und viel der Papst an den Kaisern und Fürsten samt der ganzen deutschen Nation sein Gespött getrieben, mit großem Muthwillen und trotziger Kühnheit sein Spiel aus ihnen gemacht, sie wie die unvernünftigen Bestien umgeführet, hin und her geschleudert und gebraucht hat zu morden, zu kriegen, zu rauben, zu aller Schalkheit und Büberei, und hat sie indeß immer genannt die lieben Söhne der Kirche, womit sie die große Gnade verdienen mußten, daß er das Kaiserthum auf sie gewendet, damit sie wahrlich dem Teufel zu dienen sind gezwungen worden[1])."

Sehr häufig waren Disputirübungen und Examina. Vor Ertheilung der philosophischen Magisterwürde examinirte man zu Erfurt die Kandidaten in fünf circulis, anderthalb Stunden in Aristoteles' Physik, Metaphysik, dem Buche von der Seele u. s. f., eine halbe Stunde in der Erd- und Himmelskunde, aus dem Buche von den Meteoren, über Gedächtniß, Schlaf, Wachen,

1) Offenbarung des Antichrists, Walch XVIII, 1864 ff.

Kürze und Länge des menschlichen Lebens und Aehnliches, eine Viertelstunde aus den ethischen, politischen und ökonomischen aristotelischen Büchern, eine Achtelstunde und eine noch geringere Zeit aus noch andern aristotelischen Büchern, in der Musik und Mathematik. Schon hieraus ist ersichtlich, daß man nur wenig, kaum mehr als Anfangsgründe foderte, und daß man es nicht zu hoch anschlagen darf, als Zeichen einer bedeutenden Gelehrsamkeit, wenn Luther schon nach zwei Jahren das Bakkalaureat, nach vieren die Magisterwürde erlangte und aristotelische Vorlesungen hielt. Nur in Erwägung der dürftigen Schulbildung, die er mitbrachte, und des allgemein dürftigen und doch schwer zu erwerbenden Wissens erscheint es viel [1]).

Hatte sich die Universität eine so ausschließlich päpstliche Gesinnung nicht angeeignet wie andere, so fehlte doch sehr viel, daß sie, als er in Erfurt studirte, eine reformatorische gezeigt hätte. Selbst das Auftreten und Wirken einzelner das Herkömmliche bekämpfender freisinniger Lehrer an ihr stellt sich so sehr als Ausnahme dar, daß es nur um so mehr auf die Regel, darauf schließen läßt, daß die konservative Ansicht und Gesinnung weit vorherrschte, die Ansicht und Gesinnung, welcher alles Abweichende als Irrthum und Ketzerei erschien und der jene Verbote, jene Anordnungen und Strafen wider dergleichen entflossen waren. Man könnte sagen, welch eine Finsterniß mußte es sein, die selbst so hellen Lichtern nicht gewichen war, als womit die Jüterbock, Wesel u. s. f. hineingeleuchtet.

Die hierarchische Gesinnung und Richtung war nach aller Wahrscheinlichkeit mitgebracht und verstärkt eben von der Mehrzahl der aus Böhmen nach Erfurt gekommenen Lehrer, von welchen keineswegs bekannt ist, daß sie in irgend einem Sinne Anhänger der Lehre Hussens gewesen wären. Es läßt sich vielmehr voraussetzen, daß die nationale Abneigung und das Gefühl der beleidigten Volksthümlichkeit, der Unwille über ihre Vertreibung von Prag den Antihussitism bei ihnen zuerst erzeugt hatte, der nach den hussitischen Bewegungen und Kriegen an allen deutschen Universitäten herrschend wurde und wesentlich mitwirkte, daß auch sie dem römischen Systeme sich wieder um so mehr hin-

1) Motschmann a. a. O. Erste Fortsetzung 434, 446.

gaben. Er zeigte sich an der erfurter Universität schon früh sehr deutlich, vererbte sich auf die nachfolgenden Zeiten, begegnete sich mit den auch sonst hier vorhandenen Abneigungen gegen Ketzereien, insbesondere auch die böhmische, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn dieselben bei Luther eben durch die Universität verdoppelt und erst recht ausgebildet wurden, wenn ihm, wie er 1519 während der leipziger Disputation so nachdrücklich zu erkennen gab, und 1522 selbst den böhmischen Landständen schrieb, die Böhmen „in seinen früheren Jahren, weil sie sich von der kirchlichen Einigkeit trennten, stets verhaßt waren [1]),“ wovon wir noch mehre Beweise erhalten werden; wenn er in Erfurt erst recht päpstlich und römisch, und zwar grundsätzlich gesinnt wurde. Das Ansehen der Lehrer erhöhete seinen früh eingesogenen volksmäßigen Widerwillen gegen die Ketzer, die Männer der Wissenschaft wußten den letzteren und die hierarchische Ansicht und Stimmung sowol besser und tiefer als scheinbarer zu begründen.

Wiklef hatte nicht blos arge Mißbräuche im Kirchenwesen, grobe Entstellungen der ursprünglichen christlichen Wahrheit angegriffen; nicht blos darauf war bei seinen Angriffen das Absehen gerichtet gewesen, die Kirche und die Kirchenlehre auf die Lehre der heil. Schrift und die kirchlichen Einrichtungen in der ältesten Zeit zurückzuführen: er hatte auch Behauptungen aufgestellt, durch welche jede öffentliche Ordnung, die kirchliche und staatliche, gefährdet wurde. Die Zerrüttung in allen Verhältnissen am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts, insbesondere der tiefe Verfall des Papstthums und der Kirche, die Mißhandlungen, welche die Nationen von den geistlichen Häuptern erdulden mußten, hatten jenes Aeußerste hervorgerufen und gewannen ihm Anhänger. Der Mißmuth, die Erbitterung, die Klagen waren allgemein; ein Geist der Neuerung, Verlangen nach Reform und Umwälzungssinn hatten das ganze Zeitalter ergriffen. In dieser Gährung hatten die wiklefitischen Lehren Anklang gefunden. Huß erneuerte sie in Böhmen, wurde dort ihr gewaltiger Vertreter. Die Zeitstimmung erzwang das kostnitzer Koncil. Es war bestimmt die Kirche zu reformiren, sollte

1) De Wette II, 225. Leipziger Disputation, Walch XV, 1114.

insbesondere in den böhmischen Händeln entscheiden, das päpstliche Schisma, sowie die Spaltung beendigen, womit die hussitische Lehre die Kirche bedrohte. Es brachte die Reformation nicht zu Stande, weil diese nach zu langer Zögerung gar zu schwierig geworden, weil das Papstthum entgegenwirkte, über sich und seine Nothwendigkeit zu täuschen verstand, weil die päpstliche Gesinnung, überhaupt die Zugängigkeit für Täuschungsmittel noch zu stark war, weil endlich die für die Reform Gesinnten und Kämpfenden, so groß ihr Eifer sich erwies, der Aufgabe sich nicht gewachsen zeigten. Die reformatorische Versammlung ließ sich selbst die gröbsten Mißgriffe zu Schulden kommen. Sie ließ sich verleiten, in Huß ihre eigenen reformistischen Grundsätze zu verdammen. Wie hätte eben von Konstanz her ein wahrhaft freier Geist sich vererben können, wo gerade die Wahrheit „recht auf das Haupt geschlagen und verspottet worden, ja gar zu Boden gestoßen, mit dem heiligen Manne, Johanne Huß, den sie als einen Ketzer verdammten und verbrannten, und den Greuel päpstlicher Gesetze, daß er an der heiligen Stätte stehen sollte, aufrichteten. Sint der Zeit her haben sie nie aufgehöret, auch öffentlich der Wahrheit unter das Angesichte zu speien und sie zu verspotten. Denn wer allda zu Kostnitz, zu Rom, oder in den Schulen der Ketzermeister und Verdammer, etwas beständiglich hielte und behauptete wider ihr Urtheil, das ward ihm, mit einträchtigem grimmigem Rasen und Wüten aller derer Gegenwärtigen, für eine lästerliche, schändliche Ketzerei aufgerücket und vorgeworfen, ja, man wirft sie einem noch heutiges Tages vor[1].“ Die Bischöfe waren durch ähnliche Eide wie die Universitätslehrer gebunden. Was konnte man von einem „päpstlichen“ Koncile hoffen, in welchem „solche Doctores disputirten, solche Bischöfe die Endurtheile abfaßten[2]?“ Die Doktoren und Prälaten der Opposition, deren Vorkämpfer, die vornehmen Universitätsgelehrten, die Gerson,

1) Auslegung der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 22. V. 19. Walch IV, 1784.

2) Warum und wie ein christlich Concilium frei sein sollte. Walch XVI, 2587.

d'Ailly u. s. w. und ihre Nachfolger zu Basel, waren doch, indem sie die kirchlichen Verderbnisse aufs heftigste angriffen und ihre kühnen Grundsätze von der Unterordnung der Päpste unter die Kirchenversammlungen aufstellten und geltend zu machen suchten, zuletzt nur gemeint, die Gewalt des Papstthums an die Kirche zu bringen, unter welcher sie sich selbst, die geistliche Aristokratie verstanden. Statt der Päpste wollten sie Namens der Kirche unfehlbar sein. So groß ihr reformistischer Eifer war und so nahe sie — Gerson namentlich — den wiklefitischen Lehren kamen, sodaß sie folgerichtig dem römischen Katholicism hätten entsagen müssen: sie behaupteten hartnäckig das Ansehen der Kirche und Kirchenlehre, traten mit noch größerem, mit dem engherzigsten Eifer für dasselbe auf, wurden fanatische Verfolger der Abweichenden, Derer, die kühner und unbefangener als sie den letzten durch die gemeinschaftlichen Grundsätze gebotenen Schritt thaten, sodaß sie das Schändliche und Ruchlose, den Ketzern nicht Wort zu halten, anriethen und vertheidigten. Sie wollten die Kirche, die Lehre reinigen, ihre Herrschaft aber, ihre Zwangsgewalt um kein Haar breit vermindert wissen. Sie sprachen von dem Ansehen und dem Werthe der Bibel als von dem Urquell aller christlichen Erkenntniß, ja sie strebten durch Hinführung auf die Bibel die Theologie zu bessern, zu vereinfachen, aber die Kirche blieb ihnen doch die höchste und letzte Instanz für die Auslegung, den wahren Sinn der heil. Schrift. Welches Ansehen sie der letzteren beilegen, wie oft sie sich auf dieselbe berufen mochten, es war keine Folgerichtigkeit, keine Klarheit, kein Ernst darin. Das Grundübel lag viel tiefer, als sie es suchten, im kirchlichen Lehrsysteme, in welchem sie selbst noch viel zu sehr befangen waren. Zum wenigsten ließen sie sich davon hinweglenken, verwarfen Hussens Behauptung, daß die päpstliche Würde von den römischen Kaisern entsprungen sei, und behaupteten — eben d'Ailly — den päpstlichen Vorrang. Sie wollten zuletzt selbst nichts mehr wissen von der Entbehrlichkeit des Papstthums, von Anfang nichts von individueller Denk- und Glaubensfreiheit; von wahrhafter Achtung der Gewissensrechte hatten sie keine Ahnung. Von Anfang befanden sie sich im Wesentlichen noch fast ganz im mittelalterlich-hierarchischen Gedankenkreise, und geriethen immer tiefer in denselben wieder

hinein, jemehr ihr Eigennutz, ihr Standesgeist, ihr Sektengroll und ihre Gelehrteneitelkeit sie antrieb, Huß zu verdammen. Sofern sie seine Ansichten getheilt hatten, suchten sie sich von denselben so weit als möglich durch Einschränkungen und spitzfindige Distinktionen wieder zu trennen. Huß hatte nicht etwa blos die Päpste und deren Allgewalt angegriffen, sondern auch den von derselben nicht mehr zu trennenden Nutzen der Bischöfe und Prälaten. Huß war ein geringer Volkslehrer, war Realist und die Prälaten und Doktoren des Koncils waren Nominalisten. Gerade die Schulweisen waren es, die zu Konstanz den Sieg des Papstthums herbeiführten, und ließen sie zu Werkzeugen der römischen Ränke sich machen, so wurden ihre Sinnesverwandten zu Basel Opfer derselben und der Rathlosigkeit der deutschen Fürsten, von welchen sie eben so schmählich im Stich gelassen wurden, als sie selbst ähnliche Fehler wie die Kostnitzer einen nach dem andern begingen. Die Vertheidiger des Papstthums konnten nicht blos Wiklef's und Hussens Behauptungen, sondern auch die Grundsätze der reformistischen Doktoren, und nicht ohne allen Grund und noch weniger ohne Schein, als wirklich zerstörerisch, jede Ordnung gefährdend bezeichnen. Wenn man den Böhmen nachgab, die Reform zu Ende führte, wie sie eingeleitet worden, wenn das Papstthum beseitigt oder zur Ohnmacht heruntergebracht wurde, so trat die Gefahr einer allgemeinen gewaltsamen Erschütterung ein, deren Ausgang man nicht in der Hand hatte, so schien die Einheit und Selbständigkeit der Kirche verloren gehen, die Kirche aufgelöst, der weltlichen Seite dienstbar werden zu müssen, deren Habgier, deren rohen Gewalt sie und die christliche Wahrheit zu entziehen das Papstthum Jahrhunderte gekämpft. Man konnte darauf hinweisen, daß sich aus Hussens Grundirrthum von der Einerleiheit des äußern Rechts und der innern Sittlichkeit die ausschweifenden Grundsätze umwälzerischer Schwärmerei und rasender Gleichheitswuth der Taboriten entwickelt hätten. Die Begharden waren in Böhmen wieder erschienen, die schrecklichen Sektirer des 13. und 14. Jahrhunderts, die von der Verachtung des äußern Kirchenthums bis zur Auflösung aller göttlichen und menschlichen Gesetze fortgeschritten waren. In die Rasereien der Adamiten verfallen, waren sie selbst von den Taboriten verfolgt, welche ihrerseits

jene Greuel begangen hatten, wie Europa sie noch nie erlebt und unter deren Verheerungszügen Deutschland am meisten gelitten. Offenbare und große Blößen gaben ebenfalls die Meinungen der erfurter und thüringischen Begharden, leicht war es, sie als gefährlich für die bürgerliche und kirchliche Ordnung darzustellen. Man war zu Konstanz davon ausgegangen, das die Kirche beunruhigende und zerrüttende Schisma beendigen zu wollen, aber schien nicht eine unabsehbare Saat von Verwirrungen und Kirchenspaltungen eben aus dem Grundsatze der kostnitzer Doktoren hervorgehen zu müssen und hervorzugehen, daß die Kirche, wie jede andere Gesellschaft, das natürliche Recht jeder unabhängigen Gesammtheit habe, jeden beharrlich gegen das Gemeinwohl handelnden Vorsteher und Fürsten abzusetzen, mochte man die verkehrte Begründung des Grundsatzes auf die aristotelische Lehre oder die Bestrebungen und Erfolge der großen Koncilien in Betracht ziehen, die das Haupt unter die vornehmsten Glieder zu bringen trachteten, statt der gehofften Verbesserungen nur endlose Schwierigkeiten ins Leben riefen, der Kirche mit ähnlichen Zuständen, ähnlicher Schwächung des Oberhaupts, dieselbe Zerrüttung zu bereiten schienen, in welcher das Reich der Deutschen sich befand?

Erinnert man sich bei dem Allen, mit welcher Gewandtheit der päpstliche Primat und das ungeschmälerte Ansehen desselben zu Konstanz vertheidigt wurde, womit ein Aeneas Sylvius die Grundsätze und das Benehmen der reformistischen Partei zu bekämpfen wußte so erkennt man, wie natürlich es war, daß nicht blos finstre Köpfe und Nutznießer der Mißbräuche, sondern auch wohlgesinnte und helldenkende Männer dem römischen Systeme zuneigten, die reformistischen Ansichten der kostnitzer und baseler Doktoren mißbilligten und zuletzt alle Reformversuche für zu mißlich, die Gefahr dabei zu groß erachteten. Es war natürlich genug, wenn bei den Doktoren der Universitäten, bei den Nominalisten, die gründlichste Ketzerabneigung herrschend blieb, selbst wenn sie freier dachten, manchen Ansprüchen der Kurie widersprachen. Sie ließen es sich nicht nehmen, über die durch kirchliche Autorität nicht festgestellten Lehrmeinungen, allenfalls auch über die Grenzen der päpstlichen Macht, gegenüber der Kirche, zu disputiren, hatten aber noch ebenso wenig als die

kostnitzer Reformisten das Recht und die sittliche Macht des Geistes begriffen, ebenso wenig den Gedanken einer nicht-hierarchischen Kirche aufgefaßt. Die Lehre, der Glaube, die Kirche — das Bestehende — war nothwendige Voraussetzung in ihren Köpfen, eine andere Gestalt oder Entwickelung der Lehre, des Glaubens, der Kirche, einen Fortschritt oder eine Aenderung außerhalb der Kreise und Schranken des Bestehenden herbeiführen, galt ihnen mit Vernichtung desselben gleich; eine andre Grundlage suchen, ja die vorhandene nur prüfen, war in ihren Augen Verbrechen, und sträubte sich ihr Gefühl oder ihre Einsicht wider den Zwang oder gar zu grelle Zwangsmaßregeln, so entschieden sie sich dennoch für dieselben und gegen die Abweichenden, weil sie von der Frage nicht loskommen konnten: was soll aus der Lehre, dem Glauben, der Kirche werden? Trotz aller Auflehnungen des 15. Jahrhunderts hatten sie und hatte man überhaupt in der Erkenntniß und Achtung der Geistesfreiheit und ihres Rechts so gut wie gar keine Fortschritte gemacht [1]).

Wir finden, beide erfurter Abgesandte in Konstanz waren durchaus hierarchisch gesinnt. Der eine, Angelus von Dobelin, ein ausgezeichneter Prediger, machte als solcher so großen Eindruck auf den Papst und bezeigte so wenig Feindseligkeit gegen ihn, daß ihn derselbe einen wahren Engel nannte. Der andere, Johann Zachariä, that sich so sehr als Hussens Gegner hervor, daß ihm der Papst die geweihte goldene Rose verehrte, die sonst nur an hohe Häupter vergeben zu werden pflegte. Diese Männer brachten Ketzerhaß, irrige Vorstellungen von den ketzerischen Lehren, Kunde vornämlich von alle Dem mit, was wider die Ketzer und die freisinnigen Theilnehmer am Koncile eingewendet war. Freilich hatte einer, doch nur einer der erfurter Abgesandten in Basel auf der Seite des Koncils gestanden, und dieses war zuletzt ermattet und erfolglos aus einander gegangen. Das Papstthum hatte damals, wie in allen Kämpfen des 15. Jahrhunderts, den Sieg behalten, in der Kirche, im Reiche. Die Erzbischöfe, Heimburg, Wesel und wie sie weiter heißen — Alle

1) K. A. Menzel a. a. O. VI, 234 ff.; VII, 2, 23 ff., 125 ff. Historisch-polit. Blätter XI, 660 ff.

waren erlegen. Es war „Keinem wohl ergangen, der wider das Papstthum gestanden." Die Reformationsversuche und Gedanken hatten den großen Rechthaber Erfolg wider sich. Mochten die heller denkenden und edler gesinnten Doktoren an den Universitäten auch noch immer die Nothwendigkeit einer Besserung der Kirche anerkennen und eine solche wünschen: ihr Reformationseifer war erloschen, es fehlte ihnen ein Vereinigungspunkt der Kräfte, der Bestrebungen, selbst der Ansichten über Ziel, Maaß und Zeit der Reformation; alles Aendern und Rütteln am Hergebrachten däuchte ihnen mißlich und gefährlich, der Glaube an das Gelingen war entschwunden, sie wünschten ohne Hoffnung und ohne Thatkraft. Bei Vielen oder den Meisten hatte sich die Trägheit, die Furcht, die Rücksicht auf den eigenen Nutzen wieder geltend gemacht. Mit einem Worte, die vornehmen deutschen Gelehrten hatten sich zu dieser Zeit beruhigt oder abgefunden, standen auf päpstlicher Seite. Das Papstthum hatte gerade von ihnen für jetzt nichts zu fürchten, die Universitäten gehörten wieder zu seinen Bollwerken, stemmten sich der um diese Zeit zunehmenden Bewegung in den untern und mittlern Ständen und der gelehrten Welt, oder eigentlich unter den jüngeren und nicht graduirten Gelehrten entgegen — einer Bewegung, welche einigen, aber doch keinen sehr genauen Zusammenhang mit der zur Zeit der großen Koncilien lebendig gewesenen und allerdings, wenn auch nur schwach nachwirkenden reformistischen Gesinnung hatte. Es ergibt sich schon aus Dem, was oben über die Verbreitung und das Erlöschen der letztern im deutschen Volke gesagt wurde, woran hier zu erinnern ist.

Fast schon in den ersten Aeußerungen, die wir von Luther haben, spricht sich, wie oben angedeutet wurde, der lebhafteste Eifer gegen die bösen Ketzer, die Begharden und ihre Lehren aus, und offenbar meint er wenigstens an manchen Stellen die böhmischen Ketzer. Wir können nicht zweifeln, daß er eben in seiner Studienzeit von dieser Abneigung und Hitze ergriffen wurde. Als er ins Kloster ging, war er bereits Eiferer, als Schüler hatte er es in solcher Weise nicht sein können, wenn er auch die Anlage schon von der Schule mitbrachte. Wie sehr mußte aber auch der mönchisch-religiöse Geist zu Erfurt noch herrschen und wie stark mußte der Eindruck bei ihm in seiner

Stimmung sein, wenn zwei berühmte erfurter Rechtslehrer in seiner Studienzeit in der Todesstunde tiefen Schmerz darüber empfanden, weltliche Doktoren gewesen zu sein, und der Sache damit zu helfen meinten, daß sie um theures Geld Vigilien und Seelmessen stifteten und sich in Mönchskutten begraben ließen! [1]) Ebenso müssen die Grundsätze und Lehren von der überschwänglichen Hoheit und Würde des Papstthums, von der päpstlichen Untrüglichkeit, von der untergeordneten Bedeutung der Schrift, gegenüber den Aussprüchen der Kirche und der Väter, auch an der erfurter Universität sehr lebendig gewesen sein. Ohne Frage wurde er in dieser Zeit von ihnen erfüllt, machten sie eben jetzt den stärksten Eindruck auf ihn, wie aus dem Fortgange der Erzählung noch mehr erhellen wird. Ein großer Eiferer für das Mönchthum und mönchische Frömmigkeit scheint ein gewisser Staffelstein gewesen zu sein, von welchem weiter unten noch Einiges. Er nennt ihn seinen „Präceptor," und der Präceptor mochte mehr Einfluß auf ihn üben, als ein Professor, der ihm minder nahe stand, wie der verhältnißmäßig helldenkende Truttvetter, der übrigens doch auch sehr konservativ gesinnt sein konnte, trotzdem daß er öffentlich lehrte oder wenigstens gegen Luther fallen ließ, die Richtschnur des Glaubens liege in den kanonischen Schriften, nach welchen alle übrigen zu prüfen wären. Zu Konstanz war dasselbe und noch mehr behauptet und sodann Huß verbrannt, weil er that, was für Recht erklärt wurde und zu ändern Ergebnissen gelangte. Vielleicht daß dem wackern Truttvetter zu den Aeußerungen, welche Luther von ihm über die kanonischen Schriften und über die Nothwendigkeit des Prüfens vernahm, der junge Eiferer selbst Veranlassung gegeben, daß es seine Absicht dabei gewesen war, ihn zu einer besonnenern Richtung zurückzuführen. Ein Grevenstein sprach sich mißbilligend über Hussens Hinrichtung gegen ihn aus, jedoch nicht öffentlich, er raunte es ihm ins Ohr, zum Zeichen, daß er ein schwacher Mann, noch mehr, daß die päpstliche Gesinnung die herrschende, die päpstliche Macht gefürchtet, die Rede gebunden war.

Es bliebe noch übrig, daß sich doch an der Universität die mit der wesselischen so nahe übereinstimmende Theologie Wesel's

1) Auslegung des 2. Psalms zu 11, 4.

festgesetzt hatte, wie es schien. Sie mußte die Grundlage des ganzen kirchlichen Lehrsystems und mit ihm das hierarchische erschüttern, wo sie sich verbreitete. Sie war Ergebniß der Fortschritte der Wissenschaft und des Umstandes, daß das Papstthum den Widerspruch nur äußerlich hatte besiegen, die Meinung nicht gänzlich wieder in vollen Einklang mit sich bringen können. Der Geist war unüberwunden geblieben, er stieg nun in tiefere Tiefen hinab, fand hier für den Widerspruch eine Begründung, wie sie bis dahin gefehlt hatte, richtete ihn nicht mehr so sehr, so vorwaltend, in vorderster Linie gegen das Aeußere, die kirchliche Regierung und Verfassung oder einzelne Lehrpunkte, sondern und zwar mit weit größerer Gründlichkeit und Schärfe, gegen die Lehre in allen ihren Theilen, den Mittelpunkt des ganzen hierarchischen Gebäudes, und schuf eine neue Theologie auf neuer Grundlage, welche folgerichtig zu einer neuen Kirche auf gleichfalls neuer Grundlage führen mußte. Und waren es nun nicht Wesel's Bücher, die die erfurter Universität regierten, aus welchen Luther Magister wurde?

Die Sache verhält sich aber ganz anders, als sie scheint. Wesel's Schrifttheologie, überhaupt seine abweichenden Ansichten, waren schon während seines Aufenthaltes in Erfurt, von Johann Hagen angefochten. Sei es nun, daß der Angriff auf sie so viel Kraft gehabt, oder daß sie wenig Anklang gefunden hatten: sie waren in Luther's Studienzeit an der Universität nicht mehr oder doch nur in einzelnen Erinnerungen lebendig, ja es scheint so gut wie vergessen. Es ist nichts davon bekannt, daß Wesel's Theologie, als Luther in Erfurt studirte, im Gange gewesen wäre und sie hätte es nicht sein können, ohne Bewegungen in der theologischen Welt und auch wol in noch weiteren Kreisen zu verursachen. Ueberhaupt existirten von Wesel's Schriften nur zerstreut und im Verborgenen einzelne Abschriften. Es waren die weselischen Lectiones und Quaestiones über die Sentenzen des Lombarden, die bei der Universität in so hohem Ansehen standen und dieselben, muthmaßlich in der Gestalt von Kollegienheften, regierten [1]). Wesel's theologische Begriffe konnten Luther

1) Ullmann a. a. O. I, 414 ff. Falkenstein, Historie von Erfurt, 315.

und konnten ihm allein aus seiner religiösen Richtung heraushelfen, ihm aus den Irrsalen heraushelfen, in welche er eben in Erfurt tiefer und tiefer hineingerieth, die ihm unsägliche Leiden und Bedrängnisse — wir werden sehen bis zur Verzweiflung — verursachten. Er hatte aber, als er ins Kloster ging, keine Ahnung von der Theologie Wesel's, er wurde dann auf sie hingeführt, aber keineswegs etwa durch einen erfurter Kenner oder Freund derselben oder durch wesel'sche Schriften. Ja, von diesen scheinen ihm eben die, welche Wesel's Schrifttheologie und dessen Angriffe auf den Ablaß enthalten, lebenslang unbekannt geblieben zu sein. Als er seine eigene ähnliche Theologie längst ausgebildet, als die daraus hervorgegangene Bewegung schon weit vorgeschritten war, erst da lernte er die Schriften Wessel's kennen und entdeckte zu seiner Ueberraschung und Freude die Uebereinstimmung der Lehre desselben mit der seinigen. Es lag nahe, war belangreich und fehlte nicht, daß er sich darauf berief. Dasselbe ist aber nicht so der Fall in Beziehung auf Wesel und dessen Schriften, die in der That auch erst viel später wieder ans Licht gezogen wurden — jene Schriften Wesel's, worin die abweichende Schrifttheologie desselben enthalten ist. Nichts hätte ihm, wie wir sehen werden, im Kloster, dann in seinen ersten wittenberger Jahren und insbesondere bei seinen Beschäftigungen mit der Lehre vom Ablaß, bei seinen Angriffen auf die letztere erwünschter und förderlicher sein können, als die Kunde von Wesel's Ansichten und deren tiefer Begründung. Er trifft theilweis mit denselben zusammen, doch ohne alle Kunde von ihnen, wie uns weiterhin gewiß werden wird, er steht noch 1517 bei seinen Angriffen auf den Ablaß in Beziehung auf Klarheit, Entschiedenheit, Wissenschaftlichkeit hinter Wesel zurück [1]). Auch die von letzterem ausgegangene Anregung zum Schriftstudium hatte nicht durchgegriffen, es lag gänzlich danieder, und schon deshalb war an keine Fortbildung, nicht einmal an Behauptung der wesel'schen Theologie zu denken. Man weiß nichts von biblischen Vorlesungen in Erfurt. Nach den Statuten des amplonianischen Kollegiums sollte in demselben über Tisch aus der Schrift und Lyra's Kommentar vorgelesen werden. Ob es aber

1) Ullmann a. a. O. 306.

geschah? Luther hat nichts davon gewußt, er findet wie zufällig eine Bibel und wundert sich mehr darin zu lesen, als in den gewöhnlichen Postillen aus ihr stand. Er studirte freilich nicht Theologie, aber hätte die Schrift ihm so gänzlich fremd bleiben können, wenn über sie gelesen wäre? Er setzt es im Kloster durch, die Schrift lesen zu dürfen, wird aber bald von ihr an die Scholastiker gewiesen. Ebenso sollten die Mitglieder jenes Kollegiums, wenn sie zur Theologie sich wendeten, zu Anfange die Schrift vornehmen, dann aber die Glossen und Sententzen der Scholastiker Durandus, Thomas, Bonaventura, und man weiß, daß so überall Theologie studirt wurde und zwar mit Vernachlässigung des Schriftstudiums, das nur den Anfang bildete oder nur bilden sollte, denn es war ein durchaus armseliges und unzulängliches, wenig besser als gar keins [1]).

Und so war es ohne Zweifel auch sonst in Erfurt, wo es mit der theologischen, ja überhaupt der Wissenschaft ganz anders hätte stehen müssen, als es stand, wenn Wesel's Theologie im Gange, auch nur ein einziger namhafter, kräftig auftretender Lehrer von Wesel's Begriffen durchdrungen gewesen wäre. Gewiß ist, daß keiner von Luther's Lehrern ein Anhänger derselben war, sie sind als Scholastiker bekannt, als eifrige Anhänger der Scholastik. Wir werden sie weiter unten als solche genauer kennen lernen. Hier mag nur noch bemerkt werden, daß gerade die Namhaftesten von ihnen und die, bei welchen Luther am meisten hörte, an welche er sich vornämlich anschloß, seine Gegner wurden, als er die Scholastik und sodann die Ablaßlehre insbesondere von dem Mittelpunkte seiner späteren theologischen Begriffe aus anfocht, welche letztere so genau mit denen Wesel's zusammentrafen. Sie fühlten sich durch Luther's Angriffe auf die Philosophie und Theologie der Schule bitter gekränkt. Der eine von ihnen, Usingen, wurde sein eifriger Widersacher, der andere, Truttvetter, den er „den ersten Theologen und Philosophen," seinen „gar lieben Lehrer und Vater" nennt, aber freilich auch als pedantisch-eigensinnig, verknöchert in seinem Wissen und Begriffskreise schildert, gab ihm den lebhaftesten Unwillen zu erkennen, als die Ablaßthesen veröffentlicht waren, ließ sich, als

1) Sinnhold a. a. O. III, 27 ff.

er auf seiner Rückreise von Heidelberg 1518 durch Erfurt kam, von ihm nicht sprechen. Er mußte es sich große Mühe kosten lassen, ihn brieflich zu besänftigen. Vergeblich erinnerte er ihn daran, wie er ja von ihm zuerst gelernt, daß man allein den kanonischen Büchern sich gläubig hinzugeben, alle andern aber der Prüfung zu unterwerfen habe. Als er 1519 gestorben war, schrieb Luther an Spalatin, er fürchte seinen zu frühen Tod verursacht zu haben, denn gar zu sehr hätte er seine erfolgreichen Angriffe auf die scholastische Theologie sich zu Herzen genommen. Im Jahre zuvor hatte er noch eine Unterredung mit ihm und andern erfurter Professoren, konnte aber bei den „störrischen Alten" nichts ausrichten und sich nur damit trösten, daß die studirende Jugend und die jüngeren Lehrer den Ueberzeugungen, in welchen seine Seele lebte, sich zuwendeten. Er fand sich im Beginne des Ablaßstreits zu schreiben veranlaßt: „Den Erfurtern ist meine Theologie aufgewärmter Kohl." Sie erblickten also nur eine Erneuerung der weselischen Polemik darin, welche sie nach wie vor nur des Ignorirens werth hielten, die ihnen falsch oder vergeblich däuchte. Sie wollten wenigstens von keiner Anwendung der Wissenschaft auf das Leben, von reformistischen Bewegungen nichts wissen und beim Bestehenden und Hergebrachten verbleiben, sei es daß in ihren Augen das letztre wohlbegründet und berechtigt, oder die erstern nur störend und erfolglos waren [1]).

Die Bücher Wesel's, welche die Universität regierten, waren ohne Frage scholastische Werke, die er hinterlassen. Nun könnten aber auch diese verhältnißmäßig sehr freisinnigen Inhalts gewesen sein. Wesel war Nominalist, die Scholastik barg doch auch viel gegensätzliche Stoffe in sich, und der Nominalism war es, welcher sie hineingebracht. Mußte Luther nicht eben durch seine nominalistisch-scholastischen Studien auf ein freieres Denken hingeleitet werden, lag es nicht nahe, daß er mit den Grundsätzen und Ansichten des Widerspruchs und der Abweichung befreundet wurde, die auch in der Scholastik seit Jahrhunderten schon sich erhoben hatten?

1) De Wette II, 213; I, 108, 109, 111, 373.

Um diese Frage beantworten zu können und eine deutliche Vorstellung von seinen philosophischen Studien zu erhalten, müssen wir die Scholastik näher ins Auge fassen, wobei es jedoch weder einer geschichtlichen Darstellung noch einer Kritik derselben, sondern nur unserm Zwecke gilt, Luther's Bildungsgang in das erforderliche Licht zu setzen, hier: aus seinen Beschäftigungen mit der Scholastik zu erklären, die von seinen Universitätsjahren an so bedeutsam für ihn und seine gesammte Entwickelung wurde, daß er und daß die letztere überhaupt nicht verstanden und gewürdigt werden kann, wenn man ihre Einwirkungen auf ihn sich nicht vergegenwärtigt. Er ist bei den Humanisten in die Schule gegangen, hat viel von ihnen gelernt und in sich aufgenommen. Allein seine vornehmsten Meister sind sie nicht gewesen. Er äußert und klagt oft darüber, daß er bei ihnen nur Anfänger geblieben, dagegen wird durch seine geistige Entwickelung, seine vorwaltend theologische Denkart, überhaupt seine Schriften bezeugt, was er selbst vielfach ausgesprochen, daß er recht eigentlich ein Zögling der Scholastiker sei, wie frei er sich auch von ihrem Einflusse zu machen wußte. „Ich weiß und habe ihre Kunst auch gelernt und kann sie auch noch leider! allzuwohl. Ich kann ihre eigene Dialektik und Philosophie baß, denn sie selbst allesammt; ich bin durch ihre Kunst alle erzogen und erfahren von Jugend auf, weiß fast wohl, wie tief und weit sie ist [1])." Zu Erfurt in seinen Studienjahren nahm diese verhängnißvolle Erziehung ihren Anfang.

Die Scholastik (scholastisch-aristotelische Studien).

Man unterscheidet scholastische Philosophie und Theologie; doch liefen beide im ganzen Mittelalter in einander. Schon der Name Scholastik weist darauf hin, daß sie eine Lehre der Schule war. Auf diese war sie noch weit mehr beschränkt, als es die heutige Philosophie und Theologie ist, da sie nur in fremder — der lateinischen, der allgemeinen wissenschaftlichen Sprache betrieben

1) Sendschreiben vom Dolmetschen der heil. Schrift, Walch XXI, 315. Predigt: Daß man die Kinder zur Schule halten soll, Plochm. XX, 2.

wurde, ihre Terminologie und ganze Darstellung die schwerste und künstlichste seit der aristotelischen war, und ihrer Verbreitung und Aneignung bis auf ihre letzten Zeiten das Mittel des Buchdrucks abging und der Mangel einer allgemeineren Bildung entgegenstand. Doch war früherhin ihr Einfluß auf die gesammte Wissenschaft und auf das Leben um so bedeutender gewesen, als sich fast das ganze Wissen, Lernen und Lehren in ihr während eines langen Zeitraums gesammelt hatte, wo das Gewicht und Ansehen der Schule, innerhalb welcher sie betrieben wurde, so groß, die Bedeutung der Mittelpunkte und Stätten der Wissenschaft, der Universitäten, oder die Bedeutung einzelner Gelehrten so viel größer war als jetzt.

Seit den Zeiten Karl's des Großen wurde im Abendlande die Arbeit wieder aufgenommen, an welcher man in den ersten christlichen Jahrhunderten innerhalb der christlichen Welt die Kräfte des Geistes versucht, das Christenthum, das über das abgestorbene Griechenthum, den christlichen Glauben, der über die Philosophie der griechischen und römischen Welt den Sieg davongetragen, mit den Elementen der alten Philosophie zu vermitteln, die sich hereindrängten und auch nicht entbehrt werden konnten bei der weiteren Aufgabe jener Geistesarbeit, die christliche Lehre wissenschaftlich zu begreifen, zu begründen, bei den denkenden Gläubigen festzustellen, gegen die Abweichenden zu vertheidigen und im Geiste des Christenthums weiter auszubilden: den Inhalt der Offenbarung mit den Ergebnissen der Spekulation in Uebereinstimmung zu bringen und darin zu erhalten. An das damit in Verbindung stehende Bestreben, eine systematische Theologie zu bilden, knüpfte der Versuch sich an, eine christliche, eine aus der christlichen Weltanschauung und Geist- und Lebensentwickelung hervorgehende Philosophie zu erzeugen. Das Christenthum gestattet, fordert selbst freie Vernunftforschung, die Entwickelung seiner Lehre kann die weitere Ausbildung der Wissenschaft in reiner Vernunft nicht entbehren. Allein die Forschung der letztern mußte auf dem Gebiete der Kirchenlehre dieser untergeordnet, konnte bei dem anerkannten Anspruche derselben, die absolute religiöse Wahrheit zu enthalten, als eine selbständige Quelle der Wahrheit nicht betrachtet werden, konnte nur entweder philosophisches Christenthum oder Hülfsmittel sein,

in der durch die Offenbarung gegebenen Wahrheit zurechtzufinden oder zu ihr zu gelangen, und nur was außerhalb des Gebiets der Kirchenlehre lag, die Logik und Dialektik, und zum Theil die Metaphysik, Ethik und Politik, konnte sich mehr oder minder frei bewegen.

Der heil. Augustin, nach dem Apostel Paulus der genialste und einflußreichste Lehrer der Kirche, hatte gesagt: „Wenn man glaubt und lehrt, daß die Philosophie oder das Studium der Weisheit nicht etwas Anderes ist als die Religion: was ist über Philosophie zu verhandeln, als die Regeln der wahren Religion, durch welche die höchste und ursprüngliche Ursache aller Dinge, Gott, demüthig verehrt und verständig erforscht wird, auseinanderzusetzen? Es ist also ausgemacht, daß die wahre Philosophie die wahre Religion, und daß umgekehrt die wahre Religion die wahre Philosophie ist." Es war ihm und der älteren Zeit nicht gelungen dies nachzuweisen zur Befriedigung eines Bedürfnisses, das, selbst ohne Angriffe von Seiten Abweichender oder Ungläubiger, sofern der Geist nicht schlummert und blinder Glaube nicht herrscht, nothwendig so lange sich regt, bis es befriedigt ist. Sobald es sich wieder kräftiger regte in der erwachenden und sich befestigenden abendländisch-christlichen Welt, eben in der karolingischen Zeit, ging aus seinen Ansprüchen das erneuerte Bestreben hervor, Philosophie und Religion als eine Einheit zu wissen, die Spekulation und Offenbarung auszusöhnen. Dies wurde nun Ziel und Aufgabe der Scholastik. Sie wollte die kirchliche Lehre durch scharfe Begriffsbestimmungen und strenge schulgerechte Beweise in ein innerlich zusammenhängendes System bringen und wider alle Anfechtungen sichern. Unterschied man in ihr Philosophie und Theologie, so theilte man der erstern in der Regel doch nur das untergeordnete Geschäft zu, die Offenbarung vor dem Verstande zu rechtfertigen und Hülfe zu leisten zum Eindringen in die Geheimnisse derselben. Die Scholastik unterschied sich von den Bearbeitungen, welchen die Väter die Kirchenlehre unterworfen hatten, dadurch, daß die letztern das Dogma hervorgebracht und als Orthodoxie festgestellt hatten, die Scholastiker — die Magister und Doktoren — das kirchlich Ueberlieferte zum Gegenstande der dialektischen Behandlung und somit des begreifenden Denkens machten, es tiefer erforschten, seinen

Inhalt so viel möglich zu begreifen suchten, vom Glauben zum vernünftigen Wissen fortzuschreiten und ein in sich geschlossenes System zu bilden trachteten. Ein weiterer Unterschied lag darin, daß die Väter unter dem wesentlich mitbestimmenden Einflusse der orientalischen und klassischen Weltansicht gestanden hatten, die freilich besonders späterhin, doch bei weitem nicht in demselben Maße auch auf die Scholastiker einwirkte, und daß diese ihrerseits mehr durch die Anschauung und Art der germanischen Völker bestimmt wurden.

Sowol die Wissenschaft der Väter als die der Scholastiker war Erzeugniß des christlichen Geistes und in ihren Grundstoffen und ihren Entfaltungen der christlichen Begeisterung, der Begeisterung der ersten christlichen und der der mittleren Jahrhunderte. Daher fällt mit der höchsten Steigerung des religiösen Aufschwungs der letzteren auch die Blüthe der Scholastik zusammen, und wie Gefühlsüberschwänglichkeit und Vertiefung in das Innerliche diesen Aufschwung bezeichnet, ist es auch den Scholastikern eigenthümlich, daß sie in die Tiefen der innerlichsten christlichen Anschauungen und der christlichen Glaubenslehren sich versenken und daß ihrer Richtung die mystische zur Seite geht und in sie hinüberspielt [1]).

Wir haben nun vor Allem im Auge zu behalten, daß die Scholastik auf kirchlichem Boden entstanden war. Ihr Grundsatz mußte daher sein, daß Vernunft und Offenbarung sich nicht widersprechen dürften. Ließ sich jene mit dieser nicht versöhnen, so mußte sie widerlegt und das Ergebniß ihrer Thätigkeit als Irrthum zurückgewiesen werden. Die Kirche oder deren Häupter förderten die scholastische Philosophie, die zuerst vornämlich in den Klöstern betrieben wurde und sodann einen festen Sitz und ansehnliche Vertretung an den Universitäten, unter welchen die pariser den Ton angab, erhielt, und von ihnen aus die philosophischen und theologischen Begriffe meisthin im Bunde mit der Kirche und Hierarchie beherrschte. Jedoch konnte die letztere eine unab-

1) Schleiermacher's Werke, zur Theologie XI, 470. Krause, Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft, 303 ff. Baur, Die christl. Lehre von der Dreieinigkeit, II, 345 ff. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, VI, 519 ff.

hängige Philosophie nicht dulden, eine solche konnte schon bei der Stellung und dem Einflusse der Kirche nicht entstehen, sondern nur vorbereitet werden, und dies geschah, indem die, ob auch in ihrer Freiheit beschränkte Spekulation naturgemäß nach Selbständigkeit rang, ein beträchtlicher Theil der besten Geisteskräfte der mittleren Jahrhunderte an sie gesetzt wurde, große und kühne Geister sich mit ihr beschäftigten und nicht selten die Grenzmarken weit überschritten, die ihrer Kritik, ihrem Forschen, Denken, Lehren in dem ursprünglichen Grundsatze der eignen Schule, daß Vernunft und Offenbarung oder die mit der letztern vereinerleite Kirchenlehre zusammenstimmen müßten, gesetzt waren und durch das hierarchische Gebot und Eingreifen bewacht, gewahrt wurden.

Vom 9. bis zum 15. Jahrhundert, von dem Bestreben, vermittelst einer dürftigen Dialektik die christlichen Glaubenslehren zu erläutern, zu vertheidigen und wissenschaftlich auszubilden, die Seitens der Kirche festgestellten Glaubenssätze zu wissenschaftlichen Gedanken zu erheben, schritt jedoch das philosophische Denken in fortwährendem Ankämpfen gegen den Schul- und Kirchenzwang immer weiter zu der Selbständigkeit vor, in welcher es die Grundbegriffe aller Erkenntniß im menschlichen Geiste selbst und aus ihr Gott, Welt und Mensch ohne Vermittelung einer geoffenbarten Lehre zu begreifen sucht. Zeichen und Ausdruck dieses Fortschreitens zur selbstbewußten Spekulation ist der Gegensatz und Streit des Realismus und Nominalismus, welcher letztere zuerst im 11. Jahrhundert auftauchte.

Schon in seinem ersten Auftreten erscheint er als selbständige Kritik, wenn auch nicht der Kirchenlehre, doch der wissenschaftlichen Auffassung derselben. An seinen Widerspruch gegen die herrschenden philosophischen Begriffe knüpfte leicht und nicht selten Widerspruch gegen die ausschließende Lehre der Kirche und die Beherrscher der letztern sich an. Mehr als einmal war er mit den Gegnern des Lehrsystems und der Hierarchie im engsten Bunde, gingen gerade die stärksten und heftigsten Angriffe von ihm aus, weshalb er auch von Anfang Seitens der Kirche nachdrücklich bekämpft und verfolgt wurde.

Der Streit, welchen er erhob, drehete sich um den Gegensatz von Glauben und Wissen, oder aber Sein und Gedanke, das als Gegenstand gegebene Dogma und das in den Inhalt

desselben eindringende Selbstbewußtsein des Geistes, das jenen Inhalt in sich aufzunehmen trachtet. Das Ziel war die Vermittlung und Aufhebung dieses Gegensatzes, der die Philosophie früher und später beschäftigt; der Ausgangspunkt die dialektische Frage von den Universalien, d. h. den allgemeinen Begriffen, ob sie vor den Einzeldingen, in wahrer Wesenheit (re) existirten, wie die Realisten, oder ob sie erst nach denselben, nur dem Namen nach (nomine), wie die Nominalisten behaupteten, vorhanden, blos Erzeugnisse des abstrahirenden Verstandes, bloße Worte ohne Wesenheit wären. Das berührte aber mehr und mehr alle Begriffe und Zustände der Zeit, die theologischen und kirchlichen namentlich, sehr nahe. Die dialektischen Streitigkeiten der Realisten und Nominalisten gingen mit den theologischen Kämpfen Hand in Hand, wie denn einzelne Sätze der Theologie eine ganz andre Gestalt gewinnen müssen, jenachdem man sich die Theile derselben als Dinge außer dem Verstande oder blos als Begriffe davon denkt und die Beschaffenheit von diesen auf jene überträgt. Mit dem scholastischen Gegensatze von Sein und Gedanke standen die wichtigen Lehren von Freiheit, Gnade, Zurechnung, Erbsünde, Auferstehung und ewigem Leben in wesentlichem Zusammenhange. Dem Urheber des Nominalismus, Roscellin, wurde vorgeworfen, daß seine Behauptung, die Universalien wären bloße Gedanken, Gattungsbegriffe, mit der christlichen Glaubenslehre unvereinbar sei. Huß wurde u. A. deshalb zum Tode verurtheilt, weil er als Realist nicht an die Brotverwandlung im Abendmahle (Transsubstantiation) glauben könne. Vielleicht am bedeutsamsten war, daß es sich dabei auch um die Frage vom Wesen der Persönlichkeit, vom Verhältnisse des Einzelnen zum Ganzen und zu Gott handelte, die gewichtige Frage, ob die Kirche unumschränkt herrschen oder individuelle Freiheit stattfinden solle? Der Realismus traf mit den Ansprüchen der Kirche zusammen. Sind die allgemeinen Ideen unmittelbar wahr oder real, so dienen sie allen unsern Einzelvorstellungen zur Grundlage oder zur Norm, so ist die Vernunft nicht berechtigt, ihre Wahrheit oder Bedeutung kritisch zu untersuchen, so muß sie sich der weder durch das Denken, noch durch sinnliche Wahrnehmung zu erkennenden, nur durch unmittelbare Offenbarung gewissen religiösen Wahrheit, also der Kirche als der untrüglichen Auslegerin der-

selben unterwerfen. Aus den Grundbegriffen des Nominalism folgte dagegen, daß es nirgends ein absolut gewisses Dogma oder eine absolut untrügliche Autorität gebe und daß also jeder Einzelne das Recht habe, die Lehren der Religion und die Aussprüche der Kirche einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. So mußte, schien es, die Kirche sich nothwendig des Realismus so entschieden annehmen als des Nominalismus zu erwehren suchen [1]).

Der letztere unterlag bald dem Realism und wurde für einen langen Zeitraum gänzlich zum Schweigen gebracht. Die Scholastik wähnte eine längere Zeit Glauben und Wissen in ihrer Einheit begriffen zu haben, entwickelte sich aber mehr und mehr zum Nominalism, mit welchem in seiner neuen Gestalt der Gegensatz, den sie zu versöhnen gestrebt, in voller Schroffheit hervortrat. Ihre ganze Arbeit zeigte sich als vergeblich. Sie hatte die Grundlage des Glaubens erschüttert, die frühere Unbefangenheit desselben aufgehoben, ohne im Stande zu sein, seine Uebereinstimmung mit der Vernunft nachzuweisen, sodaß ihr Ergebniß nur Selbstentzweiung und Zerfall sein konnte.

Wiederhersteller des Nominalism wurde im 14. Jahrhundert der geniale Franziskaner Wilhelm Okkam, den Luther mehrmals seinen Meister nennt. Er deckte die Unzulänglichkeit der gangbaren scholastischen Beweise für das Dasein Gottes auf und erklärte alle Demonstrationen des letztern für unmöglich. Er streifte bei allen Fragen dieser Art an die skeptische Tendenz eines Bayle, erklärte mit dürren Worten, daß sich die Lehre von der Brotverwandlung in der heil. Schrift nicht finde, weshalb auch ehemals die Meinungen darüber verschieden gewesen wären; und weithin griff sein Widerspruch gegen die herrschende Philosophie und Theologie auf das kirchlich-politische Gebiet hinüber. Er wagte es, als Gegner des Papstthums aufzutreten, dessen Gewalt er auf die rein kirchlichen Angelegenheiten zurückgeführt und beschränkt wissen wollte. Ueber weltliche Dinge habe Gott dem Papste keine Gewalt ertheilt. In den Streitigkeiten Philipp's des Schönen von Frankreich mit Bonifacius VIII. redete er in Paris dem Könige kräftig das Wort, verfocht seine Grundsätze

1) Marbach, Lehrbuch d. Gesch. d. Philosophie, II, 264, 358. Biedermann, Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsre Zeit, Einleitung.

kühn und nachdrücklich in Perugia und Bologna, unterstützte dann ebenfalls Ludwig den Baier, dessen Schutze er sich, wiederholt vom Papste gebannt, mit den Worten empfahl: „vertheidige du mich mit dem Schwerte, ich werde dich mit der Feder vertheidigen." In seinen Schriften für den Kaiser führte er den Satz aus, daß der Papst in weltlichen Dingen den Fürsten unterworfen sei, als Petrus' Nachfolger nicht gleiche Gewalt mit Christus habe und am wenigsten die Fürsten ihrer Rechte und Freiheiten berauben dürfe. Er griff sogar Papst Johann XXII. in einer eigenen heftigen Schrift unmittelbar an, warf ihm Ketzereien vor, beschuldigte ihn, das römische Reich gänzlich unterjochen oder doch zerreißen zu wollen. „Wenn er, sagt Mansi von ihm, über theologische Gegenstände schreibt, so ist Niemand besser, schreibt er wider die Kirche, so ist Niemand giftiger [1])."

Okkam's Nominalism, so großen Widerstand er finden mußte, wurde gegen das Ende des 14. Jahrhunderts herrschend auf der pariser Universität und verbreitete sich auch in Deutschland auf den Hochschulen, obwol die Nominalisten noch 1408 von den stärkeren Realisten aus Prag vertrieben wurden. Einen bündigen Abriß von Okkam's Nominalism verfaßte jener Gabriel Biel, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Erfurt lehrte, 1495 zu Tübingen starb, und für den letzten bedeutenden Scholastiker des dritten Zeitraums der Scholastik gilt. In seinen spätesten Lebensjahren schloß er sich der Brüderschaft des gemeinsamen Lebens an, den „Pietisten des 14. und 15. Jahrhunderts," deren Blüthezeit in das letztere fiel. Da späterhin ein wenn auch nur entferntes Verhältniß zwischen Luther und ihnen eintrat und da Biel einer von den Hauptschriftstellern war, mit welchen er sich noch in Erfurt (wenn auch erst im Kloster) anhaltend beschäftigte, so mag hier von ihnen und Biel noch Folgendes bemerkt werden. Ihre Pflanzungen erstreckten sich durch die Niederlande, vom niedern Rhein bis nach Schwaben und hinein nach Westphalen und Niedersachsen, im mitteren Deutschland bis Merseburg. Sie beschäftigten sich hauptsächlich mit Bücherabschreiben, verbreiteten die heil. Schrift, theologische Werke und Schulbücher, gründeten

1) Marbach a. a. O. 344. Schröckh, Kirchengesch., XXX, 33 f. Hagenbach, Dogmengesch., II, 60 ff.

Schulen, ersetzten den mönchischen Unterricht durch einen bessern, bildeten Lehrer, bemühten sich die Landessprache auf dem religiösen Gebiete emporzubringen, pflegten vielfache reformatorische Elemente in ihrer Mitte, befriedigten die tiefern religiösen Bedürfnisse der Zeitgenossen trefflich. Luther, der in einem umfassendern und höhern Sinn und Geiste das von ihnen Begonnene späterhin fortführte, spricht sich mehrfach ebenso billig als beifällig über sie aus; 1532 und 34 nahm er sich ihrer kräftig an. Doch findet sich auch von ihnen in Erfurt keine Spur. Ihr schon genannter Angehöriger Biel urtheilte oft sehr freimüthig über die Gebrechen der Kirche. Bebel nennt ihn den Monarchen der Theologen. Er verwies in seinen Predigten häufig auf die Schrift. Sie enthalten viele helle Gedanken. In seiner Erklärung des Meßkanon äußert er sich oft sehr freisinnig über Grundsätze des Kirchenrechts. Er behauptet das Recht christlicher Fürsten kirchliche Gesetze zu geben, und die gebietende Hoheit einer allgemeinen Kirchenversammlung über den Papst, dessen Fehlbarkeit er so deutlich zugesteht, daß er dieselbe als einen Grund angibt, warum man für ihn beten müsse [1]).

Auch Peter d'Ailly (de Alliaco), Kanzler der Universität Paris und zuletzt Kardinal, wird unter den berühmtesten Nominalisten genannt. Auf seinen Rath war die Kirchenversammlung von Pisa (1409) veranstaltet worden, an welcher er einen Hauptantheil hatte. Ebenso thätig war er zu Konstanz, die Hindernisse der Reform aus dem Wege zu räumen, offen und freimüthig in Wünschen und Vorschlägen zur Besserung sowol des päpstlichen Hofs als des Klerus und der Kirchenverfassung: ein Mann von lebhaftem Forschungsgeiste, einer der ersten von Denen, die die Philosophie von der Theologie zu sondern anfingen. Auf der einen Seite der Astrologie ergeben, war er doch auf der andern auch bemüht, vorurtheilsfrei die Kräfte und Gesetze der Natur zu erforschen. Eben im Jahre 1504 fanden seine Erläuterungen über Aristoteles' meteorologische Bücher eine weite Verbreitung. Er erklärte darin u. A. die Kometen für Feuerklumpen, die aus den aufgethürmten erhitzten Dünsten in den höchsten Luftschichten

1) Erhard a. a. O. I, 190 f. Cölln-Münscher, Dogmengesch., II, 22 ff., 252. Ullmann a. a. O. II, 187 ff.

entständen. Der Versammlung zu Konstanz empfahl er eine Kalenderverbesserung, die der gregorianischen den Weg gebahnt zu haben scheint. Er legte jedenfalls der Schrift neben der Tradition, den Vätern, Koncilienschlüssen und päpstlichen Dekretalen ein hohes Ansehen bei, hierin übereinstimmend mit Gerson, dem berühmtesten der freisinnigen pariser Theologen, dessen reformistischer Eifer von Niemanden übertroffen wurde. Noch bestimmter hatte Gerson, der gleichfalls Nominalist war, die Schrift für die Regel des Glaubens erklärt, wider welche, wenn sie recht verstanden werde, kein Ansehen, kein menschlicher Verstand zugelassen werden dürfe, noch irgend eine Gewohnheit oder Verordnung etwas gelte, sobald man erweisen könne, daß sie mit ihr streite. Eine Fülle heller Begriffe und Ansichten hatte in ihm gelebt, war durch ihn verbreitet, zu hohem Ansehen gelangt [1]).

Jene Männer sind aber bei weitem nicht die einzigen unter den älteren und neueren scholastischen Philosophen und Theologen, bei welchen sich freie und abweichende Ansicht findet. Man kann ihrer eine lange Reihe aufzählen, Forscher, hochstehend durch Geistesschwung, gewaltige Denkerkraft. So hatten Anselm und Abälard gelehrt, wenn man zum Glauben gekommen, so sei es Nachlässigkeit, sich nicht auch durch das Denken vom Inhalt des Glaubens zu überzeugen; man könne Nichts glauben, was man nicht zuvor vernünftig begriffen habe, und lächerlich sei es, Andern zu predigen, was man selbst so wenig zu begreifen vermöge wie Der, dem man predige. Die Scholastik war überhaupt Ergebniß des Freiheitsstrebens des menschlichen Geistes, der geistigen Regsamkeit, Denkkraft und Tüchtigkeit der abendländischen Nationen, der Inbegriff der spekulativen Einsicht des gesammten Mittelalters, in stetem Zusammenhange mit allen Oppositionen desselben gegen die hierarchische Bevormundung, die Offenbarung desselben Widerstandes auf dem spekulativen Gebiete, der auf andern Seiten von den Mystikern, den Ketzern, der weltlichen Macht, den Volksthümlichkeiten, dem einfach religiösen oder sittlichen Gefühle ausging.

---

1) Schröckh a. a. O. in XXX und XXXIII.

Konnte es nun wirkungslos sein, wenn ein kräftiger, forschlustiger, wahrheitdürstender Geist an dies Element des Gesammtlebens seiner Zeit hinantrat? Eben der Nominalism herrschte auch an der erfurter Hochschule. Aus nominalistischen Büchern wurde Luther Magister. Welche Vermuthungen liegen da so nahe! Wir werden uns jedoch nicht zu weit durch sie führen lassen, wenn wir, wie wir es müssen, fest im Auge behalten, daß in der Theologie deren Ergebniß, die Kirchenlehre, als exklusiv christlich und absolut wahr vorausgesetzt wurde, in der Philosophie feststehende theologische Ergebnisse als absolute Normen galten, und daß dies der ganzen Scholastik eigenthümlich und wesentlich war. Die scholastische Philosophie hatte getrachtet eine selbständige zu werden, war aber von diesem Ziele noch weit entfernt geblieben. So viele und große Freiheiten sie sich, hinüberstreifend in das christlich-dogmatische Gebiet, von Zeit zu Zeit herausnahm, im Ganzen war sie selbst da, wo sie freier sich bewegen durfte, dienende Magd der Theologie, wie die gesammte Scholastik der Kirche und Hierarchie diente, und in ihrer Ergebenheit und Unterwürfigkeit gegen dieselbe die eigentlich legitime kirchliche Wissenschaft, die Orthodoxie war, eben so sehr von Autorität abhängig, als ihrerseits herrschsüchtig und unduldsam. Man hat neuerdings aus der Scholastik das Vorhandensein einer sehr bedeutenden, wenn auch nicht ganz unbeschränkten Gedankenfreiheit im Mittelalter zu erweisen gesucht und mehrfach ist die Behauptung aufgestellt, daß die Scholastiker in dogmatischer und philosophischer Beziehung keineswegs unfrei, sondern vielmehr die Leiter einer fortschreitenden Bewegung gewesen wären, die den zähen Widerstand Roms langsam aber siegreich überwältigt habe [1]). Wie viel Wahres darin liegen mag, man darf dabei doch in keinem Falle vergessen, daß sie mit der Hierarchie zur Ausbildung der Kirchenlehre zusammenwirkte und zwar so, daß sie allerdings nicht selten Widerstand leistete, wenn der römische Hof Glaubensmeinungen je nach seinen Anliegen festsetzen oder unterdrücken wollte, nicht selten der Lehre Wendungen gab, welche den hierarchischen Abzweckun-

1) Ritter im 7. Bande d. Gesch. d. Philosophie. Braniß, Uebersicht des Entwickelungsganges d. Philosophie.

gen zuwiderliefen; daß sie aber ebenso oft denselben Vorschub leistete und vermittelst der Wissenschaft gerade die Lehren festsetzen oder unterdrücken half, die die Päpste um des hierarchischen Nutzens willen festzustellen oder zu unterdrücken trachteten; und daß ihr doch endlich der einmal durch die Ergebnisse der bisherigen Forschung und durch kirchliche Autorität sanktionirte Lehrbegriff stets das Bestimmende war. Eben dies aber schließt die Freiheit aus. Wenn die Scholastik, die Kirchenlehre als Wahrheit voraussetzend, dennoch durch den Proceß des Denkens die letztere zu finden trachtete oder die Lehre auszubilden sich bestrebte, so blieb sie stets gebunden innerhalb eines Kreises, der nicht vom menschlichen Geiste, sondern von der Beschränktheit früherer Zeiten und von menschlicher Willkür gezogen war, und wo dies der Fall, da ist kein freies echtes Streben nach Wahrheit mehr, worin doch die eigentliche hohe Aufgabe aller Philosophie besteht, da muß diese sophistisch und heuchlerisch und wenn nicht nothwendig dienstbar werden, doch zwischen Fortschritt und rückschreitender Bewegung, Freiheit und Dienstbarkeit hin- und herschwanken. Sie wird als Kritik das als wahr Vorausgesetzte früher oder später auflösen, aber als eine Kritik, welche nicht darf und nicht einmal recht will, somit als eine unfreie Kritik. Gerieth die Scholastik mit der als absolute Wahrheit festgestellten Lehre oder der dieselbe schützenden Autorität in Widerspruch, so war allerdings ein Kampf vorhanden, der den Sieg erstrebte und vorbereitete. Allein der letztere konnte nur darin bestehen, daß sich der Gedanke der Voraussetzung der absoluten Wahrheit der Kirchenlehre und der Obervormundschaft und Zwangsgewalt der Kirche entzog. Dies aber ist nicht durch die Scholastik selbst, sondern durch die Reformation und obenein im Kampfe mit ihr, im Gegensatze zu ihr geschehen, eben weil sie, wie der Geist in ihrer Zeit überhaupt, sowol innerlich als äußerlich unfrei war. Im ganzen Mittelalter stand alles Denken, Reden, Lehren, Schreiben unter kirchlicher Censur, und was noch mehr ist, unter der Selbstcensur oder sagen wir lieber unter einer weit größeren, im Verhältniß zu der der späteren Zeit als knechtisch erscheinenden Gebundenheit der Denkenden, Redenden, Lehrenden und Schreibenden selbst, und gegen diese

Regel entscheiden die Ausnahmen einzelner freier Geister und Freiheitsgestattungen oder Zulassungen nicht. So kühne Behauptungen einzelne Scholastiker wagten, so gewiß es ist, daß die Denkfreiheit in der Schule nie ganz unterdrückt wurde, daß ihre Philosophie und Theologie Zeichen und Ergebnisse von freien Geistesregungen waren, ebenso gewiß ist es, daß da weder äußerliche noch innere Freiheit stattfand, wo man Eide schwören mußte, die Principien, sei es des Realism oder Nominalism zu behaupten, oder gar nicht anders zu lehren, als der oder jener Scholastiker gelehrt habe, wo die Schule selbst unstreitige Axiomata aufstellte und Abweichung davon beim Forschen und Lehren zum strafwürdigen Verbrechen stempelte, wo die abweichende Ansicht nur unter sorgfältigen Verwahrungen und Gehorsamsversicherungen an das Licht hervortreten durfte, so sorgfältig wenigstens den Schein der Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre stets suchte, wo Censur und Inquisition der Kirche den hartnäckigern Widerspruch niederschlugen und schon die Drohung, die Furcht, der eigne Wahn denselben im Keime, im Gedanken niederhielt. Jedenfalls hatte die Scholastik das Aussehen und die Art einer Autoritätslehre. Ihre gegensätzlichen Bestandtheile waren doch immer erst das Zweite, Unbewußtere und Verstecktere in ihr, nur bisweilen hervortretend; das Erste, Bewußtere, am Tage Liegende und Läufige war fortwährend das ursprüngliche Absehen, die Lehre zu begreifen, höchstens sie auszubilden auf ihrer unwandelbaren Grundlage und sofern sie noch nicht festgestellt war, das zu Glaubende und Geglaubte zu wissen. Die freidenkendsten Scholastiker langten doch immer, wenigstens scheinbar, zuletzt bei der Kirchenlehre wieder an, zu welchen weitgehenden Folgerungen oder selbst freigeistischen Ergebnissen ihr Philosophiren hinleiten mochte. Wenn diese der Kirchenlehre widersprachen, so hielten sie inne oder lenkten ein. Von Spekulation gingen sie aus, und von einer oft sehr selbständigen und kühnen, aber das Ziel, das Hauptergebniß stand fest, und mochten sie mit oder wider Willen, indem sie es beweisen wollten oder indem ihr Philosophiren zu Zweifeln führte, in Widerspruch mit demselben gerathen: sie erkünstelten entweder Uebereinstimmung oder unterwarfen sich geradezu dem Ansehen der

Kirche. Geriethen sie aber mit dieser in Streit, so endete derselbe entweder damit, daß sie unter dasselbe gebeugt, daß ihre abweichenden Meinungen für ketzerisch erklärt wurden, oder daß die Kirche, wenn sie den Sieg davontrugen, ihre Behauptungen in den Kreis der autorisirten Lehren aufnahm, wodurch dann der Denk- und Lehrfreiheit sogleich wieder neue Schranken gesetzt waren. Der Nominalismus führte wol zu der Forderung des Rechts der freien Prüfung der Einzelnen, aber weit entfernt, daß die Kirche sie zugestanden, daß er sie durchgesetzt hätte oder sich selbst klar darüber geworden wäre, wie ja die Nominalisten den Realisten Huß zu Kostnitz verdammten. Er hat die Denkfreiheit schwerlich gefördert. Seine Urheber und Anhänger griffen wol kirchliche und Lehrverderbnisse, Anmaßungen der Päpste, das System der römischen Kurie an, ließen aber die Kirche und deren Gewalt und Untrüglichkeit, sowie das Ansehen der Schule unangetastet, waren oft die eifrigsten Kirchlichen, die unduldsamsten Verfechter der Rechtgläubigkeit der Kirche und Schule. Wenn er, worin eigentlich seine Aufgabe bestand, kritisch gegen den Realism auftrat, so suchte er doch die Kirchenlehre zu schonen. Je skeptischer er wurde, je deutlicher die Entzweiung der gesammten Scholastik in ihm hervortrat, desto unbedingter wollten seine Anhänger die äußere Autorität des Glaubens festgehalten wissen. Wenn Okkam die Kirchenlehre zu gefährden schien, indem er die Gründe, durch welche die Vernünftigkeit derselben bisher dargethan war, widerlegte, ohne andere an die Stelle zu setzen, so erklärt er doch die berührten Lehren für Gegenstände des Glaubens, sagt ausdrücklich, daß unter die Autorität der heil. Schrift oder die Tradition der Kirche alle Vernunft gefesselt werden müsse; er versteckte seine Skepsis unter der Maske der starrsten Rechtgläubigkeit. Auch er schrieb, wie Luther sagt, Konstantin habe das Reich dem Papste geschenkt und von demselben wieder zu Lehen genommen, wobei auch er auf Matthäus Kap. 28, V. 18. sich berief: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Von der Befangenheit der Gerson und d'Ailly war schon die Rede. Viel werden wir weiter unten als strengen eifrigen Scholastiker und bei einzelnen Abweichungen und hellen Gedanken fast unglaublich beschränkt in dem Begriffs-

kreise und den Fesseln der durch die aristotelische Philosophie beherrschten Schule kennen lernen [1]).

Wie hätte der Neuling Luther nun aber die gegensätzlichen Bestandtheile der Scholastik auch nur so bald auffinden, ihre Skepsis entdecken sollen? Wo bei ihm ein Einfluß davon hätte beginnen können, da lag ein andrer, Hingebung an die Kirche und das herrschende System erzeugender mindestens eben so nahe, und mit der Grundrichtung der Scholastik, den Glauben zu begründen, traf genau die Richtung zusammen, die wir bei ihm in dieser Zeit nothwendig voraussetzen müssen. Freie Ausbildung des Denkvermögens war nicht die der Scholastik und noch weniger die seine, die vielmehr dem unbefangenen Denken widerstrebte, wie sich auch von seiner Stimmung abgesehen, noch im Besondern aus manchfachen deutlichen Spuren schließen läßt. So glaubte er von Anfang „keinem Buche weniger als dem des (gleich zuerst eifrig studirten) Aristoteles de Meteoris," und zwar aus dem Grunde, weil es davon ausgehe, „daß sich in der Natur Alles aus natürlichen Ursachen zutrage [2])." Der junge Studiosus, der sein Studiren mit Gebet und Kirchgehen anzufangen pflegte, war von Sehnsucht erfüllt, zu begreifen, was er glaubte, und den Gegenstand der Andacht heller zu schauen, ihm näher zu kommen durch eine tiefere Bewährung; von einem schlechthin selbständigen Philosophiren hatte und konnte er kaum einen Begriff haben, die Empfänglichkeit dafür mußte ihm abgehen, die Voraussetzungen der Scholastik waren als solche unwandelbar auch in ihm begründet. Es war natürlich, daß die Richtung ihn am stärksten ergriff, die der seinigen entgegenkam, schon deshalb natürlich, daß die scholastischen Studien ihn in der Ergebenheit gegen die Kirche bestärkten, ohne ihn auf ein eigentlich freies Denken hinzuleiten, auch wol geistige Unfreiheit geradezu bei ihm begünstigten, sofern schon ihr Ausgangspunkt kein anderer war als der, ein bereits feststehendes Ergebniß zu begreifen, festzustellen, zu vertheidigen, sofern sie stets daran erinnerten, daß die Grundlage alles Glaubens, aller Wahrheit, sowie

1) Schleiermacher a. a. O. IV, 227. Marbach a. a. O. 350. Baur a. a. O. 877 ff. Tischreden, Walch XXII, 1375.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 9, V. 12—16.

die höchste Autorität in Sachen der Meinung und des Wissens bei der Kirche zu suchen sei — hieran erinnerten, selbst wenn sie bis an die dem Denken gesetzten Schranken hinan- oder über dieselben hinausführten. Denn diese Schranken waren die Lehren von der katholischen alleinseligmachenden Kirche, als der alleinigen Inhaberin der christlichen Wahrheit, von der päpstlichen Gewalt und Untrüglichkeit; und diese Lehren gehörten so sehr zur Rechtgläubigkeit, daß sie als Axiome, welche einer Begründung gar nicht bedürften, im Vortrage des Systems vorausgesetzt wurden, und Abweichung davon für Ketzerei, ja für die gefährlichste aller Ketzereien galt. Die Scholastik war doch zuletzt auch nichts Anderes als die wissenschaftliche Grundlage, die Philosophie des Volksglaubens, in welchem seine religiösen Vorstellungen wurzelten, des ganzen kirchlichen Wesens, in dessen Einflüssen er aufgewachsen war, dessen Liebe und Verehrung er mitgebracht, das ihn so mächtig an sich gezogen. Die Scholastik vermittelte ein tieferes und deutlicheres Verständniß dessen, was er glaubte, liebte, ehrte, läuterte es und gab es ihm gleichsam in gereinigter, verklärter Gestalt zurück, wenn sie manche zu grobe Vorstellung darin ihm nahm; sie bot die letzten und höchsten erweisenden und rechtfertigenden Gründe dafür oder hatte doch dieses Absehen und gab es mindestens vor, wo sie kritisch oder skeptisch wurde. Als er studirte, was gleichfalls zu beachten ist, hatten ihre freiesten Bewegungen längst aufgehört, die Doktoren waren zu dieser Zeit noch durchgängiger die eifrigsten Knechte und Vertheidiger der Kirche und des entscheidenden Ansehens derselben; es gilt vollkommen von ihnen, was er noch zwanzig Jahre später über sie aussprach, sie „nennten ihre Menschensatzungen Gebote der heiligen Kirche und schrien ohne Aufhören, ei, das haben die heiligen Concilia beschlossen, das hat die Kirche geboten, das hat man so lange Zeit gehalten, sollen wir denn nicht daran glauben?" Da hätten sie auf der Heiligen Exempel und Legenden hingewiesen, und sei durch Päpste und Koncilien bestätigt, daß man Solches den Glaubensartikeln habe gleich halten müssen. Sie hätten die heil. Schrift lassen gehen, doch so, daß sie dieselbe an einiger Väter Schrift und Auslegung gebunden, allein auch dies wieder nur so weit, als es dem Papste gefallen und nicht wider sein Gesetz wäre, dem es allein gebühre die Schrift

auszulegen, und dessen Aussprüchen sich Jeder zu unterwerfen habe. Sofern sie aber die Auslegung und das Ansehen der Väter kanonisirt, hätten sie darin abermals Schranken aufgerichtet und geschrien, ei, wie sollten so viel Heilige, Gelehrte, Hochverständige die Schrift nicht verstanden haben [1]). Wie hätte dem Neulinge nicht begegnen sollen, was viel „großen Leuten" widerfuhr, die durch die „Menschensatzungen" — eben die Lehren der Scholastiker — „gefangen und verblendet wurden, daß sie viel darauf gehalten haben und Artikel des Glaubens daraus gemacht." So wären Viele auch verführt durch das Vorgeben, daß die Kirche nicht irre. Viele würden noch jetzt bewegt, wenn sie die Widersacher rühmen hörten: „Die heiligen Väter sammt ihren Nachkommen haben so und so gelehret, die Kirche oder gemeine Christenheit folget ihnen hierinnen nach; nun ist's unmöglich, daß Christus die Kirche oder seine Christenheit so viel hundert Jahr sollte irren lassen: und gewißlich wirst du allein, als eine einzelne Person, nicht weiser und verständiger sein, denn so viel heiliger Väter und die ganze Christenheit. Weil denn nun dieselbige heilige Christenheit so viel hundert Jahr also gelehret und geglaubet, wie sie es von den ersten und ältesten Vätern und Lehrern empfangen hat, welche freilich überaus heilige Männer, und gar weit gelehrter sind, denn du bist; wer bist du denn, daß du darfest eine andere Meinung haben und vorgeben, denn diese gehabt haben? Wer das gehöret, dem geht's, wahrlich, zu Herzen. Denn wen sollte nicht bewegen der Name der heiligen Lehrer und Väter, sonderlich aber der heiligen Kirche? [2])"

Bewundernswürdig durch Scharfsinn war das System, durch seinen wenigstens scheinbar unerschütterlich festen innern Zusammenhang, als ein tief gedachtes, mit unerhörter Ausdauer gearbeitetes Kunstwerk des menschlichen Geistes wohl geeignet, zumal einen Anfänger zu überwältigen, den irgend Empfänglichen für die Kirche um so mehr einzunehmen, von deren geistigem Leben es Ergebniß und glänzendes Zeugniß war und die es

1) Kirchenpostille. Walch XI, 599, 628. Hagenbach a. a. O. 191.

2) Ausleg. des 1. und 2. Kap. Johannis, zu Kap. 2, V. 23 ff. Walch VII, 1793. Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 1, V. 11 f. Walch VIII, 1677.

sammt ihrem obersten Haupte verherrlichte und so hoch emporhob. Die Begriffe aber, auf welchen die Kirche ruhete, waren bei aller Unzulänglichkeit unleugbar große und christliche, sie wurden kunstreich in ihm dargelegt und hervorgehoben, durch sie wurde die widersprechende äußere Erscheinung verhüllt und verschönt.

So kann es um so weniger Wunder nehmen, daß eben die Kirche ihn noch immer mehr einnahm, daß seine Ehrfurcht vor ihr und dem Papstthume unter seinen scholastischen Studien abermals gesteigert wurde, dessen Gemüth Kraft und Lebendigkeit genug besaß, ihn für einen großen Gedanken zu begeistern, zu viel Reinheit und Unbefangenheit, um das Arge der Erscheinung leicht zu entdecken, zu viel Liebe des Heiligen, um die vielfach verdorbene Gestalt desselben nicht zu verzeihen. Er war mit der feurigsten Einbildungskraft begabt, die edlere Jugend idealisirt gern und gibt sich leicht dem Idealen hin. Auch hieraus erklärt sich's, wie er in Erfurt immer kirchlicher wurde. Die Scholastik war aber auch noch im Besondern durch eine ganze Reihe von Begriffen, durch ihre Grundlehren und ihre Grundeigenheit ganz geartet, nicht blos ihn in seiner Richtung und Stimmung zu befestigen, sondern ausdrücklich den Entschluß, das Klosterleben zu erwählen, in ihm vorzubereiten, oder aber, jene Begriffe mehr und mehr in ihm zu entwickeln, welche darauf hinführten oder darin bestärkten. Ja, wie hätte es anders sein können? Was dem Volke gepredigt wurde, war freilich gröber, als die Scholastik, die kirchliche Wissenschaft, aber zuletzt doch ihr Ausfluß. Indem sie es, wie schon gesagt, läuterte und zum wenigsten ihrem Vorgeben nach zu wissenschaftlicher Gewißheit erhob, geschah es, daß sie ihn vollends in den Begriffen verstrickte, in denen er aufgewachsen und nach Erfurt gekommen war.

Alle ernste Beschäftigung mit Gott führt durch Vergleichung mit ihm und das lebendigere Bewußtwerden seiner Größe und Heiligkeit zum Gefühle der menschlichen Geringheit, Schwäche, Unwürdigkeit ihm gegenüber. Dasselbe Ergebniß hat jede strenge Selbsterforschung. Bei Solchen, die zugleich in sich gekehrt und lebendig und phantasiereich sind, wird das Gefühl der Sündhaftigkeit natürlich um so mehr gesteigert. Eine abermalige Steigerung desselben lag sehr nahe für den, der die scholastischen

Lehren von der Sünde in sich aufnahm, die von den Scholastikern in den Ungehorsam der Menschen gegen Gott gesetzt wurde, der hauptsächlich im Stolze und in der Sinnlichkeit seine Wurzeln haben sollte. Wurde nun die Sünde nicht als eine That des innern sittlichen Lebens, sondern als ein Naturzustand betrachtet, den man aufheben zu müssen meinte, so blieb, je schärfer Jemand sich beobachtete, je ernster sein Wille auf Unsündlichkeit gerichtet war und je deutlicher er fühlte, daß ihm die Bewältigung der Natur nicht gelinge, in der That nichts übrig, als der Versuch der Mittel, von welchen gelehrt wurde, daß sie zur Ertödtung der Sinnlichkeit führten, Fasten, Kasteiungen u. s. f., vornämlich Klostergelübde; und wer das Höchste erreichen wollte, mußte auch das Höchste leisten, also der Welt entsagen, das Klosterleben erwählen.

Nicht anders verhielt es sich mit der Lehre von der Willensfreiheit, die von den Scholastikern gleichfalls in die engste Verbindung mit der von der Verdienstlichkeit der Werke und der durch die behauptete Willenskraft erreichbaren Heiligkeit des Lebens gebracht war und somit ebenfalls ins Kloster führte. Mit ihren schädlichen Irrthümern, die die „Sophisten" von der Heiligkeit des Lebens gelehrt, sagt Luther, hätten sie der Menschen Herzen so gewaltig eingenommen, daß es einen sauer ankomme, solcher Gedanken wieder loszuwerden. „Ich weiß wohl, wie sauer mich's ankommen hat, ja ich bin's noch heutiges Tages nicht los [1])." Narren nennt er alle Doktoren, weil sie „gelehrt, man müsse Gutes thun aus freiem Willen, um fromm zu werden." Eben daher, führt er aus, wären alle Klöster durch die Doctores aufkommen [2]). Denn das war nun eben die Hauptrichtung der scholastischen Theologie und eben hier traf sie mit der herrschenden Volksansicht am völligsten zusammen, daß sie dem — meist nur als Ueberzeugung von der Wahrheit des Dogmas gefaßten — Glauben und besonders den guten Werken Verdienstlichkeit vor Gott beimaß und sie für nothwendige und die hauptsächlichsten Mittel erklärte, Gnade bei Gott und die ewige

1) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 19. Walch VIII, 2748. Hagenbach a. a. O. 132 ff.

2) In der dritten der handschriftlichen zu Weimar gehaltenen Predigten.

Seligkeit, den Himmel zu erlangen, der als etwas schlechthin Jenseitiges betrachtet wurde, an welches man ein ganz äußerliches Anrecht durch Theilnahme an der Kirche und insbesondere durch ein geistliches Leben, Weltentsagung gewann. Denn die guten, an und für sich verdienstlichen Werke bestanden nun eben in Almosengeben, Fasten, Schenkungen an Kirchen u. dergl., die verdienstlichsten in den Klostergelübden und den asketischen Uebungen und Selbstquälereien. Luther spricht sich häufig darüber aus. So sagt er, die Scholastiker hätten den Spruch: wer da glaubt, wird selig (nämlich ohne sein Verdienst, ohne alle Werke), verdunkelt und geradezu umgedreht, indem sie gesagt, wer da glaube und thue gute — verdienstliche — Werke, der werde selig. Die Kirche und die Bücher der Scholastiker wären voll gewesen von Menschenlehre und Gebot, das man Ordnung und Gebot der Kirche genannt, und das in Fasten, Feiren, Beten, Singen, Möncherei bestanden; „haben damit die Leute vertröstet gen Himmel zu dringen." Aus den Worten des barmherzigen Samariters: so du etwas darüber wirst darthun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme, hätten die „Sophisten" ihre Lügen vom Ueberverdienst der Werke erdacht und vom Schatze der guten Werke, wonach ein Mensch nicht blos mehr thun könne, als er Gott schuldig sei, sondern auch Andern noch mittheilen und verkaufen. Wenn Christus im Evangelium Matthäi Kap. 5 dem mosaischen Gesetz eine höhere geistige Deutung für die Seinen gebe und eine bessere Gerechtigkeit als die blos gesetzliche der Juden fordere, so hätten sie das so umgedreht, als gebe da der Herr nur Räthe für die Vollkommenen, und diese hätten dann die Mönche sein sollen, als wären sie die großen Heiligen, denen es zu geringe, einfach Gottes Gebot zu halten, sondern die darüber noch viel Größeres in ihrem Orden thäten, wofür ihnen Gott den Himmel zu geben schuldig wäre, welcher Lehre dann so wenig die kirchliche Bestätigung, als den „Vollkommenen" die Heiligsprechung gefehlt hätte. Die Sophisten, des Papstes rechte Hand und Mammelucken, wären in das fünfte Kapitel Matthäi gefallen und hätten aus der köstlichen Rose das Gift gesogen und in Alle Welt gestreut, daß Christus von seinen Christen nicht alles gehalten haben wolle, was er lehre und gebiete, sondern nur denen gerathen, die vollkommen sein wollten. Daher

hätten sie zwölf evangelische Räthe erdichtet — den andern Backen darbieten, dem Uebel nicht widerstehen u. s. f., endlich das Keuschheitsgelübde — welche halten möge, wer vor anderen Christen Höheres und Vollkommneres sein wolle. Gar gemein sei diese Lehre bei ihnen gewesen. „Also haben sie die Kirche regieret und gelehret bisher, daß Christus hat mit seiner Lehre und Auslegung ihr Narr und Gaukler müssen sein." Sie theilten die Kirche in vollkommene und unvollkommene Christen, verwiesen diese auf die zehn Gebote, deren Erfüllung zur Seligkeit genüge, wogegen die Räthe zu halten nicht eben nöthig sei, wer nicht ein Mönch werden wolle. „Denn, sagen sie, wer kann die Feinde lieben? Das ist die scholastische, ja in Wahrheit die teuflische Theologie. Diese Irrthümer hat das Papstthum und die Sorbonne in Paris auf die Bahn gebracht." Dem Talmud sei die gottlose Lehre entnommen, die aber in allen Schulen gelehrt sei; Huß habe sie zu Kostnitz vertheidigt, er selbst habe ehemals (vielleicht in seiner ersten wittenberger Zeit oder noch zu Erfurt? dies wol das Wahrscheinlichere) ein Blättchen von den zwölf evangelischen Rathschlägen herausgegeben, „denn zu meiner Zeit war diese Theologie sehr gebräuchlich." Viel große Bücher wären davon gemacht und geschrieben „und haben's genannt Formas conscientiarum, die das Gewissen in seinen Nöthen trösten sollen. Und Thomas von Aquin ist fast der Hauptketzer solches Dinges. Dieselbige Lehre ist darnach vom Papst bestätiget und in die ganze Welt geflossen, da sind hernach die Orden herkommen, die haben wollen vollkommen sein." Das Evangelium lehre, die Liebe suche nicht ihr Eignes, sondern diene nur den Andern; sie aber hätten das Wörtlein Liebe wol gehalten, aber von ihm seine Art geschieden, indem sie gelehrt, ordentliche Liebe hebe an ihr selbst an und liebe sich am ersten und meisten, und wie sie der Liebe Wesen und Kraft genommen und nur den Namen gelassen, hätten sie auch die evangelische Lehre von der Hoffnung, die sich auf bloßes göttliches Verheißen baue, verdreht, indem sie gelehrt, Hoffnung bestehe auf eigenen Verdiensten[1]). Der Glaube an diese leitete aber ins Kloster.

---

1) Walch XI, 1265, 628, 529, 2110. Vorr. zur Ausleg. des 5. 6. u. 7. Kap. Matthäi, Walch VII, 523. Von den geistl. und Klostergelübden,

So kommt er häufig darauf, wie nach den mönchischen Begriffen das ganze weltliche Leben, der Ehestand u. s. f. für unrein, nur das Klosterleben für heilig sei gehalten worden, und dahin hätten denn die Sophisten durch ihr Lehrsystem gewirkt. „Ein reines Herz, sagt er in der Auslegung der Evangelisten bei Erklärung des Spruchs: Selig sind, die reines Herzens sind, haben sie geträumet, heiße, daß ein Mensch von den Leuten in einen Winkel liefe und nicht an die Welt gedächte, noch sich mit weltlichen Sachen und Geschäften bekümmerte, sondern mit eitel himmlischen Gedanken spielete [1]).“

Nach der ganzen mittelalterlichen und durch die Scholastiker ausgebildeten Vorstellung war der Vater, den Christus gelehrt, wieder zum zornigen, eifrigen, despotischen Judengotte geworden, der strenge Gesetzeserfüllung forderte und die Sünde unnachsichtlich und hart strafte. Mit dieser Vorstellung kam Luther, wie wir wissen, nach Erfurt, er fand ihre wissenschaftliche Begründung bei den Weisen, an die er sich wendete, und jene Gesetzerfüllung bestand nun wieder in den verdienstlichen Werken, das vornehmste von diesen im Klosterleben. Man nehme hinzu, wie grobsinnlich die Vorstellungen von Hölle und Fegfeuer. Die Scholastiker waren unendlich erfinderisch im Ausdenken von Höllenstrafen, schilderten sie und ihre Ewigkeit auf das blühendste und furchtbarste. Neue Antriebe, bei lebhaftem Gefühl der Sündlichkeit, bei erregbarer Einbildungskraft, Errettung der Seele im heilig gedachten Klosterleben zu suchen. Es paßt vollkommen auf ihn selbst, die Wirkungen davon, die in jener Zeit ohne Zweifel bei ihm eintraten, wenn er einmal sagt: „Die hohen Schulen, wenn sie die Leute wollen fromm machen, so halten sie ihnen das Gericht für, und machen das so heiß, als sie immer können. Damit führen sie das Volk in das Erschreckniß und lassen sie stecken, und sagen nicht, wie sie wieder herauskommen sollen [2]).“

Walch XIX, 1825. Predigten, Plochm. XV, 459; XIII, 137; XIV, 15. Kurze Ausleg. des Jesaias, zu Kap. 9, V. 6. Walch VI, 298. Marbach a. a. O. 213.

1) Walch VII, 572.

2) Walch XI, 1468. Hagenbach a. a. O. 273 ff. Münscher a. a. O. 96.

Hier hätte nun die Lehre von der Gnade eintreten sollen; allein die „Sophisten" lehrten, wenn man nur nach seinem Vermögen thue, so gebe Gott die Gnade, und „das sind blinde Leiter. Sie geben selbst zu, daß der Mensch sehr unlustig sei zum Guten; dennoch, so er hingehet und thut es, wiewol mit Beschwerde, Unlust und Trägheit, so sei er dennoch mit Gott wohl daran. Aus solchem irrigen Verstande sind die Klöster herkommen, da ist man hineingegangen, daß, wenn man nur darinnen wäre, wie unlustig es auch geschehe, so würde man selig [1])." Das Schlimmste war, die Gnade blieb nach der scholastischen Theorie gleich der in ihr auf die Willensfreiheit gestellten göttlichen Vorsehung ungewiß. Wir müssen jedoch im folgenden Buche darauf zurückkommen und übergehen hier daher diesen gerade sehr wichtigen Punkt. Nur so viel: eben die scholastische Lehre von der Gnade war dornig, eben sie machte ihm wol die meiste Qual. Sie bot nur einen Ausweg, und dieser bestand abermals in den Werken, denn mit der Lehre von deren Verdienstlichkeit stand auch sie wieder in der genauesten Verbindung.

Mehrte sie seine Angst um das Heil seiner Seele, die von der Rechtfertigung, der Erlösung bot keine Beruhigung (auch hiervon später). Dasselbe war der Fall bei der Lehre von der Buße, als Mittel der Erlassung der Schuld und ewigen Strafe. Sie sollte aus drei Stücken bestehen, deren eins die Genugthuung war und in Werken bestand, Fasten, Gebeten, Almosen, dann Geißelungen, Wallfahrten u. s. f. Die genugthuenden guten Werke wurden als strafenartige, opera poenalia, angesehen. Die Sünden gehörten zur Augen- oder zur Fleischeslust oder zum hoffärthigen Leben. Durch Almosen sollte für die aus Geiz und Habsucht entspringenden, durch Fasten und andere leibliche Kasteiungen für die Sünden der Wollust und Unreinigkeit, durch Gebet für die Sünden des Stolzes und der Hoffarth gebüßt und genuggethan werden; denn Gebete wären als Demüthigungen vor Gott zu betrachten und zugleich mit mancherlei körperlichen Unannehmlichkeiten — Knieen, Thränen, Seufzen — verbunden. Aber die auf diese Weise in ganz äußerliche Züchtlingswerke verwandelten christlichen Tugenden und Uebungen der Wohl-

1) Plochm. XIV, 15.

thätigkeit, der Mäßigkeit, der Enthaltsamkeit, des Gebets: wo hätte man ihnen so vollkommen und unausgesetzt nachleben können, als im Kloster? [1])

Wir sehen, auch durch die Scholastik wurde Luther dahin geleitet und es wird uns weiter unten noch deutlicher werden. Sie war ganz geeignet, seine religiösen Vorstellungen in ihm zu befestigen. Ihre Bußlehre wies ihn auf die gelobte Wallfahrt nach Rom. „Thomas von Aquin, der Lehrer aller Lehrer, sagen anders die Predigermünche recht, der sagt frei, daß Münch werden sei gleich so viel als getauft werden [2])." So hatte Thomas „große Klugheit vorgegeben mit der Dulia, Hyperdulia und was des Dings mehr ist, und saget, man sollte es anbeten, aber doch so fern, daß man zusammenknüpfe den, der im Himmel ist, mit dem, das der Maler gemalet hat," wodurch denn die Leute „umgeführt" wurden, denn der gemeine Mann vermochte nicht, was ihm da zugemuthet wurde, blieb unaufgeklärt bei seiner grobsinnlichen Ansicht und der Scharfsinn und die Mühe der Scholastiker wußte die Heiligenverehrung und was sich daran heftete bis zu den „Wallfahrten, Geplärr und schwitzenden blutenden Kreuzen," auch den Denkenden annehmlich zu machen [3]). Wir übergehen an dieser Stelle noch einige andere scholastische Vorstellungen, welche ebenso sehr als die bezeichneten geeignet waren, ihn auf den Entschluß der Weltentsagung hinzuführen. Nur dies sei hier noch bemerkt. Die Scholastik war zu Anfang ausschließlich, und war und wurde fortwährend sehr häufig in den Klöstern, meisthin von Klerikern getrieben. Die großen Scholastiker waren der Mehrheit nach Ordensleute, eifrige Vertheidiger der Bettelmönche gewesen, eine nicht geringe Anzahl von ihnen war unter die Heiligen erhoben. Schon daraus könnte man schließen, daß ihre ganze Lehre von der Ansicht der Heiligkeit und Verdienstlichkeit des Klosterlebens durchdrungen gewesen sei. Man erinnert sich hierbei von selbst mehrfacher schon erwähnter Aeußerungen Luther's, z. B. der, daß er Anselm „aller Mönche Mutter" nannte. Der Scholasticism war Ergebniß

1) Cramer-Bossuet VII, 745.

2) Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg. Plochm. XXIV, 347.

3) Plochm. XV, 459.

und Ausgeburt der gesammten Eigenthümlichkeiten der mittleren Jahrhunderte, der germanischen Nationen, hing namentlich mit ihrer Richtung auf das Innerliche, mit dem Mönchthume zusammen: so verfiel auch diesem gar leicht, ja fast unumgänglich, wer in ihn bis zur eigentlichen Hingebung sich einließ. Ohne Zweifel rührte der die Scholastiker bezeichnende Geist des spitzfindigen Grübelns großentheils davon her, daß ihre Mehrzahl von jeher dem ehelosen Stande der Kleriker angehört hatte. Eben von dieser Seite her mußten sie Einfluß bei Luther gewinnen, der gleichfalls so sehr zum Grübeln geneigt war, so ernstlich in Nachsinnen über die Strafgerichte Gottes und Aehnliches, wie wir noch mehr sehen werden, sich vertiefte. Daran ist nicht zu zweifeln, das hohe, die freie Geistesthätigkeit lähmende Ansehen, worin die Kirche, ihre Aussprüche, ihre Lehrer, die Scholastiker, standen und das die letztern namentlich jetzt auch bei ihm gewannen, ihr Lehrsystem und sein zartes überreiztes sittliches Gefühl wirkten dahin zusammen, daß er mönchischer Stimmung mehr und mehr verfiel und in ein Kloster eintrat. Nicht ohne Grund bemerkt er: „daher sind alle Mönche kommen, daß Alles recht war, was St. Gregor, Thomas von Aquin und Andere sagten." In einem Briefe an Spalatin vom J. 1519 nennt er die Scholastik ausdrücklich die Gewissenstortur, welcher er alle seine innern Bedrängnisse verdanke, von welcher auch er alle jene Ungeheuerlichkeiten (monstra), die scholastischen Grundlehren, wovon alle Bücher und Ohren erfüllt, gelernt habe, vom Verdienste der Billigkeit und Würdigkeit, von der Kraft des Menschen, die Gnade zu erwerben, die göttlichen Gebote zu erfüllen u. s. f. [1]). Sehr bezeichnend sind hier auch noch einige Aeußerungen von ihm in Predigten. Das sei der Stachel des Todes, von welchem der Apostel rede, wenn die Sünde aufwache im Gewissen und dem Menschen bange mache, daß er nicht wisse, wo er bleiben solle. Rohe, freche Leute fühlten ihn nicht, gingen sicher dahin; die Christen aber erführen und fühlten es, was Sünde und Tod für Kraft habe, denn jener Stachel komme nicht allein den groben Sündern zur Zeit der Reue, sondern auch frommen

1) Ausleg. des I. u. 2. Kap. Johannis, zu Kap. 2, V. 23 f. Walch VII, 1789. de Wette I, 304.

Leuten vor der Welt, die sich mit ihren Sünden beißen müßten im Herzen, daß sie Gott nicht gefürchtet, ihm nicht geglaubt, vertraut, gedient. „Sonderlich, was zarte, furchtsame Herzen sein, fühlen oft solch Aechzen im Herzen und Gewissen, des Todes Stachel. Ich habe solchen Stachel, Spieß und Gift sehr oft fühlen müssen, daß mir der Angstschweiß darüber ausgebrochen ist.“ Und so habe er denn immer gedacht: O, wann willst du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegest? „Und bin durch solche Gedanken zur Möncherei getrieben. Das ist die Frucht und Lohn, so wir ihrer Werklehre zu danken haben, das war die falsche Lehre, das Wallen und Insklostergehen, die Werke der Finsterniß, das war unsre Nacht, Blindheit und Unwissenheit! [1])“

Es war nach dem Allen um so natürlicher, daß die in der Scholastik liegenden gegensätzlichen Bestandtheile nicht mit sehr erheblicher Kraft auf ihn einwirkten, daß ihn gerade seine philosophischen Studien am wenigsten auf ein freieres Denken oder eine weltliche heitrere Richtung hinführten. Dazu kommt noch Folgendes. Es steht nämlich durchaus nicht fest, ja es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß er mit den Schriften der Wesel, Okkam, Biel, d'Ailly, Gerson, welche die abweichenden Ansichten derselben enthalten, sofern sie nicht in ihrem Nominalism lagen, schon in seinen Studienjahren bekannt, genauer bekannt geworden. Nur Melanthon hat eine hieher gehörige, einigermaßen bestimmtere Nachricht. Sie geht dahin, daß Luther im Kloster angefangen habe, sich mit der Lehre, welche damals in der Kirche und in den Schulen gebräuchlich gewesen, ernstlich zu beschäftigen, und zwar so, daß er die Sententiarier, Biel, Okkam, d'Ailly und Gerson neben Thomas und Skotus sich zu eigen gemacht. Sehr erklärlich, denn in seinen Studienjahren wurde an kein theologisches Studium gedacht, und auch hierbei ist noch immer nur daran zu denken, daß er die systematischen Werke der Genannten, nicht eben ihre antihierarchischen polemischen Schriften in die Hände bekam. Für jetzt trieb er nur scholastisch-aristotelische Philosophie. Erst spätere Nachrichten und Biographen

1) Plochm. XIX, 176; XVI, 90; XVIII, 148.

bringen seine eigentlichen scholastischen Studien in seine Studienjahre.

Hiermit soll indeß nicht mehr in Abrede gestellt sein, als das, daß er mit der Scholastik und insbesondere der Theologie und den abweichenden Ansichten der freisinnigsten Scholastiker in dieser Zeit näher bekannt wurde. Denn ganz unbekannt hätte er damit schon wegen des Zustandes der Philosophie und ihrer Vermischung mit der Theologie nicht bleiben können. Auch sollte man doch glauben, daß er sich frühzeitig bemüht haben müßte, mit den Schriften der berühmtesten Nominalisten bekannt zu werden, den Schriften der Repräsentanten des Systems, dem er sich hingab, des Systems seiner Lehrer, des Systems eines Wesel, aus dessen Büchern er Magister wurde, zumal bei seiner Forschbegier, seinen fleißigen Bibliothekbesuchen. Er sagt einmal: „Terministen — oder Okkamisten von Okkam, ihrem ersten Anfänger — hieß man eine Sekte in den hohen Schulen, unter welchen ich auch gewesen; dieselben halten's wider die Thomisten, Scotisten und Albertisten [1])." Wenn die theologischen Begriffe der Scholastiker, wie wir sahen, einen bedeutenden Einfluß auf seinen Weltentsagungsentschluß übten, so müssen sie ihm bekannt geworden sein, so mangelhaft seine Kunde vorerst noch bleiben mochte. Ebenso wird man, selbst wenn er die Schriften der vornehmsten Nominalisten nicht unmittelbar kennen gelernt hätte, doch annehmen müssen, daß ihm die in denselben liegenden oppositionellen Elemente nicht durchaus unbekannt blieben, daß er durch seine Lehrer eine mittelbare Kunde davon erhielt, daß der freiere Geist jener Männer ihn, wenn auch nur mittelbar, berührte. So fehlt es auch an Spuren nicht, welche darauf hinweisen, daß er sich mit Büchern geistlichen und theologischen Inhalts beschäftigte. In der Schrift: Wider die himmlischen Propheten (von 1524) z. B. spricht er davon, wie er als junger Magister ein Buch gelesen, dessen Verfasser das Vaterunser also „gerissen und gemartert" habe: Vater unser, der du bist, im Himmel werde geheiligt, dein Name zukomme u. s. f. [2]).

1) Tischreden, Walch XXII, 2064.

2) Plochm. XXIX, 220.

Bei dem Allen ist nun aber nicht zu übersehen, daß er zunächst mit den Anfangsgründen genug zu thun hatte, daß ihn lange das Bemühen vollauf beschäftigen mußte, sich des Formalismus zu bemächtigen, worin die Philosophie zum guten Theile sogar geradehin aufging.

Dies hing mit dem tiefen Verfalle zusammen, in welchem sich die Scholastik zu jener Zeit unleugbar befand. Ihre Grundlage, ihre Methode hatte sich längst schlechthin unzulänglich gezeigt. Längst hatten sich die Kräfte an dem vergeblichen Versuche abgenutzt, den unendlichen Inhalt des Christenthums aus endlichen Begriffen zu erweisen, die Denkkraft frei zu üben, während man durch Voraussetzungen und äußern Zwang an ein Gegebenes sich band oder gebunden blieb; zum Zeichen, daß ein wahres Philosophiren innerhalb der katholischen Kirche unmöglich, daß das Wesen der letztern mit wahrer Geistesfreiheit unverträglich war. Die Unzulänglichkeit, Erschöpfung und Verderbniß der Lehre ihrer eignen Schule war die Strafe dafür, daß sie dem Geiste, der Vernunft und Wissenschaft Mißtrauen und Verachtung gezeigt, indem sie die Freiheit derselben aufgehoben, daß sie ihre Lehre als absolute Wahrheit feststellte und somit den Willen nicht haben konnte, ihre Auffassung der letztern ganz oder theilweis zu Gunsten derselben fallen zu lassen, sobald diese deutlicher erkannt wurde, was sie wiederum durch ihre Freiheitsbeschränkungen erschwerte. Bei einem Philosophiren, wo das Ergebniß wenigstens zum großen Theile schon im Vorgus feststand; bei dem Versuche, die Wahrheit eines künstlichen Lehrsystems nachzuweisen, das großentheils unter zufälligen, keine Geltung mehr behauptenden Einflüssen entstanden war; bei dem Bemühen, die kirchliche Lehre, die zum großen Theil nach individuellen Empfindungen und Anliegen unfrei, unter Machtgebot sich ausgebildet, als vernünftig darzustellen oder doch die Uebereinstimmung der philosophischen Wahrheit mit ihr zu behaupten: bei dem Allen konnte es an dialektischen Künsteleien nicht fehlen. Diese mußten sich häufen, jemehr der Kreis der kirchlichen Lehren sich schloß, das System vollendet wurde. Denn in demselben Maße verengerte sich der Raum für freies Denken, an dessen Stelle das grübelnde trat; in demselben Maße wurde jede lebenvolle Erörterung der Fragen der Gegenwart, überhaupt

der wichtigern Fragen, der Sachen abgeschnitten oder verleidet, blieb nur Raum und Anlaß zum Streit über noch genauere Bestimmungen des schon Bestimmten oder über die Form, die leere Schale, nutzlose Subtilitäten. Die feststehenden Voraussetzungen, welche vom kirchlichen Dogma aus das Gebiet des freien Philosophirens beschränkten, hatten nicht blos die Folge, daß dieses lediglich formale Reflexion über jene, wo es damit zu thun hatte, werden mußte, sondern auch die weitere, daß sie die Geister mehr und mehr einengten; sodaß auch das freie Gebiet nicht mehr frei behandelt wurde und auf dem unfreien ein ganz leeres, gehalt- und interesseloses Zerfasern von Spitzfindigkeiten mit Behagen geübt wurde. Die Zeit der Blüthe der Scholastik war längst vorübergegangen. Im höchsten Maße hatte sich die, von allem Anfange bei ihr vorwaltende Hinneigung zu überscharfsinnigen Unterscheidungen und Ausflüchten, zu einem spitzfindigen Spielen mit Worten und Begriffen entwickelt. Sie war in Nachbeterei, Grübelei und Kasuistik ausgeartet, zu einem hohlen geistlosen Formelwesen herabgesunken, wiederum etwas äußerlich Ueberliefertes geworden, ein todtes Wissen, ein Hemmniß für weiteres Fortschreiten, nachdem sie geleistet, was sie zu leisten vermocht. Die Werke der Nominalisten waren in den wichtigsten Beziehungen eben so unerträglich als die der Thomisten und Skotisten. Skaliger nannte Okkam den spitzfindigsten aller Sterblichen. Gerade Okkam hatte selbst nach Skotus die Subtilitäten noch bedeutend gemehrt, die scholastische Methode auf die Spitze getrieben, alles zu Bejahende oder zu Verneinende in Fragen abzuhandeln, die Gründe für und wider einander gegenüberzustellen, für Alles und Jedes Gründe und Gegengründe zu finden und die Entscheidung vorzubehalten. So trägt er in seinem Centiloquium, einem Abrisse der spekulativen Theologie, die Lehren der letztern in hundert Konklusionen vor. Die erste ist, daß ein Gott sei, und da wird untersucht, ob die Erkenntniß dieser Wahrheit blos ein Gegenstand des Glaubens oder einer Demonstration fähig sei. In andern soll bewiesen werden, daß Gott sich persönlich mit der Kreatur vereinigen könne, daß die Sätze, der Vater sei der Sohn der Jungfrau Maria, der heil. Geist sei ein Mensch und ein Sohn der Jungfrau, der Vater, der nie gestorben, hätte sterben können, und der Sohn, wel-

cher gestorben, hätte nie sterben können, mögliche Sätze seien, daß andre in einem gewissen Sinne wahr sein könnten, z. B. ein und derselbe Körper kann intensiver Weise an einem Orte unendlich weiß und intensiver Weise ins Unendliche schwarz sein; es hat von Ewigkeit her ein Ganzes gegeben, von welchem jeder Theil zu sein angefangen hat u. s. f. Daß er auf einen freieren Weg des Denkens geführt habe, ist schon deshalb zu bezweifeln, weil die Gelehrten stets ganz entgegengesetzter Meinung über die Frage waren und noch sind, ob er die Denkfreiheit gefördert. Unzweifelhaft ist es, daß er gerade die Scholastik auf einen Punkt hinführte, wo sie nach vollständiger Herausarbeitung aller Seiten des Widerspruchs zwischen Bewußtsein und Gegenstand sich vollkommen erschöpfte, ganz äußerlich wurde und sich in dieser Aeußerlichkeit auflöste. Selbst Biel war bei einiger Selbständigkeit doch am Ende nur sein Epitomator, und wie öde mußte die Philosophie der ganz mittelmäßigen und unselbständigen Scholastiker sein, die eben nichts waren als Nachbeter, Sammler und Ausschreiber, noch dunkler, verworrener und ermüdender durch gehäufte Spitzfindigkeiten und geistlose Exkurse und Erläuterungen [1]).

Was konnte nun der Erfolg sein, wenn solche Gelehrte die Jugend in die Philosophie, die aristotelische Logik und Dialektik einführten? denn mit ihr wurde allgemein der Anfang gemacht und eben sie studirte Luther mit dem größesten Eifer. Es darf nicht übersehen werden und ist sehr bezeichnend, daß er über Aristoteles' Physik und Ethik las, nachdem er Magister geworden war, wie sein Meister Biel über die aristotelische Ethik predigte. Es zeugt sowol von dem Ernst seines Sinns und Strebens als von seinem Hange zum Innerlichen, von seiner Hingebung an das herrschende Wesen und seiner geringern Befreundung mit den Beschäftigungen der humanistischen Aufgeklärten, daß er nicht über Klassiker oder Sprachen zu lesen begann, sondern von ihnen und der mit ihnen verbundnen Kritik sich fernhaltend, auf

1) Erhard a. a. O. I, 92. Ullmann a. a. O. I, 39. Cramer-Bossuet V, 485. Hagen, Deutschlands liter. und rel. Verhältnisse, I, 15, 30. Marbach a. a. O. 221. Plank, Gesch. d. prot. Lehrbegriffs, I, 18 ff. Cramer-Bossuet a. a. O. 825.

die Philosophie der Scholastiker sich warf, zu derselben Zeit, wo sie längst allgemeinen Ueberdruß, zumal bei den vordringenden Geistern erregt hatte, wo sie fast allseitig und am lebhaftesten von der jungen Gelehrtenwelt voll Sturm und Drang angegriffen wurde. Es geschah nach seiner Anlage und war zugleich ein richtiger glücklicher Griff, daß er vornämlich an die Scholastik gerieth und so tief in den Scholasticism eintauchte, damit ihn völlig durchdränge, woran der Bau hing, den er zertrümmern sollte, und damit er fähig würde, ihn zu zerstören und einen neuen aufzurichten.

In den Zeiten der Anfänge der Scholastik fehlte es an einer selbständigen Form des Philosophirens. Man nahm daher die aristotelische Philosophie zu Hülfe. Die Deduktionen und Disputationen der Scholastiker gründeten sich auf die Dialektik, worin man geübt sein mußte, um in ihnen bestehen zu können. Als ihr Erfinder war von Alters her Aristoteles anerkannt. Die Disputationen wurden unter den Scholastikern immer häufiger und hitziger, Gewandtheit in der geistigen Fechtkunst erforderlicher. Man hatte zuerst nur Aristoteles' logische Schriften theilweis gekannt, und bestrebte sich nun, zu einer immer vollständigern Kunde der aristotelischen Werke zu gelangen. In dem Maße, als man sie kennen lernte, stieg das Ansehen ihres großen Urhebers, lebte man sich in seine Begriffe hinein. Plato war nicht unbekannt, seit dem 13. Jahrhundert beherrschte Aristoteles die Schule so gut wie allein, welcher er vorzugsweis als der Philosoph galt. Sie entnahm seinen philosophischen Schriften die leitenden Grundsätze für das methodische philosophische Denken. Die Kirche widersetzte sich dem Hereinziehen der aristotelischen Philosophie, bekämpfte sie bis zum 12. und 13. Jahrhundert, so oft sie der christlichen Lehre zu widersprechen schien. Sie kam jedoch den kirchlichen Einreden und Verboten zum Trotz immer mehr in Aufnahme und mit ihrem Siege begann das zweite glänzendste Zeitalter der Scholastik. Es gelang den Dominikanern und Franziskanern, einem Albert und Thomas, die Kirche mit ihr auszusöhnen, die durch sie bedrohte Einheit der Schule und Kirche herzustellen, und nun ging das Ansehen des Kirchenglaubens selbst auf sie über, ja sie trat vielfach an die Stelle der Kirchenlehre und Aristoteles wurde fast vergöttert.

Die aristotelischen Studien bildeten demnach die nothwendige Grundlage der scholastischen. Luther mußte bei ihnen den Anfang machen. Sie erforderten aber auch viel Zeit und Geistesarbeit. Man hatte Aristoteles' an sich so schwer zu verstehende Schriften nur in lateinischen Uebersetzungen, die wiederum großentheils nicht aus den Originalen, sondern aus arabischen Nachbildungen übertragen waren, und die Kommentatoren vermischten mit den aristotelischen platonische, christliche und eigene Vorstellungen und wurden ihrerseits fast noch mehr als Aristoteles selbst studirt. Mag er Derjenige unter den Alten sein, wofür ihn Hegel noch erklärt, der am meisten studirt zu werden verdient: man verstand ihn höchstens zur Hälfte und mußte ihn mißverstehen. Erst am Ende des 15. Jahrhunderts wurde er durch bessere Uebersetzungen wieder besser bekannt. Ob man die letztern aber in Erfurt schon hatte, ist die Frage, und wäre es der Fall gewesen, die aristotelische Philosophie, wie sie getrieben wurde, hörte darum noch nicht auf das verworrene Gewebe zu sein, das sie durch die spitzfindige Behandlung der Scholastiker und die Beziehungen auf die Theologie, in welche man sie gebracht hatte, geworden war. Melanthon sagt, Luther habe die (aristotelische) Dialektik, „welche Kunst vornämlich lehrt, recht und wohl disputiren", in Erfurt also müssen lernen, wie sie damals gelehrt worden sei, nämlich dunkel und verworren genug. Man kann denken, daß seine Zeit, sein Fleiß und Interesse zum sehr bedeutenden Theile schon von ihr in Anspruch genommen wurde. Eine andere Frage ist aber, ob und wiefern sie ihm nützlich und förderlich sein konnte. Wo er in der Schrift an den Adel davon spricht, daß auch die Universitäten einer „guten starken" Reformation bedürften, sagt er u. A. „was sein sie anders denn wie das Buch Makkabäorum sagt, Gymnasia Epheborum et Graecae gloriae, darinnen ein frei Leben geführet, wenig der heiligen Schrift und christlicher Glaub gelehret wird und allein der blind heidnische Meister Aristoteles regieret, auch weiter denn Christus? Dazu seine Meinung niemand bisher verstanden und mit unnützer Arbeit, Studiern und Kost so viel edler Zeit und Seelen umbsonst beladen gewesen sein." Er erklärt sich wider den Inhalt der aristotelischen Bücher und fügt hinzu, Niemand möge ihm einwenden, er rede zu viel oder verwerfe, was er nicht wisse.

„Ich weiß wohl, was ich rede, Aristoteles ist mir so wohlbekannt als dir und deinesgleichen, ich hab ihn auch gelesen und gehöret, mit mehr Verstand dann St. Thomas und Scotus, deß ich mich ohne Hoffart rühmen und wo es noth ist wohl beweisen kann. Ich acht nit, daß so viel hundert Jahr lang so viel hoher Verstand drinnen sich ärbeitet haben. Solch Einreden fechten mich nimmer an, wie sie wohl etwan than haben" [1]).

Gerade bei ihm war es von unverkennbar großem Nachtheile, daß die Philosophie, wie sie getrieben wurde, durch Inhalt und Methode sich so sehr eignete zu verwirren und zu betäuben, statt Klarheit in einen jugendlichen, die Denkkraft zuerst ernstlich erprobenden Geist zu bringen, was ihm bei seiner übermächtigen Phantasie und seiner Gefühlsüberschwänglichkeit das Nöthigste gewesen sein dürfte. Vergessen wir nicht, wie unreif er an das Studium des mißverstandenen Aristoteles und seiner uneinigen Kommentatoren, die unverständlichen Subtilitäten der auf die unverstandenen aristotelischen Kategorien gebauten, mit Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, den spitzfindigsten Distinktionen und Begriffspaltungen sich beschäftigenden unendlich trocknen Dialektik herantrat. Wie schwer mußte es ihm gleich so viel andern dürftig vorbereiteten jungen Leuten werden, durch die Form auch nur überhaupt zum Inhalte hindurchzudringen. Sie konnten ihm, war es der Fall, kaum gewachsen sein. Wie sollten sie es aber werden oder zu ihm gelangen, da die Lehrer selbst durchgängig im Formalismus verkommen zu sein pflegten, die Lehrweise pedantisch und geistlos und nur etwa insofern anregend und bildend war, als sie hauptsächlich auf Disputirkunst und Uebungen gerichtet war. Alle Anstrengung der Geisteskräfte gehörte dazu, in die endlos ausgesponnenen, mit todter Gelehrsamkeit überladenen scholastischen Vorträge und Bücher von wahrhaft ungeheurem Umfange einzudringen, die Kunst der sophistischen oft überflüssigen und ungereimten Fragen, Zweifel, Schlüsse und Auflösungen einigermaßen zu begreifen, eine eiserne Geduld sich hindurchzuarbeiten, dabei auszuharren, ein unabläßiges Aufbieten aller Denk- und Willenskraft, um nicht erdrückt oder gänz-

1) Marbach a. a. O. 289. Baur a. a. O. 353. Plochm. XXI, 344. f.

lich konfus zu werden durch die heillosesste Mischung von Geistesfreiheit und sklavischer Hingebung an die Lehren und die Autorität der Kirche, der Väter, des Aristoteles [1]).

Die Schulen waren Kampfplätze einer inhaltleeren philosophischen Klopffechterei. Luther selbst kam einst darauf, Proles habe zu sagen gepflegt, die scholastischen Disputationen gemahnten ihn gleich als wenn Einer sitze und wetze ein Beil, wetze und wetze immerfort und haue doch nimmermehr etwas damit. Oder er spricht mit Amsdorf von den Studien zu seiner Zeit, wie „unselig studiren gewesen wäre, da feine geschickte Leute wären mit unnützen Lectionibus und Büchern, zu hören und zu lesen beschwert worden, mit seltsamen, undeutschen, sophistischen Worten." Er erklärte späterhin vielfach die Dialektik für eine „nützliche und nöthige Kunst, die man billig studiren und lernen solle, als die da fein den Weg weise, wie man ordentlich und richtig, kurz und einfältig von den Dingen reden und lehren müsse." Allein damit ist die Dialektik nicht gelobt, wie sie in seiner Studienzeit gelehrt wurde. Auch der Disputirübungen an den Universitäten gedenkt er sehr anerkennend. „Man führte die stolzen Gesellen unter die Ruthe, auf daß sie erführen, wie geschickt sie seyn [2])". Sie haben ihm ohne Zweifel auch genützt und gereichten wenigstens zur formellen Geistesbildung, erhielten den wissenschaftlichen Sinn und den Verkehr zwischen Lehrern und Lernenden rege, nöthigten in den Gegenstand tiefer einzudringen, sich desselben allseitiger zu bemächtigen. Sie bildeten die Redefertigkeit wie das Denkvermögen und mochten schon als Reibung der geistigen Kräfte unter der Jugend wohlthätig sein. Dagegen aber erzeugten und nährten sie auch die Disputirsucht, die gelehrte Rechthaberei, welche jener Zeit mehr als mancher andern eigen war; sie leisteten der gelehrten Kleinigkeitskrämerei großen Vorschub und schnürten am Ende die Geister doch mehr ein, als daß sie sie zu einer freien Uebung der Denkkraft geleitet hätten. Denn auch sie wurden streng beaufsichtigt und ihre Ergebnisse durften keine andre als gegebene, vorgeschriebene sein, was aus

1) Cramer-Bossuet a. a. O. 450 ff.

2) Tischreden, Walch XXII, 2002, 2066, 2241. ff.

dem unfreien Zustande der Wissenschaft und der Universitäten nothwendig folgte.

Ueber die letztern und die Studien an ihnen hat sich Luther in ähnlichem Sinne oft ausgesprochen, wie über die Schulen und den Schulunterricht, und einige seiner betreffenden Aeußerungen mögen eben hier noch angeführt werden, weil sie sich vorzugsweis auf die Herrschaft der Scholastik beziehen, die nicht blos selbst verderbt war, sondern obenein neben sich keinen Stoff und keine Form außer der ihrigen dulden wollte. Was wir oben aus der Schrift an die Rathsherren über die Schulen hörten, bezog sich zum Theil auch auf die Universitäten. Noch stärker spricht er an andern Stellen über der „hohen Schulen Gespenste" sich aus, „die wir mit unmenschlichem Gut gestiftet, und viele Doctores, Prädicatores, Magistros, Pfaffen und Mönche, das ist große, grobe, fette Esel, mit rothen und braunen Baretten geschmückt und auf uns geladen, die uns nichts Gutes lehreten, sondern nur immer blinder und toller machten." Er würde es lieber sehen, daß kein Knabe nimmer nichts lernte und stumm wäre, ehe er wollte, daß hohe Schulen und Klöster blieben wie sie bisher gewesen, daß keine andere Weise zu lehren und zu leben für die Jugend gebraucht werden sollte. „Denn es ist meine ernste Meinung, Bitte und Begierde, daß diese Eselställe und Teufelsschulen entweder in Abgrund versinken oder zu christlichen Schulen verwandelt würden [1])." In der Auslegung des Propheten Amos: „Was sind auch bisher unsere Universitäten auf der ganzen Welt anders gewesen, denn Mordgruben vieler trefflicher Ingenien und Verderbung der Jugend? Nicht allein darum, daß sie auf denselben ihren freien Muthwillen zu allen Sünden und Lastern gehabt haben, denn dasselbe ist das allergeringste; aber dieß ist am meisten zu beklagen, daß keine nützliche, heilsame Lehre ist vorhanden gewesen und zu voraus die lieben Studia christlicher Lehre mit verdrüßlicher, unnützer und schädlicher Sophisterei verdunkelt worden, darinnen viel gute und köstliche Ingenia sind verwirret und gehindert worden, daß sie zu keiner nützlichen Frucht haben kommen können [2])." In den

1) Walch X, 539, 563.
2) Walch VI, 2553.

Tischreden: „Etwa bei unsern Zeiten war bös studiren, da die Theologie und alle guten Künste verachtet waren, und feine geschickte Köpfe mit der Sophisterei geplaget worden. Aristotelem, den Heiden, hielte man in solchen Ehren, daß wer ihn verneinete oder ihm widersprach, der ward zu Köln für den größten Ketzer gehalten und verdammet; da sie den Aristotelem doch nicht verstunden, darum haben die Sophisten ihn viel mehr verdunkelt. Wie der Mönch thät, der in der Passionspredigt zwo Stunden mit dieser Frage zubrachte: Vtrum Quantitas realiter distincta sit a Substantia? Ob die Größe an ihr selbst unterschieden wäre vom Wesen? Und zeigete dieß Exempel an, und sprach: Mein Haupt könnte wol durch dieß Loch kriechen, aber die Größe des Haupts kann's nicht. Sonderte also ab, als ein Lappe und Narr, das Haupt von seiner Größe. Ein schlechter Grammaticus hätte es also einfältig können solviren und sagen, die Größe des Haupts, das ist, das größte Haupt. Mit solchem Narrenwerk wurden feine geschickte Köpfe beschweret, und weder in guten Künsten noch in der Theologie recht unterrichtet und gelehret. Also haben sich Antipho, Chusa, Cardus, Bovillus und andere jämmerlich geplaget und bemühet, wie sie das, so rund ist, in das Gevierte könnten bringen, auch die rechte Schnur oder gleiche Linien mit der krummen vergleichen. Jetzt haben wir selige Zeiten, wollte Gott, daß die Jugend derselbigen wohl gebrauchete, und studierte mit Fleiß in denen Künsten, die jetzt blühen und grünen [1])." In der Schrift vom Mißbrauch der Messe vergleicht er es mit den Molochopfern, wenn Aeltern ihre Söhne zur Universität schickten. „Das sind nun die Hohenschulen, in welchen der größte und beste Theil unsrer Jugend, gleichwie ein Brandopfer, geopfert wird, daß sie daselbst gelehret und ganz heilig sollen werden. Ein jeder meinet, daß an keinem Ort unter dem Himmel die Jugend möge besser unterwiesen werden, daß auch die Mönche dahin ziehen. Welcher nicht in der hohen Schule gestanden ist, der kann nichts; wer aber darinn gestanden und studirt hat, der kann alles. Denn man hält es dafür, daß man in Hohenschulen alle göttliche und menschliche Künste lerne. Und darum meinet jedermann, niemand könne seinen Sohn besser ver-

1) Walch XXII, 81.

schicken, denn dahin, und thue Gott damit einen großen Dienst, daß sie ihre Kinder dahin opfern, daß man sie geschickt und daraus Prediger, Pfaffen und Gottesdiener mache, welche Gott und den Menschen vonnöthen sein." Nirgend aber werde die Jugend mehr verderbt und mißleitet. Die nichts lernten, wären noch am besten daran, da sie doch nicht zu verlernen brauchten; die andern aber sögen Gift ein, das sie vielleicht nie wieder los würden; Alles die Folge davon, daß die Sonne des Evangeliums durch Menschenlehre verdunkelt gewesen sei [1]). Aehnlich spricht er in der Schrift: Offenbarung des Antichrists (1521) sich aus. Wären die jungen Leute auf der Universität angelangt, so lege man ihnen den nie recht verstandenen Aristoteles nebst andern heidnischen Büchern vor, wodurch ihr Verstand überladen, ja geblendet und zu Grunde gerichtet werde; man lehre sie dann unter dem Titel christlicher Lehre, was dem christlichen Glauben am meisten zuwider, und aus solchen Mordgruben gingen dann die Lehrer und Regenten der Kirche hervor [2]).

Schon in ihren frühern bessern Zeiträumen war die wissenschaftliche Methode, das Formelwesen in der Scholastik, gerecht und streng gerügt worden. Männer wie ein Johann von Salisbury nannten die sich mehr und mehr vordrängende Dialektik eine unnütze, eitle, hochmüthige und doch sehr laute, viel vermögende Schwätzerin. Wie heftig hatte ein St. Bernhard schon im 12. Jahrhundert wider den Mißbrauch der Philosophie in der Schule geeifert; wie stark ein Bako gegen das eitle, seichte Getreibe der sich immer nur auf Autoritäten berufenden Scholastiker sich erklärt, und wie bitter daneben über ihre Vernachlässigung der Schrift und ihre Unwissenheit in den Sprachen sich beklagt. Die Klagen und Rügen häuften und verstärkten sich mehr und mehr. Unter Denen, die im 15. Jahrhundert die Scholastik bekämpften und das Lehr- und Gelehrtenthum an den Universitäten tadelten, wollen wir nur Aeneas Sylvius, den nachherigen Papst Pius II., nennen. Aus den zwar grundgelehrten Scholastikern, Albert d. Gr. u. s. f., könne man nichts lernen, was zu

1) Walch XIX, 1430.

2) Walch XVIII, 1834.

wissen nöthig, sagte er. Die Universitätslehrer verwendeten die meiste Zeit auf Dialektik und unfruchtbare Untersuchungen. Nur darin werde examinirt. Um Rhetorik, um Mathematik kümmerten sie sich nicht, Beredtsamkeit und Poesie sei ihnen unbekannt, selbst Aristoteles' und andrer Philosophen Werke fände man bei ihnen nur selten, die meisten hätten blos die Kommentare. Jakob Sturm, der zu Heidelberg, gleichzeitig mit Luther, studirte, sagt in einem Schreiben an den Kanzler dieser Universität, der Unterricht sei so beschaffen gewesen, als hätte man ihn recht absichtlich dazu eingerichtet, die Geistesanlagen und die Zeit zu verderben. Im Jahre 1502 ergeht sich Geiler von Kaisersberg in einem Schreiben an Wimpheling in Klagen über die Nichtigkeiten der weltlichen und geistlichen Studien, wobei alles Nützliche und Nöthige vernachlässigt werde. Was man lernen müsse, sagte Pirkheimer, sei Hinderniß, elend und ohne Geist werde die Philosophie gelehrt, an das Evangelium nimmer gedacht und darin waren dann alle Humanisten einstimmig. Aufs Abgünstigste ließ sich Erasmus über die Theologen seiner Zeit aus, bald spottend, bald alles Ernstes. So schrieb er 1499 an Thomas Grey, „die Meisten von ihnen wachen niemals auf. Man behauptet, daß die Geheimnisse ihrer Wissenschaft von Keinem erlernet werden können, der mit den Musen und Grazien einigen Umgang hat. Man muß Alles verlernen, was man von bessrer Gelehrsamkeit gefaßt hat, Alles wegräumen, was man aus dem Helikon geschöpft." Nichts sei verdorbener als die Gehirne der Theologaster, nichts barbarischer als ihre Sprache, nichts stumpfsinniger als ihr Verstand, nichts dorniger als ihre Lehre, nichts rauher als ihre Sitten u. s. f. Gescheidte Theologen, bemerkt Melanthon, hätten allezeit eine andere, reinere und lautrere Lehrart gewünscht und Der müßte eine freche Stirn haben, der es leugnen wollte, daß eine Aenderung derselben nöthig gewesen, da offenbar zu sehen, daß ein Haufen spitziger Fragen und falscher Schlüsse in den gelehrten Streitigkeiten selbst von Denen nicht verstanden würden, die doch über solcher Lehre alt geworden, u. s. f. Die volksmäßigen Schriftsteller und Dichter stimmten früher und später in das Urtheil der Gelehrten ein. So läßt Hans Sachs noch in seiner Klagrede über der Leiche Luther's die Theologie

selbst auftreten und schildern, wie sie von den Scholastikern mißhandelt worden:

„Die mich auch hin und wieder zogen,
Zerkrüppelten, krümmten und bogen,
Ich wurd geradbrecht, zwickt und zwackt,
Verwundt, gemartert und geplackt
Durch ihr gottlose Menschenlehr" u. s. f. [1]).

Am allerschlimmsten, um hiermit zu beschließen, stand es bei den scholastischen, insbesondere den aristotelischen Studien mit dem religiösen Anliegen. Es hatte bei den Vätern vorgeherrscht, bei den Scholastikern überwog das philosophische. Die Scholastik war mehr und mehr in Spekulation, und zwar unter Erhebung der Form über die Sachen, aufgegangen und hatte nicht blos Sprach- und Naturkunde, alle geschichtlichen und Erfahrungswissenschaften, sondern auch die Väter, die Schrift und zuletzt fast alle Religion vernachlässigt und verdrängt. Sie hatte sich zuerst noch in den Grenzen der Dialektik gehalten, der Philosophie sich bedient, die unbezweifelte Wahrheit der Offenbarung bestimmter ins Bewußtsein zu bringen und war dann schrittweis dahin gelangt zu untersuchen, ob der Mensch einer Offenbarung, einer übernatürlichen Erkenntniß außer derjenigen bedürfe, deren sein Verstand von Natur fähig sei; dahin gelangt, zuerst die Wahrhaftigkeit der in den heiligen Schriften enthaltenen Offenbarungen darzuthun, ehe sie sie für würdig erklärte, der spekulirenden Vernunft als Richtschnur und Ziel zu gelten. Die Wahrheiten, welche sie beweisen wollte, waren ihr über dem Beweisen zuletzt gleichgültig geworden, über dem formellen Denken hatte sie das Anliegen am Gegenstande verloren. Nicht blos daß sie als ein Gemisch von Spekulation und Christenthum und durch ihre Unform verwirrte, Zweifel erregte und nicht löste und so selbst den dürren Verstand unbefriedigt ließ, vor Allem gingen Gemüth, Herz, das Frömmigkeitsbedürfniß bei ihr leer aus. Uneinig über ihre wichtigsten Grundbegriffe hatte sie es zuletzt mehr mit sich selbst als mit dem Glauben zu thun, hatte sie insofern

1) Hagen, Deutschlands Verhältnisse u. s. w., I, 85. Spiker a. a. O. Anhang II, 49. Schröckh a. a. O. XXX, 277. Melanthon im Leben Luther's.

aufgehört eine Stütze der Kirche und des Glaubens zu sein, und erschien daher den Frommen als ein nichtiges Getreibe des zur Erkenntniß des Ewigen unfähigen endlichen Verstandes [1]). Wie hätte sie Luther bei seiner Anlage, Art und Richtung befriedigen können, welchen Eindruck mußte sie bei ihm hervorbringen, der vor Allem Beruhigung eines beunruhigten Gemüths, Gewißheit, sichere Aufschlüsse über die höchsten Gegenstände des Glaubens suchte? Wenn er in seinen Studienjahren auch noch eifrig und ehrfurchtsvoll sich mit ihr beschäftigte, er mußte doch allmälig schon jetzt zu fühlen anfangen, was er späterhin deutlich erkannte und vielfältig aussprach, „er", um hier nur eine dahin gehörige Aeußerung (aus einer Predigt vom Jahre 1522 zu Erfurt gehalten) anzuführen, „er, der mit den Meistern in die Schule gegangen und da auch Bakkalaureus und Magister geworden, wisse wohl, daß sie ihre eignen Bücher nicht verständen, mit ihren exercitiis, copulatis, summis und dergleichen labyrinthis sei es nicht gethan, nimmer möchten sie mit ihren Quästionen die Hölle auslöschen, mit ihren Distinctionen den Himmel aufschließen [2]).

Wir müssen uns indeß hüten, seinen späteren Widerwillen gegen die Scholastik und insbesondere die aristotelische Philosophie auf seine Studienjahre zu übertragen. Man hat wol gar gesagt, daß Ueberdruß daran wesentlich mitgewirkt habe zu seinem Entschlusse, in ein Kloster zu gehen. Allein davon schweigen doch alle früheren Nachrichten und er selbst äußerte so etwas gleichfalls niemals. Es kommt hinzu, daß wir ihn eben erst im Kloster die scholastischen Studien von Neuem, wenn auch auf äußere Veranlassung doch mit einem Eifer werden beginnen sehen, der die Annahme einer lebhaften Abneigung ausschließen dürfte. Wir werden wahrnehmen, daß die letztere eben erst über einer tiefer eindringenden Beschäftigung mit der Scholastik bei ihm entstand und erst nachdem die Kraft ihrer für jetzt und noch eine längere Zeit ihn beherrschenden Vorstellungen und Lehren sich gänzlich an ihm erschöpft hatte. Sein eigentlicher Widerwille

1) Marbach a. a. O. 291, 325 ff., 356. Baur a. a. O. 800, 866. Münscher a. a. O. 24.

2) Plochm. XVIII, 242.

gegen sie steht in genauer Verbindung und Wechselwirkung gerade mit dem Beginn einer Entwickelung und Richtung bei ihm, die den Gegensatz zu der bildet, in welcher er sich jetzt befand und die jetzt ihrem Höhepunkte bei ihm zustrebte. Er konnte die Scholastik nicht hassen oder verachten, sie mußte in hohem Ansehen bei ihm stehen, denn sie war die legitime Wissenschaft der Kirche, deren Dienste er sich zuletzt ganz hingab, die Lieblingsbeschäftigung der Klöster, in deren eins er eintrat; sie war die Meisterin und Stütze des Kirchenglaubens, für den er in den heftigsten Eifer gerieth, unlöslich mit der mittelalterlichen Denkart verknüpft, welche er gänzlich in sich aufnahm, ihre gelehrte Seite. Die wesentlichsten Einwendungen der aus der ganzen mittelalterlichen Anschauung und Wissenschaft hinausstrebenden und ihr den Krieg machenden Humanisten gegen die Form und den Inhalt der Scholastik konnte er nicht gelten lassen, der sich jetzt eben auf die andere Seite und der neuernden Zeitrichtung entgegenwarf. Er hätte ihnen darin nicht beistimmen können, ohne ganz oder doch weit mehr als es der Fall war in ihre Begriffe und Ansichten einzugehen. Auch auf den scholastischen Formalismus, der das Studium so beschwerlich machte, darf hier kein zu großes Gewicht gelegt werden. Mühe scheute er nicht und an elenden Vortrag war er überflüssig gewöhnt. Nur das läßt sich daher vermuthen, daß in den philosophischen Disciplinen, womit er sich abgab, die Dürre, die Armuth an Stoff für das religiöse Anliegen ein dunkleres oder deutlicheres Gefühl der Nichtbefriedigung ihm einflößte, das seinen Antheil an der Niedergeschlagenheit, der Verstimmung gehabt haben mag, die seinen Entschluß, Mönch zu werden, mitbestimmte; eben wie seine scholastischen Studien den Hang zu Grübeleien, der ihn darauf hinleitete, in ihm genährt hatten.

Noch eine Doppelbemerkung drängt sich auf. Er hatte offenbar Hang und Anlage zur Spekulation, nicht aber die innere Ruhe und Fassung, die den systematischen Philosophen macht. In seinen Studienjahren bezog er sein Denken zu sehr auf den Gegenstand desselben, im späteren Leben zu sehr auf That und Leben und stets war sein Gemüth und seine Leidenschaft dabei zu sehr betheiligt, um eine völlige Hingebung an jenen Hang und eine allseitige Ausbildung jener Anlage zuzulassen, deren

Entwickelung außerdem der Zustand der Philosophie und der philosophischen Studien und sodann die Zeit, die keinen Sinn dafür haben konnte, die Universität, die keinen Sinn für ein fortstrebendes, lebendiges philosophisches Denken und Forschen hatte, und sein Lebensgang nicht begünstigten oder vielmehr hemmten. Sodann muß man sagen, es hat ihm, von allgemeineren und höheren Beziehungen abgesehen, sicher geschadet, daß er in seiner Studienzeit, in so jugendlichen Jahren und bei so dürftigen positiven Kenntnissen vorwaltend auf abstruse Schulgelehrsamkeit, Logik und Dialektik als Denkstoffe, Unterrichts- und Bildungsmittel verfiel, was der Jugend niemals taugt. Er hat es auch selbst erkannt und gesagt. Wenn man ernstlich eine Reform der Universitäten wolle, äußert er in der Schrift an den Adel, so möge man Sorge tragen, daß die Sprachen, Mathematik und Historien tüchtig gelehrt würden, und „fürwahr viel daran gelegen ist; denn hie soll die christliche Jugend und unser edles Volk gelehret und bereitet werden." Aus den philosophischen Studien sei „ganz ein Disputirn und Muderei worden." In der erwähnten Streitschrift gegen Latomus, in welcher er die Universitäten ähnlich und noch stärker wie anderwärts „Satans- aller Satansschulen" nennt, „darinnen die Sophistotheologen ihr Regiment haben": er frage nichts darnach, daß er von seinem Gegner des Undanks und der Ungerechtigkeit gegen St. Thomas, Alexander und Andere beschuldigt werde. „Denn sie haben sich schlecht um mich verdient gemacht. Ich glaube es fehle mir nicht an Verstand und mein Fleiß ist bekannt; ich habe aber meinen Rath gesagt, daß ein junger Mensch die Philosophie und Theologie der Schulen meiden solle, wie den Tod seiner Seelen." Sie werde aus ihren Früchten erkannt; er sei in diesen Dingen zum Urtheil befähigt, denn er sei darin auferzogen und habe die besten davon handelnden Schriften gelesen, darum möge man seinen Rath hören, er warne nochmals mit dem Apostel: Sehet zu, daß euch nicht jemand betrüge durch die Philosophie und eiteln Betrug, worunter er getrost die Schulweisheit verstehe [1]).

1) Plochm. XXI, 346. Confutatio Rationis Latomianae, p. p. Opp. lat. ed. Jenens. Tom. II, 401, 434.

Usingen — Truttvetter.

Gar zu wenig ist davon bekannt, wer Luther's Lehrer waren, was für Vorlesungen er bei ihnen hörte, wie sie bei ihm einwirkten. Außer den schon erwähnten Truttvetter, Usingen, Greffenstein und Hecker werden noch Greif und Bigard — wenig bekannte Namen — und Johann Ostermeyer genannt, der bald unter den ersten wittenberger Lehrern erscheint[1]). Man weiß indeß nicht, was er bei ihnen gehört, welchen Einfluß sie auf ihn geübt haben mögen, woraus zu schließen sein mag, daß derselbe nur gering gewesen. Dieß war anders mit Truttvetter und Usingen, den bedeutendern unter ihnen, mit welchen er auch später noch in Verbindung blieb. Ich werde ein paar Worte über sie sagen dürfen, da sich aus einer Betrachtung ihrer Gelehrsamkeit und ihrer Schriften doch einiges Genauere über die Bildung entnehmen läßt, welche ihm in Erfurt zu Theil wurde. Von Beiden ist indeß bereits genug gesagt, um sie im Allgemeinen als strenge, regelrechte Scholastiker erkennen zu lassen, als Gelehrte jener Art, die ihr System, ihr Fach gründlich gelernt und sich darin wenn auch nicht gedankenlos, doch ohne höhere freiere Gesichtspunkte und jene Geisteskraft und Selbständigkeit vertieft hatten, welche sich neue Bahnen bricht. Usingen war Augustiner, lehrte an der Universität, lebte aber im Kloster, demselben, in welches Luther eintrat, wirkte dort ohne Zweifel noch vielfach auf ihn ein und dieß um so mehr, da er im Kloster die scholastischen Studien wieder aufnahm und tiefer in Usingen's Wissenschaft einzudringen begann.

Zuvor mag noch auf einen Umstand hingewiesen werden, der zu denen gehört, welche die Universität zu Erfurt und ihre freie reformatorische Richtung nicht hervorheben. Es waren doch zumal außerhalb Deutschlands bereits nicht ganz unerhebliche Versuche gemacht, die platonische Philosophie neben der aristotelischen wieder zu beleben, neue in sich abgeschlossene philosophische Systeme zu begründen, auszubilden und der Scholastik, deren Schwächen für uneingenommene scharfblickende Augen längst auf-

1) Walch XXIV, 69 f. de Wette III, 112. Ukert I, 68 ff.

gedeckt waren, gegenüberzustellen, und auch in Deutschland kommen Anfänge eines solchen Bestrebens um diese Zeit vor. Manche suchten wenigstens gesundere Ansichten über die Grundlehren des menschlichen Wissens und Lebens zu verbreiten. Wir denken hierbei an die Bestrebungen eines Wessel, Celtes, Trittheim, Agrikola u. A. Man mag vermuthen, daß etwa Celtes auch in dieser Beziehung einige Saat in Erfurt ausgestreut hätte. Sie war indeß nicht aufgegangen. Henning Göde, der berühmte Rechtslehrer, später in Wittenberg, soll in Erfurt die Studirenden zum Studium einer reineren Philosophie ermahnt haben. Allein von diesen schwachen Spuren hinweggesehen erblickt man doch keinerlei Zeichen, daß jene Versuche und Bestrebungen in Erfurt Eingang gefunden oder irgend erheblich gewirkt hätten. Man überzeugt sich vielmehr vom Gegentheile, wenn man die Schriften der Usingen und Truttvetter vor sich nimmt, auf welche im Ganzen Anwendung leidet, was im vorigen Abschnitte über die Scholastik und die scholastischen Studien gesagt ist. Man sieht ihnen sogleich an, daß ihre Verfasser zu Denen gehörten, die in allem Wesentlichen auf dem bisherigen Standpunkte standen. Namentlich die Dialektik, die zu einer Kunst unnützer Streitigkeiten herabgewürdigte Wissenschaft des richtigen Denkens, behandeln sie ganz wie gewöhnlich, sodaß Agrikola's Urtheil ihre Weisheit trifft, der von der Dialektik der Scholastiker sagte, daß sie eine erbärmliche, im gemeinen Leben wie für andre Wissenschaften nicht nur nutzlose, sondern sogar schädliche Kunst sei, die dem Geiste eine verkehrte Richtung gebe und ihn unfähig mache, wieder in andern reellern Wissenschaften zu arbeiten [1]).

Bartholomäus Arnoldi von Usingen kann als eine Art Vorbild für Luther gelten, indem er gleichfalls den Studien zu Erfurt obliegend ins Augustinerkloster ging, in welchem er auch (1532) starb. Er wurde 1491 Magister und gelangte sodann zu einer Professur in der philosophischen Fakultät. Er wußte sich Ruf zu verschaffen. Sogar ein Eoban Heß feiert ihn in lateinischen Versen als einen trefflichen Dialektiker und Physiker, der von Alt und Jung bewundert werde. Im Jahre 1514 wurde er Doktor und Professor der Theologie. Er war ein sehr frucht-

1) Erhard I, 400 ff.; III, 473.

barer Schriftsteller; 1499 erschienen von ihm Commentarii logicae figuralis und ein Parvulus philosophiae naturalis et moralis; 1501 ein Parvulus logice cum figuris; während Luther mit ihm im Kloster sich befand, 1507, eine Summa compendiaria totius logicae und Quaestiones in Aristotelis librum de anima, 1508 abermals ein Compendium logicae. Seine physischen Werke gab der erfurter Doktor der Medizin Curio noch 1543 und zwar auf Veranlassung der philosophischen Fakultät wieder heraus, so freilich, daß er in Anmerkungen den Inhalt vielfach zu berichtigen sich veranlaßt fand; auch die Schreibart suchte er zu bessern, indem er mit vollem Grunde über die barbarische Latinität Usingen's Klage führt, der übrigens 1513 auch eine Interpretatio Donati minoris und noch später theologische Streitschriften herausgab [1]).

In dem Werke Parvulus logicae figuralis geht er davon aus, die Logik sei eine species artis liberalis, ars eine species habitus intellectualis. Er erörtert darauf den habitum, cum innata sit nobis via procedendi a generalioribus ad specialiora primo physicorum u. s. f. In acht Traktaten handelt er dann seinen Gegenstand ab und zwar so, daß er mit unendlicher Weitschweifigkeit und Verworrenheit ganz nach der scholastischen Methode fortwährend Fragen aufwirft und verschiedene Meinungen zur Beantwortung derselben einander gegenüberstellt. Am Schlusse sagt er dem allmächtigen Gott und dessen Erzeugerin (genitrici Mariae virgini) Dank, mit deren Hülfe er sein Opus den bonis adolescentulis zum Frommen begonnen und zu Ende gebracht.

Einen nicht ganz geringen Fortschritt bekundet die Summa compendiaria totius logicae von 1507, wenigstens insofern, als das Werk minder weitschweifig und verworren geschrieben ist und auch in der scholastischen Weise des Gegeneinanderüberstellens verschiedener Meinungen mehr Maß hält. Darauf deutet denn auch schon die Titelseite rühmend hin, denn gleich dem Titel Summa u. s. w. ist hinzugefügt: „welche nichts Dunkles noch Verwickeltes (intricati) enthält, sondern das Mark der ganzen Dialektik nach der Methode der neuern (modernorum, d. h. der

1) Motschmann, 597 ff.

Okkamisten) in kurzer scholastischer Rede darlegt." Zum Motto ist das Horazische:

Quisquid precipies, esto brevis ut cito dicta
Percipiant animi dociles teneantque fideles.

Zum Ueberfluß sagt noch eine Anrede an den Leser in Versen, diese Summa meide die ambages perplexaque syrmata longas und umfasse in kurzem Vortrage Alles, was Aristoteles und Chrysippus gelehrt. Doch enthält das Werk trotz der gerühmten Kürze hundert engbedruckte Quartblätter, und zwar nach damaliger Sitte bei Büchern dieser Art in abbrevirtem Drucke. Zuerst wird der Ausdruck Logik erklärt. Er habe eine doppelte Bedeutung. Generaliter sei die Logik scientia sermonicalis vel rationalis, denn das Wort Logik komme aus dem griechischen logos, das sermo oder ratio heiße, und so zerfalle sie in drei species, die scientiae sermonicales vel rationales, nämlich Grammatik, Dialektik und Rhetorik; specialiter sei sie die scientia disserendi et argumentandi, wo sie in einem andern Sinne Dialektik genannt werde, d. h. disputandi scientia, weil Dialektik vom griechischen dialogome komme, was im Lateinischen auch disputiren heiße, woraus man beiläufig ersieht, wieviel Griechisch Usingen verstand. Dann folgt die Definition der Logik als der Wissenschaft, welche definiren, abtheilen, demonstriren und das Wahre vom Falschen durch Vernunftgründe unterscheiden, also omnem modum sciendi lehre. Weiter folgt die Eintheilung der Logik in die alte (die partes integrales argumentationis, wie die propositiones und termini, die universalia und praedicamenta) und die neue (die tota argumentatio und deren species, quae sunt syllogismus, inductio, exemplum et entimema cum argumentatione demonstrativa, dialectiva et sophistica). Der ganze Stoff wird in sieben Traktaten abgehandelt und unsäglich nüchtern, subtil und spitzfindig ausgesponnen in fast ununterbrochen fortlaufenden Begriffsbestimmungen, Spaltungen, Theilungen, Unter- und Untertheilungen, fast zur Hälfte geradezu in tabellarischer Form, die den denkbar trockensten Schematismus darstellt, sodaß dem Leser sofort des göthe'schen Mephistofeles Definition der Logik in den Sinn kommt und nicht leicht wieder weicht. Fünf Traktate handeln von der alten, zwei von der neuen Logik. Der erste soll korrespondiren mit den beiden aristotelischen Büchern

perihermias, der zweite mit dem libro universalium des Porphyrius, der dritte mit Aristoteles' Buche von den Prädikamenten, der vierte mit den logischen Schriften des Marsilius und einiger Andrer, u. s. f. Man kann denken, der Verfasser vergißt nicht die okkamistischen Lehren von den Universalien, sowie die einschlägigen thomistischen und skotistischen — denen er die der Neuern entgegenstellt — sammt deren Gegensätzen hereinzuziehen. Da berührt er denn Meinungen und Behauptungen der Art wie die alte, daß der, der die platonischen Universalien läugne, zugleich die zweite Person in der Gottheit läugne (es geschieht im Eingange des zweiten Traktats) und ähnliche mehr. Die Gesinnung, die Ansichten des Verfassers über Gott, Welt, Mensch, Kirche oder Regiment sind schwer zu erkennen. Er läßt sie nur durchblicken, er hat viel zu viel mit Formalitäten zu thun, um darauf kommen zu können. Nur im Vorübergehen geräth er auf Ein und das Andere, wie wenn er im dritten Traktate sagt, der Papst regiere generaliter in spiritualibus, der Bischof specialiter in denselben, in seiner Diöcese, der Kaiser universaliter in secularibus, der König specialiter in denselben, in seinem Königreiche. Auf ähnliche Weise zeigt er sich nach allen Seiten hin von dem Begriffskreise der mittleren Jahrhunderte beherrscht. Aus dem angeführten Beispiele läßt sich allenfalls abnehmen, wie die jungen Studirenden über die öffentlichen Verhältnisse der Welt, der Kirche, des Vaterlands unterrichtet wurden.

Wenn Usingen in diesem Werke die Methode vereinfachte und mehr Klarheit in die Sache brachte, als er es früherhin gethan und als Andere es thaten, so bekommt man eine Vorstellung davon, wie die Wissenschaft betrieben zu werden pflegte. Um noch ein Beispiel anzuführen, so stellt er im sechsten Traktate, der mit den libris Priorum Aristotelis korrespondiren soll, nach einer Unzahl von Definitionen, Schlußformen, regulativen, konstitutiven und reduktiven Principien blos vorläufig noch dreizehn allgemeine Kautelen und Regeln auf, die bei jedem Syllogismus beobachtet werden sollen, und ein gut Theil mehr verwirren, als zum Bilden von richtigen Schlüssen geschickt machen. Geht man weiter in der Vergleichung Usingen's mit ihm selber und mit Andern, so ist das Ergebniß ihm doch nicht gar zu günstig. Die Summa totius logice zeigte, wiefern er 1507 seit

1499 vorgeschritten war. Er kam indeß nicht darüber hinaus. Liest man z. B. sein Exercitium veteris artis in studio Erfordiensi collectum, instauratum atque emendatum von 1514, worin er besondere Rücksicht auf Okkam nimmt, so wird man keines weitern Fortschritts gewahr. Das Werk leidet an demselben Ungeschmack, denselben Fehlern der Behandlung, es schließt sich eng an seine frühern an, bewegt sich in demselben Gedankenkreise, keine Spur weist auf einen höhern Schwung, eine Veränderung der Richtung, ein Berührtsein des Verfassers von der Zeitbewegung hin. Wie ganz anders ist dies doch wenigstens in einzelnen ähnlichen gleichfalls von Klerikern verfaßten Werken aus derselben Zeit, um ein solches zu nennen in der 1514 zu Hagenau gedruckten Dialektik Altenstaig's, die derselbe für die jüngern Koventsmitglieder seines Ordens (der regulirten Chorherren St. Augustin's), zunächst seines Klosters herausgab. Auch er behandelt die Logik noch in der herkömmlichen Weise, stellt sie sehr hoch als die unentbehrliche Grundlage des Wissens für Jeden, der etwas lernen wolle; allein er behält im Auge, daß sie Mittel zum Zwecke sein soll, anerkennt neben ihr den Werth der Dichter, Geschichtschreiber, Prediger und moralischen Schriftsteller, auf deren Studium er dringt, wer ein echter und nützlicher Gelehrter werden wolle. Man müsse, erklärt er, eine allgemeinere Bildung sich aneignen, statt blos den Verstand durch Spitzfindigkeiten auszubilden. Mit Wärme redet er der Frömmigkeit das Wort, setzt sie aber aus dem Aeußern in das Innerliche, aus dem Scheine in das Wesen. Er lobt das Mönchsleben und die Ordensgelübde, erinnert indeß, ein rechtes Ordensmitglied sei, wer vor allen Dingen Gott sich heilige und sich vom sittlich Unreinen möglichst frei mache, der Gott diene nach dem apostolischen Ausspruche, das ist ein rechter Gottesdienst, Witwen und Waisen besuchen in ihrer Trübsal u. s. f. Geduld, Glaube, Keuschheit, Unschuld wären die rechten guten Werke, die wahre Frömmigkeit. Wer verdienstlich handele und selig werden wolle, möge seinen Willen mit dem göttlichen in Uebereinstimmung bringen und nichts Anderes begehren, als daß stets Gottes Wille geschehe, wie das auch Biel in seinen Sentenzen und seiner Erläuterung des Meßkanon lehre; möge seinen Wandel nach der Schrift einrichten: hoffe auf den Herrn und thue Gutes u. s. f.

Das Mönchthum werde durch nichts besser im Stande und Wesen erhalten, durch nichts erfreulicher und glücklicher, als durch die Wissenschaften, die menschlichen und besonders die göttlichen, als die auf Geist, Gemüth und Sittlichkeit so wohlthätig einwirkten, allein von der Barbarei befreien könnten, die edeln Thaten der Vorfahren kennen lehrten, dem Jünglinge und Greise das schönste Ergötzen, überhaupt das kostbarste Geschenk des Himmels wären, das überallhin begleite, das Niemand zu rauben vermöge. Die vornehmste Wissenschaft, das erste Studium aber sei die heil. Schrift, besonders für Ordensleute, die man aus den Klöstern so viel es angehe auf die hohen Schulen schicken sollte, weil sie dort mehr lernen könnten.

Eines Führers und Lehrers, der so sprach, einer solchen Weisheit hätte Luther als Studiosus und im Kloster bedurft. Allein von der Ansicht und Gesinnung eines Altenstaig findet man bei Usingen nichts, und ob Truttvetter mehr davon hatte, ist mindestens ungewiß.

Jodokus Truttvetter von Eisenach, an welchen er von dort aus empfohlen sein mochte, stand in dem Rufe eines trefflichen Mannes und bedeutenden Gelehrten. Luther's angeführtes Urtheil über ihn steht nicht allein. Er war noch ein gutes Theil berühmter als Usingen, in seinen Fächern der angesehenste erfurter Lehrer seiner Zeit, obwol er so wenig als Usingen zu den Universitätslehrern gehört, welche einen allgemeinen und dauernden Einfluß gewannen. Daß er nicht blos für gelehrt, sondern auch für helldenkend galt, mag schon aus seiner Berufung nach Wittenberg geschlossen werden können. Wir haben noch von ihm ein Breviarium dialecticum von 1500, eine Summa totius logice von 1501, eine Epitome logice von 1507, ein Opus majus de logica, eine Summa in totam physicen von 1514 [1]).

Seine dialektischen Werke sind den usingenschen nach Geist,

---

1) Erhard III, 259. (Eckhard) Nachrichten von Jodokus Truttvetter, Eisenach 1791. Die Bibliotheken zu Wolfenbüttel, Leipzig, Göttingen bewahren, nicht jede einzelne, doch zusammen alle Werke Usingen's und Truttvetter's. Von des Letztern Summa in totam physicen besitzt die göttinger ein schönes Exemplar. Ich kann von den übrigen im Augenblick nicht angeben, woher ich jedes gehabt.

Inhalt und Behandlung so ähnlich, daß es nur eine nutzlose Wiederholung sein würde, wenn wir sie näher ansehen wollten. Wir beschränken uns daher, was sie betrifft, weil sie mit den usingenschen bereits charakterisirt sind, auf ein paar Bemerkungen. Man sollte von der 1507 erschienenen Epitome Einfachheit und Klarheit um so mehr erwarten, da des Verfassers Absicht bei Herausgabe derselben dahin ging, die Rudimente des im größeren Werke über denselben Gegenstand umständlicher Abgehandelten zu geben, da er sie der tenera juventus bestimmte und ausdrücklich sagt, daß er deren Ingenia nicht unnützer und schädlicher Weise beschweren wolle. Allein wir finden, sie ist trotzdem noch schwerfälliger und minder verständlich als Usingen's ähnliche Schriften, mit welchen sie übrigens hinsichtlich der Anweisung zur Schlußbildung, der Beispiele von richtigen und falschen Schlüssen fast buchstäblich übereinstimmt. Ein sehr bedeutender Theil der dialektischen Weisheit und Lehrweise dieser Scholastiker war in der That stereotyp, auch Truttvetter entfernt sich vom Herkömmlichen wenig und auch seine hieher gehörigen Bücher beschäftigen nur den dürrsten Verstand, üben nur den Scharfsinn und zwar bis zum Uebermaße, regen höchstens hier oder da den Witz an, was namentlich bei den Trugschlüssen der Fall ist, z. B. jener Hund ist Vater, er ist dein, folglich ist jener Hund dein Vater, ein Exempel, das nebst zehn ähnlichen Truttvetter und Usingen und wol alle andere Dialektiker der Zeit haben.

Indeß ist uns daran gelegen, zu wissen, was Luther außer den eigentlich scholastischen Disciplinen von diesen Männern lernen konnte, und da möchte die meiste Aufmerksamkeit für unsern Zweck ein Werk Truttvetter's verdienen, dessen Inhalt andere allgemeinere Wissenszweige umfaßt, seine Summa in totam physicen, hoc est philosophiam naturalem, conformiter siquidem verae sophiae (sehr bedeutsam!), quae est Theologia. Er ließ es freilich erst 1514 erscheinen, etwa zehn Jahre später, als Luther sein Schüler war. Allein er faßt darin die Summe seines Wissens von den Gegenständen zusammen, die er darin abhandelt, über welche er auch schon früher las, und man wird annehmen dürfen, daß Luther auch darüber bei ihm gehört hat. Jedenfalls zeichnet das Werk den Verfasser.

Im ersten Buche des starken Quartanten schließt er sich eng an Aristoteles' physische Bücher, im zweiten an die aristotelische Schrift: De coelo et mundo, im dritten an Aristoteles' Bücher: De generatione et corruptione u. s. f. Denn auch hier ist Aristoteles die Autorität, von welcher er sich hauptsächlich abhängig zeigt. Man könnte sagen, das Werk sei eine Art Encyklopädie, handle von allem Möglichen und noch einigen Sachen. Es kommen in Betrachtung die Principien der natürlichen Dinge, Glück und Zufall, Monstra (Misgeburten) und Wunder, Bewegung und Ruhe, das Unendliche und das Vacuum, Ort und Zeit, die Elemente und Naturerscheinungen und Produkte, der Himmel und die Himmelskörper, Regen und Regenbogen, Donner und Blitz, Quellen und Ströme, Winde, Mineralien, Pflanzen, Thiere, der Mensch und die Einrichtung des menschlichen Körpers, die Sinne, die Seele und deren Kräfte, die Entstehung der Farben, Schlaf und Wachen, Träume u. s. f. Mit einem Worte, der Leser erhält eine Astronomie, Physiologie, Anatomie, Psychologie u. s. w. in der Nuß. Der Verfasser legt bei Erörterung der vielfachen Gegenstände, über welche er sich verbreitet, eine reiche Belesenheit, besonders im Aristoteles, den Vätern und Scholastikern, an den Tag, dann aber auch in ältern und neuern Schriftstellern wie Ptolemäus, Plutarch, Orosius, Herodot, Seneka, Plinius, Mirandola, d'Ailly, Gerson, Petrarch und vielen andern. Aus Allem leuchtet ein heller Geist, doch ohne Eigenthümlichkeit hervor, der die Wissenschaft nicht weiter bringt, nicht danach geartet ist, selbsteignes Forschen lebendig anzuregen. Der Verfasser zeigt sich als ein denkender, gescheidter Mann, nicht aber als Beobachter oder gar Erfinder: er kompilirt nur, wenn auch mit Verstand. Am liebsten und häufigsten stützt er sich auf Autoritäten, wenn er sich auch nicht geradehin zu ihrem Knechte macht. Seine eigenen Auseinandersetzungen und Begriffsbestimmungen sind abstrus, wenn auch verhältnißmäßig faßlich und lichtvoll. Der Aberglaube und die Aufklärung seiner Zeit, freies Denken und Blindgläubigkeit, beides findet man bei ihm. Er ist wundergläubig, doch weist er darauf hin, daß nur dem großen Haufen alles Außergewöhnliche Wunder sei, dessen Ursache oder Beschaffenheit er nicht kenne, z. B. die Kometen. Diese sind ihm verdichtete terrestrische Ausdünstungen, die er

sehr genau beschreibt. Wunder ist ihm nur ein solches Wirken, das außer den Naturkräften liegt, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht oder doch nicht auf die Weise, wie es wahrgenommen wird, geschehen kann, unmittelbar von Gott ausgeht und einen guten Zweck hat, z. B. das Seelenheil der Gläubigen. Seine Naturkunde ist nicht unbedeutend, wenn man den Maßstab der Zeit an sie legt, und gereinigt von vielen gangbaren abergläubischen Vorstellungen. Doch ergeht er sich über die geheimen Naturkräfte, die fabelhaften Eigenschaften, welche man z. B. den Edelsteinen zuschrieb. Die Erde ist auch ihm, was er aus den Aequinoktien ableitet, der Mittelpunkt der Welt, und wer weiß nicht, wie tief und bestimmend diese Vorstellung in die Theologie eingreift? Auch die Möglichkeit, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt sei, erörtert er, und leitet sie daraus ab, daß in ihrer Mitte ein Punkt, Centrum der Welt genannt, sein müsse, zu welchem alles Schwere natürlicher Weise sich hinneige und hinbewege, eben so wie etwas gewaltsam, wider die Natur Bewegtes, z. B. ein in die Höhe geworfener Stein wieder zur Erde falle. Bei der Astronomie geht er von der Eintheilung des Himmels in vier terrestrische und elf himmlische Sphären oder Himmel aus, deren letzte das Empireum. Er würde keine der Schrift zuwiderlaufende Annahme in Betreff des Weltgebäudes dulden, gehört aber auch den Aengstlichen nicht an, welche forderten, daß man an dem, was in der Schrift über dasselbe enthalten, sich genügen lassen und nicht weiter darüber nachforschen solle, wobei er indeß nicht vergißt, sich auf eine Anzahl von Autoritäten zu berufen. Wo er vom Einflusse der Gestirne auf die Erde und das auf ihr Vorhandene, Belebtes und Unbelebtes, von der Sonnenwärme, der Ebbe und Fluth, den Mondsüchtigen u. s. w. spricht, verwirft er viel astrologischen Aberglauben, auf viele Autoritäten sich stützend, gänzlich. Mittelbare Einwirkungen der Himmelskörper auf den menschlichen Geist und Willen und so auf die menschlichen Handlungen nimmt er an, indem sie auf die Sinne einwirkten. Doch stellt er die Nothwendigkeit dieser Einflüsse in Abrede; vielmehr könne man sich ihnen vermöge der Willensfreiheit entziehen. Auf der andern Seite gibt er zu, daß die Astrologen aus den Gestirnen und deren Konstellationen über die Eigenthümlichkeiten der Men-

schen, z. B. ob sie üppig, furchtsam, neidisch sein würden, Manches vorherwissen könnten, was er auf die Stärke der Geneigtheit, den sinnlichen Einwirkungen sich hinzugeben, gründet. In ähnlicher Weise hätten die Dämonen, z. B. der des Sulla, Vorherwissenschaft gehabt. Nicht viel anders äußert er sich über die Alchymie. Er will nicht entscheiden, ob bei den Künsten der Alchymisten Wunder, unmittelbare göttliche Zulassung im Spiele sei, er bemüht sich, so viel er vermag, natürlich zu erklären; er erklärt jene Künste für äußerst schwer, nur Wenigen eigen; sorgsam warnt er zuletzt vor den vielfältigen Betrügereien und Täuschungen, die unter dem Namen derselben verübt würden. Man wird von selbst erwarten, daß er über viele Gegenstände und Behauptungen ernsthafte Erörterungen anstellt, welche die Metaphysik, Natur- und Seelenkunde jetzt längst beseitigt hat. Sehr spitzfindig sind oft seine Erörterungen, z. B. die über die Frage, ob der Himmel, ob die Pflanzen belebt seien? Wo er vom Menschen handelt, kommt er auf die Frage, ob ex incubis et succubis Menschen gezeugt werden könnten, führt da die Meinungen der Aerzte über die Ursachen des Alpdrückens an, meint aber doch, die göttliche Vorsehung gestatte auch bösen Geistern bisweilen solche Bedrückungen, und weist die Meinung nicht ab, daß Menschen dadurch gezeugt werden könnten, wobei er sich auf den Malleus maleficarum beruft, u. s. f.

Das Werk ist für die Kunde des Zustandes der Wissenschaften zu jener Zeit nicht ohne Belang und, so viel ich weiß, noch unbenutzt. Der Verfasser steht in den Fächern, die er darin behandelt, nicht auf gleicher Linie mit den ausgezeichnetsten und selbständigsten gleichzeitigen, einem Trittheim oder Regiomontan, aber den aufgeklärten Gelehrten gehört er doch an, deren Zahl noch nicht groß war und deren Aufklärung und Offenheit immerhin schon etwas sagen will, in einer Zeit, die einen Trittheim wegen ähnlicher Lehren und Behauptungen, wie wir sie bei ihm finden, als Zauberer und Teufelsbanner ausschrie und in seinem amtlichen Wirken störte. Von ihm gilt es doch nicht oder jedenfalls nur im geringsten Maße, was Luther unwillig einmal über die „natürliche Kunst, die vorzeiten Magia hieß und jetzt Physiologia," die „der Natur Kräfte und Werk" erkennen lehre und über die Pflege sagte, welche die Universitäten

ihr angedeihen ließen, „aber dieser Kunst gedenket man jetzt nicht in den hohen Schulen, und wissen die Bauern mehr darum, denn unsere Magi, die natürlichen Meister, daß sie nicht unbillig die natürliche Narren heißen, die mit so viel Kost und Mühe nur hinter sich lernen und des Teufels Spottvögel sind[1])." Im vierten Buche werden wir anzudeuten haben, was er von manchen der Gegenstände, welche die Summa Truttvetter's behandelt, wußte und dachte; wir werden sehen, wiefern er zehn bis funfzehn Jahre später aufgeklärt oder abergläubisch war, und da wird sich dann von selbst ergeben, daß und wiefern er namentlich von Truttvetter in diesen Beziehungen gelernt hat, auf dessen Belehrungen seine Begriffe offenbar zurückweisen. Hier soll nur noch Einiges bemerkt werden. Das Dogma der früheren und mittleren Jahrhunderte hängt untrennbar sowol mit den philosophischen Grundlehren als den Ansichten jener Zeiten von den allgemeinen Naturgesetzen und vom Weltgebäude zusammen. Luther entfernte nur spätere Zusätze und Auswüchse desselben, er blieb fest darin stehen, ja man kann sagen, daß er es durch seine zur Geltung gebrachte Ansicht vom buchstäblich zu nehmenden Schriftsinne und dem Ansehen, das demselben gebühre, theoretisch noch mehr gegen die neuen, mit den kopernikanischen Aufklärungen über das Weltgebäude beginnenden Entdeckungen befestigte, als es durch die katholische Grundansicht feststand. Es ist merkwürdig, daß Kopernikus sein großes System, das die bisherige und die neue lutherische Theologie, die die Erde zum Mittelpunkte der Welt und die Menschheit zum Mittelpunkte der göttlichen Thätigkeit machten, so tief erschüttern sollte, gerade zu der Zeit (um 1507) zu denken anfing, als Luther sich tiefer in die bisherige Theologie einließ und als die seinige in ihm zu keimen begann. Erst in seinen spätesten Lebensjahren wurde das kopernikanische System bekannt, ihm aber nicht, oder es erregte doch seine Aufmerksamkeit nicht sonderlich. In einer seiner letzten Schriften sehen wir ihn noch ganz auf dem vorkopernikanischen Standpunkte stehen; gerade wie ein Theolog, der keine Eingriffe der Naturkunde in die Theologie duldet, und wie ein Schüler Truttvetter's spricht er sich z. B. über das Centrum der Welt

1) Kirchenpostille. Plochm. X, 317. Erhard III, 384.

in der Auslegung der Geneſis aus [1]). Lebenslang ſann er gern über ſo manche der Probleme und ähnliche nach, welche von Truttvetter in jenem Werke zur Sprache gebracht werden, z. B. das Einſchlafen, die menſchliche Stimme, das Lachen u. ſ. f. [2]). Von Truttvetter hat er doch wol den erſten tüchtigen Stoff, die nachhaltigſten Anregungen dazu empfangen, von ihm, ſcheint es, die erſte Kenntniß der Naturgeſetze, der Naturerſcheinungen und ihres Weſens, dieſes großen und unentbehrlichen Hülfsmittels der Geiſtesbildung, und wer kann ſagen, wie wichtig und nöthig ſie ihm wurde, damit er ſich nicht zu ſehr in die Abſtruſitäten der Philoſophie verlor. Für einen andern Theil des Inhalts der Summa mußte die Zeit mit ihren großen Entdeckungen und ihrer angeſpannten Forſchluſt um ſo empfänglicher machen. Indeß ſieht man nicht, daß er viel Sinn dafür gezeigt hätte; ſeine Richtung und Anliegen gingen zu überwiegend auf das Innerliche, dann auf andere Seiten des Wiſſens und Lebens.

Wir können es bei dem über die Schriften Truttvetter's und Uſingen's hier Zuſammengeſtellten bewenden laſſen. Die letztern waren berühmte Gelehrte und Schriftſteller, die bedeutendſten von Luther's erfurter Lehrern. Faſſen wir nun das über ſie und ihre Werke hier und vorhin und das über die Scholaſtik und die Univerſitätsſtudien Geſagte zuſammen, erinnern wir uns daneben des über die Magiſterprüfungen und die Jugendlichkeit und Unreife der meiſten Studirenden beim Beginn ihrer Studien Bemerkten: ſo wird ſich ein ziemlich deutliches Bild von dem ergeben, was Luther bei ſeinen ſcholaſtiſchen Lehrmeiſtern lernen konnte, wie er von ihnen unterrichtet, in die Wiſſenſchaft eingeführt, wiefern zum Selbſtdenken und eignen Forſchen angeleitet, zur Geiſtesfreiheit oder Unfreiheit erzogen, ob viel- oder einſeitig gebildet wurde, insbeſondre aber, was vor Allem zu beachten, mit welchen Schwierigkeiten er in jedem Falle bei ſeinem geſammten geiſtigen Vorſchreiten zu kämpfen hatte. Auch das ergibt ſich, daß ſelbſt die berühmteſten und die beſſern deutſchen Univerſitätslehrer und Gelehrten jener Zeit, ſelbſt die an einer ſo vorgeſchrittenen Hochſchule wie Erfurt, ſehr mittelmäßig, wenn

1) Zu Kap. I, V. 9—11 und ſonſt. Walch I, 58.

2) z. B. Walch XIV, 408 ff.

auch nicht unwissend im Wissenswerthen, und groß, schwer gelehrt im Nutzlosen, im weitaus Unwichtigern, schwerfällig und befangen, haftend an den unwandelbaren Formen, in denen die Wissenschaften sich noch immer bewegten, keine Philosophen im wahren Sinne des Worts waren. Stand es so zu Erfurt, wie mußte es an anderen Universitäten und mit ihren gelehrten Lichtern und Säulen aussehen! Nicht ohne Grund warf ihnen Luther späterhin so oft ihre Unwissenheit im Erheblichen und Nothwendigsten vor, nicht eben mit Unrecht schrieb er, wenn man bei ihnen das Gepraſſel der Titel und was dahin gehöre, abziehe, so habe man nur Larven und Schemen vor sich [1]). Es war bei seiner Anlage, Richtung und Stimmung ein großes Glück für ihn und seine Entwickelung, daß er wenigstens in Erfurt studirte und einen so besonnenen, wohlmeinenden und verhältnißmäßig unbefangenen und helldenkenden Lehrer und Führer wie Trutvetter fand. Denn, wie wir dies bereits anzudeuten veranlaßt waren, auch das Allerschlimmste fehlte keineswegs bei diesen scholastischen Universitätsgelehrten und Würdeträgern, daß sie mit wenigen Ausnahmen eifrigst und mit allen Mitteln der Umtriebe und Gewalt dem Aufkommen eines andern Wissens als des ihrigen und einer andern Lehrweise als der ihrigen entgegentraten. Daher namentlich ihr allgemeiner offner oder geheimer Krieg gegen die Humanisten.

Von ihnen hat Luther gleichfalls gelernt; und zwar ist ihr Unterricht wol belangreicher und wichtiger für ihn und seine Bildung gewesen, als man glauben sollte, wenn man ihn als so eifrigen Schüler von vorzugsweis scholastischen Lehrern vor Augen hat.

Humanistische Studien.

Das Studium der klassischen Literatur war unter Karl dem Großen neu belebt, unter den Ottonen bis in die Zeiten der fränkischen Kaiser lebendig und eins der vornehmsten Bildungsmittel unsrer Nation gewesen. Hierauf durch den Scholasticism

1) de Wette I, 101.

verdrängt, erwachte es im 14. Jahrhundert von Neuem und zwar in Italien, hauptsächlich durch die Bemühungen Dante's, Petrarcha's und Boccaccio's. Es wurde mehr und mehr mit Leidenschaft ergriffen. Fürsten, Städte, Päpste wetteiferten darin, es zu fördern. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts standen die Medizäer und Papst Nikolaus V. an der Spitze der Freunde und Förderer der klassischen Studien, die seit dieser Zeit auch in Deutschland wieder große Aufmerksamkeit zu erregen anfingen. Viele Deutsche gingen um ihrer willen nach Italien und verbreiteten sie und den Eifer für sie nach ihrer Rückkehr im Vaterlande [1]).

Daß die klassischen Studien neu belebt, so eifrig ergriffen wurden und in so weiten Kreisen sich Bahn brachen, war ein Zeichen, daß ein neues Bildungsbedürfniß, eine neue Richtung der Geister eingetreten, der Scholasticism seine Lebenskraft verloren hatte, nicht mehr genügte. Ueber dem Studium der klassischen Schriftsteller erkannte man immer deutlicher die Unschönheit der Form der mittelalterlichen Wissenschaft, die Einseitigkeit ihres Inhalts, die Mängel der ganzen Bildung der mittleren Jahrhunderte und wurde eines neuen Bildungsziels sich immer bewußter. Aus dem Gegensatze der neuen und bisherigen Bildung, des Humanism und Scholasticism, gingen Reibungen hervor. Der letztere suchte sich zu behaupten in seiner Alleinherrschaft, und wollte er bestehen wie er war, so mußte er dem erstern entgegentreten, dieser aber den Scholasticism zu überwinden trachten, um emporkommen zu können. Der Scholasticism hing mit allem in der Wissenschaft und im Leben Bestehenden eng zusammen; so mußte der Angriff auf ihn über ihn selbst hinaus, wider Alles sich kehren, was auf ihn sich gründete, worin er eine Stütze fand. Die Humanisten trachteten das Studium der älteren Sprachen und Literaturen, besonders und zunächst das der lateinischen und der griechischen zum Hauptgegenstande und Mittelpunkte aller wissenschaftlichen Thätigkeit, aller höheren Bildung zu machen. Schon das hieß die Scholastik aus ihrer Stellung verdrängen wollen. Um ihren Zweck zu er-

1) Gervinus I, 96 ff. Hagen, Deutschlands lit. und rel. Verhältnisse, I, 37. Raumer, Gesch. der Pädagogik, I, im ersten Abschnitte.

reichen, wirkten sie auf Anlegung neuer Schulen, in den vorhandenen auf Verbesserung des Unterrichts und der Methode, auf Einführung neuer Lehrbücher hin; sie legten selbst Schulen an, suchten sich an Gymnasien und Universitäten festzusetzen. Der Scholasticism wurde dadurch mittel- und unmittelbar bedroht. Das gesammte Unterrichtswesen hatte sich bis dahin lediglich in den Händen von Scholastikern oder doch scholastisch Gebildeten befunden, und Form und Inhalt der mittelalterlichen Wissenschaft hingen untrennbar zusammen. Die Humanisten befleißigten sich eifrigst einer klassischen Latinität und beschämten dadurch die Scholastiker, die noch dazu mit der ihrigen ihre Philosophie und Theologie selbst hätten aufgeben müssen. Und hierzu wurden sie von noch anderen Seiten durch die Humanisten gedrängt. Indem sich diese der älteren Sprachen bemächtigten und durch ihre klassischen Studien ihren Gesichtskreis erweiterten und ihre Kenntnisse mehrten, dann aber sich anregen ließen, ihre Aufmerksamkeit nach den verschiedensten Seiten hin zu richten, die Geschichte, die Naturwissenschaften, die philosophischen Systeme der Alten vorzunehmen, alle Wissenszweige zu erweitern, in allen neue Bahnen zu suchen, wurden sie fähig und darauf hingeleitet, die Grundlagen namentlich der kirchlichen Lehre, Praxis und Verfassung, die so etwas nicht vertrugen, zu untersuchen, zu beleuchten. Die Philosophie der Scholastik ruhte auf Mißverständniß und so gut wie ausschließlicher Schätzung der aristotelischen, ihre Theologie, wie sie war, auf Unkunde und Mißverständniß der heil. Schrift, das geistliche Recht war auf falsche geschichtliche Annahmen, auf Unkunde der Geschichte gebaut; das ganze Wesen, Hierarchie und Scholastik, die ganze mittelalterliche Bildung und Anschauung waren bedingt durch Unwissenheit, besonders der Massen, durch einen engen Gesichtskreis, einen sehr niedrigen Stand der meisten Wissenschaften, die eigenthümliche Stimmung und Geistesrichtung der mittleren Jahrhunderte, das Streben der Päpste, alle der römischen Kirche angehörigen Nationen in einen einzigen, ihnen unterworfenen Christenstaat zu vereinigen. Und nun warfen sich die Humanisten auf ein echtes Studium der gesammten Philosophie der Alten, des Grundtextes der Schrift, überhaupt auf die Kritik, deckten geschichtliche Irrthümer, wie den von der Schenkung Konstan-

tin's, auf, verbreiteten Kenntnisse, so weit sie vermochten, regten den Lern- und Wissenseifer in den weitesten Kreisen an, nahmen eine neue Denk- und Gefühlsweise in sich auf und theilten sie weiten Kreisen, zumal der Jugend, mit. Dies Letztere geschah am meisten, ja fast nur von den deutschen Humanisten. Besonders hieran knüpfte sich ihr immer zunehmender Einfluß, hierin vornämlich und im Zusammentreffen ihrer abweichenden Richtung namentlich mit der volksmäßigen, lag der Nachdruck ihres Strebens, wenigstens in Deutschland.

Die verständige praktische und heitre Ansicht vom Leben und von den religiösen Dingen, die im Gegensatze zur mittelalterlich-überschwänglichen und düstern hauptsächlich im Bürgerstande erstarkt war, stimmte wenigstens zum großen Theile mit der Anschauung der heidnisch-antiken Welt überein, die doch immerfort Einfluß geübt, da die Kunde und Liebe der klassischen Literatur nie gänzlich verloren gewesen war und die nicht aufhörenden Beziehungen Italiens zu Deutschland darin befestigt hatten. Die erneuerte, angelegentlichere Beschäftigung mit den Alten fand jene schon sehr verbreitet vor, auf welche sie nun wieder fördernd einwirkte. An sehr nahen Punkten berührten sich die eingetretene volksmäßige, verständige und sittlich-religiöse Rückwirkung und der Kampf der Humanisten wider Unwissenheit, Verfinsterung und unklare Gefühlsamkeit, wider die Uebertreibungen, Entartungen und Mißbräuche in der Kirchenlehre und im ganzen kirchlichen Wesen, wider Alles, was darin dem gesunden Menschenverstande und dem natürlichen sittlichen und religiösen Gefühle widersprach. Daher, daß das Aufkommen der klassischen Studien mit dem des Volksschriftwesens Hand in Hand ging, daß die Helldenkenden an allen Orten sie begünstigten, daß mehr und mehr Alle, die auf Bildung Anspruch machten, mit der Sprache und den Werken der Alten sich abgaben, daß die Beschäftigung damit Ausdruck des Erstarkens der Volksthümlichkeit gegenüber den, dieselbe niederdrückenden römisch-hierarchischen Ansprüchen und Strebungen wurde. Besonders in Italien galt sie bereits längst für das Kennzeichen allgemeinerer und feinerer Bildung. Indem aber die Deutschen sie aufnahmen, wurden sie inne, daß sie den Italienern für Barbaren galten, daß ihre Ungewandtheit in der geschliffenen lateinischen Welt- und Geschäftssprache ihren

Nationalanliegen stets empfindlich geschadet (wie namentlich zu Konstanz) und noch schade, daß sie von den Italienern durch die in größerer Ausdrucksgelenkheit und in überlegener Kenntniß und Aufklärung liegende Macht, überhaupt, daß sie beherrscht und gegängelt wurden, daß sie nicht einmal im Stande waren, ihren Beherrschern sich und ihr volksthümliches Wesen verständlich zu machen. Indem sie zunächst in Italien selbst die neue Bildung sich aneigneten, befähigten sie sich zu dem Befreiungskampfe, in welchem es galt, Rom durch seine eigenen Waffen zu überwinden. Der beginnende abermalige große nationale Aufschwung knüpfte sich wesentlich an die neu erwachte Begeisterung für die Alten und die Beschäftigung mit ihnen, welcher zumal die jüngere gelehrte Welt, man kann sagen die Blüthe der Nation sich hingab.

Luther's Heranwachsen fiel gerade in diese mit jedem Jahre zunehmende Bewegung. Eine Wirkung davon war schon die Schulbildung gewesen, die ihm in Eisenach zu Theil geworden. Als er nach Erfurt kam, hatte der Humanism in Deutschland freilich beiweitem den Höhepunkt noch nicht erreicht, zu welchem er in Italien gelangt war, aber doch schon bedeutende Fortschritte gemacht. Der Scholasticism und überhaupt die mittelalterliche Bildung herrschten diesseit der Alpen noch vor, allein der Humanism und die neuere waren seit der Mitte und namentlich dem Ausgange des 15. Jahrhunderts durch eine lange Reihe berühmter und trefflicher Männer — Groot, Wessel, Dalberg, Agrikola, Lange u. s. f., denen sich um diese Zeit die noch berühmter gewordenen Namen Erasmus, Reuchlin u. A. anschlossen — vertreten gewesen, und wurden fortwährend von ihnen oder ihren Schülern beflissen in immer weiteren Kreisen verbreitet. Ihre Zahl, ihr Eifer und ihr Einfluß hatte von Jahr zu Jahr zugenommen, ihre Ansicht und Richtung war bereits ein sehr mächtiger Gährungsstoff in der gelehrten und gebildeten Welt geworden, wurde es und gewann sich in weiteren Kreisen die Meinung täglich mehr. Die Humanisten waren sogar nahe daran, wie es schien, selbst an einer oder der andern Universität, wenn nicht die Oberhand zu gewinnen, doch in gesicherter Stellung sich festzusetzen. Es war namentlich an der wittenberger

der Fall, deren Anfänge in den Jahren liegen, wo Luther studirte [1]).

Das Gesagte gilt von Erfurt, das den Sitzen des Humanism angehörte, mehr und weniger als von anderen Hochschulen, weit mehr z. B. wie von Köln, weniger wie von Heidelberg. Erfurt und Thüringen waren zu dieser Zeit weder die Hauptsitze des Scholasticism noch des Humanism. Allein es fehlte dem letzteren hier doch auch nicht an einer sehr lebendigen Vertretung.

Im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts, um 1460, traten Lehrer der Poesie, d. h. der gesammten klassischen Studien auf, Peter Luder und Johann Publicius aus Florenz, die ersten an einer deutschen Universität. Zu derselben Zeit studirten dort Rudolf von Langen und Johann von Dalberg, die bekannten großen Beförderer des neu erwachenden wissenschaftlichen Lebens. Etwas später (1485) lehrte Konrad Celtes zu Erfurt, der so eifrig bemüht war, die humanistischen Studien in Deutschland zu verbreiten, dessen klassische Richtung aufs genaueste mit der volksmäßigen übereinstimmte. Planmäßig und ununterbrochen wurden diese Studien damals freilich noch nicht fortgesetzt, nicht immer fanden sich Lehrer für dieselben. Zuletzt aber erkämpften sie sich eine größere und dauernde Geltung; sie gelangten seit dem letzten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts zur Blüthe, viele nachher bedeutende Männer beschäftigten sich mit ihnen. Maternus Pistoris von Ingweiler (wie schon erwähnt, erhielt Luther die Magisterwürde von ihm), und Nikolaus von Marschall brachten sie in nachhaltige Anregung. Pistoris war es, der sie zuerst wieder erweckte und eine große Anzahl der späterhin ausgezeichnetsten Männer in die Sprachwissenschaft und die schöne Literatur einführte. Marschall unterhielt in seinem Hause eine eigene Druckerei. Es galt, die Klassiker mehr und mehr zu verbreiten. In Erfurt wurden zuerst in Deutschland griechische Schriften gedruckt, wie denn 1501 hier der Priscian, das erste in Deutschland mit griechischen Lettern gedruckte Buch, erschien; es gab

1) Hagen a. a. O. 147 ff. Raumer, Gesch. der Pädagogik, I, 6, 33. Erhard I, 259 ff.; II, 210; III, 264.

hier wohlversehene Buchläden, die, wie man denken kann, vor Allem reichlich mit der neuen Literatur versorgt, Sammelpunkte der Freunde der letzteren waren, und Luther blieb ihnen so wenig fremd als der Universitätsbibliothek. Das Griechische und der Unterricht darin auf Schulen und Universitäten wurden in einiger Allgemeinheit und mit Erfolg erst seit dem zweiten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts betrieben. In Erfurt wurde es durch Marschall begründet, Spalatin's Lehrer, der in seinem Hause wohnte, ihm als Amanuensis diente und 1501 eine Sammlung lateinischer Gedichte unter seinen Augen herausgab. Jakob Ceratinus war einer der wenigen Gelehrten, die sich in Deutschland nach Reuchlin und neben Erasmus um das Studium der griechischen Literatur verdient machten. Er studirte seit 1500 in Erfurt und wurde dort 1504 Magister. Gegen das Ende der Studienzeit Luther's erschien Hermann Busch, Hegius' berühmter Schüler in Erfurt, erklärte unter großem Zudrange den Virgil, Statius, Lukan, bewirkte, daß die alten geschmacklosen Lehrbücher vollends verbannt, die römischen Schriftsteller an ihre Stelle gesetzt wurden, die klassischen Studien einen noch höheren Aufschwung nahmen. Um 1505 lehrte auch Publius Vigilantius, gleichfalls ausgezeichnet als Humanist, eine Zeit lang zu Erfurt. Die Humanisten übten einen sehr bedeutenden zunehmenden Einfluß auf die studirende Jugend. Krotus Rubianus, der 1498 die Universität Erfurt bezog, hörte Anfangs bei den Scholastikern, lebte ganz in deren Wissenschaft und wurde der abgesagteste Feind des Scholasticism, sobald ihn Pistoris in die Kunde der klassischen Literatur eingeweiht, als er den noch berühmteren Humanisten Mutian im nahen Gotha kennen gelernt. Heß hatte meistens funfzehnhundert Zuhörer. An den namhaftesten Orten Deutschlands bildeten die Humanisten, meist junge strebende Männer, in Verbindung mit den offensten und regsamsten Köpfen unter der Jugend, eng verbundene wissenschaftliche und gesellige Kreise, in welchen das frischeste und lebendigste wissenschaftliche Leben und Treiben herrschte, die neuen Gedanken und Anliegen, Kämpfe und Strebungen, welche sich daran knüpften, lebhaft, bisweilen muthwillig durchgesprochen wurden, der Ernst mit Scherz und heitern Gelagen wechselte. Ein solcher bestand auch zu Erfurt in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts. Nicht

wenige späterhin oder schon damals glänzende Namen gehörten ihm an, Eoban Heß, Krotus Rubianus, Peter Eberbach, Hutten, Spalatin, Lang u. A., und Luther kannte wenigstens die beiden Letztgenannten von Erfurt her genau, wurde 1504 mit Krotus bekannt[1]).

Wir können hiernach gar nicht zweifeln, daß die neue Richtung mit ihrem anregenden gegensätzlichen Inhalt zur genauen Kunde bei ihm gelangte. Man sollte auch meinen, daß sie Einfluß an ihm geübt haben müßte. Die mit ihr verschwisterte bürgerliche Ansicht war ihm nicht fremd, als er nach Erfurt kam. Daß er mit eigentlicher Abneigung gegen sie erfüllt gewesen wäre, ist nicht wohl anzunehmen. Wir haben schon bemerkt, daß sie wenigstens in den Kreisen, in welchen er aufwuchs, mit der asketischen, die ihn beherrschte, durch die beiden gemeinschaftliche kirchliche Gesinnung zusammenhing, sodaß ihm der in ihr liegende Gegensatz schwerlich schon zum Bewußtsein gekommen war. Es war ja die gesundere väterliche Ansicht vom Leben, die er bei den klassischen Schriftstellern, nur in andrer Gestalt und ausgebildeter, wiederfand. Er war von der Schule her gewöhnt, die humanistischen Studien als einen der vornehmsten, den zunächst nothwendigsten Bildungsstoff zu betrachten. Wie dem sei, er kam mit einem kräftigen Geiste, der wol fähig war, beherrschender Stimmung und Voreingenommenheit Meister zu werden, mit einem brennenden Wissensdurst. Schon dieser mußte ihn empfänglich machen für die geisterweckenden, aufhellenden, den Gesichtskreis erweiternden humanistischen Studien und Kreise. Hätte der in den letzteren herrschende Geist nicht auf ihn, der ein „hurtiger junger Geselle," nicht ohne Lebenslust war, einwirken sollen? So viel ist endlich gewiß, er warf sich mit dem lebhaftesten anhaltendsten Eifer auf das Studium der Klassiker, las sich tief und mit innigster Lust in sie hinein. Er wußte die römischen Autoren, mit welchen er sich vornämlich beschäftigte, auswendig, er drang in ihren Sinn, ihre Belehrungen und Anschauungen ein. Er empfing die nachhaltigsten Eindrücke von

1) Erhard I, 2, 282 ff.; II, 67, 285, 321 ff.; 411 ff.; III, 273 ff. Hagen a. a. O. 228. *Laur. Reinhardi* comm. de vita et obitu Justi Jonae, Cap. II, §. 1. Motschmann a. a. O. Forts. 2, 218. Ruhkopf, 256.

den Alten. Lebenslang hat er sie hochgeschätzt. Stets sind sie ihm gegenwärtig. In fast allen seinen Schriften beruft er sich auf ihre Aussprüche, erörtert er ihre Ansichten, entnimmt er ihnen Vergleiche und Anspielungen. „Wahr und schön sagt der Dichter: Auri sacra fames, quid non mortalia pectora cogis? Gar wohl gefällt mir der Poeten Fabel vom Midas. Trefflich hat Juvenal die Menschen geschildert, die von ihrem Gewissen gequält werden, Cur tamen hos tu evasisse putes, quos diri conscia facti mens habet attonitos, u. s. f. Recht sagt Virgilius: Gratior est pulchro veniens e corpore virtus. Auch er hat es gesehen, das nescia mens hominum fati sortisque futurae, et servare modum rebus sublata secundis. Der Poet Ovidius spricht fein: Luxuriant animi rebus plerunque secundis, nec facile est aequa commoda mente pati. Wir sehen, was schon Cicero bemerkt, daß die Männer, die in Niedrigkeit geboren, durch Geschick und Tugend groß werden, dem Haß und der Feindseligkeit der Adligen ausgesetzt sind [1]." Tausendfältig spricht er auf diese Weise sich aus. „Große, feine, nützliche Bücher" nennt er die Werke Homer's, Virgil's und andrer Alten [2]. Wir werden noch darauf kommen, daß er ihre „heidnische" Anschauung und Weisheit freilich unter die christliche, alle Klassiker tief unter die heil. Schrift stellt. Er spricht sich auch wol mit Schärfe über ihre Gottverlassenheit und den Dünkel ihrer Vernunft aus. Allein so stark ist seine Jugendvorliebe für sie, so groß seine damit verschwisterte, wol zunächst aus ihr herstammende Unbefangenheit, daß er den Rathsherren sagt, indem er in sie dringt, des Schulwesens sich anzunehmen, und seine Gedanken darüber ihnen auseinandersetzt: „Die Poeten und Oratoren sollten in den Schulen getrieben werden, nicht angesehen, ob sie Heiden oder Christen wären, griechisch oder lateinisch." Die Reiferen möchten Cicero lernen, dessen Lehre von guten Sitten und ehrbarem Wandel ein Erzeugniß der Vernunft sei. Er und Aristoteles, überhaupt die bessern Alten, Plato, Xenophon u. s. f., hätten aus

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 30, V. 34; K. 31, V. 44; K. 39, V. 6; Kap. 41, V. 40; K. 45, V. 16. Ausleg. über etliche Kapitel des 5. Buchs Mosis. Plochm. XXXVI, 294.

2) Tischreden., Walch XXII, 4.

der natürlichen, allen Menschen ins Herz geschriebenen Erkenntniß geschöpft, von welcher der Apostel im zweiten Kapitel des Römerbriefs rede. Ihre Werke sollten daher den Unverständigen und Frechen recht vorgelegt werden, zur Zucht und Besserung ihrer gebrechlichen Natur. An hundert Stellen preist er besonders Cicero als einen frommen Mann, dessen Werke so recht der Ausdruck des römischen Weltverstandes und der Religiosität der Römer, als einen der ersten und besten unter den Sterblichen aller Zeiten, als trefflichen hochberühmten Staatsmann und Redner und den Gott sonderlich erwählt Meister der lateinischen Sprache zu werden [1]). Zu Koburg während des augsburger Reichstags beschäftigt er sich in Mußestunden mit einer Auslegung der Propheten und daneben mit einer Uebersetzung des Aesop für die Jugend und das Volk. Er hatte ihn neben Plautus und Virgil in seinen früheren Jahren lieb gewonnen. Die äsopischen Fabeln, meinte er, wären sicherlich nicht das Werk eines einzigen Dichters; viele treffliche Köpfe verschiedener Zeiten müßten daran gearbeitet haben. Namentlich Virgil blieb ihm lebenslang lieb. An eine Wand seiner Wohnung in Wittenberg schrieb er den Vers aus der zehnten Ekloge, Omnia vincit amor et nos cedamus amori. Wie tief er in die mönchische Richtung, die Ansicht von dem ausschließlich seligmachenden Glauben der Kirche hineingerathen war, er ließ es sich nicht nehmen, die Welt, die in den Alten glorreich sich offenbarende, habe auch ihre Wahrheit, die in Worten und Werken, im ganzen Leben gehalten werden solle, wenn auch noch Mängel und Gebrechen daran wären. Wie die Schriften, die Weisheit, einzelne Aussprüche der Alten seine Bewunderung erregen, so die Helden der Römer und Griechen, ihre Tugenden und Thaten. „Pomponius Attikus, Aristides, Sokrates und andere Dergleichen sind feine, wahrhaftige, aufrichtige Leute gewesen, ohne alles Falsch." Er preist Alexander als Krieger und Herrscher, Hektor in seinem Abschied, „da er Harnisch und Rüstung angelegt, und sein Söhnlein küsset," Scipio, als den Einzigen in allen Historien der Alten, der sich den Ruhm erworben, auch im Glücke sich selber überwunden

1) Auslegung d. Genesis zu Kap. 9, V. 12—16, Walch I, 937 f. Vorr. zum Prediger Salomonis, Walch V, 2025 ff.

zu haben, während alle andern Helden die Kraft nicht gehabt, sich selbst zu beherrschen. Denn das hätte auch ein Themistokles nicht gekonnt, nicht Alexander, der ein Knecht seines feurigen Muthes gewesen, nicht der stärkste und männlichste aller Griechen, Achilles, der um der Briseis willen kindisch geworden und sein Herz zu überwinden nicht vermocht habe [1]).

Auch wo er keinen Bezug auf die Klassiker nimmt, sieht man oft deutlich, daß er unter ihrem Einflusse schreibt, denkt, empfindet. Deutlich sieht man es überhaupt seinen Schriften an, daß er ein Zögling der Alten ist, wie anhaltend er sich mit ihnen beschäftigt, wie eifrig und erfolgreich er bemüht gewesen war, nach allen Seiten in die römische und griechische Welt, in die Kunde der Geschichte, Weltansicht, Weisheit, Art und Gesittung des klassischen Alterthums einzudringen. Nicht minder deutlich sieht man, wie viel ihm davon eigen geworden, sei es unwillkürlich oder durch sein Bemühen, in sein innres Eigenthum zu verwandeln, was ihn zumeist anzog, Empfänglichkeit in ihm vorfand. In dem Allen müssen wir doch Nachwirkungen seiner erfurter humanistischen Studien erblicken, zu dem Allen machte er doch in Erfurt den eigentlichen Anfang, hier legte er den Grund dazu, wo er einen besseren Unterricht und stärkere Anregungen zu diesen Studien erhielt, wo er sich allein damit als eigentlichen Studiengegenständen beschäftigt hat. Und daß das Wahre, Große und Schöne im Inhalt und der Form der klassischen Welt und Literatur ihn fesselte und so tief auf ihn einwirkte, zeugt dann davon, wie viel Sinn dafür, wie viel Gleichartiges in ihm lag, und eben darum, weil dies der Fall war, wirkten die Alten so tief und nachhaltig auf ihn ein, trotz Dem, daß ihrem Einflusse bei ihm nicht wenig entgegenstand.

Es wäre sehr der Mühe werth, einmal ausdrücklich die Spuren der Einwirkungen aufzusuchen und zusammenzustellen, welche

---

1) de Wette IV, 12. *Klincksieck*, Lutherus humanioris literaturae cultor et aestimator, 13. Ausl. d. Genesis zu Kap. 30, V. 39; Kap. 41, V. 40. Ausl. d. 51. Psalms zu V. 6, Walch V, 790. Ruhkopf 299 („Schon der einzige Ausspruch, daß man anders als Knabe, anders als Mann den Menschenmaler Terenz lese, würde für den Einfluß der Klassiker auf ihn bürgen.").

die Beschäftigung mit den klassischen Schriftstellern auf ihn, seine Ansichten, sein ganzes Geistesgepräge und Gefühls- und Gemüthsleben, seine Schreibart geübt haben. Wir können nur auf Eins und das Andre aufmerksam machen, das in näherem Zusammenhange mit dem hier zu verfolgenden Zwecke steht, dürfen nicht vergessen, daß wir es an dieser Stelle eben nur mit den Einwirkungen der klassischen Studien, die ihm in Erfurt wurden, zu thun haben. Freilich nöthigt die Mangelhaftigkeit der Nachrichten über die letztern erst später Hervorgetretenes zu Hülfe zu nehmen, um durch Rückschlüsse ein einigermaßen helleres Licht zu erhalten.

Zunächst mußten ihm die klassischen Studien nicht mehr und weniger als allgemeines Bildungsmittel sein. Die lateinische Sprache war nicht blos die der strengen Wissenschaft, der Schule, der Lehrbücher, sondern fast der gesammten Literatur, sowie der großen politischen und kirchlichen Verhandlungen. Alle Zeitfragen wurden in ihr durchgesprochen. Man disputirte, schrieb, sprach und dichtete lateinisch in der ganzen gebildeten Welt. So las er die lateinischen Klassiker vor allen Dingen um der Sprache willen und da entging ihm denn bei seinem feinen Sprachsinne, seiner außerordentlichen Anlage für die Kunst der Schreibart und Darstellung die Schönheit, die Vollendung der Form bei den Klassikern sicher nicht. Die Humanisten leiteten ihre Schüler namentlich zur „Beredtsamkeit" an, übten diese selbst eifrigst, und was man so nannte, war eben die Kunst des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks. Zufolge der erwähnten Nachrichten über seine Schuljahre und Bildung scheint seine vorragende Anlage der „Wohlredenheit" früh bei ihm hervorgetreten zu sein, scheint er die letztere früh mit Vorliebe geübt zu haben. Es muß auch zu Erfurt der Fall gewesen sein, wo sie sich rasch entwickelte. Eben dies war es doch wol, mindestens zum großen Theile, was dem jungen Magister die Bewunderung der ganzen Universität erregte. Es wurde darauf zu jener Zeit ein größeres Gewicht gelegt als je zuvor, durfte neben anderen Kenntnissen und Befähigungen nicht mangeln. Darauf deutet keine Spur hin, daß er, als er die ersten akademischen Grade erlangte, etwa in der Wissenschaft eine neue Bahn eingeschlagen oder literarisch etwas irgend Erhebliches geleistet hätte. Zum Studium der Rechte,

zur Vorbereitung auf die Laufbahn des Rechtsgelehrten und Geschäftmannes riethen die Freunde, muthmaßlich insbesondere deshalb, weil sie ihn des Ausdrucks so mächtig sahen, so viel Anlage und Neigung zur Wohlredenheit bei ihm wahrnahmen. Hierzu waren allerdings auch die scholastischen Disputationen ein Bildungsmittel, die klassischen Studien aber ohne Frage das vorzüglichere; ja sie mußten wol wieder gut machen, was jene und überhaupt seine scholastischen Studien an seinem Ausdrucke verdarben, und wurden so doppelt wohlthätig. Er hat sich überhaupt genommen und zumal nach seiner Studienzeit viel anhaltender mit den Vätern, scholastischen Theologen, Philosophen und sonstigen mittelalterlichen Schriftstellern abgegeben als mit den Klassikern. Deutsche Muster hatte er so gut wie gar nicht. Was möchte aus seiner Schreibart geworden sein, wenn er die Klassiker in Erfurt vernachlässigt hätte? Wie hart, steif und eckig läßt sie sich ohnehin noch in den ersten Aeußerungen an, die wir von ihm haben; wie deutlich und wie schwer hängen ihr da und noch lange die Spuren der Sprache und Darstellung der Scholastiker an. Von den Klassikern, als ersten Lehrmeistern des Styls, hat er nicht blos lateinisch, sondern auch deutsch, sein unübertreffliches Deutsch, reden und schreiben gelernt, so wahr es ist, daß namentlich auch seine Schriftkunde, sein Studium der Muttersprache, sein sorgfältiges Achten auf die Mundarten, den Kanzleistyl darauf einwirkte und daß seine angeborene Anlage das Beste dabei gethan. Das Latein der Scholastiker war eine neue kunstvolle, seinem Zwecke angemessene, jedoch verdorbene Latinität, sein Einfluß auf das gewöhnliche bestand darin, daß dieses ein unerhört barbarisches war. Die Sprache der Schule und Wissenschaft hatte nachtheilig statt bildend auch auf den Ausdruck der Deutschen in ihrer Muttersprache gewirkt, die sich in Luther's Entwickelungszeit bildsam wie immer, aber sehr ungebildet und ungelenk zeigt. Nimmt man sein Aufwachsen in den untern und mittleren Ständen, seine gewaltige Naturkraft hinzu; denkt man daran, wie oft die letztere stürmisch, roh und maßlos auch in seinem Ausdrucke hervorbrach, wie oft auch in diesem die Nachwirkungen seiner plebejischen Herkunft hervortreten, so wird man sicher glauben, daß der Einfluß seiner klassischen Studien in dieser Beziehung nicht leicht zu hoch in Anschlag gebracht werden

kann. Das Gebildete und Edle, die Ruhe und Haltung, die Klarheit und das Maß seiner Schreibart ist vornämlich auf sie zurückzuführen. Was er Emser vorhielt [1]), oratorum insigne decus est apposite dicere, wie Cicero sage; worauf er Erasmus verwies, daß Niemand nach Quintilian besser von Sachen rede und den Zuhörern die Herzen nehme, als Der, dem die Sache mit Ernst anliege — Dies und Aehnliches aus Cicero's, Quintilian's und andrer Klassiker Schriften hatte er sich sorgfältig gemerkt, des Achtens auf sie selbst und ihrer Einwirkung als Vorbilder zu geschweigen [2]).

Zunächst hing hiermit zusammen, einige seiner angeführten Aeußerungen über die Klassiker weisen schon darauf hin, und leicht würde es sich durch hundert andre noch weit vollständiger erweisen lassen, daß ihre Poesie bei seinem poetischen Sinne und Phantasiereichthume ihn mächtig anzog und wesentlich zur Ausbildung seiner poetischen Anlage mithalf. Noch 1539 schrieb er an Eoban Hesse, er bekenne, einer von Denen zu sein, die durch die Dichter stärker erregt, mehr erfreut und festgehalten würden als durch ungebundene Rede, und wenn es die eines Cicero und Demosthenes wäre [3]). Freilich wirkte hier auch die kirchliche Poesie und die Kirche überhaupt mit, seine Beschäftigungen mit der Schrift übten vielleicht einen noch größeren Einfluß, wie er denn auch in jenem Schreiben an Hesse den Eindruck, den die Psalmen von früh an auf ihn gemacht, noch höher stellt. Dies konnte jedoch jetzt noch kaum der Fall sein. Gerade in dieser Zeit waren die klassischen Dichter für die Pflege und Ausbildung seines dichterischen Sinnes um so schätzbarer als Gegenwirkung bei seinem eifrigen Eingehen in die Logik und Dialektik der Schule, welche so sehr geeignet war, den Verstand einseitig zu beschäftigen und auszubilden und Gemüth und Einbildungskraft zu erdrücken; seinem Eingehen in den Scholasticism, der die letztere durch irre leitende Stoffe anregte und die Grübe-

1) In der Schrift: Antwort an den Bock Emser, Opp. lat., ed. Jenens. I, 372.

2) Antwort an Erasmus, daß der freie Wille nichts sei, Walch XVIII, 2193.

3) de Wette V, 73.

leien begünstigte, gegen welche dann abermals die Alten schützten. Auch seiner humoristischen Anlage und Stimmung kam seine Beschäftigung mit den Klassikern sehr gut zu statten. Je ernster seine Richtung war, je düstrer sie bisweilen werden mochte, von desto größerem Werthe war die echte, ob auch niedre Komik eines Plautus für ihn. Sie hat ihm, wie man nicht ohne Grund vermuthen mag, wol manche schwere Stunde voll Herzensangst, wenn ein finstrer Geist über ihn kam, verscheucht.

Nahmen die scholastischen Lehrer die Zeit und Aufmerksamkeit der studirenden Jugend für deren formelle Verstandesausbildung durch dialektische Vorlesungen und Disputationen so übermäßig in Anspruch, waren sie in anderen Wissenszweigen nur sehr mittelmäßig bewandert und gingen deren mehrere sehr wichtige, Geschichte, Erdkunde u. s. f. ganz, oder so gut wie ganz leer bei ihnen aus, so wurden ihm ohne Frage die klassischen Studien weiter dadurch in einem sehr hohen Maße nützlich und förderlich, daß sie ihm Gelegenheit boten, einen reichen Vorrath von Kenntnissen manchfacher Art, und gerade solchen Kenntnissen einzusammeln, welche eben da ergänzten, wo der übrige Unterricht die fühlbarsten Lücken ließ. Ebenso nützlich mußte ihm das Bekanntwerden mit den vielfachen neuen Begriffen und Anschauungen werden, die er bei den Klassikern fand. Es schützte ihn und war ihm ein sehr nothwendiger Schutz gegen die Einseitigkeit des scholastischen Gesichts- und Gedankenkreises. Davon unten noch Einiges. Hier wollen wir zuvörderst noch etwas, die Bereicherung seiner positiven Kenntnisse durch die Alten Betreffendes beispielsweise herausheben.

Man kann sagen, daß er gewiß die volle Hälfte seiner Geschichtskenntnisse den Klassikern entnommen hat, denen auch seine Naturkunde zu einem sehr bedeutenden Theile entstammt, wie es sein angeborner deutscher Natursinn war, der, Nahrung bei ihnen findend, ihn zu ihnen hinzog, zu Virgil namentlich. So verdankte er ihnen auch das Meiste von Dem, was er in den Fächern der Staatswissenschaften gewußt hat. Auf seine für die religiösen und deutschen Angelegenheiten so wichtig gewordenen Vorstellungen von Recht, Staat und Politik wirkten auch die Scholastiker nebst dem christianisirten Aristoteles, dann das geistliche Recht, die deutschen volksmäßigen Begriffe und die Ansich-

ten der Staatsmänner und Juristen, mit welchen er in nähere Verbindung trat, und besonders sein Schriftstudium sehr stark und obenein vielfach verwirrend und verdunkelnd ein, sehr wesentlich aber doch auch und zunächst die klassischen Schriftsteller, deren Einfluß auch in dieser Beziehung fortwährend sichtbar bei ihm bleibt und vielfach wieder gut machte, was von anderen Seiten her bei ihm verdorben wurde. Wo er über Verhältnisse des öffentlichen Rechts, Obrigkeiten und Unterthanen, Rechte und Pflichten derselben spricht, scheint es immer durch, wie tief ihn die Begriffe der Alten vom Gemeinwesen durchdrungen hatten, auch dann, wenn er sich nicht ausdrücklich auf sie beruft. In einer nicht geringen Anzahl seiner Schriften gewahrt man eine unerwartet ausgebildete Vorstellung von einem vernunftgemäßen Staatswesen, die freilich theilweis als aus deutschen und christlichen Staats- und Rechtsbegriffen herfließend erscheint, doch ebenso wenig den Jünger der Griechen und Römer verkennen läßt, der sich den in den Werken derselben niedergelegten Schatz gesunder und tiefeindringender philosophischer Forschung über Recht und Staat und praktischer Staatsweisheit und politischer Erfahrung zu eigen gemacht. Mit Leichtigkeit läßt sich aus seinen Schriften ein reicher und trefflicher Regentenspiegel zusammenstellen, der zugleich der Ausdruck des Bewußtseins ist, mit welchem er herrschend, ordnend oder leitend, näher oder entfernter in kirchliche und bürgerliche Verhältnisse eingriff; und dieser Regentenspiegel weist überall auf die Alten zurück. „Darum, schließt er eine Erörterung, wer im weltlichen Regimente will lernen und klug werden, der mag die heidnischen Bücher und Schriften lesen, die haben es warlich gar schön und reichlich herausgestrichen und abgemahlet, beide mit Sprüchen und Bildern, mit Lehren und Exempeln, aus welchen auch die alten kaiserlichen Rechte gekommen sind. Und ist mein Gedanke, daß Gott darum gegeben und erhalten habe solche heidnische Bücher, als deren Poeten und Historien, wie Homerum, Virgilium, Demosthenem, Ciceronem, Livium, und hernach die alten feinen Juristen (gleichwie er auch andere zeitliche Güter unter die Heiden und Gottlosen allezeit gegeben und erhalten hat), daß die Heiden und Gottlosen auch haben sollten ihre Propheten, Apostel, und Theologos oder Prediger, zum weltlichen Regiment.

Wie auch Sanct Paulus derer Kretenser Poeten, Epimeniden, ihren Propheten nennet, Tit. 1, 12. und Matthäus die heiligen drei Könige Magos nennet, Matth. 2, 1., darum, daß sie der Araber Priester, Propheten oder Lehrer waren. Also sind bei ihnen Homerus, Plato, Aristoteles, Cicero, Ulpianus u. s. w. gewesen, wie bei Gottes Volke Moses, Elias, Esaias u. s. w. und ihre Kaiser, Könige, Fürsten, als Alexander, Augustus u. s. w. sind ihre Davides und Salomones gewesen[1])." Aus Cicero, Aristoteles, Plato, auf die er auch ausdrücklich sich beruft, entnahm er jene Grundsätze, die er so trefflich anzuwenden und so kunstreich mit christlichen Begriffen und Anweisungen zu verschmelzen wußte: wie die menschlichen Dinge wären, könne kein Reich ohne Gewalt und Unrecht regiert werden, über allem positiven Rechte stehe und gelte das der ewigen Vernunft und des Geistes und der Kraft der Großen und Guten, der „rechten Wundermänner," denen die Natur die Anlage und das Recht des Herrschens mitgegeben, die, die Meister und das Recht selbst, die Rechte zu ändern wüßten oder den wahren Sinn derselben träfen, den die Rechtsgelehrten so oft verfehlten; es gebe nach Plato zweierlei Recht, **Justum natura, Justum lege**: „ich will es das gesunde Recht und das kranke Recht nennen. Denn was aus Kraft der Natur geschieht, das gehet frisch hindurch, auch ohne alles Gesetz, reißt auch wol durch alle Gesetze; aber wo die Natur nicht da ist, und soll es mit Gesetzen herausbringen, das ist Bettelei und Flickwerk, und geschieht gleichwol nicht mehr, denn in der kranken Natur steckt.[2])."

Wie oft läßt sich der Einfluß der Alten bis ins Einzelne und Kleinste des Kreises seiner Ansichten über Recht und Staat verfolgen. So schimmert bei ihm sehr deutlich durch, wo er Ansichten über Staat und Politik ausspricht, daß er mit so großer Vorliebe den Cicero und Livius gelesen, bei welchen die aristokratische Auffassung der Respublika nicht minder vorherrscht wie bei Aristoteles. Es war dann um so natürlicher, daß er dieselbe sich vorzugsweis aneignete, da auch die deutschen städtischen Gemeinwesen vom

1) Ausleg. des 101. Psalms, zu V. 5. Walch V, 1256.

2) Ausleg. d. 45. Psalms, zu V. 7 f., Walch V, 544. Ausleg. d. 101. Psalms, zu V. 1, Walch V, 1201 ff.

aristokratischen Elemente durchdrungen waren. Sie aber boten ihm die nächsten Vergleichungspunkte mit den antiken Stadtrepubliken, der griechischen und römischen Staatsverfassung, sie wurden die vornehmsten Stätten und Stützen der Reformation, das Verhältniß der städtischen Obrigkeiten zu dieser gewann eine so unendliche Wichtigkeit für seine gesammten Bestrebungen, und eben jetzt wurde es Ton unter den Humanisten im Gegensatze zu dem ohnmächtigen verwirrten Reichsregimente, der Gewaltlust des rohen Adels und den Machtgelüsten der zur Unumschränktheit hinstrebenden Fürsten, die reichsstädtische aristokratische Freiheit rühmend zu erheben [1]). Nichts hätte auch zumal in jener Zeit bei uns nützlicher und förderlicher sein können als eine genauere Bekanntschaft und eifrige Beschäftigung mit den staatssinnigen Römern. Die Humanisten, in denen das nationale Bewußtsein, die vaterländische Gesinnung lebendig erwachte und sich läuterte, indem sie klassische Latinität sich anzueignen suchten, entnahmen aus den Alten die trefflichsten Lehren und empfingen durch sie die lebendigsten Anregungen des Freiheits- und Gemeinsinns, jenes echten aufgeklärten Patriotism, der die individuelle Freiheit nicht opfern wollte, zugleich aber hinarbeitete auf Einigung der Kräfte und Bestrebungen, ein festes Zusammenhalten der Nation, Errichtung einer gesetzlichen Ordnung und Unterwerfung unter sie. Sie schwärmten für das klassische Alterthum, lebten sich tief in römisch-republikanische und patriotische Ansichten und Gefühle hinein, nährten aber durch die Alten ihr deutsches Vaterlandsgefühl und machten von demselben den besten patriotischen Gebrauch. So ließ ein Freund der humanistischen Studien aus dem Fürstenstande am wormser Reichstage 1495 Demosthenes' erste beiden Philippiken, von Reuchlin übersetzt, vertheilen [2]). Jene Richtung der Hutten und ähnlich Gesinnten bei ihren klassischen Studien ergriff auch Luther, wie man schon daraus schließen könnte, daß, als er Magister geworden, sein erster Gedanke war, den deutschen Magistern Ehre zu machen. Flammt der Patriotism bei ihm im Gegensatze gegen römische Bedrückung so gewaltig auf, so sind die Einflüsse seines fleißigen Lesens der

1) Gervinus II, 417.

1) Pfister a. a. O. III, 588.

klassischen Schriftsteller, seines Cicero, seines Livius, dabei nicht zu verkennen. Nicht sichrer als durch ihre Leitung hätte er zu dem christlichen Universalismus hindurchdringen können, der die Rechte der Volksthümlichkeiten achtet und der Vaterlandsliebe den freiesten Raum läßt und nur die engen feindseligen Volks- und Stammesunterschiede aufhebt, während der Universalism der römischen Kirche jene Rechte nicht achtete und den Patriotism abschwächte, und während die weltlichen deutschen Verhältnisse den beschränkten selbstsüchtigen Stammes- und Provinzial- und Pfalbürgergeist nährten. Eben den Einflüssen von dieser Seite her wirkte Befreundung mit den Alten und deren Republikanismus kräftigst entgegen, indem ihr engherziger Barbarenhaß bei tief gewurzelter christlicher Anschauung Eingang nicht finden konnte. Auch da können uns ihre Einwirkungen auf ihn nicht entgehen, wo er für die gemeine Sache, für das Volk sich erhebt, als Volksmann, als Tribun auftritt, indem er die Fahne der Freiheit, der eigentlichsten persönlichen Selbstbestimmung, in der Sache des Glaubens oder Deutschlands hoch emporträgt. Die Tyrannen und der Demos, Despoten- und Pöbelherrschaft sind ihm gleich sehr zuwider. In keinem anderen Augenblicke seines Lebens und in keiner anderen seiner Schriften spricht sich dies deutlicher aus als in der beim Beginne des Bauernkriegs geschriebenen: Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei, einer Schrift, welche gleich sehr auf antik-republikanischer und der christlichen Ansicht von der Gleichheit Aller als Kinder Gottes durch den Glauben und von der Gewissenspflicht der liebevollsten Fürsorge eben für die Armen und Niederen ruht, denselben aber so streng die Selbsthülfe als den Obern die Ungerechtigkeit und Eigenmacht verbietet. Freilich entschwanden ihm die hellsten Gesichtspunkte bisweilen im trüben Gewirre und Drange der Ansichten, Verhältnisse, Aufregungen und Begebenheiten der Zeit. Es gelang ihm nie zu einer völligen Vermittlung der antiken und christlichen Begriffe von Staat, Recht und Freiheit hindurchzudringen; Mißverständniß von jenen und diesen beirrte ihn nicht selten. So war ihm offenbar eben auch seine klassische Bildung hinderlich, die Leibeigenschaft an sich selbst als ein Unrecht, als eine Sünde wider Menschenrecht und Würde wie gegen den wahren und christlichen Begriff vom Staat zu

erkennen. Weil die Römer, gleich den Vätern des alten Testaments, Sklaven gehabt, fand er in der Leibeigenschaft in Deutschland um so weniger etwas Anstößiges. Wie sich die Doktoren des römischen Rechts bei ihrer vorwaltenden oder fast ausschließlichen Kunde eben dieses Rechts und der römischen Rechtsbegriffe und Einrichtungen in den deutschen Verhältnissen verirrten und vergriffen, so erging es ihm vielfach hinsichtlich seiner Ansichten von den Gegenständen des Rechts und der Politik in Folge seines, zumal was die theoretische Seite betrifft, überwiegenden Wissens von römischer Verfassung und Staatswesen. So hat das Studium der Klassiker Freiheitssinn bei ihm geweckt und genährt, ihn aber auch auf höchst illiberale Vorstellungen hingeführt. Allein trotz dem Allen ist es als ein sehr großes Glück zu betrachten, daß er wenigstens die Staatsweisheit der Alten kennen gelernt, als er in die Welthändel verstrickt wurde; als ein um so größeres Glück, wenn man erwägt, in wie große und verhängnißvolle Irrthümer und Mißgriffe er in Folge seiner mangelhaften Kenntniß von den deutschen und europäischen Rechts- und Staatszuständen, den vaterländischen und Weltverhältnissen verfiel, wovon die Universitätsdoktoren wenig wußten und die heranwachsende Jugend nichts lehrten.

Unter den Humanisten machten viele das Sprachliche, die formelle Bildung zur Hauptsache, und diese Richtung ging auf ihre Schüler leicht über. Bei anderen unter ihnen war dies jedoch nicht oder weniger der Fall. Sie richteten ihr Augenmerk nicht ausschließlich auf eine bessre Latinität, bessre Grammatiken, Wörterbücher u. dergl., sondern zugleich oder auch vorwaltend auf die Sachen, den Gehalt, lernten und lehrten aus den Alten Geschichte, Philosophie, Lebensklugheit, sittliche Besserung.

Ganz in dieser Richtung trieb Luther seine klassischen Studien, so hohen Werth er auf die Sprachen an sich selbst legte, die ihm die Scheide waren, „worin das Schwert des Geistes stecke." Doch wurden sie ihm als solche erst späterhin so wichtig. In seinen jugendlichen Jahren scheint ihm der Inhalt seiner römischen Autoren weitaus die Hauptsache gewesen zu sein, sofern er Gelegenheit zur Bereicherung seines Wissens, und noch mehr sofern er Stoff darbot für sein Streben nach Ausbildung des Verstandes und Mehrung der Einsicht, nach allgemeiner mensch-

licher, besonders innerlicher sittlicher Tüchtigkeit. „Er las sie also wie Melanthon sagt, daß er nicht allein die Worte daraus genommen hat, wie die jungen Knaben, sondern auch eine Lehre und Exempel des menschlichen Lebens daraus gefaßt hat. Darum er auch desto fleißiger Acht gehabt, was derselben Skribenten Vornehmen wäre und wohin ihre Rede gerichtet, und darnach fast alles dasselbige, so er gelesen oder gehört, im Sinn behalten, gleich als ob er's immer vor Augen hätte." Damit stimmt eine andere handschriftliche Nachricht genau überein. Er habe in Erfurt die „besten und feinesten autores linguae, als Ciceronem, Virgilium, Livium, Plautum gelesen," und nicht etwa so, daß er „allein etliche Wörter und phrases daraus erlesen," sondern habe „das ganze consilium authoris betrachtet und nützliche Lehren zum gemeinen Leben draus genommen [1])." Auch aus seinen Schriften sehen wir, daß es ihm bei den Alten stets auf die praktische Anwendung ankommt.

Er beruft sich zehn für ein Mal auf die „Exempel," womit die „Komödien das gemeine Leben so fein abmalen;" erinnert, um Kleinen und Großen aller Stände die Thorheit der so häufigen menschlichen Selbstüberhebung zu Gemüth zu führen, an Cicero's Ausspruch, am übelsten gerathe das am besten Ausgedachte, an das „ich sollte billig König sein" des Narren der Komödie, an die Mythe vom Phaeton; denn das Lehrhafte, Sinnige und Sinnreiche der griechischen und römischen Mythologie ist es, was ihn auch bei ihr zumeist beschäftigt und anzieht. Er mag die Schrift auslegen, Tagsfragen besprechen, geistliche oder weltliche Sachen erörtern, in der Streitschrift wie in der Predigt — stets hat er ein Beispiel aus dem klassischen Alterthume oder einen Ausspruch der Klassiker bei der Hand. Wie er aus der klassischen Dichtersprache die der Psalmen erläutert, ist er durchgängig bemüht, die Lehren und Aussprüche, die Erzählungen und Persönlichkeiten der Schrift durch Nebeneinanderstellungen aus dem klassischen Alterthume in ein helleres Licht zu setzen. Er hält dem Erzbischof Albrecht (Wider den Bischof zu

---

1) Mel. im Leben Luther's. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart. Nr. 153, S. 79.

Magdeburg, 1539) vor, er habe einen Angeschuldigten ohne ihn gehört zu haben hinrichten lassen und weist ihn hin auf Das, was von Alexander dem Großen erzählt werde, daß er, wenn eine Klage vor ihn gekommen, ein Ohr fest zugehalten und den Kläger reden lassen, weil er, wie er gesagt, dem Verklagten, der antworten solle, auch ein Ohr behalten müsse[1]). Und so in hundert und wieder hundert Stellen, deren jede bezeugt, daß er, fern davon, nur auf das Sprachliche zu sehen oder ein todtes Wissen aufzuhäufen, die Klassiker mit Nachdenken, mit vorherrschend praktischer Abzweckung gelesen hatte.

Indem er, der Welt entsagend, ins Kloster geht, beherrscht ihn die mittelalterlich-asketische Anschauung und Stimmung ganz, unwiederbringlich verloren scheint bei ihm jeder Eindruck, den die verständige, einfache, unbefangene Auffassung und Behandlung der menschlichen Dinge, die das Menschliche im Menschen zur reinen Offenbarung bringende Humanität, die Geistesklarheit und Freiheit, die heitre Ruhe der Alten auf ihn gemacht haben mochte. Seine Beschäftigung mit ihnen hatte für jetzt kein hinreichendes Gegengewicht gebildet gegen Das, was von Ueberspannung und Verdüsterung in seinem Gemüthe lag, gegen seine einseitige religiöse Ansicht und Gefühlsweise, die Verworrenheit, in welche er namentlich durch seine scholastischen Studien gerieth. Allein der Eindruck seiner Beschäftigung mit den Alten war keineswegs ein verlorner bei ihm. Er nahm sie mit ins Kloster, und waren sie es auch nicht, welche ihm unmittelbar und zunächst aus seinen Irrsalen wieder heraushalfen, so wirkte dazu doch sicher auch die Klärung und die Kraft, welche seinem Geiste durch sie geworden, wenigstens mittelbar, so linderten und beschwichtigten sie doch sicher manchmal die Schmerzen und Aengste, die ihn auch ihrerseits an seiner Selbstbefreiung hinderten, indem sie seine Geisteskraft lähmten, seine Geistesklarheit trübten. Daß er sodann nach einer kurzen Zwischenzeit eines ganz innerlichen, von Natur und Welt abgewendeten Daseins jener ihr Recht wieder einräumte, dieser sich wieder zuwendete und so frei und gewandt sie anzu-

---

1) Ausl. d. Genesis zu Kap. 32, V. 1 u. 2; Kap. 27, V. 11—14. Ausl. d. 90. Psalms zu V. 9, Walch V, 1139 ff. Plochm. XXXII, 25.

greifen, mit so gesundem Urtheil ihre Verhältnisse, die Menschen aller Stände und deren Treiben zu würdigen, die menschlichen Dinge und die Wissenschaft auf eine dem Verstande so zugängliche praktisch-verständige Weise zu behandeln wußte — selbst noch aus dem klösterlichen Verbande heraus — das Alles ist ohne Frage zum großen Theile seiner anhaltenden denkenden Beschäftigung mit den Alten beizumessen. Ihr „ich bin ein Mensch und achte nichts Menschliches mir fremd" hatte er freilich bei seinem Eintritt ins Kloster und in seinem mönchischen Christenthume vergessen, verkannt oder abgelehnt. Im evangelischen Christenthume liegt es gleichfalls, nur auf eine höhere Grundlage zurückgeführt. Späterhin fand er es wieder, und man darf nicht zweifeln, daß Schriftstudium und Einflüsse klassischer Studien dabei zusammenwirkten. In der Auslegung des 1. Buchs Mosis kommt er beim 8. Verse des 35. Kapitels auf die Gleichgültigen, die vermeinten Stoiker, die sich durch die Kunde von den die Türkeneinfälle begleitenden Greueln nicht bewegen ließen. Nichts, meint er, könne allem menschlichen Gefühle mehr zuwider, gottloser und unchristlicher sein, als ungerührt zu bleiben bei dem Jammer, welchen die Türkeneinfälle Mitmenschen bereiteten — oder bei dem Seelverderben durch papistische Irrlehren, bei der Bedrängniß durch die Feindschaft des Kaisers wider die Evangelischen verursacht. „Da gebühret mir, daß ich ein Mensch sei und das Menschliche mitempfinde, wie Jener in der Komödie sagt; und noch mehr gebühret mir als Christen in solchem Falle, daß ich Andrer Noth mir zu Herzen gehen lasse." Zugleich auf die klassische und die christliche Ansicht bezieht er es zurück, daß er erkannt, „die Gemeinschaft des menschlichen Geschlechts sei nicht zu fliehen, sondern zu suchen, Gott habe die Menschen in diese Welt, nicht außerhalb der Welt berufen, wie der Herr selbst aus der Wüste berufen sei zu predigen und zu wirken in der Welt, wie die heiligen Väter des alten Testaments die Gemeinschaft der Menschen geliebt und freundlichen Umgang mit den Ihrigen und Fremden gepflogen; gottlos und unmenschlich sei es, die Schmerzen der Betrübten nicht mitempfinden zu wollen. Als übersteigerter Stoicism erschien ihm zuletzt die mönchische Ansicht und Lebensweise, ja „sehr feind" erklärte er sich dem Plinius, „daß er die Natur also beschuldiget, als sei sie allzeit unsre Stief-

mutter und nicht unsre rechte Mutter, die uns nähret[1])." Die Umwendung hätte nicht völliger sein können und war ohne Zweifel, ob auch nicht allein, Nachwirkung und Fortwirkung seiner klassischen Studien, in welchen die nothwendige Bedingung lag, daß er die uns so heilsame Richtung der bessern deutschen Humanisten, das Römer- und das uns noch verwandtere Griechen- und das Deutschthum, und Humanism und Christianism, soweit es möglich, in unsrer Ansicht und Art zu verschmelzen, so in sich aufnehmen und so sehr verstärken konnte. Er zog ganz deutsch Gewinn aus dem Klassischen, dem Fremden, ohne jedoch seine deutsche Art und Gesinnung dadurch verderben zu lassen, die Alten mußten seine vaterländische Gesinnung beleben und halfen ihm doch wieder, indem sie ihn Hingebung an das Menschliche und Menschheitliche lehrten, seinen vaterländischen Sinn vor dem Beschränktpatriotischen bewahren. Aehnlich verhielt es sich mit seinem Christianism im Verhältniß zu seinem Humanism.

Die antike religiöse Anschauung lag freilich so weit von der christlichen ab, daß man fast glauben sollte, sie hätte ihn bei seiner eifrigen christlichfrommen Gesinnung durchaus gegen die Alten einnehmen müssen. Es war indeß nicht, am wenigsten unbedingt der Fall. Selbst für seine Frömmigkeit fand er Nahrung bei ihnen. So wie er war, konnte ihre Skepsis bei ihm keinen Eingang gewinnen. Leicht fand er dagegen heraus, und es zog ihn an und wirkte tief auf ihn, daß die Weisen und Helden des Alterthums geglaubt hatten, von etwas Göttlichem erfüllt und getragen zu werden, und da meint er denn wol, auch zu der Tugend eines Herkules gehöre „Gottestreiben" zu[2]); daß sie so ernst mit religiösen Dingen sich beschäftigt, und da anerkennt er es, daß ein Cicero, ein Plato der christlichen Gotteserkenntniß denkend und ahnend schon sehr nahe gekommen; daß auch, bei den Römern namentlich, Religion und Priesterthum so innig mit dem Staatswesen verflochten, ihre bürgerliche Frömmigkeit der der deutschen Städter so ähnlich gewesen war. Endlich mußte die Kunde der Religiosität der Alten ihm doppelt heilsam sein, sofern sie sich frei zeigte von der Ausschließlichkeit und

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 20, V. 8, Walch I, 2019.
2) Ausleg. d. 101. Psalms, zu V. 5, Walch V, 1259.

Unduldsamkeit, wozu der strenge katholische Glaube so nachtheilig hinleitete.

Bei seiner Richtung, Lehre und Exempel des menschlichen Lebens ihnen abzulernen, war es, wie man denken kann, insbesondere ihre Moral, die ihn anzog und beschäftigte; vorzugsweis die ernstere Seite derselben, doch so, daß auch die Lehren einer heitern Lebensweisheit, wie sie bei den Alten sich finden, nicht ohne Anklang bei ihm blieben. Die besseren ethischen Anschauungen der Römer und Griechen sind ja den christlichen nahe genug verwandt, ihre lebenskräftige Vorbildung, sowie die christlichen ihre läuternde höher hebende Entwickelung. Um so leichter konnte geschehen, was geschah, daß er Nahrung für den innersten Trieb eines sittlichen Sinnes und Lebens, eines christlichen Wandels auch bei ihnen fand. Durch ihre philosophischen Moralprinzipien läuterte er die christlichen sittlichen Ansichten, wie sie ihm geworden waren. Sie dienten ihm zum vernünftigen und wissenschaftlichen Begreifen und Begründen seiner christlichen Moral. Die Scholastiker hatten die Dogmatik mit unverhältnißmäßig größerem Fleiße und Glücke bearbeitet als die Moral, welche durch sie eher verwirrt als aufgeklärt, kasuistisch, düster und mönchisch, oder noch mönchischer geworden war. Um so wichtiger und wohlthätiger wurde die Kenntniß der Alten für ihn. Wenn die Lehre, die Vorbilder des klassischen Alterthums das rein Menschliche darstellten und darum das Göttliche wiederspiegelten; wenn sie das Gute, Schöne, Große als Ausdruck einer hohen Begeisterung dafür in sich offenbarten; wenn sie eine hohe sittliche Kraft forderten oder bewiesen, Beherrschung und Besiegung der Selbstsucht, der Leidenschaft als edles Ziel vorhielten oder übten; Leidenskraft, großmüthige Aufopferung empfahlen und auf den Lohn im eigenen Bewußtsein als den besten hinwiesen, vollendete Tüchtigkeit als Tugend und Lebenszweck hinstellten: so konnte es nicht wohl fehlen, daß er dadurch lebendig ergriffen wurde und sich angeregt fühlte. Es war von ihm Gesuchtes, darum fand er es; es war ihm Verwandtes und wurde darum das Anklingende bei ihm, wurde ihm Uebergang und Vorbereitung zu einer zweiten Stufe seines christlich-sittlichen Lebens, auf welcher er dasselbe neu begriff und abklärte. Wie oft liest man es bei ihm durch, daß die Alten auch von dieser Seite tief auf ihn eingewirkt hat-

ten; oft aber gedenkt er auch ihrer Sittenlehre ausdrücklich. Trefflich, sagt er selbst in erbaulich-exegetischen Schriften, hätten Cicero (dem er den Vorzug gab) und Aristoteles von den Tugenden, der Klugheit, der Mäßigkeit, der Sittenlehre geschrieben und gelehrt. Eine auserlesene Tugend- und Sittenlehre enthielten Cicero's Bücher von den Pflichten, die kostbarste Schrift in ihrer Art; nach keiner andern könne die Jugend besser zu einem ehrbaren Wandel und edler Sitte angeleitet werden. Er ruft wol geradezu auf, dem Römer zu folgen: „So laßt uns nun lernen auch in Nöthen stark und unverzagt sein, lernen, was der heidnische Poet spricht, Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!" Oder er bezieht sich auf Juvenal's Ausspruch, es sei ein gar fein Ding, daß Einer keinerlei Sünden halber bleich oder schamroth werden dürfe, u. s. f.[1]).

Von selbst erwartet man, daß ihm die Moral der Römer und Griechen nicht durchgängig zusagen, daß er sie nur bis auf einen gewissen Punkt gelten lassen und sich aneignen kann, daß er sie auch bestreiten muß. In der That geschieht es, und geschieht häufig. Der Epikuräism erregt ihm nicht selten Entrüstung, ebenso die aristotelische Ethik, ganz verfehlt nennt er die Sittenlehre der Peripatetiker, der Stoicism ist ihm zu fühllos, „sauer," mönchisch, doch freilich so, daß ihm die Ordensleute „siebenfache Stoiker" sind[2]). Aber gerade seine Einreden gegen die sittlichen Grundsätze der Alten zeigen recht deutlich, wie sehr diese Grundsätze ihm anlagen. Sie mußten ihm schon jetzt theilweis mißfallen, sofern sie gegen seine strenge Denkweise anstießen. Späterhin konnte er an ihnen überhaupt nach seiner theologischen Ansicht und Richtung nicht mehr loben, nichts Höheres in ihnen finden, als daß sie aufs Trefflichste lehrten, was dazu diene und so viel nöthig sei, „dieses Leben wohl und glücklich dahinzubringen;" die wahre Weisheit könne man aus ihnen nicht lernen. Da fand er, daß sie doch auch „durch ihre Werke genug thun wollten," daß des Heiden Cicero Spruch — auf welchen sich

1) Kurze Auslegg. d. Jesaias, zu Kap. 9, V. 2, Walch VI, 171 ff. Auslegg. d. Geneſis zu Kap. 32, V. 9—12; Kap. 37, V. 15—20.

2) Auslegg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 14, V. 1, Walch IV, 1077. Auslegg. d. Geneſis zu Kap. 42, V. 22—24.

Viele der gegnerischen Seite beriefen — von der Süßigkeit des Bewußtseins eines rein verlebten Daseins nicht weit reiche u. s. f.[1]). Er fand den Angelpunkt der Scholastik, sofern sie ihn in seine Irrsale hineingeführt, in der Lehre, daß der Mensch aus seinen natürlichen Kräften die göttlichen Gebote halten und erfüllen könne, wenn er thue, was an ihm sei. Ganz ähnlich war die Ansicht des klassischen Alterthums. Merkwürdig ist hier, wie die Moral der Alten in seinen Studienjahren mindestens scheinbar ganz entgegengesetzte Einflüsse bei ihm üben mußte. Von der einen Seite lag in ihr ein Gegengewicht bei ihm wider die mönchische Richtung auf Beschaulichkeit und Abwendung von der Natur, von Welt und Leben, indem sie auf eigne Kraft, allseitige Ausbildung, Thätigkeit und Tüchtigkeit im Leben verwies. Allein auf der andern konnte sie ihn eben durch ihr Hinlenken auf die eigne Gerechtigkeit, wodurch sie mit dem thatkräftigen Mittelalter, der Art deutscher Bürger, der Neigung eines kräftigen jungen Mannes und auch wieder mit dem Mönchthume übereinstimmte, leicht auf einem anderen Punkte in seinem Gedankenkreise bestärken, sodaß man sagen kann, selbst die Ethik der Alten habe an seinem Entschlusse der Weltentsagung auch wieder ihren Antheil, wie er denn wahrnahm, daß die Griechen und Römer im Grunde eben wie Türken, Juden und Mönche „durch ihre Werke hätten genug thun wollen[2])." Diese Wahrnehmung konnte indeß erst eine spätere sein, und eben deshalb auch namentlich der gefeierte Aristoteles als Moralist erst späterhin den Widerwillen und Zorn bei ihm erregen, wovon wir ihn fast immer erfüllt finden. Im Uebrigen war gerade bei seinem angelegentlichen Studium der scholastisirten aristotelischen Philosophie seine daneben hergehende Beschäftigung mit den Philosophen des Alterthums, die er außer Aristoteles und bei den Humanisten kennen lernte, die heilsamste, welcher er sich nur irgend hätte hingeben können. Jene populären Eklektiker, denen die philosophischen Geschichtschreiber und Redner hinzugefügt werden mögen, führten ihn freilich auf kein eigentliches umfassendes abgeschloß-

1) Vermahnung an die Geistlichen, Plochm. XXIV, 341. Auslegg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 5, V. 12.

2) Vom Mißbrauch der Messe, Plochm. XXVIII, 124.

nes System, erweiterten aber dagegen seine Kunde von philosophischen Vorstellungen, Systemen und Methoden, minderten dadurch die Einseitigkeit seiner vorwaltend aristotelisch-scholastischen Bildung, brachten Klarheit in sein Denken und lenkten es vom Abstrusen auf praktische Gegenstände.

Bei dem Allen darf nun aber nicht übersehen werden, daß er sich den humanistischen Studien und Kreisen und der Leitung der Humanisten keineswegs so hingab, wie es viele und wol die meisten der strebsamen und begabten jungen Leute thaten. Pistoris war doch wol sein wie Krotus' Lehrer, er aber seinerseits blieb bei der Scholastik. Wir gedachten schon seiner Aeußerung in der Schrift an die Rathsherren, wie leid es ihm sei, daß er in seiner Jugend nicht mehr Poeten und Historien gelesen. Er fügt da noch hinzu: „Habe dafür müßt lesen des Teufels Dreck, die Philosophos und Sophisten (wir wissen schon sein häufiger Ausdruck zur Bezeichnung der Scholastiker) mit großer Kost, Arbeit und Schaden, daß ich genug habe dran auszufegen [1])." Hiermit stimmt das Ergebniß überein, daß er trotz seiner Anlagen und seines auf die klassischen Studien ohne Frage verwendeten Fleißes das Ziel nicht erreichte, das den meisten Humanisten für das Höchste, für das eigentliche Kennzeichen der feinen wissenschaftlichen Bildung und der Humanisten-Genossenschaft galt: elegante Latinität. Seine lateinische Schreibart hat freilich den Vorzug einer großen Deutlichkeit und Durchsichtigkeit, sie ist lebendig und energisch, auch bei ihr blickt seine Sprachmeisterschaft durch. Allein elegant ist sie nicht, nicht einmal durchgängig regelrecht [2]). Die meisten Humanisten übertrafen ihn darin, deß er auch selbst gar kein Hehl hat. „Ich rede nicht von der Beredtsamkeit und eleganter Latinität (de eloquentia et Latini sermonis elegantia), denn darin bin ich unerfahren," sagt er (1521) in einem Schreiben an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Einen Brief von 1536 an Wenzeslaus Link beginnt er: „Quia jam dudum aliquot saecula sunt, daß ich nicht lateinisch schreibe noch rede, ut metuam, ne etiam meum antiquum Latinum igno-

1) Plochm. XXII, 191.

2) Lindner, Beiträge zur Reformationsgesch., in Studien und Kritiken 1834, 86.

rem," und fährt dann auch bald wieder deutsch fort. In einem Schreiben an Bugenhagen vom Jahre 1537 kommt die Aeußerung vor, er, der weder ein Lateiner noch ein Grammatikus und noch viel weniger ein Ciceronianer sei, lobe darum doch Diejenigen um so mehr, die sich bestrebten, es zu sein. An Bucer schreibt er 1539 (übrigens in einem lateinischen Briefe), man habe eine lateinische Vorrede zu seinen Postillen von ihm gefordert, allein er sei des Lateinschreibens unerfahren und hätte, wenn er Latein gekonnt, dasselbe über seinem vielen Deutschschreiben wol verlernen müssen. Humanisten vom echten Schrot und Korn vergaßen eher ihr Deutsch als ihr Latein, schrieben auch nicht leicht deutsche Briefe, was er oft und gern that. Er drückt sich im Verkehr mit ihnen (Beweise werden weiterhin folgen) immer so aus, als gehöre er ihnen nicht an, so genau er auch mit ihnen befreundet sein oder sonst übereinstimmen mochte. Wie oben erwähnt, bot sich in Erfurt die damals noch so seltene Gelegenheit, auch Griechisch zu lernen. Die eifrigsten Jünger der klassischen Studien, die von der humanistischen Richtung ganz Durchdrungenen, versäumten sicher nicht, sie zu benutzen. Er benutzte sie nicht, machte erst viel später mit dem Griechischen den Anfang, und strengte dann freilich alle Kräfte an, möglichst tüchtig darin zu werden. Allein auch dann war es wenigstens zunächst kein humanistischer Gesichtspunkt, der ihn dazu antrieb, auch blieb das Maß seiner Kunde des Griechischen im Verhältniß zu seinem Latein. Nach dem Berichte der Tischreden sagte er einst: „Ich kann weder griechisch noch ebräisch; ich will aber dennoch einem Griechen und Ebräer ziemlich begegnen." Die Meinung ging dahin, er habe die griechische und hebräische Sprache nur im theologischen Anliegen gelernt. In einem Briefe an Melanthon vom Jahre 1530 sagt er: „Magister Joachim hat zwei Mal griechisch an mich geschrieben. Wenn ich wieder hergestellt bin, will ich ihm türkisch schreiben, damit er auch einmal etwas zu lesen bekommt, das er nicht versteht [1])." Die Humanisten trachteten häufig die Schule, wie man sich jetzt ausdrücken würde, von der Kirche zu emancipiren, oder setzten an die Stelle des in den Klöstern und an den Universitäten hausenden Zunftzwan-

1) de Wette I, 565; IV, 16, 681; V, 91, 211. Walch XXII, 2254.

ges einen ähnlichen in den Schulen, einen in diesen fortbrütenden Pedantismus. Auch in dieser Beziehung ist Luther in ihre Gesichtspunkte, Strebungen und Irrwege nicht eingegangen, so eifrig er sich die Besserung des gesammten Schulwesens angelegen sein ließ, antreibend, belehrend und selbst organisirend darauf hinwirkte und sich bemühete, die klassischen Sprachen und Schriftsteller zu wesentlichen bleibenden Gegenständen des Schulunterrichts zu erheben [1]). Man weiß endlich nicht einmal, bei wem er über die römischen Autoren gehört hat. Sehr wahrscheinlich weihete ihn Pistoris in die klassischen Studien in Erfurt ein. Emser, der sich als „Poet" einigermaßen hervorthat, in Tübingen das Griechische und in Basel auch schon (1499) das Hebräische angefangen hatte, weilte nach seinen Reisen mit dem Kardinal Raymund, wie wir hörten, eine Zeit lang in Erfurt, wurde dort Magister und hielt humanistische Vorlesungen. Nach seiner Angabe soll Luther sein Zuhörer gewesen sein, als er eine lateinische Komödie Reuchlin's erklärt [2]). Luther sagt nichts davon und erwähnt überhaupt keines einzigen seiner humanistischen Lehrer namentlich, blieb mit keinem derselben in Verbindung.

Man darf aus dem Allen schließen, daß er sich den klassischen Studien doch immer nur halb zuwendete, sie nur vor und neben andern, seinen Hauptstudien, obschon mit Ernst und Eifer, trieb. Es erklärt sich auch leicht. Er konnte bei seiner vorwaltenden Richtung eine völlige Befriedigung von den Alten nicht erwarten, er machte ihre Bekanntschaft, er studirte sie doch nicht ohne alles Vorurtheil, nicht ohne eine gewisse Voreingenommenheit, wie sie nothwendig aus seiner katholisch-christlichen Anschauung hervorgehen mußte, nach welcher ihm das klassische Alterthum nicht wohl als gesundes Erzeugniß, als vollberechtigte Entwickelung des Menschengeistes erscheinen konnte. Man muß sich daher wundern, daß er es in Beziehung auf die Römer und Griechen und ihre Literatur zu der Unbefangenheit brachte, von welcher oben Beweise mitgetheilt wurden, jedoch nicht behauptet werden kann,

---

1) Häußer, Die Anfänge der klass. Studien in Heidelberg. Ruhkopf a. a. O. 330.

2) Fortgesetzte Nachr. von alten und neuen theologischen Sachen auf das Jahr 1720, S. 10 ff.

daß er sie schon in seinen Studienjahren besaß. Sie war wol erst eine Errungenschaft größerer Reife. Man wird annehmen können, daß ihm die Alten von Anfang zur Hälfte fremd bleiben und ihn theilweis abstoßen und verletzen mußten, nicht blos durch ihren selbstsüchtigen Eudämonism, ihren leichtfertigen Epikuräism. Zu stark für ihn trat das Sinnliche in ihnen hervor, das Natürliche; sie wußten als Heiden nichts von Gott, von alle Dem, wodurch die Seele vom ewigen Verderben gerettet wird — mit einem Worte, ihre ganze Welt- und Lebensanschauung stand von der seinigen zu fern und die seinige war ihm zu sehr Herzenssache, seine Innerlichkeit war zu groß, als daß er ihrem Studium mit dem Behagen, der Unbefangenheit und Ausschließlichkeit der Humanisten sich hätte hingeben können. Er gedenkt, um dies oben schon Vorgekommenem hinzuzufügen, der laxen Maxime eines „heidnischen Poeten" und setzt hinzu, man müsse Dergleichen heidnischen Propheten zu Gute halten; und nur nach diesem Gesichtspunkte mochten ihm die Alten bisweilen erträglich sein. Darüber konnte er jedoch nicht hinaus. Er blieb dabei und es störte ihn ohne Frage, „alle heidnische Bücher sind mit dem Gift des Lob- und Ehresuchens ganz durchmachet, darinnen man der blinden Vernunft nach lernet, als seyn das nicht thätige oder theure Menschen, noch werden mögen, die sich nicht lassen Lob und Ehre bewegen; und die für die besten geachtet werden, die Leib und Leben, Freund und Gut und alles hintansetzen, daß sie Lob und Ehre erjagen. Cicero mag mit dem Ueberfluß von Tugendhelden in seinem Geschlechte groß thun, wir Christen müssen mehr auf den Glauben sehen, nur heidnische Tugend kommt dabei heraus, wenn wir ihnen nacheifern. Homer und Virgil, rühmen sie nicht die blutgierigsten und grausamsten Menschenmörder, die Tyrannen, die verabscheuungswürdigsten Feinde des Menschengeschlechts, also daß ihre honigsüße Beredtsamkeit auch wohl Christen zur Blutdurst reizen könnte? Besingen sie nicht, was mit blutgen Thränen beweint werden sollte, die Greuel, den Jammer des Kriegs, des Krieges, aus toller Herrschgier geführt. O Finsterniß, o Raserei! Was sind sie am Ende? Sie und die Dichter der schandbaren Liebesgedichte? Lobsinger der menschlichen Sünden. Die Historien der Heiden, von Homer, Virgil, Livius und andern beschrieben, die Historien des großen Alexander, Julius Cäsar u. s. f., wie schön

sie auch mit Worten geschmückt, wiewohl sie lautre Wunder und Werke Gottes sind, es mangelt ihnen doch an dem rechten Schmucke, an der Herrlichkeit, der Ehre und Krone, welche ist Gottes Wort, dessen Zeugniß sie nicht haben, ohne das keine wahre Gotteskenntniß ist: darum ist es mehr arm Ding damit, denn daß sie sollten rechtschaffne Historien sein. Plato und Cicero, die besten Philosophen der Heiden, suchen Gott mit ihren Spekulationen, sind zu einer ziemlichen Erkenntniß gekommen, wie denn Plato die göttliche Weltregierung erkennt; aber weit bleibt er dennoch von der Erkenntniß fern, daß Gott für uns sorge, die Betrübten und Elenden höre und ihnen helfe, zu ihr hat er nicht gelangen können durch sein Spekuliren. Auch die bessern — Aesop, Aristoteles, Plato, Xenophon, Cicero, Cato, fragst du sie, wie das Gewissen zufrieden zu stellen sei oder nach der Hoffnung des ewigen Lebens, so gleichen sie nur dem Raben, der um die Arche herumfliegt, draußen Frieden nicht findet und drinnen nicht suchet. Aller Heiden Bücher lehren gar nichts vom Glauben, von Hoffnung und Liebe, sehen allein auf das Gegenwärtige, das man fühlen und mit Vernunft fassen und begreifen kann; von Gott vertrauen und auf den Herrn hoffen ist nichts darin [1])."

Das war es, wo sie ihn sicher auch jetzt schon und eben jetzt unbefriedigt ließen, ja verletzten. Das war es, was er vornämlich suchte. Er fand es bei ihnen nicht — so wendete er sich vorzugsweis an die Lehre der Kirche, die scholastischen Doktoren, und lief den Humanisten nur durch die Schule, daß wir so sagen. — Dazu kommt dann noch Folgendes.

Aus dem in Italien erwachten Eifer für die klassischen Studien erzeugte sich dort zuerst Verachtung und Anfeindung des barbarischen Lateins, sodann der gesammten Wissenschaft, nament-

1) Predigten über d. 1. Buch Mosis, Plochm. XXXIII, 385. Ausl. d. Genesis zu Kap. 2, V. 21; Kap. 3, V. 7; Kap. 30, V. 14—16; Kap. 45, V. 3. Vermischte Predigten, Plochm. XX, 217. Ausl. der 22 ersten Psalmen, zu Ps. 14, V. 2, Ps. 17, V. 7 f. Walch IV, 1104 ff. Ausl. d. 5. Buchs Mosis zu Kap. 2, V. 7—22; Kap. 4, V. 3 f. Tischreden, Walch XXII, 6.

lich der Philosophie und Theologie der mittleren Jahrhunderte, des Mittelalters überhaupt. Die Humanisten — es ist von der Mehrzahl wenigstens der nichtdeutschen und den einflußreichsten die Rede — machten die Form so sehr zur Hauptsache, daß sie auch von allen den Gegenständen sich abwendeten, welche sich nicht leicht und geschmackvoll behandeln ließen oder für welche sie eine gefällige Form nicht zu finden wußten, und zu diesen Gegenständen gehörte das Christliche, wie man es hatte und kannte, als ein ungefügiger barbarischer Stoff. Schon hieraus folgte bei ihnen Mangel an Ernst und Tiefe, eine mehr heidnische als christliche Denk- und Redeweise, religiöser und sittlicher Indifferentism. Sie griffen die Auswüchse und Entartungen in der Lehre, Verfassung und Praxis der Kirche an, welche sie von dem Standpunkte ihrer Aufklärung aus als solche erkannten. Es war dabei indeß auf keine christlich-religiöse Geistes- und Lebenserneuerung abgesehen. Keineswegs war eine solche in ihnen vorgegangen. Sie nahmen die Anschauungen des klassischen Alterthums großentheils und zwar unvermittelt in sich auf, vermischten sie mit christlichen, antike Philosophie mit christlichen Vorstellungen und dem Kirchenglauben, christliche und heidnische Gedanken, Worte, Bilder, bis zur Verzerrung, wie z. B. Dante Zeus den für uns auf Erden Gekreuzigten anruft, Boccaccio Christum den Sohn Jupiter's nennt, der Pluto's Reich beraubt habe; wie Bembo, der Typus der humanistischen Bildung in Italien am Anfange des 16. Jahrhunderts, in seinen Briefen überall mit Ehrfurcht von Cicero, niemals von Christus spricht, von den unsterblichen Göttern redet und keine Spur einer christlichen Bildung und Denkweise verräth. Sie sagten sich von dem Christenthume innerlich mehr oder minder los, Freidenkerei bemächtigte sich ihrer Kreise, und indem sie nicht ganz selten den Mißbrauch tadelten, der in der Kirche vielfach mit dem Heiligen getrieben wurde, gaben sie sich selbst einer oft sehr ausgelassenen Leichtfertigkeit, und wenn auch der edlere Platonism seine Anhänger unter ihnen fand, doch großentheils einem dürftigen Deism, einer oberflächlichen eklektischen Populärphilosophie oder dem schlechten und schlechtesten Epikuräismus hin. Der geistreiche, aber alles Heilige und Edle in den Schlamm der Gemeinheit herunterziehende Aretino wurde seines Styls wegen in den humanistischen Kreisen

der Göttliche genannt, und Julius II, dann Leo X und Klemens VII zeigten dadurch, daß sie seine eifrigen Gönner und Beschützer waren, wie sehr ihre Denkart mit ihrem Berufe in Widerspruch stand und wie zweideutig die vornehme Bildung war. Ihre Aufklärung war nur eine kalte Verstandeseinsicht, wodurch sie zur Erkenntniß der kirchlichen und Lehrentartung, zur theilweisen Entdeckung des geistlichen Trugs, der die Welt gefangen hielt, geführt waren. Allein sie ließen sich durch ihre bessre Kunde nur zum Spott über Das anregen, was im Christenglauben und Kirchenthume der Zeit menschliche spätere Erfindung und überschwänglich oder mißbräuchlich war. Oft tadelten und verspotteten sie als vernunftwidrig, unchristlich und verderblich, was nur ihrer Halbkunde, Oberflächlichkeit und Voreingenommenheit oder ihrem nicht seltnen Uebelwollen so erschien. Nicht beim Angriff auf Entstellungen, auf das verdorbene Christenthum, die entartete Kirche, oder Das, was ihnen für christlich und kirchlich galt oder was sie davon kannten, blieben sie stehen: über das Christenthum selbst in jeder Gestalt, über alle und jede Religion ergoß sich ihr Hohn. Ihre Erleuchtung dem Volke mitzutheilen, daran dachten sie nicht, sie hielten sie vor dem großen Haufen verborgen und verspotteten diesen gleichfalls wegen seiner Leicht- und Blindgläubigkeit. Die Kirchenhäupter begünstigten und förderten die humanistische Aufklärung, doch so, daß sie im Alleinbesitz der Gebildeten bleiben, keine praktische Folgerung daraus gezogen, kein volksmäßiger Angriff auf die Verderbniß der bestehenden kirchlichen Zustände von ihr ausgehen, daß die Vielen daneben planmäßig im Finstern erhalten werden sollten. Die humanistische Aufklärung diente dazu, in der Kirche und bei deren Behandlung und Lenkern einen schlechten Macchiavellism noch vor Macchiavelli zu begründen, in dessen Blüthe der letztere aufwuchs und seinen politischen um so besser lernte. Man spielte in den höchsten Kreisen des kirchlichen Regiments ebenso mit dem Lichte der freigeistischen zum guten Ton gehörenden Zeitaufklärung, wie es die Höfe des 18. Jahrhunderts mit dem der philosophischen Aufklärung ihrer Zeit thaten. Dort und hier verließ man sich auf die Unkraft der religiösen und sittlichen Oberflächlichkeit und Fäulniß und glaubte nicht an ein ernstes

Streben nach dem Bessern und dessen Kraft, an die Macht inniger, aufrichtiger religiöser und sittlicher Gesinnung [1]).

Luther, sobald ihm dies kund geworden, machte die Epikurer, den Epikuräism der Wälschen bei jeder Veranlassung zum Gegenstande seiner Angriffe und Ausfälle, und diese zeugen dann stets von dem heftigsten Widerwillen. Für jetzt blieb ihm freilich wol selbst die Ahnung dieser italischen Zustände fern, und in Deutschland wirkte die humanistische Aufklärung im Ganzen ganz anders als in Italien. Während sie hier Geringschätzung und Anfeindung der Theologie, der Kirche, des Christenthums hervorgerufen, hatte sie in Deutschland bei der frömmeren Gesinnung, dem größeren sittlichen Ernst, der unaustilgbaren Verehrung für Religion und Kirche den Erfolg, daß eben im Kreise der Humanisten der Gedanke einer christlichen Geistes- und Lebenserneuerung aufgefaßt wurde. Männer wie die Wessel, Reuchlin und viele Andre benutzten das Licht und die sonstigen Mittel, welche ihnen die klassischen Studien an die Hand gaben, zu einer tieferen Erforschung der Urkunden des Christenthums, zu Versuchen, eine reinere Theologie zu begründen, mit einem Worte, das Mittelalterliche zu läutern und auf seiner gereinigten Grundlage weiter zu bauen, allgemeine Aufklärung, den Jugendunterricht, den Fortschritt in dem Sittenzustande der Nation und in den staatlichen Verhältnissen des Vaterlands wie im kirchlichen Wesen zu fördern. Allein Unchristliches, Unsittliches und Undeutsches fehlte auch bei den deutschen Humanisten nicht ganz. Auch unter ihnen geriethen Manche in eine übersteigerte Vorliebe für das Fremde bis zur Verwälschung, zur Verachtung des Heimischen und Christlichen in Sitte, Denkweise, Sprache hinein. Sie vergötterten die Sprachen und Schriften der Alten und zwar so, daß sie oft in den ärmlichsten gelehrten Kleinigkeitsgeist verfielen, im engsten Gedankenkreise sich bewegten, in den Geist des Alterthums nicht eigentlich eindrangen und den der mittleren Jahrhunderte verkannten, alles Gemüths und tieferen Denkens und tieferer Ueberzeugungen sich entleerten und in der dürrsten oberflächlichsten Reflexion und Verstandesmoral und Religion verka-

1) Trechsel, Lelio Sozini und die Antitrinitarier seiner Zeit, I, 4 ff. Hagen a. a. O. 59, 132 ff. Raumer a. a. O.

men. Ihre verständige Betrachtung führte sie bisweilen auch vom Wahren ab und fanden sie es, so fehlte doch wol bei Verachtung des wissenschaftlichen Denkens die tiefere Begründung, und die Wahrheit selbst erschien bei ihnen als Vorurtheil. Nicht gänzlich hielten sie sich von der Leichtfertigkeit der Italiener fern. Es konnte nicht wohl anders sein, wenn kirchliche und religiöse Entartungen, was auch sie nicht unterließen, von ihnen angegriffen wurden, in Ernst oder durch Spott, daß die Angriffe bisweilen weiter gingen als selbst die Absicht. Manche zeigten nicht blos Gleichgültigkeit gegen die Aeußerlichkeiten des veräußerlichten Christenthums, ihre Gegenrede streifte an Gleichgültigkeit gegen den innern Gehalt der christlichen Frömmigkeit. Nicht ganz selten blickte entschiedener religiöser Kaltsinn auch bei ihnen durch, und oft kehrten sie ihre Waffen gegen Aeußerlichkeiten, welche Luther damals vom Wesen der Religion zu unterscheiden noch weit entfernt sein mußte. Sie verspotteten eben das und in derselben Weise, was in den volksmäßigen Schriften verspottet wurde. Erasmus begann um diese Zeit den Ton darin anzugeben und so sehr er sich durch die Art seiner Satyre und seine gelehrte Vornehmheit den italischen Humanisten näherte, er wurde auch der deutschen gefeiertes Haupt und blieb es, bis die Luther und Hutten gegen seine Verehrung sich auflehnten und ihr erfolgreich abbrachen [1]).

Auch unter den erfurter Humanisten fehlte es an Muthwillen, oberflächlicher sinnlicher Ansicht, heiterem Sinnenleben und Sinnengenuß und lockerem Wandel nicht. Von Celtes ist bekannt, daß weder seine Religiosität noch seine Moral ohne Epikuräismus war; von Hutten, daß er bei allem Gesinnungsadel, allem Schwunge doch einem losen Wandel sich ergab. Heß gesteht selbst, er bringe ganze Tage damit hin, schlüpfrige Epigramme zu schreiben, er habe viel von seinem Geisteslichte im Becher ausgelöscht [2]). Pistoris von Ingweiler war freilich ein ernsterer Charakter, machte die Theologie der Schule zu seinem Hauptstudium, gehörte zu den in Deutschland häufigern Humanisten, welche ihre Liebe und Verehrung der Alten mit dem Kir-

1) Gervinus III, 173 ff.

2) Helii Eob. Hessi et amicorum ipsius epp. fam. 9, 283.

chenglauben zu vereinigen wußten, dem er bis zu seinem Tode (1534), also weit über die Anfänge der Reformation hinaus treu blieb. Doch stand auch er mit Mutianin freundschaftlicher Verbindung, und Mutian hatte viel Verwandtschaft mit Erasmus und war der herrschende Geist in den erfurter humanistischen Kreisen.

Konrad Mutianus Rufus lebte seit 1501 im benachbarten Gotha als Kanonikus. Er galt, seitdem er aus Italien zurückgekehrt war, für einen der vornehmsten Vertreter des Humanismus. Er unterhielt mit den namhaftesten Humanisten, sowie mit vielen Notabilitäten der höheren Stände eine stete Verbindung. Zu seinen hohen Gönnern und Verehrern gehörte auch Kurfürst Friedrich von Sachsen, er zu den Gelehrten, deren Rath der letztre bei Errichtung der Universität zu Wittenberg einholte. Als abgesagter Feind des Scholasticism, dem die älteren humanistischen Lehrer noch ergeben zu sein pflegten, zog er besonders die jüngeren geistvollen Freunde der neuen Richtung an sich. Sein Haus stand ihnen gastfrei offen. Er war ihr Gönner und Förderer, sie schlossen sich als an ihr gemeinsames Haupt an ihn an. Bisweilen fand er sich in Erfurt ein, wo der gelehrte Mönch Heinrich Urban, sein vertrautester Freund, lebte; noch öfter pilgerten sie zu ihm nach Gotha, feierten bei ihm platonische Symposien, ließen sich von ihm anregen, aber auch wol seine Scheu vor einem ernsteren wissenschaftlichen Streben, überhaupt der ernsteren Seite des Lebens sich einflößen. Diesem Kreise nun gehörten namentlich Hutten, Eoban Heß, Krotus Rubianus und andre Gleichgesinnte an. Mutian liebte es, die Geistlichkeit zu verspotten. Seine religiösen Ansichten konnten als freigeistisch gelten. Der historische Christus galt ihm wenig: Gerechtigkeit, Friede und Freude sei der wahre vom Himmel gestiegene Erlöser. Auch vom Sakrament hielt er nicht viel: die wahre Religion bestehe in der Erfüllung des Gebots der Gottes- und Menschenliebe; Friede und Eintracht sei der wahre Leib Christi. Die christliche Religion war ihm im Grunde keine geoffenbarte, sondern eine natürliche, allen Menschen gemeinsame. Nicht das Glaubensbekenntniß, sondern Rechtschaffenheit und Gottesfurcht machten die Religiosität aus. Er erklärte biblische Wundererzählungen ganz rationalistisch. Wie den Klerus machte er gern kirchliche Institute, z. B. das Fasten zum Gegenstand

seiner Scherze, oder spottete über das christliche Soli Deo gloria, an den Doppelsinn des Soli anknüpfend (Luther spricht in einem Briefe davon). Das Alles sollte dann aber Geheimgut für die Vertrauten und Klugen bleiben, nicht unter den großen blöden Haufen kommen [1]).

Daraus ist nun gewiß sehr erklärlich, wenn Luther bei seiner ernsten, seiner priesterlich-religiösen, der Kirche und neuerdings dem Scholasticism ergebenen Richtung der humanistischen und den Humanisten nicht völlig zuneigen und angehören konnte, sich fern von ihren Kreisen hielt, ob er auch mit einzelnen ihnen Angehörenden Umgang pflog. Er wollte sich durch die klassischen Studien nicht unchristlich, nicht undeutsch machen lassen; das Heidnische und das Fremdländische als solches, das mit dem Humanism hereindrängte, das Altrömische, sofern es deutscher Sprache, Art, Gesinnung und Sitte nicht förderlich, vielmehr hinderlich war, stieß er jetzt schon ab wie späterhin das Neurömische. Er nahm Theil an den klassischen Studien, war befreundet mit einzelnen von den jüngeren Freunden Mutian's, gehörte der regsamen geistvollen Jugend an, die nicht leicht verfehlte, die Bekanntschaft desselben zu suchen, so gern um ihn sich sammelte und von ihm gefesselt wurde; er hätte zu ihm wol eben so leicht in ein näheres Verhältniß kommen können, wie ihm dies bei Trutvetter gelang; er war ein aufstrebender junger Studiosus, dann Bakkalaureus, fing allmälig an die Augen der Universität auf sich zu ziehen: dennoch lernte er Mutian nicht persönlich kennen. Man müßte es schon daraus schließen, daß er ihn, 1516 in Gotha anwesend, nur schriftlich begrüßt und seine Freundschaft zu ihm für noch gar zu neu erklärt, als daß er einen Besuch hätte wagen mögen. Lange schreibt noch in späterer Zeit an Mutian über Luther wie von einem ihm persönlich Unbekannten [2]). Wenn er aber Mutian nicht kannte, so stand er auch außerhalb des eigentlichen Humanistenkreises, woher es gekommen sein mag, daß er so manche namhafte Studiengenossen, wie Hutten, nicht kennen lernte. Daß er sich fern davon

1) Hagen a. a. O. 323 ff. Erhard II, 276; III, 285. de Wette V, 757.

2) de Wette I, 21. Suppl. I. Hist. Goth. Sagittarianae, 29.

hielt, beweist wieder die Strenge seiner Richtung und zwar um so mehr, da doch auch ernstere, dem Kirchenglauben und der Scholastik ergebene Männer mit Mutian Umgang und Freundschaft pflogen, ein Pistoris mit dem Beispiele voranging und jüngere von allgemein anerkannter ernsterer Gesinnung nachfolgten, mit welchen er zu verkehren nicht anstand, wie Spalatin und Lang. Denn von diesen durchaus religiös-sittlichen Charakteren, und nur von diesen ist bekannt, daß er von Erfurt her mit ihnen genauer befreundet war. Vielleicht gehörte ihnen, dies im Vorübergehen zu erwähnen, auch Lorenz Suße, von ähnlich ernster Richtung, an, nachmals Augustiner, 1522 erster evangelischer Prediger in Nordhausen, wo er zur Zeit des Bauernkriegs wie Luther selbst Müntzer's Zorn erregte. Er soll Luther's Stubengenosse in Erfurt gewesen sein, nur steht nicht fest, ob er als Student mit ihm zusammen lebte oder im Kloster seine Zelle theilte [1]).

Aus seiner Stellung zum Humanismus und den Humanisten geht wol auch das hervor, daß er zu dieser Zeit sich zwar bestimmen ließ, doch nur bis auf einen gewissen Punkt, bei welchem er dann seine Selbständigkeit wahrte, daß in ihm ein eigenthümliches unerkanntes Gemüthsleben waltete, der Geist still und geheim arbeitete, Einflüssen zugängig, sofern sie dem innern Zuge gemäß waren, nicht weiter. Er studirte die Klassiker fleißig und mit Lust, verkehrte mit ihren Jüngern, folgte aber der bei ihnen vorherrschenden Zeitrichtung nicht, ging doch seinen eigenen Weg, auf seine Weise den Stoff verarbeitend, den das Eindringen in das klassische Alterthum seinem Denken, seiner Lernbegier zuführte.

Doch nicht blos, daß ein ursprünglicher Gegensatz vorhanden war zwischen seiner und der humanistischen Richtung, stark genug, es zu einer völligen Annäherung so leicht nicht kommen zu lassen: es trafen mancherlei Umstände zusammen, die Entfremdung zu unterhalten. So wenig die Humanisten als die älteren Lehrer und die Geistlichen waren unbefangen genug, um einander auch nur verstehen zu können. Die letztern erhoben grundlose, aber auch gegründete Beschuldigungen wider die erstern.

---

1) Fortgesetzte Nachrichten von alten und neuen theolog. Sachen auf d. J. 1770, 568.

Die Humanisten traten vielfach und eben jetzt mehr und mehr mit einer erbitternden Unbilligkeit und Leidenschaftenerregung auf. Sie würden vielleicht auf andre Weise nicht haben durchdringen können, allein jedenfalls entfremdeten sie sich und ihrer Sache viele selbst der Empfänglichen, Verständigen, Wohlwollenden und Billigen unter den Doktoren der Universitäten und im höheren und niederen Klerus, die zu gewinnen gewesen wären, hätten es die Humanisten sich mehr angelegen sein lassen zwischen der herrschenden und der neuen Richtung und Wissenschaft zu vermitteln, jene durch diese stiller und allmäliger umzubilden. Allein so friedlich und gehalten bricht kein neuer Geist sich Bahn. Genug, sie hatten gar zu offenbar ihr Absehen auf den Sturz der ältern Bildung gerichtet, verkannten deren theilweise Berechtigung, gingen ohne Schonung zu Werke und brachten dadurch auch jene, ihnen halb und halb Zuneigenden wider sich in Harnisch und in eine Art Verbindung mit der großen Masse der Gegner, auf welche freilich durch Vernunft und Wissenschaft nicht einzuwirken war, mit den in der zunftmäßigen Wissenschaft und deren Begriffen und Formen Erstarrten, den Unwissenden und Einfältigen, Lern- und Denkfaulen, den im Genuß ihrer Pfründen und Stellungen Behaglichen und gegen Wahrheit und Wissenschaft Gleichgültigen. Diese, sollten sie sich gutwillig verdrängen lassen, die Unzulänglichkeit ihres Wissens einräumen? Wohin sollte es mit ihnen, der Theologie, der Kirche, allen bestehenden Zuständen kommen, wenn der Humanism erreichte, daß die Philosophie der Schule gestürzt, die Schrift allgemein gelesen und verstanden wurde, die ganze Fluth heidnisch-humanistischer Denkart in die Kirche hereinbrach? So konnten auch Verständige und Wackere denken.

Sie suchten daher sich, ihre Stellung und Wissenschaft zu behaupten, des Humanism nach Kräften sich zu erwehren, gut und schlecht. Sie beschuldigten die Humanisten auf Zerstörung des Kirchenglaubens auszugehen, die Beschäftigung mit den ältern Sprachen und den klassischen Schriftstellern zum Mittel zu gebrauchen, die Sittlichkeit zu untergraben, das Christenthum zu beseitigen und das Heidenthum wieder einzuführen. Sie hoben den vielfach schlüpfrigen Inhalt der Werke der Klassiker und Humanisten hervor. Diese waren meist jüngere Männer ohne

bestimmte Anstellung, bisweilen ohne geregelte Lebensweise. Auf den Universitäten hatten die Scholastiker noch fast sämmtliche ordentliche Lehrstühle inne; sie traten den Humanisten entgegen, verketzerten sie, ließen sie gar nicht aufkommen oder vertrieben sie wieder, und gelang dies nicht, so machten sie ihnen doch den gewonnenen Boden fortwährend streitig, suchten sie niederzuhalten. In Erfurt gelang es ihnen eben jetzt übel genug, der Humanism gewann täglich mehr Boden. Man kann denken, daß sie um so erzürnter wider ihn waren. Noch einige Jahre später klagt Mutian bitterlich über die Anzettelungen und Umtriebe der Anhänger des alten Systems. Er fürchtet, daß sie Heß nicht zum Bakkalaureus machen möchten, weil er sich mit Poesie und alter Literatur beschäftigte. Mutian selbst mit seinen Freunden nannten sie Gotteslästerer und Heiden. Mönche und Priester pflegten zu sagen: ein guter Grammatikus ein Häretikus. Luther erwähnt dies und fügt hinzu: „als ein junger Mensch hörte ich gelehrte Männer und gute Grammatiker gegen ihre Widersacher disputiren und sagen, wenn wir die prophetischen und apostolischen Schriften lesen, finden wir darin eine ganz andre Lehre, denn ihr Priester uns vorlegt [1])."

Der Gegensatz des Humanism und des Scholasticism und Kirchenthums blieb ihm also nicht verborgen, wie es auch nicht anders sein konnte. Er hörte Humanisten und geistliche Gegner derselben die Sache durchdisputiren, den Vorwurf der Ketzerei gegen die erstern, und gegen die letztern die Behauptung aussprechen, daß ihre Lehre mit der Schrift nicht übereinstimme. Erinnern wir uns, daß er viel geistlichen Umgang hatte, daß Truttvetter, ein scholastischer Doktor, am meisten von ihm verehrt wurde, daß er keinem anderen Lehrer so nahe stand. Um so erklärlicher, daß er auf die scholastisch-priesterliche Seite trat und in die humanistischen Kreise und in die klassischen Studien sich minder tief als Andere einließ, obwol er der Beschäftigung mit den Alten nicht entsagte, den Eingenommensten wider dieselben das Ohr verschloß; wie er denn an Pistoris das lebendige Beispiel hatte, daß Jemand ein guter Grammatiker und doch streng kirchgläubig sein könne.

1) Erhard I, 321 f. Hagen 366. *Ericeus* 142.

Er hörte in so erregender Beziehung von den prophetischen und apostolischen Schriften reden: sollte ihn dies auf dieselben nicht aufmerksam gemacht, oder, wenn er sie schon kennen gelernt, nicht seine Aufmerksamkeit verdoppelt haben und zwar so, daß er nach ihrem, angeblich den Kirchenglauben erschütternden Inhalte geforscht hätte?

In jedem Falle war sein Bekanntwerden mit der Bibel von Belang für seine Entwickelung in dieser Zeit und darf daher nicht unberücksichtigt bleiben.

Die Bibel.

Die heilige Schrift war zu Erfurt nur Wenigen bekannt. Sie wurde vernachlässigt. Dies ergab sich aus dem, was oben über die kirchlichen Zustände Erfurts, die Verhältnisse an der Universität und Luther's scholastische Lehrer gesagt ist. Einiges Bezügliche mag jetzt noch hinzugefügt werden.

Nach den Kirchengesetzen war nur den Priestern der Besitz und das Lesen der Vulgata, der kirchlich autorisirten lateinischen Bibelübersetzung, erlaubt, ihnen und noch mehr den Laien die Bibel in der Landessprache verboten. Das Verbot wurde vielfach übertreten, nachdem der Buchdruck sogleich nach seiner Erfindung eifrigst zur Verbreitung von Vulgaten und deutschen Uebersetzungen der Bibel, oder eigentlich einzelner biblischer Bücher benutzt wurde, zum Zeichen, daß ein allgemeineres Bedürfniß und Verlangen nach Erbauung aus der einfachen und ursprünglichen religiösen Lehre auch im Volke vorhanden war. Das Verbot fand sogar mehr und mehr offenen Widerspruch, der auch in Erfurt zu dieser Zeit laut wurde. Sebastian Weinmann mißbilligte es öffentlich. Als er einst in der Predigt das Evangelium vom Blindgebornen, der Gewohnheit der Prediger gemäß, auswendig hergesagt, setzte er hinzu: „es wird die Zeit kommen, wo man euch selbst das Evangelium aus dem Buche wird lesen lassen und viele unter euch werden sie erleben, ich aber werde sie nicht erleben." Von Johann Reß aus Würzburg, der in Erfurt studirt hatte, 1582 Magister geworden war und 1505 die theologische Doktorwürde erhielt, wird gerühmt, daß er mit

dem größten Lobe bei Geistlichen und Laien gepredigt, daß man seine Predigten als die sicherste Anleitung zum christlichen Glauben und Leben betrachtet habe, die Prediger sie als Muster geschätzt, ihn selbst einen zweiten Augustin, einen deutschen Cicero genannt hätten. Er war klassisch gebildet, Freund der namhaftesten Humanisten, übte Einfluß auf die Studirenden und ermunterte sie fleißig zum Studium der alten Sprachen und zum fleißigen Forschen in der heiligen Schrift. Wie schon gesagt, beschäftigten sich wenigstens einzelne unter den deutschen Humanisten mit dieser viel. Sie hoben gern ihre Bedeutung hervor. Agrikola, indem er das Studium der Philosophen, Geschichtschreiber, Redner und Dichter der Alten empfiehlt, fordert sodann, man solle jedoch höher hinaufsteigen zu der heil. Schrift, um nach ihren Lehren das Leben zu ordnen, auf ihre segensreiche Leitung der Seele Heil zu bauen. Allem, was Andere lehrten, sei doch immer Irrthum beigemischt, die heil. Schrift aber sei von allem Irrthum ebenso weit entfernt, als ihr Urheber, Gott selbst. Sie allein führe auf einem sichern, festen und richtigen Wege, sie zerstreue alles Dunkel, sichere Den, der ihr folge, vor aller Täuschung, Abweichung und Verirrung [1]).

Man sollte nun um so mehr glauben, daß Luther auf die Schrift aufmerksam geworden sein und sich bemüht haben müßte, sie kennen zu lernen. Dem war jedoch nicht so. Freilich ist von den erfurter Lehrern der klassischen Sprachen, die er gehört oder Gelegenheit zu hören hatte, nicht bekannt, daß sie mit biblischer Kritik sich abgaben. Pistoris war Anhänger des alten Systems. Dennoch scheint aus dem Obigen abermals hervorzugehen, daß er Prediger wie Weinmann nicht hörte, den Humanisten nur ein halbes Ohr lieh, sich mit entschiedener Vorliebe zu den scholastischen Lehrern und zu Geistlichen und zwar der Neuerung nicht zuneigenden, hielt. Hierbei hat man sich zu erinnern, daß der Klerus das Bibellesen als gefährlich meisthin zu verhindern suchte, und daß auch die Doktoren keine Freunde davon waren, daß die Väter, Aristoteles und spätere Schriftsteller, nicht aber die biblischen Bücher die vornehmste Grundlage ihrer Theologie bildeten, daß sie die Schrift wenig

1) Erhard III, 461, 463; I, 391 f.

oder gar nicht berücksichtigten, am wenigsten in nichttheologischen Vorlesungen, wie Luther sie hörte. Daß dies eben auch bei seinen scholastischen Lehrern der Fall war, muß man daraus schließen, daß ihn keiner derselben je darauf hinwies, sich eine unmittelbare Kenntniß von der Schrift zu verschaffen, wie denn auch ihre Werke ihr Nichtstudium derselben bezeugen. Er gelangte, wie wir sogleich sehen werden, ganz zufällig zu ihrer Kunde. Auch Truttvetter's das Gewicht der kanonischen Bücher betreffender Wink steht damit in keinem Zusammenhange, erfolgte wol erst, nachdem er seine Bibel gefunden, und war nicht der Art, ihn auf eine eigentliche Beschäftigung mit derselben hinzuleiten, wozu es vorerst gar nicht kam. Ein paar Aeußerungen von ihm werden dies alles noch mehr ins Licht setzen. In der schon erwähnten Vorrede zu seiner 1543 von Kreutziger neu herausgegebenen Kirchenpostille davon redend, wie durch seine und seiner Freunde Bemühungen die schlechten Betbüchlein verbannt worden und „gute christliche Gesänge ausgangen," sagt er, „der Psalter sonderlich, das köstlichste Betbüchlein und Gesangbüchlein, deß sich zu unsrer Zeit kein Theologus rühmen durfte, daß er einen einigen Psalmen also wohl und gründlich verstanden hätte, als jetzt die Layen, Mann und Weib, verstehen. Und über alles ist da die ganze Bibel gut deutsch durch den Druck also übermenget, daß ein jechlicher Hausvater und wer da deutsch lesen kann, eine eigene leichtlich wohl zeugen kann, da zuvor viel Doctores Theologiä waren, die ihr Lebelang nie keine gelesen, etliche nie gesehen hatten." In der Vermahnung an die Geistlichen fährt er nach der angeführten Aeußerung darüber, daß die Mönche Christum fürchten und fliehen gelehrt hätten, fort: „Dazu holfen die Doctores in den hohen Schulen, die sonst nichts zu thun hatten, denn neue Opiniones, einer über den andern, zu erdenken; und es hätte einer nicht mit sonderlichen Ehren mügen Doctor sein, wer nicht etwas Neues hätte aufbracht: ihr Bestes aber war, daß sie die heilige Schrift verachten, und unter der Bank liegen ließen. Was Biblia, Biblia! sprachen sie, Biblia ist ein Ketzerbuch, man muß die Doctores lesen, da findt man es. Ich weiß, daß ich hie nicht lüge, denn ich bin ja unter ihn aufgewachsen, hab solchs alles von ihn gesehn und gehöret. Scotus schreibt, daß

man aus der Schrift nicht beweisen kann diesen Artikel, descendit ad inferos. Occam, mein lieber Meister, schreibt, daß man aus der Schrift nicht beweisen müge, daß einem Menschen zum guten Werk Gottes Gnade noth sey; das sind die besten zween, was sollten die andern thun [1])?"

So las er denn die Doktores und suchte es bei ihnen. Es scheint, er gerieth gerade bei solchem Suchen über die Schrift.

„Auf eine Zeit — so erzählt Mathesius den Hergang — wie er die Bücher fein nach einander besiehet, auf daß er die guten kennen lernt, kommt er über die Lateinische Biblia, die er zuvor die Zeit seines Lebens nie gesehen. Da vermerkt er mit großem Verwundern, daß viel mehr Text, Episteln und Evangelien darin wären, denn man in gemeinen Postillen und in den Kirchen aufn Kanzeln pfleget auszulegen. Wie er im alten Testament sich umsiehet, kommt er über Samuelis und seiner Mutter Anne Historie. Die durchlieset er eilend, mit herzlicher Lust und Freuden, und weil ihm dieß Alles neu war, fängt er an von Grund seines Herzens zu wünschen, unser getreuer Gott wolle ihm dermaleinst auch ein solch eigen Buch bescheeren."

Was er in der Jugend wünschte, sollte ihm im Alter in Fülle werden. Mit einer Bemerkung dieser Art schließt Mathesius seinen Bericht, aus welchem wir deutlich die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks ersehen, den das unmittelbare Bekanntwerden mit der Schrift bei Luther hervorbrachte Wir stellen indeß vor allem mit der obigen Erzählung ein paar Aeußerungen des letztern selbst zusammen, die sich theils in den Tischreden, theils in gothaer handschriftlichen Nachrichten finden. „Vor dreißig Jahren war die Bibel unbekannt, die Propheten waren ungenannt: und gehalten, als wären sie unmöglich zu verstehen. Da ich zwanzig Jahr alt war, hatte ich noch keine gesehen. Ich meinte es wären keine Evangelia noch Episteln mehr, denn in den Postillen sind. Endlich fand ich in der Liberey zu Erfurt eine Bibel. — Als junger Mensch sah ich zu Erfurt auf der Universitätsbibliothek eine Bibel, und las eine Stelle im Samuel;

1) Plochm. VII, 19; XXIV, 347.

es war aber Zeit, ich mußte in die Vorlesung. Ich hätte gern das ganze Buch durchgelesen. Damals aber fügte es sich nicht (tum temporis non dabat occasio). Ich forderte indeß wiederum eine Bibel, als ich ins Kloster gegangen war. — Einst las ich als junger Mensch, da ich Bakkalaureus war, von ungefähr die Geschichte von der Mutter Samuelis im Buch der Könige. Das Buch gefiel mir erstaunlich, und ich dachte, wie glücklich ich sein würde, wenn ich einmal solch ein Buch besitzen könnte. Bald darauf kaufte ich eine Postille und sie gefiel mir sehr, weil sie mehr Evangelien enthielt, als durch das Jahr gelesen zu werden pflegten.[1])"

Nach Dresser wünschte er nichts mehr, als, zuerst daß er die Bibel einmal, späterhin, daß er sie möglichst oft durchlesen könnte. Selnecker erzählt, als er die Bibel gefunden, die Geschichte von der Hanna durchlaufen, und die Worte: der Herr macht die Reichen leer und erhebt die Armen, gelesen, habe er gesagt, „wie so sehr ist doch dieser Trost für die armen Scholaren geschrieben, deren ich einer bin[2])!"

Aus dem Allen sind nun einige Schlüsse gestattet. Seine Entdeckung war ein glücklicher Griff, ein Zeichen seiner Forschbegier, die nach allen Seiten sich hinwendete, ihn antrieb, alle Schränke der Bibliothek zu durchstöbern. Sie fiel in das dritte Jahr seiner Studienzeit. Sie veranlaßte ihn zu einem eigentlichen Schriftstudium nicht, sei es, daß seine anderweitigen Beschäftigungen ihn zu sehr in Anspruch nahmen oder daß er davon hinweggelenkt, daß ihm das Verständniß zu schwer wurde und Niemand da war, der ihn aufgemuntert, ihm das letztere erleichtert hätte. Er scheute sich vielleicht, häufiger über dem der Universitätsbibliothek gehörenden Exemplare der Bibel gesehen zu werden. Er hätte gern ein eignes gehabt; allein seine Mittel reichten nicht zu. Er kaufte daher eine Postille, die wenigstens etwas mehr aus der Schrift enthielt, als das Gewöhnliche, wodurch er denn zu einiger weiteren Schriftkunde gelangte. Der

---

1) Walch XXII, 1371. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, 26; Nr. 79, 589.

2) *Dresser*, Secunda narratio etc. *Selnecker*, Oratio hist. de initiis etc.

Eindruck muß groß gewesen sein. Im Kloster bittet er sofort um eine Bibel, und wir werden sehen, daß er zunächst nichts Anderes lesen mag. Auf freiere Gedanken, eine von der veräußerlichten der Kirche und der Mönche abweichende Ansicht oder Frömmigkeit führte ihn jedoch seine Schriftentdeckung für jetzt durchaus nicht hin. Von dem meißnischen unten noch zu erwähnenden Bischofe Salhausen ist die bezeichnende Aeußerung bekannt, „es wäre ein Buch, das hieße die Bibel; wenn er darin läse, so ließe er sich bedünken, es ginge in der christlichen Kirche nicht recht zu." Von einem Eindrucke dieser Art findet sich bei Luther nicht die leiseste Spur. Mathesius erzählt in der 13. Predigt von sich selbst, er hätte in seiner Jugend eine aus der lateinischen übersetzte deutsche Bibel gesehen, die „dunkel und finster" gewesen sei; sein Vater hätte auch eine deutsche Postille gehabt, darin nächst den Sonntagsevangelien auch einige Stücke aus dem alten Testamente postillirt und ausgelegt gewesen wären. Wie gern, hätte sein Vater gesagt, möchte ich eine deutsche Bibel sehen. Der Wunsch ging aus einer Zeitrichtung hervor, aus der Mitte der Opposition des einfachen und doch tiefern religiösen Sinnes und Gefühls gegen das veräußerlichte Kirchenthum und die aus demselben sich ergebende Frömmigkeit. Luther befand sich ganz in diesem oppositionellen Elemente, indem derselbe Wunsch in ihm aufstieg. Die Bibel, das Ketzerbuch, war, wie wir uns ausdrücken würden, das revolutionärste aller Bücher, wurde es erst recht im Zeitabschnitte der Reformation, sollte eben in seiner Hand der gewaltigste Hebel der von ihm ausgehenden Umwälzung werden. Allein er hatte von dem Allen jetzt nicht die leiseste Ahnung. Noch am ersten wäre anzunehmen, daß er, obwol sich hingezogen fühlend zu dem für heilig erklärten und doch dreifach versiegelten verdächtigten Buche, das „Ketzerbuch" darin erblickt und gescheut hätte. Er hört gelehrte Männer sagen, das Christenthum des Evangeliums sei ein ganz anderes als das die Priester lehrten. Er hätte es wol nicht behalten, wenn es ihn nicht aufmerksam gemacht, ihm nicht Gedanken erregt hätte. Allein es änderte seine der Kirche wie sie war zugewendete Stimmung und Richtung nicht; indem er ins Kloster geht, folgt er eben, stärker als je von ihr beherrscht, der priesterlichen Lehre. Und selbst in ihr konnte seine Schrift-

kunde ihn bestärken, auch diese konnte ihn in's Kloster leiten helfen.

Man muß nur im Auge haben, daß die ganze asketische Anschauung nebst allen ihren Ausflüssen, daß namentlich die mönchischen Vorstellungen vom Klosterleben doch auch auf die Schrift zurückgeführt, daß auch aus ihr Gründe dafür hergenommen wurden. Es konnte freilich nur durch Mißdeutung geschehen. Allein ihm fehlte für jetzt jedes Mittel, diese als solche zu erkennen; er hielt sich ganz natürlich an die Auslegungen, die er in den gewöhnlichen Predigten und Postillen oder aus dem Munde seiner geistlichen Freunde, Leiter und Berather vernahm. Sodann fand er in der Schrift eben die Vorstellungen, die ihm angewöhnt waren und ihn beängstigten, die alttestamentlichen, vom Zorne Gottes handelnden, den Uebertretern des Gesetzes göttliche Strafgerichte androhenden, den Ewigen als strengen Richter und Rächer darstellenden, auf das tiefe Verderben der menschlichen Natur, die Sünden hinweisenden, die der Mensch selbst nicht zählen könne. Freilich wechselten da mit Drohungen und zornverkündenden Worten tröstliche Verheißungen, eine ganz andre versöhnende religiöse Anschauung trat zumal im neuen Testament — doch wiefern wurde er jetzt schon mit diesem bekannt? — hervor: allein sie war ihm gänzlich verdunkelt, er mochte sich ahnend zu ihr hingezogen fühlen, in einzelnen Augenblicken ihre Kraft empfinden, mußte indeß außer Stande sein zu ihr hindurchzudringen. Auch das Evangelium wies auf die strengste Buße, als Bedingung der göttlichen Gnade und ihn somit auf die Klosterpforte hin, weil er unter Buße nichts anderes verstehen konnte, als die Bußwerke, weil er meinte, daß deren größre keine wären, als die im Klosterleben gethan wurden, weil die geringeren ihm die gesuchte Beruhigung nicht gaben. Wenn er im Mönchthume das gottgefälligste Leben erblickte, so mochte ihn eben dahin seine Kunde der Schrift, seine Beschäftigung mit ihr ziehen, sofern sie überhaupt den Gedanken an die Nothwendigkeit eines gottgefälligen Lebens lebendig in ihm erneuerte, seine religiöse Stimmung und Hinneigung noch stärker anregte.

Man kann nicht wohl zweifeln, daß dies geschehen, und nichts kann erklärlicher sein. Schon der lebhafte Wunsch, der in

ihm aufstieg, als er nur einen Blick in das Buch selbst und dessen unerwarteten Reichthum geworfen, deutet darauf hin, daß sein religiöses Gemüth in der Tiefe gefaßt und bewegt war. Man nehme hinzu, wie er späterhin sich gleichsam mit dem heiligen Buche identificirte, zum Zeichen, wie angemessen der Inhalt desselben seinem innersten Wesen war. Diese Wahlverwandtschaft zwischen dem in der Schrift sich offenbarenden und in ihm lebenden Sinn und Gemüthe bestand auch jetzt schon und empfinden mußte er sie, wenn er auch erst später sich ihrer bewußt wurde, wo sie herausgebildeter war. Hier, bei ihm, fehlte die Empfänglichkeit nicht, und wie viel war dort so geeignet, dem sittlichen und poetischen Gefühle Nahrung zu geben, die Gegenwart des Göttlichen im Gemüthe zu beleben, die Seele zum Unendlichen zu erheben, das Denken auf die höchsten und würdigsten Gegenstände hinzuleiten — große Anschauungen und heilige Vorbilder, Licht, Leben, Geist, Poesie, hoher Schwung, gesunder Verstand, die Weisheit von Jahrtausenden und der das Zeugniß der Welt und des göttlichen Geistes zur Seite stand, vor allen Dingen feste Haltpunkte, ein fester Grund; denn als Gottes Wort hatte er doch von Kindheit an das heilige Buch ehren gelernt, auch ohne es zu kennen. Und es mußte ihn um so tiefer ergreifen, weil er darin fand, was die Klassiker großentheils, die Scholastiker fast gänzlich vermissen ließen.

Bei diesen fesselte ihn freilich die eingeprägte Verehrung, die Meinung, daß er von ihnen und nur von ihnen zu lernen habe, um dem Zwecke seiner Studien zu genügen. Allein es lag sehr nahe, ja es konnte kaum ausbleiben, daß die Befriedigung, welche er in ihnen und dem Gedanken an seinen weltlichen Beruf gefunden, ob auch ihm selber vielleicht ganz unbewußt, durch die von seinem Bekanntwerden mit dem heiligen Buche ausgehende neue religiöse Anregung gemindert wurde; daß diese den Gedanken in ihm weckte oder nährte, er könne nicht durch die Weisheit der Schule, durch weltliche Tüchtigkeit das Ziel erreichen, das zu erstreben ihm eine innre Nothwendigkeit war, sondern nur durch Frömmigkeit, deren eigentlichste Bethätigung er im Klosterleben erblickte; daß sein Verlangen nach Beschäftigung mit der Schrift und der Gedanke, sie mit den weltlichen Studien und Berufe nicht vereinigen zu können, wenig-

stens mitwirkte, ihm das Klosterleben mit seiner Stille und Muße in einem anlockenden oder noch anlockendern Lichte erscheinen zu lassen.

Man möchte selbst den Umstand bedeutungsvoll finden, daß er beim ersten Durchblättern auf die Geschichte der Hanna kam (1 Sam. Kap. 2 u. 3), wie sie in der Begeisterung eines gotterfüllten Gemüths den neugeborenen Samuel dem Dienste des Herren weihet und wie dann der junge Samuel vom Herrn gerufen wird und dem Rufe folgt. Stiegen vielleicht da schon Ahnungen eines ähnlichen Berufs, Gedanken eines ähnlichen Lebensganges in ihm auf? Bald sollte die Geschichte Samuels zur seinigen werden, sofern er selbst als Kleriker den Dienst des Herrn erwählte. Oder es war vielleicht vor Allem Hanna's Lobgesang, dieser köstliche lyrische Erguß des religiösen Gefühls, der sein Gemüth tief ergriff, um so mehr ergriff, da er Vorstellungen enthält, die mit der Grundstimmung seiner Seele vollkommen einklangen, die ihn mit Schauern und Schrecken, mit seligen Gefühlen erfüllen konnten, indem der Hymnus, Jehova preisend, den allein Heiligen, den Gewaltigen, der da erniedrigt und erhöhet, auch davon redet, wie die Gottlosen zu Schanden werden und in Finsterniß umkommen, wie die mit dem Herrn Hadernden zu Grunde gehen müssen und der Herr zuletzt die Welt richten werde, er, der da tödte und lebendig mache, in die Hölle und wieder herausführe, die Füße seiner Heiligen behüte. Es läßt sich bei der Dürftigkeit der Nachrichten nicht sagen, welche innere Gährung der erste Blick in das geheimnißvolle Buch, von welchem Alle redeten und so Wenige wußten, bei ihm hervorbrachte, welche Eindrücke die ersten, die stärksten waren, seine sehnsüchtige Begier nach genauerer Kunde erregten. Aus Selnecker's Erzählung müßte man schließen, daß seine erste oder vorwaltendste Empfindung eine recht herzerfreuende gewesen wäre. Es scheint aber auch das noch mehrmals daraus hervorzugehen, wie gedrückt er sich als ein armer Schüler fortwährend fühlte.

Rechtsstudien.

Wir wissen schon, daß und warum sein Vater wollte, er solle die Rechte studiren; daß auch die erfurter Freunde dazu riethen, wenigstens ein Theil derselben. Er soll eine kurze Zeit bei Göde gehört haben, wovon er indeß selbst nicht spricht [1]). Der Anfang der juristischen Studien pflegte mit dem geistlichen Rechte gemacht zu werden. Um so erklärlicher ist es, wenn er sich späterhin ohne wissenschaftliche Kunde des weltlichen zeigt, denn das geistliche hat er allerdings fleißig studirt. Doch ist mit Gewißheit anzunehmen, daß er sich tiefer erst später hineingelesen, seit er sich mit der Theologie bekannt machte, mit welcher es so genau zusammenhing, daß, wer es nicht kannte, für keinen Theologen gehalten wurde. Aus seiner erfurter Studienzeit wissen wir noch, daß er sich das „ganze Corpus juris" angeschafft hatte, bevor er ins Kloster ging [2]). Bei der Theure der Bücher und seiner Dürftigkeit berechtigt dies wol zu dem Schlusse, daß es mit dem Beginne der Rechtsstudien Ernst werden sollte. Es war indeß erst um die Zeit oder nach der Zeit der Fall, als er Magister geworden, oder kurz vor seinem Eintritte ins Kloster. Er kann also mit den Rechtsstudien nur einen Anfang gemacht haben. Sie konnten tiefer eindringende nicht sein und würden daher den zu dieser Zeit auf ihn einwirkenden Bildungsstoffen kaum beigezählt werden dürfen. Indeß bekam er doch auch wol jetzt schon einen Ueberblick, einige Kunde von den Rechten und der Art, wie sie betrieben wurden. Ein großer Theil der Lehren und Bestimmungen des geistlichen Rechts durchdrang Leben und Wissenschaft dermaßen, daß er ihm auch ohne Rechtsstudien mehr oder minder bekannt werden mußte, und ohne Frage wirkten jene Lehren und Bestimmungen früh und stark

---

1) Erhard III, 477.

2) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 262 (D. M. Lutheri Curriculum). *Ericeus*, 174. *Cranold*, Diss. de jurisprudentia Lutheri, 5. *Joh. Henr. Stuss*, De eloquentia M. Lutheri.

auf ihn ein. Einige zur Erläuterung dieses Einflusses dienliche Bemerkungen werden daher schon hier an der Stelle sein.

Um zuerst vom kanonischen, d. h. von dem in der Kirche entstandenen, dem geschriebenen kirchlichen Rechte zu reden, so besteht dasselbe aus zwei ältesten Gesetzsammlungen, apostolische Konstitutionen und Kanones der Apostel genannt, weil man die Gesetzgebung der letztern darin zu haben glaubte, aus den Beschlüssen der Kirchenversammlungen und den päpstlichen Verordnungen; woneben dann noch die fränkischen Kapitularien, bischöfliche Satzungen für einzelne Diöcesen, die Bußbücher, jene Anweisungen zur Handhabung des Gerichts im Beichtstuhle, welche die einzelnen Sünden nach Fasttagen, Gebeten und Geldspenden abschätzen, die Formelbücher der römischen Kirche und namentlich, als Zeugnisse für das Recht der früheren Kirche, die Schriften der Väter den reichhaltigsten Stoff liefern. Die Gesetzgebung und Verfassung der Kirche entwickelte sich allmälig aus den Lehren Christi und seiner Jünger; das geistliche Recht ist ein Abbild dieser Entwickelung, ein Spiegel des Emporkommens der Hierarchie, der päpstlichen Macht, ihres Umfangs, ihrer Bedeutung, ihres Einwirkens. An der Rechtsbildung hatte in den ersten Jahrhunderten die Gemeinde einen bestimmten Antheil, welcher ihr mehr und mehr und zuletzt gänzlich durch die Geistlichkeit entzogen wurde, die die Gesetzgebung priesterlich-aristokratisch, vornämlich auf den Kirchenversammlungen, übte, bis dieselbe allmälig an die römischen Bischöfe überging. Ausgebildet erscheint das päpstliche Gesetzgebungsrecht zuerst in den Dekretalen des falschen Isidor, in welchen die Bischöfe verpflichtet werden, den päpstlichen Ausschreiben und Verordnungen als Geboten, nicht als Rathschlägen oder Zeugnissen vom überlieferten Recht, zu gehorchen.

Sie gehören als die folgenreichste und merkwürdigste in die Reihe der Bearbeitungen des geistlichen Rechts. In Deutschland war von den beiden bedeutendsten Sammlungen der päpstlichen Dekretalen vorzugsweis die des römischen Abts Dionysius Exiguus aus dem 6. Jahrhundert im Gebrauch. Die andre, hauptsächlich unter Mitwirkung Isidor's von Sevilla etwas später entstandene wurde um die Mitte des 9. Jahrhunderts betrügerisch umgearbeitet, und zwar nach den Wünschen, Ansichten und

Abzweckungen des Klerus und besonders der Päpste. Sie wurde von Mainz aus verbreitet, ihre, gegenüber der allgemeinen Unwissenschaftlichkeit bedeutende praktische Tüchtigkeit und klare Erkenntniß, die Unwissenheit und die geistliche Gesinnung der Zeit, die Treuherzigkeit der Deutschen verschafften ihr und mit ihr der sich steigernden Priesterherrschaft Geltung. Die Verbindlichkeit der untergeschobenen und gefälschten päpstlichen Dekretalen fand Glauben und Jahrhunderte lang beruhte die kirchliche Ordnung vornämlich auf der Grundlage derselben. Das Bedürfniß führte zu weiteren umfassenden Bearbeitungen des geistlichen Rechts, von denen selbst die berühmten Burchard's von Worms und Ivo's von Chartres äußerst roh und chaotisch erscheinen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts trat das große Dekret des Benediktiners Gratian ans Licht, eine Sammlung von allem, was über die päpstliche Gewalt, die Rechte der Hierarchie und ihre Stellung zu der gehorchenden Kirche, die Sakramente, zumal Ehe und Buße, die Kirchenzucht u. s. w., mit einem Worte über die Gesammtheit aller kirchlichen Verhältnisse in früheren Sammlungen niedergelegt war. Sie zerfällt — mit ihren Quäſtionen, Distinktionen und Subtilitäten das treuste Abbild des Scholasticism — in drei Hauptabschnitte, von denen der erste in 101 Distinktionen, der zweite in 36 wiederum in Quäſtionen geschiedene Rechtsfälle, der dritte in 5 Distinktionen abgetheilt ist. Als wahrhafter Ausdruck des Geistes der Zeit wurde Gratian's Dekret bereitwillig angenommen, und mit seinem Hervortreten die Wissenschaft des kanonischen Rechts, die bis dahin nicht viel mehr als ein Theil der praktischen Theologie gewesen war, selbständige Disciplin. Sie wirkte nun wesentlich auf die fernere Entwickelung der geistlichen Gesetzgebung ein, welche bald neue Sammlungen nöthig machte; Gregor's IX., Bonifaz VIII. und Klemens' V., welche fast nur Dekretalen und Koncilienschlüsse, besonders des 13. Jahrhunderts, enthalten. Durch die Schule empfingen sie ihren wissenschaftlichen Charakter, durch die Schule nicht durch allgemeine Promulgation, gingen sie in die Gerichte ein. Der Glaube, daß das geistliche Recht dem göttlichen diene, zum Bau des Reiches Christi auf Erden mithelfe, verschaffte ihm willige Aufnahme bei der germanischen Völkerwelt. In den Zeiten der Kirchenspaltung und des geschwächten päpst-

lichen Ansehens verlor sich die Bereitwilligkeit, die immer drückender werdende, den Regungen der Zeit gegenüber mehr und mehr als veraltete Anmaßung erscheinende päpstliche Gesetzgebung anzunehmen. Das wissenschaftliche Leben, das im 12. Jahrhundert das kanonische Recht zur Blüthe gebracht, war erstorben, das belebende Princip in der immer größer gewordenen Unwissenschaftlichkeit und Verflachung verloren gegangen. Authentische Sammlungen erschienen daher nicht mehr, und die unter dem Namen der Extravaganten ans Licht getretenen deuten schon durch ihren Namen auf einen Gegensatz zu dem recipirten Rechte hin, obwol auch sie einen Theil des kanonischen Rechtsbuchs bilden und ihre Verbindlichkeit auf päpstlicher Seite stets behauptet wurde [1]).

Die Bestimmungen des geistlichen Rechts befestigten die hierarchische und päpstliche Obergewalt, griffen, wie schon erwähnt, in die weltlichen Verhältnisse, in der Tiefe umwandelnd auf das nationale, insbesondere das Gesellschaftsrecht der germanischen Völker, ein. Nach der Ansicht der mitleren Jahrhunderte stellte die Kirche das Gottesreich auf Erden dar, war es ihr Beruf, die Sünde auszustoßen, das Irdische mit dem Himmlischen ganz zu durchdringen, war der Mittelpunkt ihrer gesammten Thätigkeit der römische Stuhl. Das Seelsorgeramt des Nachfolgers Petri, dem Christus die Schlüssel des irdischen und himmlischen Reichs gegeben, legte die Pflicht ihm auf, nichts Sündliches zu dulden in Denkart und Sitte, den weltlichen Rechten und Verfassungen, den Handlungen oder dem Wandel der Glieder der Kirche, vom Geringsten bis zu den höchsten Häuptern, sondern das alles zu regeln nach den Geboten Gottes und Christi, wie Papst und Kirche sie verstanden; das alles zu regeln, auch durch zwingende Autorität, durch äußerliche Zuchtmittel. Der Ausdruck dieser Ansicht war eben das geistliche Recht, das daher von einer durchgreifenden christlichen Auffassung der Begriffe von Verbrechen und Strafen ausging, auch unabhängig von der weltlichen Strafe jedes bürgerliche Vergehen als ein Zuwider-

---

1) Eichhorn a. a. O. II, 247 ff.; III, 535 ff. Artikel Corpus juris canonici im Staatslexikon von Rotteck und Welcker. Buß, Ueber den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat, I, 189 ff.

handeln gegen das göttliche Gesetz ahndete, die kirchliche Strafbefugniß auf alle sündigen Verhältnisse ausdehnte und theils im Beichtstuhle, theils in den Sendgerichten übte, die Ungehorsamen mit dem Kirchenbanne bedrohete, dem nach weltlichen Rechten die Reichsacht folgte, wenn der Gebannte sich nicht löste, dem Papste die weltliche Macht soweit unterwarf, als er's bedurfte, um die Gesetzgebungen und Regimente christlich zu gestalten, oder doch so zu beaufsichtigen, daß sie das Maß des Christlichen innehielten.

Hierdurch wird nun das ergänzt, was oben über den Geistes- und Seelenzwang, welchen die Kirche über alle ihre Angehörigen, zumal über die „zartern Gewissen" übte, was über das geistliche Recht und dessen Einwirkungen und über die Doktoren des kanonischen Rechts gesagt ist. Wer ein Rechtsbuch wie dieses studirt hatte, Doktor daraus geworden war, darüber las, Entscheidungen danach abgab, es nur erläuterte, kommentirte, in der allgemeinen unwissenschaftlichen Weise, auch wol mit Behagen, es aber ließ wie es war, statt es entweder ins Feuer zu werfen oder sich zu bemühen, auf dem Wege der Wissenschaft das Veraltete auszuscheiden, den Buchstaben durch den Geist zu mildern, zu beschränken oder zu erweitern und es vergeistet aus der Schule in das Leben, die Gerichte zu bringen, der war darin gefangen, war päpstlich, hierarchisch gesinnt, wenn er auch unter seines Gleichen verhältnißmäßig ein freisinniger Doktor sein konnte. Der Katholicism ist folgerichtig. Wer das Grundprincip zugibt, die Autorität der Kirche, die Nothwendigkeit und Pflichtmäßigkeit der Unterwerfung des Einzelnen unter ihre Ansichten, ihre Gebote, ist in dieselben verstrickt, zu welchem Aeußersten sie gehen, wie sehr sein Verstand oder sein Gefühl bei Einzelheiten dawider sich sträuben mögen; ist darin verstrickt, eben je gewissenhafter und logischer seine Denkart ist, und es gibt keinen Ausgang als die Leichtfertigkeit und Unfolgerichtigkeit der Gesinnung und des Denkens, oder — für ernste Menschen und klare Denker — die Losreißung von der kirchlichen Autorität. „Die Papisten, sagt Luther, haben auch den tröstlichen Spruch: Der heilige Geist, welchen der Vater senden wird in meinem Namen, wird euch alles lehren jämmerlich und schändlich zerrissen und eben damit genommen, was Christus gibt.

Denn also haben sie ihn ausgelegt: Christus sagt, daß der Heilige Geist bey der Christlichen Kirche sey, und sie alles lehre, das ist recht und wahr. Darum folget, was die Christliche Kirche schleußt, das thut der Heilige Geist. Nun hat die Kirche beschlossen, daß die Layen nur eine Gestalt des Sakraments sollen empfahen; item, daß man auf bestimmte Tage und Zeit nicht soll Fleisch essen; item, sie hat bestätigt die geistlichen Orden und Klostergelübde, Fegfeuer und Seelmessen, Wallfahrt und Heiligendienst u. s. f., darum soll man bei der Seelen Seligkeit solches halten und gehorsam seyn. Und wer nicht dem Pabst und Bischöffen gehorsam ist, der ist der Christlichen Kirche nicht gehorsam; wer aber der Kirche nicht gehorchet, der ist dem Heiligen Geist ungehorsam. Also haben sie mit solchem Geschrey die Einfältigen betrogen, und alle Welt eingetrieben und in ihren Zwang bracht, dass niemand hat dürfen dawider mucken [1]." Eben auf Gehorsam drang, in ihm befestigte das geistliche Recht, aus welchem er das hierarchische System so viel vollständiger erkennen lernte, und schon darum sah er nicht oder ging doch der Eindruck davon bei ihm verloren, daß es auch der treue Spiegel war der hierarchischen Eigensucht, Herrschsucht und Engherzigkeit, der päpstlichen Anmaßungen, Uebergriffe und Uebelthaten, der Verunreinigung und Verweltlichung der Kirche, des schreienden Widerspruchs, worin sie nach mehr als tausendjähriger Entwickelung mit ihrer Aufgabe, mit dem evangelischen Begriffe des Gottesreichs getreten, der verwerflichen Mittel, welche sich die Hierarchie zur Erreichung ihrer Zwecke so oft bedient.

Wo nun und wann seine Kunde des geistlichen Rechts begann, sie war im höchsten Maße geeignet, ihn in mönchisch-religiöser, strengkirchlicher und päpstlicher Gesinnung und Richtung zu bestärken, eben weil ihn diese schon beherrschte, weil er von ihr allein schon gehindert wurde, die Schatten an der blendenden Herrlichkeit, die sich ihm enthüllte, den Trug zu entdecken, dessen Erkenntniß außerdem eine lange Reihe kritischer Arbeiten voraussetzte, welche damals kaum begonnen waren. Selbst wenn sich ihm vielleicht einzelne Bedenken aufdrangen, so war jene

1) Auslegung des 14. 15. und 16. Kap. Johannis, zu Kap. 14. V. 25 f., Walch VIII, 272.

Richtung bei ihm zu überwiegend, als daß sie darin ihn hätten wankend machen können. Groß war noch die Unkenntniß der Zeit, und ihm fehlte eben die Kenntniß und wurde ihm auch an der Universität nicht mitgetheilt, die vor Allem nöthig war, um aus dem Irrgewinde herauszufinden, die Kenntniß nämlich der evangelischen Urkunden und der Kirchengeschichte, wovon wir oben hörten.

In der Schrift: Vom Mißbrauch der Messe (1522), führt er den Gedanken aus, daß im späteren Papstthume ein neues und ärgeres heidnisches Priesterthum aufgekommen, dessen Gesetz das geistliche Recht sei, darin zahllose unevangelische, auf den Bestand und die Führung jenes Priesterthums bezügliche Vorschriften enthalten und Uebertretungen derselben zu Todsünden gemacht wären. Was es zur Sünde mache, werde in ihm größer und mehr geachtet und gestraft, denn alle Sünde wider Gottes Gebote. Den Gehorsam gegen die Kirche aber preise es über Alles, nenne ihn eine Königin aller Tugend, ohne welchen die andern Tugenden gar nichts wären. Nicht darauf leite es hin, daß Rath und Hülfe dem Nächsten, auch dem Feinde geleistet, rechte christliche Werke wären, sondern darauf, daß man Messen stiften, Kirchen bauen, nicht Milch noch Fleisch essen und vor allen Dingen sein Gesetz halten für gute Werke achte. Den geistlichen Stand, die Ehelosigkeit der Priester, das Meßopfer, was zum Kultus gehöre, geweihet Wasser, Fasten u. s. f., dann Präbenden, Zinsen und die zahllosen Dinge dieser Art wären die Gegenstände, womit es sich beschäftige, die es ordne und gebiete. Es habe das lebendige Gesetz Christi — den Geist Gottes, der nur durch das Wort des Evangelii gegeben werde — ausgetilgt und so zu dem Wahne geführt, es sei genug zur Seligkeit, daß man dem Papste und den römischen Bullen und Kirchen gehorsame. Das Evangelium und das geistliche Recht könnten nimmer zugleich regieren. Jenes bringe mit sich den Geist, dieses verhindre und verjage ihn; jenes lehre den Glauben, dieses nichts als kindische eitle Werke, wodurch derselbe ausgelöscht werde; jenes erlöse, dieses verstricke die Gewissen [1]). — Eben dieses war im vollsten Maße bei ihm selbst der

1) Plochm. XXVIII, 109 ff.

Fall. Wir sehen ihn in dieser Zeit und werden ihn bald noch deutlicher erfüllt und überfüllt sehen von der Vorstellung und den dahin gehörenden, daß Gehorsam gegen die Kirche die höchste Pflicht, die geringste Abweichung davon Todsünde, der geistliche Stand der gottgefälligste sei.

Die Kanonisten nannten den römischen Hof „eine Quelle der Gerechtigkeit," sie lehrten: „es sei nicht zu vermuthen, daß päpstliche Hoheit irre [1])." Mit der allerpäpstlichsten Gesinnung erfüllten sie und ihr Rechtsbuch ihn um die Wette. In diesem fand er nun jene Sätze, und bestens begründet, die ihn späterhin so heftig erzürnten, ihn jetzt aber vollends einnahmen, — jene Sätze, die er in den Schriften: Der Artikel von der Donatio Constantini (1537), Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher verbrannt sind (1520), heraushebt: Der Kaiser Konstantin habe dem Nachfolger der Apostel die kaiserliche Krone und alle kaiserliche Herrlichkeit geschenkt, der Papst sei nicht unter den Koncilien, stehe über allen Rechten, während er auf dem ganzen Erdkreise zu richten habe, die Sonne bedeute die päpstliche und der Mond die weltliche Gewalt, der Fels, worauf Christus seine Kirche erbaut, sei der römische Stuhl, ihm allein wären die Binde- und Löseschlüssel gegeben für Himmel und Erde, er sei des römischen Reichs Erbe, habe das Recht, Könige zu entsetzen und die Unterthanen vom Gehorsame zu entbinden u. s. f.

Wenn das geistliche Rechtsbuch die päpstliche Machtfülle so hoch erhob, so zuversichtlich und mit einer so feinen Dialektik, einer so kunstvollen Konsequenz darlegte, so scheinbar begründete, auf die geachtetsten Zeugnisse stützte, ihr einen so ehrwürdigen Ursprung im Worte des Herrn, so heilige Zwecke, so segensreiche Wirkungen nachrühmte, so war es kein Wunder, daß er, ein phantasiereicher, empfänglicher, treuherzig-gläubiger junger Mensch, von Kindheit den Priestern zugeneigt, viel und gern mit Geistlichen verkehrend, mehr und mehr von dem Papstthum eingenommen, für das Urbild und die damit verwechselte Wirklichkeit desselben entflammt wurde. Das geistliche Recht enthielt die gesetzlichen anerkannten Bestimmungen über die kirchliche und päpst-

1) Ausleg. der ersten 22 Psalmen.

liche Machtfülle, die Gründe, worauf diese ruhete, scharfsinnige und glänzende Zeugnisse dafür, von tausend Jahren her Zeugnisse ihrer oft so großartigen Ausübung, der hohen Gesichtspunkte, des Heldenmuths der Päpste gegenüber der von ihnen allein gebändigten rohen Gewalt der Mächtigen der Welt. Im geistlichen Rechtsbuche fanden sich die Dokumente, wie zu allen Zeiten die Lehr-, Trost- oder Schutzbedürftigen sich nach Rom gewendet und empfangen hatten, was sie gesucht, wie die Päpste das Ganze und Große geordnet und auf das Geringste bedacht gewesen waren, die Allerniedrigsten geschützt, die Mächtigsten in Furcht erhalten und gestraft hatten, wie der römische Stuhl in der That der Fels gewesen, der allen Stürmen getrotzt. Entwickelte sich daraus in ihm die tiefste Ehrfurcht, die höchste Bewunderung und Begeisterung und der festeste Glaube an die päpstliche Macht und Heiligkeit, so floß hieraus wiederum her, daß ihm auch der übrige Inhalt des geistlichen Rechts mehr und mehr als unverbrüchliche Wahrheit, seinen Lehren und Vorschriften nicht zu glauben als Todsünde erschien, und war erst sein Gewissen und seine Gewissensangst aufgeregt, so ging er immer tiefer hinein, so schreckte er vor keinem Aeußersten zurück, so machten die abweichenden, die helleren oder gemäßigten Ansichten keinen Eindruck mehr bei ihm, mochte er deren bei den Humanisten, einem Truttvetter, Grevenstein oder wo sonst hören. Sofern er das geistliche Recht noch als Studirender kennen lernte, wirkte es unzweifelhaft wesentlich zu seinem Mönchwerden mit. Denn in des Papsts Dekreten und Kanonen war, wie er in der Auslegung der Genesis [1]) und der zweiundzwanzig ersten Psalmen [2]) ähnlich wie in der Schrift: Wider den Mißbrauch der Messe, und sonst vielfach sagt, nur davon und wieder davon die Rede, wie man die Sünde beichten, bereuen und dafür genugthun müsse, dem Papst Gehorsam und der Mönche Regeln halten solle; wie es nicht genüge, getauft zu sein und an Christum zu glauben; nur Menschensatzungen schärften die Dekretalen ein, während sie Gesetz und Evangelium verdunkelten und so zumal die Einfältigen verführten, die Mönchsgelübde und ähnliche Fin-

1) Zu Kap. 48, V. 20.

2) Zu Ps. 22, V. 19.

sterniß anzustaunen; eine gleißende Betrügerei und Falschheit, führe dies todte unfruchtbare Recht das einfältige Volk unter dem Titel und Namen der Gottseligkeit nur auf die große Lüge hin, für wichtig zu halten, was nach den Mönchsgedanken wichtig, Kleider, Tage, Unterschied darin und was dergleichen mehr.

Der Inhalt des kanonischen Rechts stammte aus einem mehr als tausendjährigen Zeitraume her, in welchem die Kirche und die in ihr lebendig gewesenen Ansichten von dem, was recht und christlich, die vielfachsten und wesentlichsten Umwandelungen erfahren hatten. Schon deshalb konnte er kein gleichartiger, mußte er ein Gemisch von rein und getrübt Christlichem oder auch Unchristlichem sein. Am Wahren, Schönen, Echten war kein Mangel. Das Eine wie das Andere erkannte Luther auch späterhin sehr wohl. Er beginnt eine Vorrede zu Hieronymus' Schreiben an Evagrius von der Gewalt des Papstes (1538), es wären viel herrliche Dinge im Dekret Gratian's zu finden, aus den Vätern zusammengetragen, wiewol Gratian — was er jetzt nicht wissen oder auch nur ahnen konnte — selbst schon das frühere Papstthum ins Schöne gemalt, die besten Sprüche und Schlüsse der Väter wieder entkräftet oder nach römischen Gesichtspunkten verfälscht habe. In der Trostschrift an die Christen zu Halle über den Tod ihres Predigers Georg Winkler's (1527) sagt er, die Kanonisten nennten das geistliche Recht selbst Concordantia discordantiarum, Vertrag oder Vereinigung der widerwärtigen Sprüche, und es enthalte in der That nichts Anderes, denn wie vorzeiten in der Christenheit so mancherlei Weise und Wesen, ein sehr wüster wilder Wald gewesen mit dem äußerlichen Regiment, dessen uneinige Weisen und Stücke der Meister des Buchs, Gratian, in eine Weise habe bringen wollen. Und so trage er denn auf einen Haufen allerlei Bischoff, Väter, Concilen, Sprüche und Ordnungen, und lasse es sich sauer werden, sie zu vergleichen, und zwar so, daß er nicht die Schrift, sondern den Papst und die römische Kirche zum Fürbilde und zur Form nehme, wonach sich Alles richten und schicken solle. Das wolle es denn aber nicht thun, und so hebe denn ein Stöcken und Blöcken über die guten Sprüche an, die er doch nirgend zurecht bringen könne. In solchem wüsten widerwärtigen Handel müsse sich's freilich begeben, daß manche feine gute Sprüche vorkämen,

der Schrift ganz gemäß; denn wo Zwei wider einander redeten und sich unter einander straften, da müsse ja Einer zuweilen recht haben; allein Gratian lasse die guten Sprüche nicht gehen nach der Schrift, wonach sie lauteten, sondern deute sie nach dem Papst und folge den ärgsten Sprüchen. — Aehnlich am Schlusse der Schrift: Von Ehesachen (1530), das geistliche Recht sei unördig in einander geworfen und oft wider einander, weil aus päpstlichen Sendbriefen, auf mancherlei Zeit und Sachen gegeben, zusammengerafft, woher denn die weitläufigen Disputationen der Juristen, wenn sie bemüht, es zu vergleichen. „Es ist wahr, es sind viel guter Urtheil und Rechtssprüche drinnen, etliche sind auch sohin [1])."

Im Jahre 1520 erklärte er es für wohlgethan, daß das geistliche Recht vom ersten bis zum letzten Buchstaben, insbesondere die Dekretalen, ausgetilgt werde. Fände sich auch viel Gutes darin, so sollte es billig schon deshalb untergehen, weil derzeit das Studiren darin unnütz und nur Betrug sei, indem der Papst sein scrinium pectoris, seine Willkühr darüber erhebe und sich selbst nicht daran binde [2]). Einige Zeit darauf warf er es ins Feuer, um des Unlautern und Unchristlichen, das er darin erkannt, das seinen Zorn erregte, ihm auch wol im Drange der Stunde die Augen für die Lichtseite und insbesondre die Schwierigkeit verschloß, daß man desselben nicht entrathen konnte, ohne ein anderes zu schaffen, daß ihm selbst und den übrigen Theologen dazu die Fähigkeit abging und die Kanonisten die entschiedenste Abgeneigtheit an den Tag legten. Mag sein, da doch auch jetzt schon die Unbefangenheit seines katholischen Glaubens vielfach gestört wurde, daß Kritik und Bedenken sich ihm aufdrängten, daß ihm Ein oder das Andre Zweifel erregte: jetzt nahm die Lichtseite ihn ein und verschloß ihm die Augen gegen die Schatten, jetzt nahm er den ganzen Inhalt um der lautern und christlichen Bestandtheile gläubig in sich auf, sodaß eine etwaige halbe Erkenntniß von mancherlei Unsittlichem und Unevangelischem darin seiner eifernden päpstlichen Gesinnung nichts abbrach, indem er Beschönigungen der einen oder andern Art dafür fand, für

1) Walch XIV, 361. Plochm. XXII, 308 f.; XXIII, 153 f.
2) An den Adel, Plochm. XXI, 346.

das Princip sich einmal entschieden hatte. Wie hätte er schon jetzt der kunstvollen concordantia discordantiarum auf den Grund blicken und einsehen können, was er späterhin allerdings erkannte, daß sich das Recht der Priester mit ihm selber „wie mit ihrem eigen Schwert" schlagen ließ? Der Papst, sagte er einst, habe zwei Säulen, darauf er stehe; die eine heiße: Alles, was ihr auf Erden binden werdet, das soll auch im Himmel gebunden sein, die andre: weide meine Schafe. Diese Sprüche habe er dahin gedehnt, daß er freie Macht und Gewalt habe, zu thun in der Kirche und im weltlichen Regiment, was ihn gelüste, worauf er nach seinem Willen verdammt und selig gemacht, Könige entsetzt habe u. s. f. Dann sei das Dekret voller Lügen und Tyrannei hinzugekommen, das ihn für untrüglich erklärt, zu einem Halbgotte erhoben, das Ansehen der heil. Schrift vom päpstlichen Stuhle abhängig gemacht habe, der um so mehr habe thun und lehren können, was ihm beliebt, nachdem er solches die Leute überredet. Schande, ruft er aus, so verblendet gewesen zu sein. Er wundre sich oft, daß solche Finsterniß geherrscht, da doch die Kirche reichlich gewarnt worden durch Christum und die Apostel, da es doch auch im Papstthum nicht an Leuten gefehlt habe, die schöne Ingenia gehabt und große Zeugnisse ihrer Kunst und Geschicklichkeit. Die Erklärung, „daß es kein Mensch verstanden und gemerkt hat," die Erklärung seiner eigenen Blindheit liegt darin, wenn er hinzufügt, „aber dies Reich des Antichrists hat nicht sollen offenbaret seyn, wiewol es an feinen Leuten nicht gefehlt, die es sollten gegriffen haben: die herrschenden öffentlichen Lügen und die kräftigen Irrthümer haben einen nicht lassen zur Erkenntniß kommen [1])."

Hiernach auf das weltliche oder vielmehr insbesondre das römische Recht zu kommen — denn nur mit diesem gaben die Universitäten sich ab — so würde an dieser Stelle kaum weiter die Rede davon sein dürfen, weil wenigstens so viel gewiß ist, daß er jetzt und auch späterhin eine nur oberflächliche Kenntniß davon nahm oder erhielt. Ob seine lebhafte Abneigung gegen die gelehrte Juristerei und die Juristen schon in dieser Zeit begründet wurde, läßt sich mit Sicherheit nicht ermitteln. Wir

1) Tischreden, Walch XXII, 1373 ff.

können es demnach unter den auf ihn in seinen Studienjahren einwirkenden Bildungsstoffen nicht wohl in Betracht ziehen. Dennoch wird es mindestens nicht überflüssig sein, ein paar Worte über seine damaligen Zustände und wissenschaftliche Behandlung schon hier zu sagen, da wir annehmen müssen, daß es, eben wie das geistliche, ob auch in anderer Weise, nicht ohne alle Einwirkung auf seinen Entschluß, der Welt zu entsagen, gewesen ist.

Das Studium des römischen Rechts war im 12. Jahrhundert rasch aufgeblüht und dann allmälig wieder gesunken. Von dem allgemeinen Aufschwunge, welchen die Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts genommen, war auch die Jurisprudenz nicht unberührt geblieben. Der Humanismus hatte auch auf sie einzuwirken begonnen, obschon in einem geringeren Maße. Er erhob lebhaften Widerspruch gegen die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts immer allgemeiner gewordene Weise, wonach man das (römische) Recht nicht aus den ursprünglichen Quellen, philosophisch und grammatisch-historisch, sondern hauptsächlich aus den Werken der latinobarbarischen Glossatoren studirte und nach Art der Scholastiker in spekulativen Quästionen und Disputationen behandelte, ähnlich wie die Theologen sich um die Bibel nicht kümmerten und sich fast nur mit den Büchern der Sentenzen abgaben. Der bologneser Rechtslehrer Accursius hatte die zerstreuten Ansichten und Erklärungen in seiner Glossa ordinaria gesammelt und gewann durch sie bei den Juristen nicht viel weniger Ansehen und Einfluß, als Petrus Lombardus bei den Theologen. Seitdem war die wissenschaftliche Entwickelung ins Stocken gerathen. Man brachte das Ueberlieferte allenfalls in eine bessere Ordnung, stattete es mit praktischen Glossen aus, ließ es aber im Wesentlichen, wie es war. Die meisten Rechtsgelehrten gaben sich nur in dieser dürftigen Weise oder gar nicht mit wissenschaftlicher Begründung des Rechtes ab und beschränkten sich auf die Praxis als Sachwalter, Richter und Beisitzer in Gerichten und Spruchkollegien, Rathgeber der Fürsten und städtischen Obrigkeiten. Die scholastisirende Behandlung der Rechtswissenschaft führte zu keiner gründlichen Rechtskunde und dafür zu ungeheuern Spitzfindigkeiten und offenbaren Rechtsverdrehungen. Die Humanisten verfehlten nicht, den Juristen auch dies

aufzurücken. So spricht Busch im Vorworte zu seiner Rede von der Verachtung der Wissenschaften und der Begierde nach Reichthum mit Wegwerfung von Bartolus, Baldus und „andern barbarischen Rechtsverdrehern," wie Luther späterhin sagte, das Recht stecke nicht in dem Gutdünken, den Einfällen und Aussprüchen der Lehrer, und nicht wissen, was Bartolus und Baldus über jeden Rechtsfall geurtelt, sei noch keine Rechtsunwissenheit. Eoban Heß sollte in Leipzig die Rechte studiren, empfand aber wie Hutten den heftigsten Widerwillen gegen die Jurisprudenz. Auch aus andern Gründen waren die Humanisten den Rechtsmännern nicht hold, und auch in anderen Klassen und Ständen war viel Abneigung gegen die gelehrten Juristen verbreitet. Friedrich III. pflegte sie Irreführer, Stiefväter und nicht rechte Erbdiener des Rechts zu nennen. Die Jurisprudenz galt weithin für eine Wissenschaft der schlechten Künste des Rechtsverdrehens, der Unterdrückung, des Betrugs, wälscher Praktiken. Die Habsucht machte sich beim ganzen Rechtswesen sehr stark geltend. So sagte der berühmte Rechtslehrer Udalrich Zasius, die Gerichtsherren, statt auf das gemeine Beste zu sehen, straften nur, um ihre Einkünfte zu vermehren [1]).

Ein regeres Leben war in die Jurisprudenz nicht allein durch den Humanismus gekommen. Auch die staatlichen Verhältnisse wirkten mit, daß das römische Recht seit einigen Jahrzehenden wieder mit größerem Eifer studirt und allgemeiner bearbeitet wurde. Gerade zu dieser Zeit erhielt es durch die Schule einen erhöheten Einfluß auf das Leben. Die Herrschaft der Begriffe und Anliegen der neurömischen, päpstlichen und kaiserlichen Weltherrschaft hatte dahin geführt, daß das Recht der Altrömer in den mittleren Jahrhunderten als das gemeinsame europäische, insbesondere als das gemeine des römischen Reichs und Kaiserthums deutscher Nation betrachtet war. Indeß hatten die altgermanischen Rechte zähen Widerstand geleistet, der jedoch eben jetzt anfing, gebrochen zu werden. Zum Zeichen, wie schwach, unaufgeklärt und arm an hinlänglich befähigten Vertretern der

1) Erhard III, 466 ff., 80. Raumer, Hohenstaufen, V, 369. K. A. Menzel a. a. O. VIII, 170. Savigny a. a. O. 83. Auslegung der Genesis zu Kap. 12, V. 17, Walch I, 1227.

erwachende Nationalsinn noch war, gelang es um diese Zeit den gelehrten Juristen, dem römischen Rechte das Uebergewicht über das deutsche zu verschaffen. Maximilian erhob es zu allgemein anerkannter Gesetzeskraft. Es wurde indeß vom Volke mit Ungunst angesehen. Wenn sein Studium auch dem heimischen Rechte zu gut gekommen ist, so war doch dieser Einfluß entweder erst ein späterer oder noch nicht sichtbar. Der ungeschickte Eifer der gelehrten Juristen, das fremde Recht an die Stelle des deutschen Volksrechts zu bringen, hatte die Folge, daß das letztere in seiner Entwickelung gehemmt und mehr und mehr verdrängt, der Rechtszustand verschlimmert, die hergebrachte Volksfreiheit geschmälert, die Fürstenmacht nach oben und unten ausgedehnt wurde, ohne daß dem Kaiserthume geholfen wäre. Statt Vertreter und Schützer nationaler und volksthümlicher Rechtsbildung zu sein, gefielen sich die gelehrten Juristen in stolzherabsehender, antinationaler Opposition gegen die deutsche Schlichtheit und Einfalt. Es war die Zeit der aufdämmernden Gelehrsamkeit, und das römische Recht war eine gelehrte Sache. Die Gelehrsamkeit hatte einen vornehmen Anstrich, und diese Seite beuteten sie aus, indem sie vornehm thaten durch einen Nebel lateinischer Pedanterei, während sie das heimische Volksrecht nicht kannten, das fremde philosophisch nicht durchdrangen, häufig mißverstanden und eben so oft verkehrt anwendeten; vornehm thaten durch Würden der Hof- und anderer glanzgebender Aemter, woneben dienerischer Sinn sie beherrschte. Das Recht war ihnen nicht Erzeugniß des Lebens, des Verkehrs, der Bedürfnisse und Zustände des Volks, sondern eine durch ihre Gelehrsamkeit willkührlich ausgesponnene Sammlung von Regeln, die zu befolgen die Unterthanen gezwungen sein sollten. Nach dem fremden Rechte legten sie das heimische aus, wenn sie es nicht beseitigen konnten. Sie standen meisthin im Herrendienst; so waren ihre Auslegungen durchgehends den Herren günstig in den Landesgebieten; sie waren die Fürstenberather oder die Gesandten in den Reichsversammlungen, und verdarben auch die Reichsgeschäfte, indem sie dieselben wie Rechtshändel führten, und in dieser Stellung, obwol Doktoren des „kaiserlichen" Rechts, ihr Absehen vornämlich darauf richteten, dem Kaiser möglichst wenig zu bewilligen und möglichst viel abzugewinnen. Dabei war unter

ihnen nach wie vor und noch eine lange Zeit an eine wahrhaft wissenschaftliche und geschmackvolle Behandlung der Jurisprudenz nicht zu denken. Es war eine alte Klage, daß in den Vorlesungen in jedem Jahre nur einige Stellen des Korpus Juris erklärt wurden, so wenig kam man von den Glossen zur Sache. Die neuen Regungen und Fortschritte fanden, wenn irgend wo, an der wittenberger Universität seit dieser Zeit die eifrigste Vertretung, und doch klagt noch Wilhelm Nesen, der 1523 dort studirte, in einem Briefe an Spalatin, er würde wol einmal etwas im Jus thun, wenn die Professoren nur das Gesetzbuch, den Text erklärten und nicht mit Ausdreschen der abgeschmackten Glossen die Zeit verschwendeten. „Wenn sie so fortfahren, haben sie binnen zwei Jahren kaum zwanzig Zeilen erklärt." So wenig hatte also selbst das Vorbild eines Henning Göde gewirkt, der eine Reihe von Jahren in Wittenberg, jetzt aber noch in Erfurt lehrte und einer der ausgezeichnetsten unter den Wenigen war, die zu jener Zeit die Jurisprudenz mit philosophischem Geiste behandelten, gleich geehrt und berühmt als Rechtslehrer und Praktiker. Auch Luther spricht mehrfach von ihm mit hoher Anerkennung. Der erfurter Professoren seiner Studienjahre „als der trefflichsten, so in deutschen Landen berühmt gewesen wären," gedenkend, setzt er hinzu, Juristen habe die Universität gehabt wie Göde! Er spricht nicht selten Grundsätze aus wie die: „Rechte lernen oder wissen ist nicht eine große Kunst, aber der Rechte recht brauchen und in ihrem Ziel und Ring behalten, daß sie nicht zu weit fahren, das ist Kunst." Das war auch Göde's Meinung, der ihn vielleicht zuerst darauf hingeleitet hat[1]).

Daß er bei einem Göde hören konnte, wäre nun günstig genug für einen rechten mit Lust und Liebe zu machenden Anfang oder die Fortsetzung seiner Rechtsstudien gewesen. Allein

---

1) Savigny, 85 ff., 547. Beseler, Volksrecht und Juristenrecht. Bensen, Teutschland und die Geschichte, 164 ff. Wirth, die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. u. 19. Jahrhundert, 19. K. A. Menzel VIII, 129. Reformationsalmanach für 1821, 175. Erhard III, 473. Exempel einen rechten christl. Bischof zu weihen, Walch XVII, 147. Von Ehesachen, Plochm. XXIII, 153. Gretschel a. a. O. 349.

man darf sich auch Göde's Vortrag nicht vollkommen frei denken von den Schlacken, welche zu allgemein der Behandlung der Rechtswissenschaft anklebten. Neben ihm standen andere minder Tüchtige, die den verworrenen und elenden Zustand derselben vertraten. Sodann war Göde auch ein großer und eifriger Kanonist, Kanonikus am Dome und von strenggeistlicher und kirchlicher Richtung, späterhin einer der hartnäckigsten Gegner der lutherischen Reformen in Wittenberg, sein Unterricht auch im weltlichen Rechte schwerlich geeignet, auf eine größere Unbefangenheit hinzuleiten. Erinnern wir uns, was Luther von den erfurter Doktoren des Rechts sagte, die sich in der Mönchskutte begraben ließen, und von ihrer Ansicht. Trotz der Anerkennung, die er den erfurter Lehrern überhaupt und Göde insbesondere zollt, finden wir ihn doch in späterer Zeit keineswegs einverstanden mit der Art, wie die Rechtsstudien betrieben wurden. An einer Stelle der Auslegung der Genesis, aus welcher man schließen möchte, daß er zu Erfurt angefangen, sich mit dem weltlichen Rechte zu beschäftigen, spricht er sich über die scholastische Theologie dahin aus, daß sie nichts Festes gebe, ein bloßer Wahn sei (opinio), weil die Scholastiker — ihr Aufwerfen und Unentschiedenlassen von Fragen! — sagten, „man muß also lehren und glauben oder auf eine andere Weise." Die Philosophen und Juristen, fügt er hinzu, machten es mit ihren Doppelsinnigkeiten (aequivocationibus) nicht besser. Er erinnere sich noch wohl, daß er einst im Accursius gelesen, der bei einer dunkelen Stelle mancherlei Meinungen angeführt und sodann erklärt habe, man könne diesen Sinn annehmen oder jenen, er verstehe die Stelle nicht. Diese Aufrichtigkeit habe ihn an dem Juristen gefreut. Das mochte sein in diesem Falle, bei dieser Stelle, aber die ihn anwidernde scholastisirende Methode herrschte doch bei den Juristen vor, und nimmer konnte sie ihm gefallen, wie er denn auch noch hinzusetzt: das Hin- und Herschwanken, dessen er auch die Juristen überhaupt beschuldigt, ist doch nichts Anderes, als nicht wissen [1]). Bevor das Evangelium wieder an den Tag gekommen, sagt er in der Auslegung des Hohenliedes, sei keine „Kunst" recht gelehrt, von keiner der Nutzen und Gebrauch

1) Walch II, 2835.

recht erkannt und gezeigt worden. Das gelte von dem, was man in den Schulen, wie von den Disciplinen, die man auf den Universitäten getrieben habe. Von der Theologie rede die Sache selbst. „Was die Rechtslehrer anbelangt, so verstunden sie zwar einigermaßen ihre Kunst, auch den Nutzen und Gebrauch derselben; jedoch, welches das Allerschädlichste war, so glaubten die Allerwenigsten, daß sie sich in einer solchen Lebensart befänden, die Gott wohl gefiele [1])."

Dies Letztere, zusammentreffend mit der Aeußerung über jene erfurter Rechtslehrer, deutet abermals darauf hin, daß nach der herrschenden Ansicht nur im geistlichen Stande die höhere Gottgefälligkeit, die er zu erringen strebte, gewonnen werden könne, und daß auch die Rechtslehrer von ihr erfüllt waren. So fand er auch bei ihnen Förderungen seiner mönchischen Gedanken. Wenn sie zweifelten, ob sie in einem gottgefälligen Stande und Berufe sich befänden, so läßt sich glauben, daß ihre Zweifel bei ihm zu den schwersten Bedenken wurden, daß er mit Sicherheit und ohne großen Widerwillen die Studien nicht anfangen konnte, die ihn in denselben hineinführten. Hier tritt nun die Seite deutlich hervor, von welcher auch der Beginn der Rechtsstudien auf seinen Einfluß der Weltentsagung sehr wohl eingewirkt haben kann. Mit ihm that er den ersten Schritt in die weltliche Laufbahn. Bis dahin hatte er sich nur mit Gegenständen der allgemeinen Bildung beschäftigt, von welchen er zu jedem Fachstudium übergehen konnte. Der Anfang des Rechtsstudiums brachte die Entscheidung für das Leben. Ließ er sich erst hinein, so war er gefesselt; das Umkehren war schwer, wenn nicht unmöglich. Nun mochte es ihm zum Bewußtsein kommen, daß der ihm bestimmte Beruf ein aufgezwungener sei. Wie aber ihm entgehen? Bitten und Vorstellungen hätten sicher einen Sturm von Vaters Seite erregt und doch schwerlich zum Ziele geführt. Ein Gewaltschritt war am Ende der Weg, auf welchem es am ehesten, leichtesten, gewissesten zu erreichen war.

Denn das wäre doch gerade am schwersten zu verkennen, daß seine vorwaltende innerste Richtung und Anlage auf Beschäftigung mit religiösen Dingen, also auf geistliche Studien,

1) Walch V, 2402 f.

eine geistliche Laufbahn hinging, so viel Tüchtigkeit für weltliche Wissenschaft und Beschäftigung auch in ihm sein mochte. Hätte er kein Gefühl davon haben sollen, daß der geistliche Stand doch sein eigenster Beruf war, worin er erwarten konnte, sein ganzes Wesen am allseitigsten zu entwickeln und das Meiste zu leisten? Der Vater hatte ihn, nicht er sich selbst zum Rechtsgelehrten bestimmt. Auf den Rath, vielleicht das Andringen der Freunde, fing er juristische Studien an. Es geschah doch wahrscheinlich mit großem Widerstreben, und dazu kommt, daß er sich, als es geschah, ohne Zweifel längst in der asketisch-weltabgewendeten Stimmung, den innern Bedrängnissen befand, in welchen der Grund seines, mag sein plötzlich entstandenen Entschlusses der Weltentsagung zu suchen ist. Offenbar konnte die Rechtswissenschaft dem Insichgekehrten, mit seinen inneren Zuständen, mit der Angst um das Heil der Seele Beschäftigten noch viel weniger als die Philosophie ein lebendiges Anliegen einflößen. Sie hatte die Verhältnisse des Lebens vor Augen, die ihm mehr und mehr als nichtig erschienen. Welchen Werth konnten in den seinigen die Würden, Aemter oder Reichthümer haben, zu deren Erlangung ihr Studium das Mittel war? Wie wenig Anziehendes, wie viel Unbefriedigendes und Abstoßendes lag offenbar nach dem Obigen für ihn im Studium der Rechte, im Berufe und der Stellung des Juristen. Dürre, vornehme Gelehrsamkeit, Herrendienst, volksmäßige Abneigung wider die römische Juristerei, fremdes Recht, Schulrecht, heidnisches Recht — und er bei seiner Stimmung! Diese Juristen, diese Staatsmänner und Staatskunst, solche Verhältnisse und solche Behandlung derselben, konnten sie ihn anlocken seine Kraft dahin zu werfen? Selbst aus den humanistischen Kreisen konnte sich ihm leicht Unlust mittheilen. Sollte der Gedanke nicht schon in ihm gedämmert haben, der späterhin zur Klarheit in ihm wurde, daß alle Rechte aus der Vernunft als ihrem Urquell hergeleitet werden müßten, damit ein rechtes Recht sei? Davon war bei allen Juristen nicht die Rede. Trotz alles Bemühens, auch bei der Jurisprudenz die Grenze des Christlichen und Kirchlichen innezuhalten, wie mancher Widerspruch zwischen den Satzungen des römischen Rechts und des Evangeliums drängte sich doch auf. Hätte gerade er

dies Gegensätzliche nicht herausfinden sollen? Wimpheling in seiner Apologie des christlichen Staats und Beschwerden deutscher Nation gegen den römischen Stuhl, klagt wol, die Theologie sei in eine solche Verachtung gerathen, daß sich die jungen Leute fast alle auf solche Wissenschaften legten, welche Geld einbrächten; nur Wenige wendeten sich der Philosophie zu, der Theologie fast Keiner; Alles lege sich auf die Rechte, die menschlichen Gesetze würden den göttlichen vorgezogen [1]). Von Dergleichen konnte bei Luther die Rede nicht sein. Er hätte wol gar zu gern zu jenen Wenigen gehört, aber der väterliche Wille band ihn.

So begann er ohne innern Beruf, wider Neigung die aufgedrungenen Rechtsstudien. Dies mußte den Zwiespalt noch mehren, in welchem er sich schon befand. Es kam bei seiner Stimmung die Unruhe, das Unbehagen, der Druck hinzu, woran mancher kräftige junge Mann so schwer leidet, mancher erliegt, dessen äußere Lebensverhältnisse dem Angreifen der empfundenen oder erkannten Aufgabe seines inneren Lebens feindlich entgegenstehen, in welchem der halb unklare Drang der eigentlichen Natur mit der aus den erstern herfließenden Gebundenheit ringt, der, ob willig, doch ohne Lust in das ihm Unangemessene hineingeht, den thatsächlichen Widerspruch aber fühlt, sich desselben mehr und mehr bewußt wird und sich nun in seiner Abhängigkeit zwischen die innere Neigung und die äußere Nöthigung, die natürliche Bestimmung und die Unnatur seiner Lage, Rücksichten der Pietät und anderer Art mitten hineingestellt sieht. Luther, wie groß seine Abneigung gegen den ihm angewiesenen Studien- und Lebensweg sein mochte, konnte nur an einen, Widerspruch nicht leicht duldenden, strengen Gehorsam fordernden Vater denken, der, wie schon gesagt, schwerlich sich hätte umstimmen, die Genehmigung dazu sich hätte abbitten lassen, daß der Sohn der Theologie sich widme. Freilich, gerade gegen das Mönchthum war Hans Luther's Widerwille am meisten gerichtet. Allein nicht unüberwindlich stand dieses Hinderniß ent-

1) Jahrbücher d. Gegenwart, 1844, Februarheft, 110 ff. Spiker a. a. O. 112.

gegen, während die väterliche Zustimmung unbedingt erforderlich war, wenn Martin zu den theologischen Studien übergehen wollte.

Eintritt ins Augustinerkloster.

Man hat seine Erwählung des Mönchsstandes, womit sein erster Lebensabschnitt zu Ende geht, höchst auffallend, wunderlich, räthselhaft gefunden. Sie wird im hohen Maße kaum so erscheinen nach dem Bisherigen, woraus gewiß hervorgeht, daß ein Gedanke dieser Art nahe genug, so nahe lag, daß man sagen möchte, es sei von Kindheit auf das Mönchthum bei ihm angelegt gewesen, es hätte mit ihm bei irgend einem Anlasse zu einem solchen, alle Schranken der entgegenstehenden Bedenken und Rücksichten durchbrechenden Entschlusse einmal kommen müssen. Freilich fehlte es auch an Gewichtigkeiten nicht, geeignet, den Gedanken niederzuhalten oder die Ausführung zu hindern. Wir vergegenwärtigen uns zunächst den Hergang. Indem er noch mehr Licht auf die Stimmung des angehenden Asketen wirft, erklärt er den Schritt desselben noch deutlicher. Nachfolgen mag dann, was zur Verständigung und Beurtheilung zu sagen noch übrig bleibt. Die ältesten und verläßlichsten Erzählungen stimmen im Wesentlichen, jedoch im Nebenumständen nicht vollkommen genau überein. Ich stelle zusammen, was sich aus den Berichten Verschiedener und zumal aus Luther's eigenen Aeußerungen ergibt, die uns in mehren Schriften von ihm, den verschiedenen Sammlungen der Tischreden und gothaer handschriftlichen Nachrichten aufbehalten sind, und auf welche namentlich auch Lingke seine Darstellung stützt, während Seckendorf wenigstens zum Theil nach Selnecker, einer minder zuverlässigen Quelle, berichtet. Sagenhaftes hat ohne Frage der Erzählung, wie wir sie haben, sich beigemischt. Die Gleichzeitigen wissen z. B. von der Oertlichkeit des Vorgangs nichts. Indeß liegt sehr wenig daran.

Der Entschluß Luther's kam plötzlich; Luther selbst hatte ihn nicht geahnt, als er kam, wenn man auch mit Wahrscheinlichkeit annehmen mag, daß er sich schon eine längere oder kür-

zere Zeit damit herumgetragen hatte, oder wenigstens, daß der Gedanke schon öfter in ihm aufgestiegen war.

Wunderbar sind bisweilen die menschlichen Geschicke, die Zeitabschnitte der innersten geistigen Entwickelung, wie mit den leiblichen Zuständen so mit dem Leben der Natur verflochten. Er befand sich an einem schwülen Sommertage 1505 auf einsamem Fußwege, einige Zeit nach dem tragischen Vorgange, von welchem oben die Rede war. Man kann denken, daß das Bild des in der Blüthe der Jahre urplötzlich dahingerafften Freundes ihm vorschwebte. Wie nahe lag es da, daß ihn neben Bildern des Todes Gedanken der höchsten Pflicht eines gottgefälligen Lebens, der ersten Nothwendigkeit, Gott zu suchen, mit ihm versöhnt zu werden, so lange es noch Zeit, erfüllten, daß er in doppelt verdüsterter Stimmung, vielleicht abgespannt oder überreizt durch die Umstände, welche bei jedem erschütternden Lebensereignisse einzutreten pflegen, gerade den Gedanken wieder nachhing, deren peinigende Eindrücke er am heftigsten beim Tode des Freundes empfunden, daß er abermals mit ganzem Ernst dem „Zorne Gottes und den erschrecklichen Exempeln seiner Strafen" nachsann. Es kam hinzu, daß eine pestartige Epidemie eben damals die Universität verödet, der größeste Theil der Lehrer und Schüler von Erfurt sich entfernt hatte, daß er vielleicht selbst im Begriff war der Pest wegen fortzugehen, körperlich leidend war, sich leidend vielleicht noch mehr fühlte. Da ereilte ihn zwischen Erfurt und dem Dorfe Stotterheim ein heftiges Gewitter. Leicht glaublich, daß er den Gott des Zorns und der Rache zu vernehmen glaubte, daß ihm die Schwüle der Luft, die Schrecken der Natur das gepreßte Herz vollends zu Boden drückten. „Nichts Unfriedlicheres gibt es, sagt er in der Auslegung des 1. Buchs Mosis, als ein erschrocken Herz: bei jedem Blitze, bei einem rauschenden Blatte erbleicht es." Das erfuhr er jetzt. Ein starker Donnerschlag betäubte seine Sinne, der Blitz schlug nicht fern von ihm ein, in seiner Bestürzung rief er: Hilf liebe heilige Anna! so will ich alsbald ein Mönch werden [1]).

1) Erhard II, 272. Spiker 165, wo auf die Berichte von Melanthon, Mathesius u. A. prüfend verwiesen ist. Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 42, V. 28. *Lingke* 11. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Fol. Nr. 262 (D. M. Lutheri curriculum).

Es war ein Augenblick der höchsten Seelennoth, der höchsten Kraft und Lebendigkeit des Gedankens, den entscheidenden, vielleicht lange gefürchteten Schritt um Seel und Seligkeit willen zu thun, alles Irdische dahinzugeben und nichts mehr zu achten, um die christliche Vollkommenheit zu finden, durch klösterliche Heiligkeit den zürnenden Himmel zu versöhnen und die göttlichen Strafgerichte abzuwenden. „Ich ward, sagt er in der Zuschrift an seinen Vater zu der Schrift von den Klostergelübden, je nicht gern und willig ein Mönch, viel weniger um Mästung des Bauchs willen, sondern als ich mit Schrecken und Angst des Todes eilend (elend) umgeben, gelobte ich ein gezwungenes und gedrungenes Gelübde."

In derselben Zuschrift und nach seiner spätern dem Mönchswesen feindseligen Stimmung davon redend, daß sein Gelübde nicht aus Gott gewesen, sagt er, dies gehe daraus hervor, „daß es nicht von Herzen und willig gethan war [1])." Beide Aeußerungen bezeugen unzweifelhaft, daß er es sich durch eine übermächtige Empfindung und unwiderstehliche Ueberzeugung hatte abdringen lassen, aber zugleich mit innerstem Widerstreben. Einer günstigen Stellung im Leben, lockenden Hoffnungen und Aussichten, dem beginnenden Ruhme, den Freuden der Welt zu entsagen und sich in Armuth und Dunkelheit zu begeben: dies mochte ihm bei seiner jetzigen Gemüthsverfassung als ein Geringes erscheinen. Mehr war es, lebendig-todt die Angehörigen und Freunde, die Aeltern verlieren, noch weit mehr aber, ihrer Mißbilligung sich aussetzen, in Widerspruch mit ihnen treten, sie erzürnen. Es war das erste Mal in seinem Leben, es konnte ihm unmöglich leicht werden. Was von geistiger Gesundheit in ihm war, mußte sich gegen die Unnatur der Erwählung des Klosterlebens in den schönsten, kräftigsten Jugendjahren und unter solchen Umständen sträuben. Die lauteste und immer lauter werdende Tagsmeinung in den Kreisen der Aufgeklärten, der kecken, die Welt an sich reißenden jungen Docenten und Scholaren, der Humanisten, die das große Wort führten und mit Hohn und Spott über die Mönche stets bei der Hand waren, die Ansicht eines so großen Theils des Bürgerstandes, worin er auf-

1) De Wette II, 101.

gewachsen war, des Vaters endlich, ging wider die Möncherei: das mußte ihm nothwendig Bedenken erregen, es mußte etwas davon in ihn übergegangen sein, und was davon in ihn übergegangen war ihn dringen, das von Augenblicksgewalt abgepreßte Gelübde zu widerrufen.

In der That nahm er sich bis zur Ausführung, zum Besinnen eine gute Zeit, vierzehn oder fast vierzehn Tage. Es ist ungewiß und eher unwahrscheinlich als wahrscheinlich, daß er schon in dieser Frist den Freunden seinen Entschluß mittheilte und mit ihnen besprach. Allein es mag früher oder später geschehen sein, fest steht, daß sie abmahnten und zwar aufs ernstlichste; vielleicht nicht alle freilich, aber viele, wie er selbst sagt, und man kann denken, die, welche ihm zum Studium der Rechte gerathen, hauptsächlich die von der Richtung der Busch, Hesse, Eberbach, Krotus, von welchen der letztere kurz vor dieser Zeit, 1504 oder 1505, Ulrich von Hutten, den seine Aeltern dem geistlichen Stande bestimmt und in die Klosterschule zu Fulda gethan, in dem Entschlusse zu entweichen und nach Erfurt zu kommen bestärkt hatte[1]). Wenn er sich diesen Freunden jetzt noch nicht anvertraute, so konnte ihm ihre Ansicht doch nicht im mindesten zweifelhaft sein, und er schwieg vielleicht eben deshalb.

Er soll einst geäußert haben[2]), daß er sein Gelübde in den nächstfolgenden Tagen bereut, was um so erklärlicher sein würde, wenn er es mit jenen Freunden besprochen hätte, und noch weit erklärlicher dadurch ist, daß er — die unzweifelhafte der hier freilich nicht übereinstimmenden Nachrichten — den Aeltern seinen Schritt verheimlichte[3]), indem er wußte, der Vater würde zürnen, nicht leicht zu besänftigen, zur Einwilligung nicht zu bewegen sein und ernstlich gegen die Ausführung des Vorhabens einschreiten, sie verhindern oder doch große Hindernisse in

---

1) Erhard II, 271.

2) *Rebenstock* II, 12.

3) De Wette II, 100. Nach Motschmann (696 ff.) soll Hans Luther, nachdem der Sohn ihm seinen Entschluß eröffnet, selbst nach Erfurt gekommen sein und ihm Vorhalt gemacht haben. Allein die Erzählung leitet an sich schon darauf hin, daß sie auf einer Verwechslung mit einem späteren Vorgange beruht.

den Weg legen. In jedem Falle gerieth er in den peinigendsten inneren Zwiespalt. Er war gewohnt zu gehorchen, den Vater zu lieben, zu ehren und zu fürchten, er lebte im strengsten Pflichtgefühle, die Aeltern hatten es sich sauer um ihn werden lassen, an sein Fortschreiten auf der nunmehr glänzend begonnenen Laufbahn Hoffnungen geknüpft, Pläne darauf gebaut. Kummer und Schmerz und Unwillen zugleich mußte er fürchten bei ihnen durch Zuwiderhandeln gegen ihren Willen zu erregen.

Wer kann sagen, ob er nicht in dem Kampfe seiner Pflichtgefühle zurückgetreten wäre, hätte nicht geistlicher Einfluß in seinem Entschlusse ihn bestärkt; denn auch an solchem fehlte es nicht. Man muß vermuthen, daß er den abrathenden und, wie er annehmen und wissen mußte, zum Abrathen geneigten Freunden doch erst sehr spät von seinem Mönchsgelübde Kunde gab. Dagegen scheint er anders Gesinnte unmittelbar oder doch bald nach seiner Rückkehr zur Stadt in Kenntniß davon gesetzt zu haben. Kann man sich auf die handschriftliche Nachricht[1]) verlassen, so eröffnete er nach seinen eignen Aeußerungen seinem „Präceptor," dem Magister Andreas Staffelstein, „als dem obersten Regenten der Schulen," und „einigen andächtigen Ma-

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 153 (Von der Gelegenheit und Ursprung des Traums Friedrich's des Weisen und Eingangs ins Kloster). Dies Dokument enthält die eigne Erzählung Luther's, doch nicht von seiner Hand, von dem, was zwischen ihm und Staffelstein vor seinem Eintritt ins Kloster vorgegangen. Die Jahreszahl 1510 statt 1505 erklärt sich leicht als Schreibfehler. Ein paar andere Umstände erregen aber größere Bedenken. Der Bericht widerstreitet andern darin, daß nach ihm Luther am 14. Juli um zwei Uhr Nachmittags, begleitet von seinem Präceptor, einigen wenigen von seinen Schulgesellen und etlichen andächtigen Matronen ins Kloster eingetreten sein soll. Sodann nennt sich Luther darin einen einigen Sohn und Erben seiner Aeltern, weshalb er denselben seinen Entschluß vor der Ausführung habe anzeigen wollen. Ein Staffelstein kommt späterhin in Wittenberg vor, ob zu dieser Zeit in Erfurt kann ich nicht sagen. Die Matrikel ist mir nicht zur Hand. Leicht möglich, daß der Nacherzähler Einzelnes unrichtig aufgefaßt hätte. Im Uebrigen hat die Erzählung sehr viel Wahrscheinliches. Irgend etwas dieser Art muß doch in jedem Falle vorgegangen sein. Staffelstein, wenn der Name nicht falsch gehört ist, möchte man sich etwa als den Leiter der Burse denken, welcher Luther angehören mochte.

tronen," daß und warum er sich in den geistlichen Stand zu begeben gedenke. Staffelstein redete ihm sogleich zu, rieth ihm an, in das Franziskanerkloster einzutreten, das zu der Zeit neu aufgebaut wurde, ging auf der Stelle mit ihm hin zu den Mönchen, damit er nicht „durch langen Verzug anders gesinnt würde," strich seine geistige Begabung heraus und rühmte ihn als den einzigen unter seinen Schülern, zu dem er „gute Zuversicht und Hoffnung hege, er werde ein rechter gottseliger Mensch werden." Nun kam aber der schwerste Anstoß. Luther erklärte, daß er sein Vorhaben zuvor seinen Aeltern anzeigen und ihr Bedenken darüber hören wolle. Dahin ließen ihn jedoch Staffelstein und die Mönche nicht. Sie belehrten ihn aus dem Hieronymus, man solle Vater und Mutter liegen lassen und nicht achten und zum Kreuze Christi kriechen, sie zogen den Spruch Christi an, wer die Hand an den Pflug lege und zurückblicke, sei nicht durstig zum Reiche Gottes, worauf er denn zusagte, in den nächsten Tagen wiederzukommen und das Probejahr zu beginnen — „ein frommer, andächtiger und gottfürchtiger Mönch zu werden."

Von jeher waren Einwendungen von Aeltern, deren Söhne oder Töchter in Klöster eintreten wollten, und Bedenken der Kinder, die dies wider den Willen der Aeltern thaten, vorgekommen, und alt und neu die Gegenreden der Mönche, womit sie „ihr gottlos Wesen entschuldigten." Gehorsam, sagten sie, sei besser denn Opfer, die geistlichen Väter wären mehr als die natürlichen, Werke christlicher Liebe könne man auch im Kloster unter den Brüdern thun, in geistlichen Sachen sei ein Jeder sein eigen und frei[1]). Längst mochte er in den Vitis Patrum jene „mehr wölfischen und tyrannischen, denn christlichen und menschlichen" Erzählungen von der (wie sie ihm später erschien) „unnatürlichen Unfreundlichkeit" der Mönche und Einsiedler, wodurch sie „viel Leute mit sich in den Irrthum und Verderben führten, gelesen haben, wie z. B. zwei Brüder vor ihrer Mutter, welche sie in ihrer Einsiedelei zu sehen wünschte, sich versteckten, sie fortgehen hießen und ihr sagten, sie möge sich's nicht

1) Urtheil von den geistlichen und Klostergelübden, Walch XIX, 1928, 1935.

leid sein lassen, daß sie ihrer Söhne beraubt sei, damit sie sie wiedersehe im ewigen Leben [1]). Er kommt in der Auslegung der Genesis darauf, daß Hieronymus die mönchische Heiligkeit so hoch gerühmt habe, daß er gesagt, wenn Vater oder Mutter einen Sohn, der ins Kloster gehen wolle, zu verhindern kämen, solle man sie zurückweisen, ja mit Füßen hinausstoßen. Das sei eine gottlose Rede, sagt er, wofür Hieronymus verdiene, was er anrathe. Ein hartes entsetzliches Wort desselben sei es, dessen Urheber er um Vieles nicht sein möchte, „wenn schon dein Vater vor deiner Thür liegt und kläglich weint und die Mutter ihren Leib zeigt, der dich getragen, die Brust, die dich gesäugt, nur immer mit Füßen getreten und stracks zu Christo gelaufen [2])!" „Sie mißdeuteten, sagt er an einer andern Stelle, den Ausspruch Christi: So Jemand zu mir kommt und hasset nicht Vater und Mutter, der kann nicht mein Jünger sein, und achteten es für eine Ehre und dichteten es eine sonderliche evangelische Heiligkeit, die Aeltern und Geschwister hassen und verachten zu können." Mehrfach spricht er im höchsten Unwillen davon, wie im Papstthume die Meinung geherrscht habe, Mönch oder Nonne wären nicht mehr unter dem Vater, sondern in der Geistlichkeit und im Gottesdienst, worin sie, weil Gott mehr als Vater und Mutter, nicht mehr schuldig den Aeltern zu dienen. „Das hat der Antichrist gelehrt, und du magst fröhlich sagen, daß er lüge. Gott hat nächst seinem Gehorsam geboten der Aeltern Gehorsam, vor allen Dingen und über allen Dingen. Aber was lehret jetzt der Papst und geistliche Regiment? Wenn ein Vater einen Pfaffen oder Bischof hat, so hat er einen Herrn über sich erzogen, der ihm in keinem Wege mehr schuldig ist gehorsam zu sein, um der großen Würdigkeit willen der hochheiligen herodischen Geistlichkeit. Darum lebet auch das Volk in einem freien, unsträflichen Leben, wie wir sehen. Gottes Gebot, von der Aeltern Gehorsam, ist zerrissen, und geben vor, sie sind nun unter Gottes und höhern Gehorsam; so doch Gott nicht einen Buchstaben von ihrem Stande geboten hat,

1) Das. 1926.

2) Zu Kap. 43, V. 30. Walch II, 2362.

sondern sie haben's von ihnen selbst erwählet. Nun widerrufet Gott sein Gebot nicht um sein selbst willen. Item, die Klöster sind auch nun in den Schwang kommen, solches Gottes Gebot los zu machen: da entläuft Sohn oder Tochter dem Vater ohne seinen Willen ins Kloster; das urtheilet der heilige Vater Papst mit seinen Herodisten, es sei recht und wohl gethan, und zwinget gleich die Leute, daß sie Gottes Gebot um Gottesdienst willen zerreißen. Also gehet jetzt der ganze geistliche Stand frei und los von diesem höchsten und ersten Gebot Gottes der andern Tafel." Er räth dann den Aeltern, das Kind, das wider ihren Willen das geistliche Leben erwählt, aus dem Kloster zu reißen, wenn sie Gefahr für dasselbe besorgen müßten, genügende Gründe hätten, auch nachher nicht einzuwilligen. „Hättest du, sagt er dem Vater in der erwähnten Zuschrift, gewußt, daß ich auf die Zeit noch in deiner Hand war, hättst du mich nicht aus väterlicher Gewalt aus der Kappen gerissen? Hätt ich's gewußt, hätt ich ohne dein Willen und Wissen solichs nicht angefangen, und ob ich auch tausend Töde hätte leiden sollen. Dann eigentlich mein Gelübde was nicht einer Schlehen werth, dann ich zog mich damit aus Gewalt und Willen der Aeltern, die mir von Gott geboten waren; und das mehr, es war ganz ungöttlich [1])."

Jetzt aber gewann die geistliche und mönchische Ansicht und Gesinnung entschieden die Oberhand bei ihm, obwol, wie es scheint, erst nach einem längeren schweren Kampfe, und setzte sich dann so fest, daß er einen abermaligen und noch längeren und schwereren Kampf bestehen mußte, um sich von ihr wieder frei zu machen und schreiben zu können, wie er nach den obigen Anführungen dem Vater und in so mancher Schrift schrieb.

Er blieb dem Gelübde treu, welchem Hutten um dieselbe Zeit entflohen war, nur daß er sich für das Augustiner- statt des Franziskanerklosters entschied, aus Gründen, wovon im zweiten Buche die Rede sein wird. Er bestimmte den Alexiustag (Mitte Juli) und erinnerte sich an demselben späterhin noch mehrfach seines Eintritts in den geistlichen Stand. Vielleicht daß er den Tag mit Bezug auf den verlornen Freund wählte,

1) Plochm. XIII, 187; X, 379. De Wette II, 101.

wahrscheinlicher daß der Tag dem letzteren den Namen gegeben hat. Am vorhergehenden Abend versammelte er noch seine liebsten, wol dieselben Freunde, die an der „Majestät und Herrlichkeit" bei seiner Magisterpromotion Theil genommen, zu einem Abschiedsmahle, ergötzte sich mit ihnen noch einmal bei Saitenspiel und Gesang: noch einmal wollte er sich der irdischen Herrlichkeit des Lebens theilhaftig machen; es sollte der letzte Zoll sein, den er der Welt, den Freunden, den weltlichen Verbindungen gab, die er in wenigen Stunden zu verlassen gedachte. Nach Melanthon hätten die Geladenen bis zur letzten Stunde keine Ahnung seines Entschlusses gehabt. Wie dem sei, sie drangen in ihn, als er damit hervortrat, seinen Sinn zu ändern. Vergebens. Er sagte ihnen, „heute sehet ihr mich, hinfort nicht mehr." Er erzählt dies selbst und setzt hinzu, „also beharrte ich bei meinem Vorsatze, gedenkend nie wieder aus dem Kloster zu gehen;" denn er sei der Welt ganz abgestorben gewesen, bis die von Gott geordnete Zeit erschienen, wo er gedrungen worden wider den Tetzel zu schreiben. Noch in der Nacht oder am nächsten frühen Morgen eilte er zum Augustinerkloster und erhielt den verabredeten Einlaß. Seine ganze Habe hatte er zurückgelassen, von seinen Büchern brachte er nur den Virgil und Plautus mit. Die übrigen wendete er dem Buchhändler wieder zu. Anderen Freunden — und diese mögen es gewesen sein, welche wir noch überrascht sehen werden — wie auch den Aeltern eröffnete er den Vorgang schriftlich, innigst für alle erwiesene Liebe dankend, schickte auch den Magisterring und seine weltlichen Kleider zurück [1]).

Wir stellen hiernächst eine Reihe eigener Aeußerungen von ihm zusammen, die sich zerstreut in seinen Schriften und theilweis in den mehrerwähnten gothaer ungedruckten Aufzeichnungen finden. Sie enthalten Erklärungen und Selbstbekenntnisse, die den tiefsten Einblick in sein Inneres gewähren, zum Verständniß seines Mönchwerdens fast nichts zu wünschen übrig lassen und Das, was Melanthon, wie oben angeführt wurde, als Beweggrund desselben angibt, und Mathesius' ähnlichen Bericht

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 79, 588 ff. *Ericeus* 174. *Stuss* l. c. Vergl. Ukert, Spiker und Meurer, Luther's Leben I, 10.

vollkommen bestätigen, nach welchem er, „da ihm sein Gesell erstochen war und ein großes Wetter und greulicher Donnerschlag ihn hart erschreckt, und er sich ernstlich vor Gottes Zorn und dem jüngsten Gericht entsetzte, ein Gelübde that, er wolle ins Kloster gehen, Gott allda dienen und ihn mit Meßhalten versöhnen und die ewige Seligkeit mit klösterlicher Heiligkeit erwerben, wie denn solches eigentlich der frömmsten Klosterleute Lehre und Gedanken war."

Er sagt: „ich ging ins Kloster und verließ die Welt, indem ich an mir verzweifelte [1]). Es hat die Wahrheit das Sprüchwort erfunden: verzweifeln macht einen Mönch. Denn wie viel sind ihrer, die um des Bauchs willen ins Kloster liefen, wie der große Haufe that; oder sie traueten Gott nicht so viel, daß er sie ernähren möchte, oder verzweifelten an der Welt wegen so viel Undank, Haß und Verfolgung zum Lohn für eitel Gutthat, oder weil sie nicht traueten, darin fromm bleiben und selig werden zu können [2]). Da war kein Christus, vom Glauben ward nichts gedacht, sondern man hoffete, mit eignen Werken die Sünde für Gott zu tilgen und zu überwinden. Der Meinung wurden wir auch Pfaffen und Mönche, daß wir uns selbst wider die Sünde legen wollten [3]). Schwer ist's, daß ein Mensch in Anfechtung lasse Mosen mit seinem Gesetz fahren und ergreife Christum durch das Wort der Gnaden. Denn das erschreckte und von Sünden geplagte Herz ist ein solch thöricht Ding, daß es nimmer denkt, Gott sei ihm gnädig und barmherzig und wolle ihm um Christi willen die Sünde vergeben, sondern solcher Gedanken ist es voll, daß Gott mit den Sündern zürne, sie anklage und verdamme. Hat das Gewissen einen solchen Kampf gekämpft und sich also mit dem Gesetz zermartert, so nimmt es das Evangelium von Christo, dadurch ihm gewisse Vergebung der Sünden angeboten und verheißen wird, nicht blos nicht an, sondern sieht sich weiter nach mehr

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, 26.

2) Kirchenpostille, Plochm. X, 378. Auslegung des 5. 6. u. 7. Kap. Matthäi, zu Kap. 5. V. 6.

3) Schmalkaldische Artikel, Plochm. XXV, 130.

Gesetzen um, will damit helfen und denkt bei sich selber also: will's Gott daß ich länger leben soll, will ich mein Leben bessern, dies und das thun, barfuß gehen, in ein Kloster laufen [1]). Die leiblichen Anfechtungen, als Armuth, Geiz, Ruhmredigkeit oder Schande und dergleichen, kann man leicht überwinden. Da aber hat's Mühe und Arbeit, wenn uns der Satan Gottes Zorn und viel Exempel davon vorhält, und dazu unser eigen Gewissen wider uns zeuget. Das ist der heftigste Streit, in welchem der Teufel all seine Kräfte und Künste aufbietet. Hängst du dann den Gedanken nach, die er dir eingibt, so bist du schon verloren und verdorben. Denn des Menschen Gemüth vermag Gottes Zorn, also ihm vorgehalten, nicht zu ertragen [2]). Ich dachte, o wenn ich in ein Kloster gehe, und in der Kappe und Platte Gott diene, so wird er mir lohnen und mich willkommen heißen [3]). Ich that das Gelübde um des Heils meiner Seele willen. Aus keiner andern Ursach begab ich mich in den geistlichen Stand, als daß ich Gott dienen und in Ewigkeit gefallen möchte [4]). Ich meinte, Gott nähme sich meiner nicht an; sollte ich in Himmel kommen und selig werden, so würde an mir das meiste liegen. Wußte nicht anders, ich müßte es mit meinen Werken ausrichten, daß ich der Sünde und des Todes los würde. Ward auch derohalb ein Mönch, und ließ mir's blutsauer werden [5]). Wir wußten gar nichts was ein Christ wissen soll, was Gott, was Welt, was Kirche, was Sünde und Vergebung der Sünde sei. Alles hatten sie verdunkelt und unterdrückt. Große, grobe, ungelehrte Esel waren sie in christlichen Sachen. Denn ich bin auch einer gewest, und weiß daß ich hierin die Wahrheit sage, und werden mir deß zeugen alle frummen Herzen, die unter dem Papst sowohl als ich gefangen gern solcher Stück eins hätten gewußt und haben's nicht wissen können noch müssen; wir wußten nicht anders, denn Pfaffen

---

1) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 3. V. 19.

2) Kurze Auslegung des Jesaias zu Kap. 36. V. 11.

3) Auslegung des 14. 15. u. 16. Kap. Johannis zu Kap. 15. V. 16.

4) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Folio, Nr. 262. S. 1.

5) Hauspostille, Plochm. I, 248.

und Münche wären alles gar alleine, und auf ihren Werken stunden wir, und nicht auf Christo [1]). Wenn sich aber ein Gewissen auf seine Werke soll setzen und bauen, so sitzt es auf einem losen Sande, der reitet und riesel immer fort, und muß Werk suchen, immer eines nach dem andern, je länger je mehr, bis daß man zuletzt den Todten Münchkappen anzog, darin sie sollten gen Himmel fahren. Lieber Herr Gott, wie sollten arme Gewissen thun? Sie mußten auf Werk bauen, darum mußten sie auch so jämmerlich suchen und erhaschen, was sie finden konnten, und in solche tiefe Thorheit fallen. Ueber das wurden durch solche schändliche Lehre alle rechtschaffene gute Werk, von Gott gestift und geordnet, veracht und gar zu nichte gemacht, als: Oberherr, Unterthan, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Knecht, Magd. Das hießen nicht gute Werk, gehörten auch nicht zur Buße, sondern hieß ein weltlich Wesen, fährlicher Stand und verlorne Werk [2]). Gelästert ward von den München das Hausleben im Ehestand als ein weltlicher unseliger Stand, wie wenn man bei der Unruhe darin an Gott nicht denken und ihm nicht dienen könnte [3]). Es war die beste Lehre im Papstthum, daß Möncherei so ein köstlich heilig Ding wäre, daß man's der heiligen Taufe gleich halten sollte [4]). Sie gaben vor, daß man mit dem Klosterleben Vergebung der Sünde und Rechtfertigung vor Gott, und mehr verdiente mit solchem Stande der vollkommnen als mit allen übrigen von Gott eingesetzten Ständen [5]). Sie lehrten, wer Lust und Liebe habe mit den Menschen umzugehen, werde mit den heiligen Engeln keine Gemeinschaft haben können, nannten das einsame Leben ein engelisch Leben, nahmen den Menschen die Neigung, die Gott in die menschliche Natur geschaffen [6]). Und ich, als ich verführt war

1) Warnung an seine lieben Deutschen, Plochm. XXV, 48.

2) Vermahnung an die Geistlichen, Plochm. XXIV, 342.

3) Hauspostille, Plochm. II, 13 ff.

4) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 3. V. 1.

5) Augsb. Confession, XVI, 1022 ff. (Ohne Frage auch Luther's Gedanke.)

6) Auslegung der Genesis zu Kap. 35. V. 8.

durch mancherlei Brauch der Worte, war auch weiland in dem Irrthum. Tief in der Menschen Herzen wurzelt der Irrthum, daß wir allein seltsame Dinge hoch halten [1]). Ein jeglicher von uns hat einen großen Mönch in seinem Busen sitzen, das ist, wir möchten gern köstlicher Werke uns rühmen und sagen können: siehe, das hab ich gethan, ich habe heute meinen Gott bezahlet mit beten und meinen guten Werken. Wir suchen von Natur Reinigkeit in uns, erforschen unser ganzes Leben und möchten gern gutes in uns finden, daß wir der Gnade nicht bedürften, sondern aus unserm Verdienst gerecht und fromm erkannt würden. Diese Unart und Heuchelei ist in unserm Fleisch gewurzelt, kommt von dem großen Mönch in unserm Busen [2]). Allzeit ist bei den Leuten größrer Eifer im Aberglauben und Abgötterei, denn die rechte Lehre und wahren Glauben anzunehmen und fest daran zu halten. Da ich zu Erfurt in der hohen Schul angefangen hatte in guten Künsten und in der Philosophie zu studiren, und darinnen so viel gefasset und gelernet hatte, daß ich Magister worden war, hätte ich daselbst, nach dem Exempel der andern, die Jugend wiederum lehren und unterrichten können, oder aber hätte mögen fortfahren, und weiter studiren. Aber ich verließ meine Aeltern und verwandten Freunde, und begab mich wider ihrer aller Willen in das Kloster und zog eine Kappe an. Denn ich hatte mich überreden lassen, daß ich gläubete, ich würde in demselben Stande und mit solcher harten sauern Arbeit Gott einen großen Dienst thun [3]).“ Er führte einst in einer Predigt den Gedanken aus, die Liebe schaffe nicht das Leben, sondern das Leben die Liebe. „Erst mußt du lebendig werden, ehe du etwas thust, daß du aber lebendig bist, hat nicht deine Liebe gethan, sondern die Liebe Christi, womit er gestorben ist, daß er uns lebendig mache. Der Papst aber lehrt: willst du lebendig werden, mußt du Mönch werden, wie ich also auch genarret leider und andere mit mir [4]).“

---

1) Das. zu Kap. 20. V. 2. Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes, Plochm. XXVIII, 143.

2) Auslegung des 45. Psalms zu V. 11 f.

3) Auslegung der Genesis zu Kap. 49. V. 13.

4) *Bruns*, Lutheri Scholia et Sermones in 1. Jo. epist. 158.

Erinnert man sich hierneben des Unterrichts und der Bildung, die ihm von Kindheit an zu Theil geworden waren, der Einflüsse, die auf ihn und insbesondere seine religiöse Anlage und Richtung, zuletzt auch in Erfurt, eingewirkt hatten, der Andeutungen und Aeußerungen von ihm, wie dieselben ihn späterhin bewogen, in ein Kloster zu gehen, wie es sein vorherrschendes Verlangen gewesen, fromm zu werden: so könnte der Zusammenhang in der That kaum deutlicher vor Augen liegen. Er wurde bei einer überzarten sittlichen Anlage verschüchtert, das lebendigste Bewußtsein der Mangelhaftigkeit und Sündhaftigkeit und der Unzulänglichkeit von alle Dem, was er that, um fromm zu werden, entwickelte sich in ihm; der angeborne starke Trieb der Frömmigkeit wurde zum tiefsten Ernst und zum brennenden Willen Gott wohlzugefallen, die Seele zu retten und dies als erste und höchste Aufgabe des irdischen Daseins zu betrachten; das Alles und die Einseitigkeit und Dürftigkeit seiner Bildung führte ihn zu Grübeleien, zu Spekulationen, deren Ergebniß, weil er ihrer nicht mächtig zu werden und keinen Ausweg zu finden wußte, in schweren „Anfechtungen" bestand; er hatte auch die abweichenden Ansichten und Stimmungen der Zeit kennen gelernt und theilweis in sich aufgenommen und mitempfunden, sie hatten die Unmittelbarkeit und Unbefangenheit des Glaubens seiner Kindheit unterbrochen und gestört — ein anderer Grund seiner inneren Bedrängnisse — allein ihre Gewalt war die geringere bei ihm, er gerieth in die Hände von mönchischen Berathern, vielleicht Proselytenmachern (denn so etwas scheint doch nach Allem in Erfurt der Fall gewesen zu sein), nach seinem innerlichsten Seelenzuge neigte er zur Priesterlehre, zu dem im Großen und Ganzen noch immer die Herrschaft behauptenden Katholicism hin, und zwar so, daß er sich ganz in die Ueberschwänglichkeit, die Anschauungen und Empfindungen hineingelebt, wie sie in den entschwundenen mittleren Jahrhunderten lebendig gewesen waren. Weil jedoch auch die Neuzeit mit ihren Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen ihn gefaßt, weil sie und seine Lebensstellung mit der Macht ihrer Verhältnisse Gewalt über ihn übte, so schwankte er noch. Da, unter dem Hinzutreten verschiedener äußrer Umstände, verbanden sich alle die Bestimmungspunkte, die von früh an zu einer solchen

Entscheidung bei ihm in der Stille hingewirkt, in einem Augenblicke höchster Erregtheit aller Seelenkräfte, und erzeugten eine Stimmung und Entschließung in ihm, wie sie in solcher Kraft und so zu dieser Zeit nur äußerst selten, wenn überhaupt noch vorkamen, in den Zeiten der Blüthe des Katholicism aber häufig genug gewesen waren. Wie oft war da eine plötzliche gänzliche Umwandlung und Wiedergeburt des ganzen Menschen selbst mit durchaus weltlich Gesinnten vorgegangen! Wie Viele und sehr weltlich Gesinnte, unter ihnen eben auch thüringische Fürsten und Herren, hatten plötzlich den Entschluß gefaßt und vollführt, ihrer Macht und aller Herrlichkeit der Welt zu entsagen, um ihr Leben hinter Klostermauern zu beschließen. So hatte Günther der Eremit, aus thüringischer hoher Abkunft, seinen Schätzen und dem Weltgetümmel entsagt und unter harten Selbstpeinigungen siebenunddreißig Jahre im böhmisch-bairischen Nordwalde gelebt. Der heil. Norbert aus Xanten im zweiten Jahrzehend des 12. Jahrhunderts hatte als ein wohlhabender Edler sehr weltlich gelebt, bis ihn eines Tags ein Blitzstrahl zur Erde warf, worauf er von der äußerlichsten zur strengsten asketischen Lebensweise überging, sein Erbe verkaufte und den Erlös den Armen zuwendete [1]). Was mit ihm und was mit Luther vorging, läßt sich freilich nicht vergleichen, da des letzteren allerdings auch rascher, alle Fäden und Banden seiner Lebensverhältnisse zerreißender Entschluß gleicherweise wie zufällig herbeigeführt und entstanden erscheint, aber doch kein Ueberspringen von einem zu einem anderen Aeußersten, sondern natürliches Ergebniß einer vor Augen liegenden stetigen innern und äußern Entwickelung war. Eher würde hier ein Vergleich Luther's mit Petrus Waldus zutreffen, einer ernsteren Natur, dem Urheber der Sekte der Waldenser, der seinen Lebenswandel sofort änderte und seine neue Richtung begann, als einer seiner Freunde (1173) plötzlich neben ihm todt niedergesunken war. Auf den Vertreter der dichterischen und schwärmerischen Mystik in Deutschland, Heinrich Suso (um 1300 geboren) machte der Tod seiner Mutter in seinem achtzehnten Jahre einen solchen Eindruck, daß

1) Böttiger a. a. O. I, 93. Raumer, Hohenstaufen, VI, 356; III, 127.

er zur Verwunderung seiner Freunde der Welt entsagte. Oft erhoben sich Zweifel in ihm, die ihm als innere Anfechtungen, als „unrechte Einfälle über den Glauben" erschienen. Bald warf er sich Fragen auf: wie mochte Gott Mensch werden? und ähnliche, oder er verzweifelte an seinem ewigen Heile, indem er sagte, was hilft es, daß ich mich übe und Gott diene, wenn ich vielleicht doch einmal zu den Verdammten gehöre? Und diese „Anfechtungen" waren bei ihm wie bei Luther die Ursache einer langen inneren Marter, einer „wahren Hölle," wie er es nannte. Er hielt sich zu schweren Leiden berufen, sann auf Mittel, die bei ihm als blühendem Jünglinge mächtige Sinnlichkeit zu bändigen, wußte kein andres oder beßres als Kasteiungen, in deren Wahl er sich auf eine wahrhaft gräßliche Weise erfinderisch zeigte [1]). Nahekommendes werden wir bei Luther sehen, ob auch nicht Gleiches. In allen diesen und ähnlichen Fällen zeigt sich die Gewalt des Katholicism in den Zeiten seiner höchsten Lebendigkeit. Allein seine Lebendigkeit und Kraft hatte sich wesentlich vermindert. So wirkte er längst nicht mehr. Nur einzelne ähnliche Nachwirkungen kommen in seiner späteren, in der bis an Luther's Geburt und Aufwachsen hinanreichenden Zeit noch vor. So hatte der gelehrte Trittheim 1483 plötzlich, als ein Unwetter ihn übereilt und genöthigt hinter Klostermauern Schutz zu suchen, den Entschluß gefaßt, Mönch zu werden. Noch 1520 trat Oekolampadius (geboren 1482), ergriffen von der mystisch-beschaulichen Richtung, seine Zeit zwischen Andacht und Studien zu theilen, doch schon gefaßt von dem reformatorischen Geiste, den Luther nicht ahnte oder weit von sich wies, in ein Kloster. Er stellte den Mönchen die ausdrückliche Bedingung, genau nach dem göttlichen Worte leben zu dürfen, und sehr bald ging ihm die völlige Erkenntniß des Widerstreites zwischen dem letztern und dem Mönchthume auf, welchem er von Anbeginn nur halb sich hingegeben [2]). Noch viel später beschloß Kaiser Karl V., der größeste der Widersacher Luther's, seine Laufbahn hinter Klostermauern, wie Luther die seine anfing, und eine je-

1) Schmidt, Heinrich Suso, in Studien und Kritiken, 1843, S. 840 ff.

2) Schröckh XXX, 345. Studien und Kritiken, 1845, 200.

ner Nachwirkungen ist darin zu erkennen, so himmelweit verschieden die Fälle im Uebrigen sind. Die edle strebsame Jugend floh, haßte, verachtete die Klöster und das Klosterleben. Bei einer noch größern Mehrzahl als in den mittleren Jahrhunderten waren es ganz äußerliche Beweggründe, wodurch sie bewogen wurden den Mönchsstand zu erwählen. Es entschieden sich allerdings noch immer manche aus Frömmigkeit für ihn, doch war es bei den Begabten weit seltner geworden. Viele von den in die Bewegungen der nächstfolgenden Jahrzehende tief Verflochtne wurden nie und in keiner Weise vom Mönchsgeiste berührt, wie Zwingli. Ein Fall daß ein Solcher wie Luther, und so und unter solchen Umständen zum Gelübde der Weltentsagung sich hätte fortreißen lassen, kommt in der Zeit doch nicht weiter vor.

Erklärlich oder noch erklärlicher wird es durch einen Umstand, der als geringfügig an sich selbst erscheinen möchte, auf den es aber doch wol der Mühe werth ist, aufmerksam zu machen. Zu den Legenden, die, wie oben bemerkt ist, eben um diese Zeit angelegentlich verbreitet wurden, gehörten vor Allen die von der heil. Anna, der Mutter der Jungfrau. Erst noch am Ende des 15. Jahrhunderts war ihr Dienst in Meißen und Thüringen mit großem Gepränge eingeführt. Hauptsächlich bewogen durch „demüthiges Ansuchen" des Kurfürsten Friedrich (des Weisen) von Sachsen, erließ Papst Alexander VI. im Jahr 1496 eine Bulle, worin er dem Erzbischofe Ernst von Magdeburg aufgab, das Annenfest als ein hohes Fest einzuführen, mit dessen Begehung vierzig Tage Ablaß verbunden sein sollten. Es bildeten sich Brüderschaften der heil. Anna, wie zu Naumburg, denen die vornehmsten Bürger, auch Rathsmitglieder angehörten, für die auf den Messen zu Leipzig u. s. f., so wie zu andern Zeiten gesammelt wurde. Schon 1495 war zu Leipzig ein Carmen zum Lobe der neuen Heiligen erschienen, 1494 ließ Trittheim einen Traktat über ihre Tugenden drucken, von 1497 bis 1517 kamen in Leipzig sieben Ausgaben ihrer Legenden heraus. Man setzte die heil. Anna sogar noch über die Gottesgebärerin, alle anderen Feste, selbst die der Apostel, mußten dem ihrigen weichen, man bauete ihr zu Ehren die Bergstadt Annaberg. Selbst erfurter Humanisten, wie Marschall, machten Gedichte auf sie. In der Gedichtsammlung, welche Spalatin 1501 herausgab, kommen Stücke

von Hesiodus und Ovid, und geistliche Poesien auf das Osterfest, den Erlöser, die heil. Jungfrau und einige von Marschall vor, in deren einem er die heil. Anna preist, sodaß also auch bei den Humanisten, wie bei einem Sebastian Brand, dem Volksprediger und Satyriker, die neuere und ältere Richtung und Bildung, die abweichende und die abnehmende mittelalterliche religiöse Denkweise in den Vertretern der ersteren sich noch immer berührten. Die Verehrung der heil. Anna weckte um diese Zeit und in diesen Gegenden einen ähnlichen Eifer wie die Marienverehrung im ganzen 15. Jahrhundert, und wir sehen, bis in welche Kreise er sich verbreitete. In einer Predigt aus dem Jahr 1545 spricht Luther davon, wie die Katholischen für ihren Glauben und Religion so gern auf das angebliche Alter derselben sich beriefen, und weist auf die verhältnißmäßige Neuheit so vieler Lehren und Einrichtungen, den Ursprung derselben erst in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten hin. Da sagt er denn u. A. „wie denn viel neue päpstliche Artikel aufkommen und eingerissen sind bei meinem Gedenken. Denn ich gedenke noch, daß in dieser Kirche und diesen Landen St. Anna nicht bekannt war und St. Annaberg den Namen noch nicht hatte." In der Auslegung der zehn Gebote Gottes, dem Volk zu Wittenberg (1516 und 17) gepredigt, läßt er sich weitläufiger, unwillig und theilweis ironisch aus über die heil. Anna, die „neueste und älteste, und darum auch die fürnehmste" Heilige, ihre verdächtige Legende, ihre alle andern verdunkelnden Feste, die Sucht nach Neuem auch in solchen Dingen. In einer Predigt der Hauspostille spricht er von einem der „Wunderzeichen," die der heil. Anna zugeschrieben worden und womit man sich herumgetragen. Da sollte irgendwo in Hessen ein Kind unter ein Mühlrad gekommen, jämmerlich „zerradebrecht" sein und drei Tage todt im Wasser gelegen haben. Als man es darnach herausgezogen, habe man es zu St. Anna gelobt, worauf es wieder aufgelebt und gesund geworden sei. Ueberhaupt nennt er gerade die letztre sehr häufig. In jenem Augenblicke, als er „von Angst und Schrecken des ewigen Todes elend umgeben," rief er die heil. Anna an, und wir sehen, warum eben sie, sehen, welchen Eindruck jenes ganze Wesen auf ihn gemacht, daß die das Volk verblendende „Lüge und Irrthum," wie er es

späterhin nannte, auch ihn damals gänzlich eingenommen hatten [1]).

Hier aber tritt nun dennoch, scheint es, eine räthselhaft bleibende Seite an dem sonst Erklärlichen hervor. Wie war das möglich, fragt man sich, möglich bei einem so begabten jungen Manne, einem so scharfen durchdringenden Verstande, einer Beobachtungsgabe, wie Luther sie besaß? Was aber noch weit mehr ist: war die Sittenlosigkeit, die Entartung der Klöster und der Klostergeistlichkeit in jener Zeit nicht so groß, so verbreitet, daß sie den lebhaftesten Unwillen überall und zumal bei allen Verständigen und Bessern erregte? Wendeten sich nicht eben auch die Ernsteren, ein tieferes Frömmigkeitsbedürfniß Fühlenden, die sittlich und religiös Erregteren von der Kirche, um ihrer Verweltlichung, der Veräußerlichung ihrer Lehre und Einrichtungen, der Werkheiligkeit willen ab, aus welcher die Mißstände entsprangen und worin die Irrungen zusammenliefen? Wie konnte sich eben Luther dieser Werkheiligkeit hingeben, gerade von ihr den Seelenfrieden erwarten, in den Sitzen der Faulheit und Liederlichkeit fromm werden, Gottes Wort lernen wollen?

Hierauf läßt sich etwa Folgendes antworten. — Es ist richtig und als thatsächlich so allgemein bekannt als anerkannt, daß die große Mehrheit der Mönche eine in geistiger Dumpfheit und sittlicher Fäulniß begriffene Masse war und längst gewesen war [2]). Wir gehen an dieser Stelle umsomehr darüber hinweg, da wir gelegentlich schon darauf hingewiesen haben und späterhin noch darauf kommen müssen. Hier ist auf Folgendes zu achten, womit bereits Gesagtes in Erinnerung gebracht und vervollständigt werden soll. Die Verderbniß des Mönchswesens war nie allgemein und nie so groß, daß sie alle Einzelnen ergriffen und verdorben hätte, welche in Klöster eintraten. Die Aergernisse versteckten sich zu einem bedeutenden Theile im Inneren derselben und hinter einem Heilgenscheine, der sie von den früheren Zei-

1) Löscher, Reform.-Acta I, 75 ff. Tentzel 280, 350. Frauſtadt, Einführung der Reformation im Hochstifte Merseburg, 25. Plochm. XVII, 142; V, 337. Walch III, 1735. Seidemann, Beitr. zur Reformationsgesch. I, 26.

2) Ullmann a. a. O. I. 202.

ten her umgab und theils durch künstliche Mittel, theils namentlich auch dadurch erhalten wurde, daß eine Minderheit der Ordensleute stets durch Frömmigkeit, Sittenstrenge, Entsagungsgröße, Gelehrsamkeit und Thätigkeit, oft überwiegende Gewandtheit auch in weltlichen und weltmännischen Geschäften sich auszeichnete. Ihr verdientes Ansehen fiel auf ihre Orden und Klöster, auf den gesammten Mönchsstand zurück und pflanzte die Vorstellung von ihm, als dem eigentlichen Stande der Vollkommenheit, der höchsten Blüthe des christlichen Lebens fort [1]). Diese Vorstellung wiederum zog viele reine und ernste Charaktere und tüchtige Köpfe in die Orden hinein, welche mindestens zum Theil die dem Mönchthume zum Grunde liegenden edeln und großen Begriffe festhielten und in ihrer geistigen und gemüthlichen Entwickelung wie in ihrem Wandel, in ihren Persönlichkeiten zur Erscheinung brachten. Erinnern wir uns, wie Luther selbst späterhin, wo er von Unwillen und Zorn über die entartete Kirche und das entartete Mönchswesen erfüllt war, anerkannte, daß der Geist des Herrn von seiner Kirche niemals gänzlich entwichen sei und auch unter den Ordensleuten stets Einzelne in rechter Erkenntniß und Gesinnung erhalten habe. Noch in den Zeiten der Entartung bildeten in Klöstern so unläugbar herrliche christliche Gemüther, wie das eines Thomas von Kempen, sich aus. Geistreiche und edle Männer fanden Frieden und Genüge darin. Es wurde oben erwähnt, wie viel wackre und helldenkende Gelehrte in den Klöstern, insbesondere auch den erfurter Klöstern lebten. Die Mönche verdarben unsäglich viel, aber eben die von ihnen mitbewirkte Verderbniß und Verschlimmerung des religiösen und sittlichen Gesammtgeistes weckte wieder Manche zu einer christlichen Erhebung und einem Eifer, worin sie sich bewogen fühlten selbst die Mönchsgelübde abzulegen, indem ihnen die treue Erfüllung derselben nach der herrschenden Vorstellung der mittleren Jahrhunderte als höchstes Verdienst, die verdienstlichste aller menschlichen Leistungen vor Gott, das höchste Ziel christlicher Vollendung, das Mönchthum als höchste Stufe des christlichen Lebens, der Mönch als der vollkommene Christ galt. Diese Vorstellung haftete aus

1) Ullmann I, 113. Hohenstaufen VI, 355.

vielen Gründen unendlich tief. Sie empfahl sich den sittlichen Schwächlingen und Schlaffen, die nur eine äußerliche Erfüllung der Mönchsgelübde im Sinn hatten und eine solche leichter fanden, als echte innerliche Sittlichkeit und einen sittlichen Wandel in der Welt, eben so sehr aber auch sittlich Ernsten und Thatkräftigen, indem sie ihnen ein Ziel für ein alle Kräfte erforderndes Streben und Gelegenheit bot, die Lust am Schweren und Schwersten zu üben. Es ist wahr, ihre Lebendigkeit hatte sich vermindert, war aber noch weit größer, als wir es uns vorzustellen pflegen, die wir nach der gewaltigen Erschütterung leben, welche sie eben erst durch die Reformation und namentlich durch den späteren Luther erhielt, der indeß ihre Kraft an sich noch empfand, dessen Kindheit und Jugend in eine Zeit fiel, die von dem Mönchsgeiste, der im Mittelalter gerade über das Volk eine so ungeheure Herrschaft geübt hatte, noch immer in beträchtlichem Maße beherrscht wurde. Er war aus dem Volke, er war unter dem abnehmenden, aber im Volke, in den Schulen und an den Universitäten noch unermeßlichen Einflusse des Mönchsgeistes aufgewachsen, dessen Verbreitung und zähe Kraft auch dadurch gerade bewiesen wird, daß die Entartung des Ordenswesens seit Jahrhunderten tausendstimmige Klagen veranlaßt hatte und daß es fortbestand, daß selbst das Volk längst angefangen hatte den Trug des mönchischen Scheins zu durchblicken und die Mönche zu verspotten, und sich dennoch von ihnen leiten ließ und ihre Schaaren ergänzte. Eben die Stärke des Wahns, der das Zeitalter noch immer gefangen hielt, beweist, wie groß die Kraft war, die Luther späterhin zu entwickeln hatte, ihn zu durchbrechen. Es erklärt sich, daß Begriffe und Empfindungen ihre Macht auch an ihm, dem Jünglinge und dem Jünger übten, deren Macht nur seine, des Mannes und Meisters Kraft überlegen war.

Dem Mönchthume lagen die großen christlichen Ansichten und Lehren von dem irdischen Dasein als Vorbereitung zu einer höhern Bestimmung, von der Nichtigkeit des Irdischen im Verhältniß zum Ueberirdischen und Göttlichen unläugbar, ob auch mißverstanden zum Grunde. Es erschien als ein großartiger, wenn auch gleichfalls auf Mißverständniß beruhender, Ueberspannung bekundender Versuch, in völliger Besiegung der sinn-

lichen Natur das Höchste, was ein Mensch zu leisten vermag, zu vollbringen, die menschliche Natur zu vergöttlichen, den Menschen gleichsam zum Gott zu erheben. Es war in seinem Ursprunge und Fortgange zum großen Theile als heilsame Gegenwirkung wider schlechte, unchristliche, weltliche Ansicht, Gesinnung und Sitte aufgetreten. Es war der höchste Ausdruck der mittelalterlichen Denkart und Gefühlsweise und des kirchlichen und hierarchischen Eifers, eine der kräftigsten Stützen des gesammten Katholicism. Es hatte große Männer, Thaten, Tugenden und Verdienste in seiner Geschichte aufzuweisen. Es hatte seine glänzende Lichtseite und sie war hundertfach mit Beredtsamkeit und großer Kunst hervorgehoben. Wie nahe lag es da doch immer, daß ein junger Mann, in welchem ein reines, argloses, christliches Gemüth wohnte, Hinneigung zum Excentrischen, eine lebendige Phantasie, ein Feuergeist war, sich ihm hingab, indem er, woran schon erinnert ist, die Wirklichkeit desselben idealisirte, von der Lichtseite sich ganz einnehmen ließ; jene Mißverständnisse nicht erkennend, weil sein Unterricht zu dürftig gewesen war; die Verderbniß im gesammten Mönchsthume nicht durchschauend, nicht ahnend, weil ihm vor Allem Unbefangenheit abging; die Anklagen und Beschuldigungen um so leichter überhörend, weil sie meisthin von weltlich Denkenden erhoben wurden und von weltlicher Gesinnung größtentheils ausgingen, wie es schien. Mit eifrig-kirchlicher und päpstlicher hatte er sich erfüllt und das Mönchthum war die stärkste Stütze des Papstthums von jeher gewesen, war es noch und konnte auch von dieser Seite ihn anziehen oder mit sich versöhnen. In einem edeln kräftigen Menschen lebt stets der Trieb, für ein großes Ganze thätig zu sein. Ein Hutten ließ von der weltlichen Seite sich anziehen. Aber nicht ganz leicht fand — und so war es bei Luther der Fall — ein hochsinniger junger Mann eben damals im deutschen Staate bei den wirren, hoffnunglos erscheinenden öffentlichen Zuständen, der herrschenden, selbstsüchtigen, kleinlichen Gesinnung, welche die nationalen Angelegenheiten zu Privatsachen machte, ein Ziel, das Befriedigung verheißen, Lust und Muth geweckt hätte, als Welt- und Staatsmann etwas zu leisten; wogegen ihm die doch jedenfalls gewaltiger und geordneter dastehende Kirche ein solches Ziel vorhielt, in der Idee und dem Dienste der Idee der

Weltherrschaft des Papstthums und Christenthums zum Zwecke der Heiligung und Beglückung der Menschheit, allgemeinen Friedens, der Einigung und geistigen Erhebung aller Nationen. Man mag sodann auch wol sagen, Luther's Entschluß deute auf krankhafte Ueberspannung, auf eine gelähmte Kraft und Uebung des Denkens hin. Auch hier fehlt die Erklärung nicht. Sie liegt in dem, jene Kraft und Uebung allerdings lähmenden, die Einbildungskraft überreizenden Brüten und Grübeln, dem er verfallen war, in der Uebersteigerung des religiösen Gefühls und Phantasielebens, dem er sich hingegeben, in der ihm anerzogenen und dieselbe Wirkung äußernden Leichtgläubigkeit für das Wunderbare, in dem hiemit verbundenen Kultus der Heiligen, der Maria und dessen Fanatism, der wiederum dieselbe Folge haben mußte, in der schwermüthigen Stimmung, die ihn, wie es scheint, nur zu oft übermannte. Mit großer Wahrheit aus eigner Erfahrung sprach er es oft aus, schrieb er einst an Hieronymus Weller (1530): „Du wirst bisweilen vom Geiste der Schwermuth gequält; diese Anfechtung ist für die Jugend die schädlichste; alle Heiligen erfuhren sie, kämpften aber und siegten; das Wichtigste in diesem Kampfe ist, der schweren Gedanken sich entschlagen und ihnen nicht nachhängen, was sie stärken heißt [1]).“ Gerade Das war es, was er selbst nicht vermieden hatte.

Allein es dringen sich uns hierbei noch ein paar weitere Bemerkungen auf, die wir doch nicht übergehen dürfen und womit wir oben Erörtertes von einer anderen Seite wieder aufnehmen. Mit Paulus auf dem Wege nach Damask vergleicht ihn Krotus Rubianus in dem Augenblicke, wo er, von einem Blitzstrahle halb betäubt, das Gelübde des Mönchwerdens ausspricht. Doch ein Vergleich mit der Bekehrung Pauli oder ein andrer, etwa mit der des heiligen Augustin, paßt nur, sofern ein plötzlicher Eindruck, durch etwas Aeußerliches veranlaßt, bei dem Apostel, dem Heiligen und Luther zu einer plötzlichen Aenderung des Lebensganges führt. Allein bei Luther hat Alles in weit höherem Maße den natürlichen Verlauf, auch in seiner Auffassung, trotz seiner Exaltation. Bei ihm tritt nicht eigentlich eine plötzliche Sinnesänderung ein, nie war in ihm ein eigentlicher Gegensatz

1) De Wette IV, 39 f.

zu dem Mönchthume gewesen, dem er sich hingab; er sieht keine himmlische Erscheinung, er hört keine himmlischen Stimmen[1]).

Wir sehen bei seinem plötzlichen Entschlusse und der Ausführung desselben zum ersten Male, daß er von stürmischen innern Bewegungen abhängig ist, heftigen überwältigenden Gefühlen und Eindrücken des überraschenden Augenblicks sich überläßt und ihren Antrieben gehorcht, doch nicht ohne Ueberlegung und Besonnenheit. Lange muß sein Geist in geheimster Stille — denn der ganze Hergang hat doch das Aussehen des Ueberraschenden und überrascht Jedermann — gearbeitet haben, und erst langem Verarbeiten und Gähren folgt der Ausbruch. Zum ersten Male zeigt sich an ihm die Lebendigkeit des Gemüths, der jähe Ungestüm des Charakters, womit er das Wichtigste ergreift, die ihn fortreißen und die er doch beherrscht. Er gelobt ein Mönch zu werden, wie er mehrfach geäußert hat, aus Noth und Zwang seines Gemüths, sodaß er nicht wohl sagen könne, wie es zugegangen[2]); er vollführt, was er gelobt, doch nimmt er sich noch eine ziemlich lange Bedenkzeit. Man kann sich vorstellen, in welch einem Gemüthszustande er sich in den vierzehn Tagen befand, wo er noch in der Welt verweilte, mit der er innerlich zerfallen war, gebrochen hatte, in Tagen solcher Ungewißheit, solcher Schmerzen, solcher Angst, hingestellt zwischen ein doppeltes Pflichtbewußtsein, die Nothwendigkeit vor sich, entweder an den Aeltern sich zu verfehlen oder ein so heiliges Gelübde zu brechen. Doch vergißt er keine der den Umständen nach erforderlich scheinenden Vorkehrungen, ja er versammelt im letzten Augenblicke noch die besten Freunde um sich. Das veranstaltete Mahl muß ein gar schmerzlich-fröhliches, das Herz muß ihm dabei bis zum Zerspringen voll gewesen sein und aus allen Wunden geblutet haben; doch ist daraus zu erkennen, er vollführt das Beschlossene mit voller Geistesklarheit. Es offenbart sich darin eine Poesie des Gemüths, die sich sehr wohl mit Dem, was man

1) Monumenta pietatis, Francofurti 1701 edita II, 12 sq. *Joh. Fr. Mayeri*, comparatio Pauli et Lutheri. *Car. Fr. Chr. Heinrichs*, Comm. de iis quae potissimum contulerint ad Lutherum sacror. Reformatorem sensim effingendum, 9 sq. Das Augustin Betreffende im zweiten Buche.

2) Tentzel 151.

jugendliche Schwärmerei nennt, verträgt, doch sinnbetäubende, fanatische ausschließt. Man sieht, in ihm ist nichts Saures, Mürrisches[1]), nichts von überdrüssiger, stumpfer Verachtung der Welt und ihrer Freuden, nichts von finsterer oder trockner Gemüthsart, Zerrissenheitseinbildungen, Winselei und Pinselei oder der Kraftgeniesucht, die nach Größe oder nur deren Schein trachtet, indem sie nach Auffälligem greift, aus einem Aeußersten ins andere überspringt. Nicht in träger Unlust zu Kämpfen und Mühen, nicht aus Behagen an eintöniger Sorglosigkeit, nicht stolz, kalt, grämlich oder übersättigt wendet er der Welt, der Freude, der Freundschaft und Liebe der Seinen den Rücken. Im vollen Gefühle der Süßigkeit ihrer Banden entzieht er sich ihnen, weil ihn eine stärkere Liebe und Sehnsucht hinwegzieht, die aber auf Arbeiten und Thun gerichtet, vom Gefühle der Pflicht, der sittlich religiösen Nothwendigkeit bestimmt ist. Er läßt seine Bücher zurück, die Rechtsbücher, die dialektischen wie die meisten Klassiker: sie scheinen ihm nichts nütze, Gottes Wort zu lernen und fromm zu leben, eher zerstreuend und hinderlich: doch nimmt er zwei Dichter mit, den phantasiereichen, naturfreundlichen Virgil und den lustigen Plautus; er denkt in guten wenn auch seltnen Stunden sich an ihnen geistig zu erquicken, zu ergötzen. Er mochte freilich um so eher an solche Selbstgestattung denken, da man eben Virgil und Plautus in den Klöstern häufig las.

So fällt bei der Betrachtung des Herganges das Stürmisch-Heftige an ihm und ebenso Das nur zunächst auf, daß er — ein so starker Geist und umgeben von so manchen Elementen, die sich ihm darboten und von vielen Andern benutzt wurden zu einer mehren oder minderen Befreiung aus den Banden, welche, im Katholicism zusammengefaßt, die Geister damals fesselten — daß er, sagen wir, sich knechten ließ und den herrschenden Mächten recht eigentlich zu Dienst sich hingab. Dem war so; allein die Sache hat noch eine ganz andere Seite. Auch das ist nicht zu verkennen, zum ersten Male bricht jetzt in ihm das Feuer und die Kraft des religiösen Genius hervor, die so hell erleuchten, so mächtig erschüttern sollten. Sie offenbarten sich in der

1) Planck 45.

Gestalt des tiefsten Gefühles der Abhängigkeit und Unwürdigkeit der Kreatur, dem Schöpfer gegenüber, der tödtlichsten Angst um das Heil der Seele und des heftigsten Verlangens nach innerer Heiligung, der lebendigsten Begier, darum Alles zu thun und zu opfern, mit einem Worte in der völligsten Hingebung an die religiöse Idee, wie sie eben jetzt in ihm lebendig war. Andeutend zeigt sich darin schon, was ihn lebenslang auszeichnete, jene unbeugsame Willenskraft, zu vollbringen, was ihm je nach seiner Ueberzeugung als Pflicht, als höhere Nothwendigkeit erschien, ohne zurückzuschrecken vor der That und Arbeit des Höchsten und Schwersten, das der Mensch zu leisten vermag — jener Schwung einer hoch über alle irdische Rücksichten und Bedenken sich erhebenden Seele — jener unwiderstehliche Drang nach kühnster Selbstbestimmung in den höchsten Anliegenheiten des Geistes und Herzens — ja, der Freiheitsdurst, der die Fesseln des Herkömmlichen und der Satzung, der menschlichen Autorität und Gebote zu zersprengen ringt, die das eigenthümliche Leben des Geistes und Glaubens hemmen. Wenn er sich dienstbar machte, so geschah es, indem der Grundsatz der christlichen Freiheit ihn verlockte und fing, daß „in geistlichen Sachen jeder sein eigen und frei sei." Er schrieb dem Vater nach Jahren in der Zuschrift zu seinem Werke von den Klostergelübden (und deren Nichtigkeit): „darum schicke ich dir dies Buch, in welchem du erkennest, mit was Zeichen, Kräften und Wunderwerken Christus mich von dem Gelübde der Müncherei (innerlich nämlich, denn er blieb noch im Klosterverbande) erlöset hat, und mit so großer Freiheit begnadet, daß ich, wiewol er mich zu aller Menschen Knecht gemacht hat, dennoch niemand unterworfen, denn ihm alleine[1])." War aber nicht sein Hineingehen in Knechtschaft, ob auch ihm unbewußt, eine Selbstbefreiung, eine That derselben Freiheit, deren er sich nach jener Aeußerung bewußt geworden war? Und so viel Demuth, so viel Trotz gewahren wir an ihm, so viel Erschrecken und Verzagen, so viel Muth und Kühnheit. Was er ist, was er thut, er ist und thut es mit ganzer Seele. Der kecken Jugend gehört er nicht an, die aus Wahrheitseifer und Uebermuth das Hergebrachte, die

1) De Wette II, 104.

Autorität in Zweifel zu ziehen liebt, sich gern an den Widerspruch anschließt gegen Das, was ihr als Unwahrheit oder Unbill erscheint, sich gern für neue Ansicht erhebt und warm und frisch ihr Ideal in die Welt einführen möchte: mit zu viel Innigkeit und Pietät hat er die Jugendeindrücke, das als heilig und Gegenstand des Glaubens Dargebotene in sich aufgenommen, zu wenig noch hat die positive Idee, worin er lebt und ihr Ausdruck, die Kirche und ihr Lehrsystem, seine Innerlichkeit verletzt, zu wenig noch hat er die Elemente des Widerspruchs gegen das Bestehende und Herrschende in sich verarbeiten können, als daß er sie verstanden hätte, sie nicht ablehnen sollte. Energie gibt sich kund, auch bei ihm, dem Verschüchterten und Blöden, und eine gewaltige, nur nicht in der Richtung auf die Opposition, das Verneinen.

Endlich, in dem Allen zeigt sich die rechte Eigenthümlichkeit einer deutschen, wie religiösen Natur. Zunächst darin, daß er vorwaltend und so eifrig von früh an die innerliche, die religiöse Seite des Lebens auffaßt, Alles darauf bezieht, vor Allem fromm werden will, daß er von den Zeitansichten, Verhältnissen und Anliegen, selbst an einem Orte und in einer Lage, so sehr geeignet, auf ihre Beachtung hinzuleiten und in ihre Bewegung hineinzuziehen, sich abwendet, sich in sich selbst vertieft, von Spekulationen und der Beschäftigung mit seinen innern Zuständen sich ganz in Anspruch nehmen läßt. Die deutsche Art, auch in den Hauptperioden unserer Geschichte, insbesondere unserer Dichtung hervortretend, dem handelnden und wirkenden Leben den Rücken zu wenden und der Beschaulichkeit nachzuhängen [1]). Wir erinnern weiter an Das, was in dem Abschnitte über seine thüringische Abstammung davon gesagt wurde, wie es gekommen, daß bei uns eine so nachhaltige Liebe und Ehrfurcht vor der Kirche sich festgesetzt. Hier wollen wir aufmerksam darauf machen, wie derselbe Gang bei Luther und in seiner Entwickelung sich wiederholt hat, wie er in und an sich die Entwickelung, die Erfahrungen und Schicksale seines Stammes und Volks so völlig erlebte. Bei vorwaltender religiöser Anlage und Stimmung lernt er das Christenthum vielfach entstellt und die

1) Gervinus V, 715.

Kirche sehr verunreinigt kennen. Er kann das Falsche und Unreine darin nicht erblicken, da ihm der Grundgedanke, die Urgestalt unbekannt, und sein Geist und seine Bildung noch nicht gereift genug sind, sie zu entdecken. Er fühlt sie aber heraus, nimmt das Christenthum der römischen Kirche auf, wie es ihm geboten wird, um der noch unverlornen echt christlichen Bestandtheile desselben, eignet es sich um ihrer willen ganz an, wie es in seinem priesterlichen Typus war. Dasselbe hatte die Nation gethan, hatte an seiner Ausbildung in der einmal gegebenen Richtung den ernstlichsten Antheil genommen, vornämlich ihr Werk war die Entwickelung der Hierarchie und des Papstthums, großentheils auch der kirchlichen Wissenschaft und des Kultus zu der Höhe gewesen, welche die mittleren Jahrhunderte in dem Allen erreichten [1]). Ihre Ehrfurcht vor dem Heiligen, der Religion, welche doch nie aus der Kirche entwich, ihr Hang zu religiösen Spekulationen, einem innerlichen Leben, zum Idealisiren, ihre schon von Tacitus gepriesene Genügsamkeit und Zufriedenheit mit dem Aeußerlichen, wie es nun eben war, ihre fromme und oft träge Vorliebe für das Gewohnte und Hergebrachte, ihre edle und blinde Treuherzigkeit: das Alles war so groß und mächtig bei ihr, daß sie trotz ihres gewaltigen Triebes der Freiheit und Selbstbestimmung, der sie so oft gegen die hierarchischen Uebergriffe in ihre individuelle und nationale Freiheit in Harnisch brachte, den Fesseln der Hierarchie sich hingab und der letztern eifrigste Freundin wurde. Bei Luther dieselbe unbefangene, gläubige, treuherzige, blinde Hingebung an das Kirchenthum, um der Mittel des Heils der Seele, die es vermeintlich allein darbot, um der christlichen Idee willen, die es allein darstellte und die er in ihrer Reinheit noch nicht ahnte. Derselbe mächtige Trieb der Selbstbestimmung, der das äußerlich Gesetzte, das innerlich nicht angeeignet werden mag und so als Aufgedrungenes erscheint, zurückstößt, und dieselbe Verirrung in den blindesten Gehorsam. So viel Forschbegier, so viel Hinneigung zum Beschaulichen; so viel Hang zur freiesten religiösen Spekulation, der zu den kühnsten, stärksten und dann als schwere Anfechtun-

1) Ullmann I, 9.

gen erscheinenden Zweifeln hinführt, so viel Gläubigkeit und Pietät, in Allem die tiefste Innerlichkeit, der tiefste Ernst.

Die Folgen und Wirkungen seiner Erwählung des Mönchsstandes treten in der Geschichte seines ferneren Lebens nach und nach hervor. Da jedoch diese Darstellung zum wenigsten vorerst noch nicht das Ganze des letztern umfassen wird und weil es zur Würdigung jenes Schrittes gehört, so werden noch ein paar Andeutungen statthaft sein. Auf der Hand liegt, daß er Das nicht geworden wäre, was er geworden ist, wenn er ihn nicht gethan hätte. Er selbst hat ihn von verschiedenen Standpunkten aus beurtheilt.

In der mehrerwähnten Zuschrift an den Vater faßt er es als eine göttliche Fügung auf, daß er durch seinen Lebensgang zur unmittelbaren Erkenntniß der klösterlichen und überhaupt der kirchlichen Entartung, und durch jene Erkenntniß zu der Fähigkeit geführt sei, sich mit Erfolg gegen dieselbe zu erheben. Er schreibt, mit Beziehung auf die Vorstellungen von der klösterlichen Heiligkeit, die ihn beherrscht, auf seinen Ungehorsam gegen den väterlichen Willen, die Ansicht, daß die Aeltern nicht Gewalt hätten, ihren Kindern zu wehren, in Klöster zu gehen, die Kinder nicht die Pflicht, den Aeltern zu gehorsamen, die dawider wären, „Gott hat aus allen solchen Irrthümern und Sünden Wunder viel größer Güter geschafft. Siehe, wolltest du nu nicht lieber hundert Söhn verlorn, dann solch groß Gut nicht gesehn haben? Es dunket mich, daß Satanas von meiner Jugend an zuvor gesehen hab die Ding, die er nu leidet. Derhalb hat er, mich umbzubringen und zu vorhindern, geraset, und wuthet mit so viel Fünden, daß ich mich ofte verwundert und gedacht, ob ich's gar allein wäre unter allen Menschen, den er antastet. Es hat aber Gott gewollt (wie ich nu sehe), daß ich der hohen Schulen Weisheit, und der Klöster Heiligkeit aus eigener und gewisser Erfahrung, das ist, aus vielen Sunden und gottlosen Werken erfuhre, daß das gottlose Volk nit wider mich, ihren zukunftigen Widerpart, zu prangen hätt, als der unerkannte Ding verdamnit. Darumb bin ich ein Münch gewest und noch; aber nicht ohne Sunde, doch ohne Schuld odder Vorwurf. Dann Aberglaub und Gotts-Vorachtung, wurde ins Papsts Regiment nicht allein nicht gestraft, sondern auch vor große Geistlichkeit geacht." Ebenso äußerte er am Alexiitage

1539, den Hergang seiner Weltverlassung erzählend, „Gott hat mich darum lassen Mönnich werden, nicht ohne große Ursache, sondern daß ich durch Erfahrung belehrt, wider den Papst schreiben sollte [1]).“

Alle aus den Lehren, Vorschriften und Einrichtungen der Kirche hervorgehenden Zustände hat er durchgelebt, darum kannte er sie bis auf den innersten Grund und was sie wirken und nicht wirken konnten, und er mußte sie ganz durchleben, um von den absterbenden und verkehrten jene tiefe kräftige Ueberzeugung ihrer Unzulänglichkeit, Irrthümlichkeit und Verdorbenheit in sich zu begründen, die ihm nöthig war sie zu verneinen und zu beseitigen, und sodann zu den lebenskräftigen und echten hindurchzudringen, die Zerstreuten in sich zu sammeln, zu einem neuen und geläuterten Leben zu erheben und so die Glaubensreinheit, Kraft und Begeisterung zu gewinnen, die ihm der Hebel wurde, das Zeitalter auf eine höhere Stufe hinanzuführen. Alle Verderbniß der Kirche wurde ihm aus eigner, innerer und äußerer Erfahrung klar und gewiß, wie sie es sonst nicht hätte werden können. Wer hätte der Aufgabe gewachsen sein sollen, die Versöhnung mit Gott nach der Lehre der Kirche, durch Verfolgung der von ihr gewiesenen Bahn bis ans äußerste Ende, durch Weltentsagung, Büßungen und wie die Mönchswerke weiter hießen, denen so große Dinge zugetraut wurden, zu lösen, wenn es Luther's Kraft nicht gegeben war, ein solcher Wille daran scheiterte? Er hat die Arbeit seines Lebens nur dadurch vollbringen, nur dadurch die weltbeherrschende Macht so tief erschüttern und den christlichen Geist wieder beleben können, daß er sich mit dem tiefsten, religiösen Ernste, namentlich in das Lehrsystem der Kirche hineinließ. Die Macht des bestehenden Kirchenthums und seine Verderbnisse ruheten auf der Ansicht, wonach man in der Kirche, ihren Institutionen und der Theilnahme daran, das wahre Christenthum hatte, das da beselige, zum Heile nothwendig, außer welchem kein Heil, dem Unterwerfung gebühre. Diese Ansicht hatte wiederum ihre Grundlage im Lehrsystem der Kirche, das gleich einem dichten undurchdring-

1) De Wette II, 102. Cod. chart. bibl. duc. Goth. D. M. L. Curriculum.

lichen Gewebe die ursprüngliche christliche Wahrheit verborgen hielt und die Mißgestalt, jeden Auswuchs als christlich und göttlich rechtfertigte und erscheinen ließ. Wer die Entartung und die hierarchische Macht, wodurch sie getragen und gehalten wurde, mit Erfolg bekämpfen wollte, mußte der hohen Schulen Weisheit und ihren Ungrund in der Tiefe kennen. Nicht anders konnte er den absichtlichen und unabsichtlichen Betrug aufdecken und dadurch die in der großen allgemeinen Täuschung befangene Meinung umgestalten, losreißen von dem Bestehenden und hinüberziehen auf die Seite des Angriffs. Scholastik und Mönchthum waren, von der Seite der Theorie und Praxis, die höchsten Potenzen, die mächtigsten Stützen, der eigentlichste Ausdruck des ganzen kirchlichen Wesens. Eben darum waren so viele und gewaltige Kämpfe der weltlichen Macht, der Herrscher und Nationen gegen die Uebergriffe und Mißbräuche der Hierarchie und Kirche mißlungen, weil die Meinung sie selbst noch beherrschte, auf welcher jene ruheten, und weil sie zur ursprünglichen christlichen Wahrheit entweder nicht hindurchdrangen oder sie zur Gestalt und allgemeinen Anerkennung nicht zu bringen vermochten. Wie die Kirche gesunken war durch Verderbniß ihres Gesammtgeistes und wie dieser verdorben war durch vornehmste Schuld der geistlichen Leiter, so konnte sie auch nur reformirt werden durch eine religiöse Erneuerung und diese nur ausgehen von geistlich Gebildeten und religiös Begeisterten. Wie die christlichen Völker geknechtet und beherrscht waren von Geistlichen, konnten sie auch nur von solchen wieder gefreit werden; nur ein Wissender war im Stande, den Zauber der geistlichen Herrschaft zu zerstören. Darum ging die deutsche Reformation von einem gelehrt Gebildeten, einem Kleriker, einem Mönche aus, darum schlossen sich ihm zunächst Gelehrte, Geistliche, Mönche an. Denn gerade diese ergebensten Knechte des finsteren Wahns und der Macht, die ihn unterhielt und ausnutzte, diese am meisten Bethörten und Verfinsterten lernten am nächsten die Unnatur, die Entwürdigung des Geistes, den Druck der Fesseln, die Entzweiung, Versunkenheit und Ruchlosigkeit kennen, welche grade da herrschten, wo die reinste Heiligkeit, der seligste Friede zu finden sein sollten, wozu die Kirche zu führen vermochte. Die zauberischen Bilder vom heiligen klösterlichen Leben zerran-

nen am gewissesten in der unmittelbarsten Nähe. Die sie mit gläubiger Hingebung umfingen, empfanden die Leere am schmerzlichsten. Der Fluch der Finsterniß und Lüge traf sie am härtesten. Sie konnten Zeugniß geben wie Andre nimmer. Wenn ein Lichtstrahl in die Klostermauern zu ihnen hineindrang, wenn die himmlische Luft der Freiheit sie anwehete: wer hätte davon berührt und belebt werden können wie sie?

Wir haben schon darauf hingedeutet und werden es noch weiter ausführen müssen, von allen Richtungen des Volksgeistes zu jener Zeit, in der Wissenschaft und im Leben, hatte nur die religiöse die Kraft, den Anstoß zu einer Bewegung in unserm Volksleben zu geben, wie sie noth that und wie die Reformation sie gebracht hat. Sie konnte nicht ohne die tiefste religiöse Erregung zum Ziele gelangen und diese bedarf in jedem Kulturvolke der Theologie, um es zu haltbaren Gründungen zu bringen. Luther wurde von der erstern ins Kloster geführt und gelangte zur letztern durch das Mönchthum. Beide sind die Bedingungen gewesen, daß er seine nationale, kirchliche und Weltbestimmung erreicht hat. Die glücklichste Divinationsgabe hat ihn geleitet. Bei einem solchen Geiste und solcher Kraft hätte es zu einem Zusammenstoße des Gemüthlebens und der Wirklichkeit, zu irgendwelchen Excentricitäten oder Jugendverirrungen fast kommen müssen, und soll davon die Rede sein, so war seine Erwählung des Mönchsstandes die unschädlichste und wenigstens insofern die förderlichste und nützlichste, als nichts geeigneter war denn das klösterliche Leben, seine ungestüme Kraft zu mäßigen, ihm bei seinen verworrenen Seelenzuständen eine bestimmte Arbeit zu geben, sein Gemüthsleben vor Störungen von Eindrücken der Außenwelt zu schützen, welche wenigstens die Vertiefung mit ihrem Gewinn nicht zugelassen hätten, die nur innerhalb der Klostermauern möglich war.

Erkannte er dies ganz richtig, so entging ihm doch aber auch eine andre Seite der Sache nicht. Er beklagt es wol, daß er „keine große Erfahrung" habe, weil er „bis ins vierzehnte Jahr hinan ein Mönch gewesen," und, sagt er, „wer ein Lehrer und Prediger in der Kirche sein will, der muß auch in der Welt sein gewesen und derselbigen Händel gesehen und je zum Theil erfahren haben; denn es thut's nicht, daß ein Mensch mit

Klostergedanken etwas regieren sollte[1])." Aehnliche Aeußerungen werden wir unten noch hören. Doch ist es ihm schwerlich jemals zum vollkommen deutlichen und oft in mehr als einer Beziehung vielleicht gar nicht zum Bewußtsein gekommen, wie unendlich nachtheilig es wurde für seine gesammte geistige Entwickelung, seine Gelehrsamkeit, seine Theologie, seine Wirksamkeit, daß er von so vielen Bildungsmitteln und Stoffen der Zeit sich ausschloß, den lebendigen Verkehr mit Welt, Wissenschaft und Leben aufgab, eine so einseitige Richtung nahm und auf ihrem Wege seine theologischen Begriffe ausbildete, mit scholastischer Bildung und nie gänzlich abgeworfenen Klostergedanken die Dinge, die weltlichen, die politischen namentlich, beurtheilte, in der Welt und Kirche Händel eingriff, was hier jedoch nicht weiter auszuführen ist. Freilich hatte Kaiser Friedrich gesagt, als ihm einst „Seltsames" unter Mönchen begegnet war, wer die Welt kennen lernen will, gehe in ein Kloster. Allein wie viel Wahrheit darin lag, alle im Kloster zu gewinnende Weltkunde mußte eine beschränkte und getrübte bleiben. Wir fügen nur noch hinzu, daß er sich späterhin sein Mönchwerden zum schweren Vorwurf machte, ob auch nicht selten mehr rhetorisch, doch oft im eigentlichen Sinne, im tiefsten Ernst und unter besondrer Einwirkung seiner späteren Ansicht namentlich von dem Meßopfer als einer Abgötterei. „Was siehet Gott an, daß er euch seine Gnade zuwendet? fragt er. Thut er's um eures Opfers willen? Nein. Viel weniger thut er's um eurer Möncherei willen, darin ich funfzehn Jahr mein Leben schändlich zugebracht, Christum meinen lieben Herrn greulich gekreuzigt habe durch mein lästerlich Meßhalten, und meine beste Zeit mit meinem und andrer Leute großem Schaden verloren habe. Die Jahre, weil ich im Kloster gewesen, sind dahin und verloren. Ich bin darin kommen um der Seelen Heil und Seligkeit und um des Leibes Gesundheit. Ich habe des Nachts gewacht, habe gefastet, gebetet, meinen Leib zerplagt, daß wir Gehorsam hielten. Derer hat man mehr unter den Nonnen und Mönchen gefunden. Ich rede von den Frommen und Rechtschaffnen, denen es ein Ernst gewesen, nicht von den Huren und Buben, die im

1) Tischreden, Walch XXII, 69, 330.

unzüchtigen losen Leben gesteckt sind, sondern die es sich haben lassen sauer werden wie ich, und sich zerplagt, haben das wollen erlangen, was Christus ist, auf daß sie selig würden. Haben sie ihn funden? Christus sagt: ihr werdet bleiben in euren Sünden und sterben. Das haben sie erlangt. Was haben wir ausgerichtet, daß wir mit so großer Mühe und Arbeit uns haben lassen sauer werden, das Gesetz zu halten und zu erfüllen, was haben wir Narren gemacht, daß wir uns mit dem Gesetz also gemartert [1])?" In einer anderen Schrift führt er aus, alle noch so großen und schweren Werke der Ordensleute wären verloren und je mehr sich Mönche und Nonnen marterten und ängsteten, desto weniger richteten sie aus, „wie ich selbst durch meine eigene Erfahrung muß zeugen. Nachdem ich über funfzehn Jahr ein frommer Mönch gewest, täglich Messe gehalten, und mich so mit Beten und Fasten geschwächt, daß mein nicht lange sollt gewesen sein, wenn ich darinnen blieben wäre. Und doch, wenn ich solches alles zusammen brächte, so kann ich mir damit nicht helfen in einer geringen Anfechtung, daß ich könnte vor Gott sagen: So viel habe ich gethan, das siehe doch an, und sei mir gnädig. Was habe ich denn nun damit ausgerichtet, denn daß ich vergeblich mich zumartert und verderbt, und die Zeit verloren habe, und muß nun das Urtheil Christi darüber gehen lassen: Du hast es ohne mich gethan, darum ist es nichts, und gehöret in mein Reich nicht, kann weder dir noch andern helfen oder nützen zum ewigen Leben. Ja, ich muß es jetzt selbst zu Sünden machen und verdammen, als in der Abgötterei und Unglauben gethan, und dafür erschrecken, wenn ich daran gedenke. Noch hat Jedermann daran gehangen, und solches für den Weg der Seligkeit gehalten. Da hat alle Welt genug zu gegeben und gestiftet, und ihnen solche Heiligkeit und Verdienst wollen abkaufen; wie sie sie denn unverschämt feil geboten, und mit Siegeln und Briefen verkauft haben [2])." In

1) Ausleg. d. ersten beiden Kap. des Johannesevangeliums zu Kap. 1. V. 16. Ausleg. des 6. 7. u. 8. Kapitels zu Kap. 8. V. 19 u. 21. Walch VII, 1599, 2444, 2456, 1605.

2) Ausleg. des 14. 15. und 16. Kap. Johannis zu Kap. 15. V. 15. Walch VIII, 362.

einer Predigt der Kirchenpostille preist er die Liebe Gottes gegen die sündigen Menschen, und fährt dann fort: „Was hab ich gethan und gelebt bisher in meinem Klosterleben, da ich funfzehen Jahr täglich Christum gekreuziget und alle Abgötterei getrieben habe; und über das alles, damit ich ihn so hoch erzürnet habe, hat er mich so geliebet, daß er aller meiner Bosheit vergisset, und offenbaret mir seinen Sohn und sich selbst mit aller Gnaden; das mag doch ein unbegreiflicher Reichthum grundloser Liebe heißen [1])." Im Bekenntniß vom Abendmahl (1528) sagt er sogar, „das sind meine größesten Sünden, daß ich ein so heiliger Mönch gewest bin, und mit so viel Messen über funfzehn Jahr lang meinen lieben Herrn so greulich erzürnet, gemartert und geplagt habe [2])." Als ein Sündenfall, als Apostasie erschien ihm das Mönchwerden. So in einer andern Predigt der Kirchenpostille über das Evangelium am zweiten Advent, von den der Zerstörung Jerusalems vorhergehenden Zeichen an Sonne, Mond und Sternen. „Den Fall der Sterne deute ich dahin, wenn ein Mensch getauft und ein Christ worden ist, und darnach ein Pfaff oder Mönch wird. Glaube mir wer da will; wer nicht will, der lasse es, ich weiß, was ich sage. Ich sage nicht, daß sie Alle verloren werden; Gott kann wol im Feuer erhalten, welchen er will. Aber das sage ich, wer Pfaff oder Mönch wird, in dem Namen, daß er einen seligen Stand will annehmen, der tritt vom christlichen Glauben in den Unglauben; denn der Sternen Fall bedeutet nicht grobe Fälle, als da ist, Mord, Hurerei, Diebstahl, sondern den Fall vom Glauben. Pfaffen und Mönche (wo Gott nicht wundert sonderlich) sind ihres Standes halben gewißlich abtrünnig und verleugnete Christen, daß kein ärger Volk auf Erden ist. Die Türken sind auch Unchristen; aber in zween Stücken sind sie besser, denn diese. Zum ersten, daß sie nie sind Christen gewesen, auch nicht vom Glauben getreten. Zum andern, so thun sie keine Sünde an den Sakramenten. Aber dies Volk machet aus der Messe ein Opfer und gut Werk, thut das täglich und unzählig; welches doch ist die allergreulichste Verkehrung, die von der Sonne be-

1) Plochm. XII, 330.
2) Plochm. XXX, 372.

schienen ist. Kurzum, wer durch Werk und geistlichen Stand will fromm und selig werden, der tritt vom Glauben, und fället vom Himmel; denn allein Christi Blut muß uns fromm und selig machen. Darum, wenn du einen Stern fallen siehest, so wisse, daß es heißt, Pfaffen, Mönche, Nonnen werden [1])." In der kleinen Antwort auf Herzog Georg's nächstes Buch rühmt er sich des Vorwurfs, ein verlaufner Mönch, ein Apostat (vom Mönchsstande) zu sein. „Denn du mußt gewohnen, wenn du das Wort Münch höreſt, daß es gleich so viel sei, als hörtest du das Wort verleugneter Christ, Apostata vom Glauben Christi, ein Bundgenoß des Teufels oder Zauberer. Denn wir Münche sind auch die rechten Zauberer und Gäukler des Teufels gewest, die wir alle Welt mit unserm falschen Gauckelspiel bezaubert und verblendet haben, daß sie sampt uns von Christo abgefallen, Apostaten und verleugnete Christen worden sind, und des lieben Erlösers sampt seinem Leiden und heiligen Blut vergessen haben [2])." Die Schrift: Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papsts und der Bischöfe, beginnt er mit Aeußerungen stolzer Verachtung der päpstischen und kaiserlichen Ungnade, die ihn seiner Titel und seines Charakters beraubt. „Denn solche Larven meine höheste Schande für Gott gewesen ist, und ich auch weiland in Irrthum, den ich von euerm Haufen gelernt mit großer Kost und Mühe, ein Lügner, Betrüger, Verführer und Läſterer war, wie ihr itzt seid, wider Gottes reine Lehre [3])." Mit dem Apostel Paulus, der auch ein Verfolger und Mörder der Christen gewesen, vergleicht er sich. „Wie auch ich und viel fromme Leute mit mir selbst von uns bekennen, daß wir im Papstthum verzweifelte verdammte Leute gewesen sind, und unser Leben schändlich zugebracht in der Möncherei, da wir Gott und seinen lieben Sohn täglich geläſtert und geschändet haben mit unsern Messen und abgöttischen Gottesdienst [4])."

Auch wir möchten mit einem Fall der Sterne das Mönch-

1) Plochm. X, 76.

2) Plochm. XXXI, 277.

3) Plochm. XXVIII, 143.

4) Ausleg. des 15. Kap. des ersten Korintherbriefs, zu V. 8—10. Walch VIII, 1191.

werden der begabten jungen Leute voll des reinsten und besten Willens vergleichen, die in den Zeiten des tiefen Verfalls der Möncherei ohne Kenntniß der Entartung der Klöster und ohne Ahnung, daß sie in die Knechtschaft einer unwahren Idee und zum Dienste einer überlebten schlechten Tyrannei sich hingaben, das Mönchthum erwählten. Sie ließen sich entweder in die gewöhnliche Gemeinheit hinunterziehen und verkamen in ihr, oder erkannten sich zu spät getäuscht, im Widerspruch zwischen ihrer Anschauung und Ueberzeugung und ihrem äußern Dasein und gelobten Dienst. Sie waren meisthin zu unkräftig sei es zur Flucht oder zu dem Versuche, mit der Waffe ihrer theuer erkauften Kunde und Erfahrung zum Kampfe wider das als Lüge und Trug ihnen offenbar gewordne Mönchthum und die Mächte sich zu erheben, der es diente und die es beschützten, und in diesem Streite zu siegen oder mit Ehren unterzugehen. Meisthin lebten und dienten sie in ihrer Schwäche wider die innere Stimme fort, sei es ermattet, verzweifelnd und gebrochen, sei es daß sie zu Selbsttäuschern oder bewußten Lügnern wurden. In jedem Falle rieben sie die beste Jugend- und Geisteskraft auf und verkümmerten in ihren Klöstern.

Darauf kam es nun an bei Luther, ob er so fallen oder eine größre Kraft beweisen und von dem Falle, sofern er gefallen war, sich wieder erheben würde, und wie hoch und wie es geschah. „Ich habe viel Mönche gekannt, sagt er in einem Vorwort zur Auslegung des 130. Psalms (1539), die in große Fährlichkeit kamen, indem sie durch ihre eignen menschlichen Gedanken Gott ergreifen wollten; und wenn mich Gott nicht aus sonderlicher Gnade von solcher Anfechtung erlöset hätte, so wäre ich auch schändlich gefallen und in allen Jammer und Herzeleid kommen [1]." Andre haben das Mönchthum innerlich und äußerlich mit Leichtigkeit abgeworfen. Ihm wurde es unendlich schwer. Kein Andrer hat so lange und heftig dawider gezürnt, doch verloren sich — zum Zeichen, wie tief er sich hineingelassen — die deutlichsten Spuren desselben aus seinem Wesen und Leben niemals ganz, von den „Mönchsgedanken" bis zu den Klostergewohnheiten, wie er denn noch in seinen höheren Jahren „alle

1) Walch IV, 2815.

Morgen und Abend und oftmals unterm Abendessen sein Gebet verrichtete, wie er solches von Jugend auf im Kloster gewohnet, und oftmals schwere und tiefe Gedanken mit sich an Tisch nahm, auch bisweilen die ganze Mahlzeit sein alt Klostersilentium hielt, daß kein Wort am Tisch gefiel [1]."

1) Mathesius, 12. Predigt. Herzog, das Leben Oekolampads, in Studien und Kritiken, 1845, 200. — Es mag gestattet sein, an dieser Stelle noch hinzuweisen auf die so eben erschienene kleine Schrift von Krumhaar: Luther's Vaterhaus in Mansfeld, in welcher sich S. 39 ein paar mir entgangene Angaben finden, woraus das über die verdumpfte abergläubische Frömmigkeit in Mansfeld Gesagte noch weiter erwiesen wird. Die Leser werden gebeten, ein Erratum berichtigen zu wollen, das ich bei der Revision übersah und zu spät entdeckte. S. 24 steht nämlich in der ersten Anmerkung Rationes Latomianae statt Confutatio Rationis Latomianae etc.

Zweites Buch.

Erfurter Mönchsjahre.

1505—1508.

Erstes Hauptstück.

Das Probejahr.

1505—1506.

Bevorwortung. — Einkleidung Luther's. — Vergebliche Bemühungen der Freunde, der väterliche Unwille. — Die Augustiner-Eremiten. — Die Ordenssatzungen. — Der erfurter Konvent. Behandlung des Novizen. Die Universität. — Mönchischer Eifer. — Eifernde hierarchische Gesinnung. — Innere Bedrängnisse, verworrene Seelenzustände. — Die Bibel. — Hindernisse des Vorschreitens, Einsamkeit, Askese, die Klosterzelle. — Mönchische Umgebung und Anleitung, der Präceptor, die Brüder. — Die Beichte, Beichtmarter. — Ende des Probejahrs.

Bevorwortung.

Nichts scheint dunkler zu sein fast in Luther's ganzem Leben als seine Verhältnisse, Zustände und Entwickelung im erfurter Kloster. Mir däucht aber, sie lassen sich in einem wünschenswerthen Maße aufhellen. Wir werden sehen, wie tief er selbst uns in sein ganzes Wesen, sein Innerstes, wie es eben zu dieser Zeit war, auch in die dunkelsten Tiefen desselben hineinblicken läßt, jede Falte offen legend, keine zu verhüllen trachtend, sodaß uns eben nichts natürlicher erscheinen dürfte, als gerade der Gang, welchen er nahm.

Dies aber sein inneres Leben und dessen Regungen und Bethätigungen, Entfaltung und Fortschreiten ist ungleich wichtiger, des Wissens, der Betrachtung werther, als die äußern Begegnisse seines in den nächsten drei Jahren so einförmigen Daseins, obwol auch sie durch ihre Beziehungen keineswegs ohne Wichtigkeit sind. Vielleicht gelingt es gleichfalls über sie ein einigermaßen helleres Licht zu verbreiten, so dunkel sie verhältnißmäßig

allerdings bleiben. Sofern ich ziemlich unbetretene Wege einschlage und mich, verlassen von genügenden Nachrichten, außer Stand sehe, überall mit voller Sicherheit zu führen und so helle Einblicke zu eröffnen als es zu wünschen wäre, muß ich um Nachsicht, und noch mehr muß ich bitten, nicht zu leicht ermüden zu wollen, wenn ich selbst vielleicht etwas zu unermüdlich in alle nur irgend sich darbietenden Gänge des Irrgewindes einzudringen suche, dem Luther's Seelenzustände in dieser Zeit gleichen. Ich glaube indeß meine Bitte durch nicht ungewichtige Gründe unterstützen zu können. Seine erfurter Mönchsjahre sind die entscheidenden für sein gesammtes Werden und seine Zustände in ihnen so beziehungsreich, daß unendlich Vieles und Wichtiges in seinem ganzen späteren Leben und Sein nach dem Maße ihrer Aufhellung verständlich wird oder unerklärt bleibt. Die Stimmung, Denkart und Empfindung, worin wir als angehenden Augustinermönch ihn finden, liegt so weit von der unsrigen ab, daß wir nicht leicht tief genug in sie eingehen und nicht leicht lange genug bei ihr verweilen können, wenn sie uns nicht mehr oder minder fremd und unverstanden bleiben soll. Seine Selbstbekenntnisse werden gern gelesen werden. Ihre Zusammenstellung und Einflechtung wird keiner Rechtfertigung bedürfen. Sie hätten nebst den zu weiterer Erläuterung anzuführenden Aeußerungen von ihm noch sehr vermehrt werden können, doch kaum ohne unnöthige Wiederholungen. Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht so viele mitzutheilen, allein mir däucht, der Nachtheil würde der überwiegende sein, wenn eine größere Beschränkung dieser Art die Folge gehabt hätte, daß einzelne Züge des Bildes, dem es gilt, nicht oder minder deutlich hervorgetreten wären. Verschiedene, namentlich theologische Erörterungen werden nicht als fremdartiges Beiwerk erscheinen. Der Gegenstand erforderte sie. Sie waren nicht zu vermeiden, wenn die Bedeutung und Beziehung von Manchem das rechte volle Licht erhalten sollte. Die Rüge aber, daß sie ausgedehnter und eingehender sein sollten, würde abgelehnt werden müssen, da ich nicht lutherische Dogmatik, sondern Geschichte schreibe. Ich ließ mich immer nur so weit in sie ein, als ich sie für nöthig zu nöthiger Erklärung hielt, und jedenfalls wird wenigstens dieser Gesichtspunkt der richtige sein.

Einkleidung Luther's. — Vergebliche Bemühungen der Freunde. — Der väterliche Unwille.

Sogleich nach seinem Eintritt in das Kloster legte er das Novizenkleid an und begann sein Probejahr. Nach Jahresfrist pflegten die Novizen das unwiderrufliche Gelübde abzulegen. Bei dem Seelenzustande, in welchem er in das Kloster eingetreten war, müssen wir ihn uns von der Feierlichkeit seiner Einkleidung aufs Tiefste ergriffen denken.

Sie erfolgte nach der Ordensregel vor dem ganzen versammelten Konvente. Der Prior richtete an den Novizen die Frage, ob er sich stark genug fühle, die Last zu tragen, welche der Orden auferlege? Er stellte ihm die Strenge desselben vor, die Entsagung des eigenen Willens, welche er fordere; er wies hin auf die schlechte Kost und Kleidung, die nächtlichen Wachen und die Tagsmühen, die Fleischesertödtung, die Schmach der Armuth, des Bettelns, die abmattenden Fasten, die langweilige Oede des Klosters und Aehnliches, das ihn erwarte. Der Noviz erklärte, er wolle dem Allen mit Gottes Hülfe sich unterziehen, und nun fiel der Prior wieder ein: So nehmen wir dich an zum Probejahre, und Gott, der das gute Werk in dir angefangen, wolle es vollenden. Der ganze Konvent rief das Amen und stimmte das Lied Magne pater Augustine an. Unterdessen wurde dem Novizen der Kopf geschoren und das geistliche Kleid ihm angelegt, nachdem er das weltliche ausgezogen. Der Prior erinnerte ihn dabei, daß er nunmehr auch einen neuen Menschen anziehen möge. Er mußte darauf vor dem Prior niederknien, es folgten Responsorien, und der Letztere sprach das Schlußgebet: Gott, der diesen Jüngling von der Welt bekehrt und ihm Wohnung im Himmel bereitet, möge geben, daß sein Wandel seinem Berufe angemessen, daß er dankbar sei für seinen Entschluß u. s. f. Dann ging der ganze Zug unter abermaligen Wechselgesängen zum hohen Chore, und Alle warfen sich nieder zum Gebet. Der Noviz wurde in den Konventssaal geführt und empfing den Bruderkuß vom Prior und den Brüdern. Er beugte die Kniee vor jenem, der ihn erinnerte, daß der selig werde, der bis ans Ende beharre, und ihn dem Gehorsame des ihm bestimmten No-

vizeninstruktors übergab. Cochläus berichtet, Luther's Gelübde habe folgendermaßen gelautet: Ich Bruder Martinus thue Profession und verheiße Gehorsam Gott dem Allmächtigen und der heil. Marie allezeit Jungfrauen, und dir Bruder N. Priori dieses Orts, im Namen und an Statt des gemeinen Priors des Ordens der Brüder Einsiedler St. Augustini des Bischofs und seiner Nachkommen, die ordentlich eingehen, zu leben ohne Eignes, in Keuschheit, nach der Regel desselben heil. Augustini bis in den Tod u. s. f.[1]).

Noch an demselben Morgen erschienen die Freunde, welche ihn von seinem Schritte nicht hatten zurückhalten können, und vielleicht noch Andere, die die Kunde desselben überrascht, betrübt, erschreckt hatte, an der Klosterpforte. Sie dachten den Bethörten, wofür sie ihn halten mochten, zu bewegen, den übereilten Entschluß zurückzunehmen, durch welchen die Universität ein vielversprechendes Mitglied, die Welt einen voraussichtlich ausgezeichneten Mann einbüßte, sie selbst einen wackern und lieben Studien- und Jugendgenossen verloren. Nach den Kirchengesetzen machte nicht das Kleid, sondern das feierliche Gelübde den Mönch. Er hätte wieder austreten können. Allein die sorglichen Freunde wurden nicht eingelassen; es vergingen vier Wochen, bevor er sich sehen und sprechen ließ. Dann fanden sie ihn unerschütterlich. Sein Entschluß beruhete zu sehr auf innerer Nothwendigkeit. Ohnehin konnte nach der herrschenden Meinung Der, der das Mönchskleid angezogen, in die Welt recht mit Ehren nicht wieder zurücktreten.

Ebensowenig als die Freunde war der Vater einverstanden, vermochte er den Entschluß des Sohns zu ändern. Hans Luther fühlte sich auf das Empfindlichste betroffen. Er zürnte heftig und lange, und war vorerst schlechterdings nicht zu bewegen, seine Einwilligung zu geben, so dringend Martin darum gebeten, den der Gedanke doch schwer ängstete, wider Wissen und Willen der Aeltern gehandelt zu haben. Hans Luther war den strengsten Gehorsam von Seiten des Sohns stets gewohnt gewesen; er sah seine Lieblingsgedanken vereitelt, saure Mühen vergeblich; er war voll Sorge wegen des Sohns, der als ein junges Blut

1) Kap. 6 der Constitut. fratr. etc. S. unten. Cochl., Von der Apostasey un von Gelübden der Closterleut, 1549. Blatt 40. Seidemann, Beiträge zur Reformationsgesch. I, 24.

von zweiundzwanzig Jahren, in welchem „noch eitel heiße Jugend," zu einem so ernsten, entscheidenden, für das Leben bindenden und unglückseligen Schritte sich hatte fortreißen lassen. Er meinte aus häufiger Erfahrung zu wissen, daß „Möncherei Vielen gar unselig gelungen." Ohne Zweifel bestärkten die Mitglieder des Konvents den Novizen in seinem Ungehorsame, seiner Standhaftigkeit.

Was vorging zwischen Vater und Sohn, erzählt der Letztere selbst in einer 1544 zu Wittenberg gehaltenen Predigt und in seiner Zueignung an den Vater zu der Schrift von den geistlichen und Klostergelübden. Der Vater hatte ihn, seit er Magister gewesen, Ihr angeredet, jetzt in seinem Erwiederungsschreiben hieß er ihn Du und sagte ihm alle väterliche Gunst und Willen ab. Seine Furcht und Sorge, sein Unwille auf ihn war „eine Weil schlecht unversöhnlich." Zwei Söhne starben ihm an der Pest, man brachte ihm Kunde, auch Martin sei todt. Selbst diese Botschaft erweichte seinen harten Sinn nicht. Der Sohn lebte, von mehren Seiten wurde dem Vater zugeredet, er möge „auch was Heiliges in seine Ehre opfern," Martin in den heiligen Orden eintreten und Mönch werden lassen. Wohlmeinende, vermittelnde Freunde wiesen ihn darauf hin, daß es sich für ihn um ein Gott darzubringendes Opfer handle, und daß man in solchem Falle das Liebste und Beste zu opfern habe. Er hatte jedoch keine Ohren dafür. Bibelsprüche, die ihm wol selbst einfielen, von der Vergeblichkeit der menschlichen Gedanken handelnd, föhnten ihn gleichfalls nicht aus. Er hegte fortwährend Unwillen und Bedenken. Erst nach zwei Jahren fügte er sich widerwillig, wir wir unten sehen werden, erneuerten Vorstellungen, der Unerschütterlichkeit des Sohns, dem Unabänderlichen [1]).

Es läßt sich leicht denken, daß dies Mißverhältniß den trostlosen Zustand Martin's, wovon bald die Rede sein wird, noch trostloser machte. Er hatte sich freilich überreden lassen und in der Meinung gehandelt, daß in seinem Falle die Kindespflicht hinter einer höheren zurückstehen müsse und der älterliche Wille nicht binde; allein so stand es mit ihm doch nicht, daß er die Ansicht und Gefühlsweise sich völlig angeeignet hätte, die dem

1) Motschmann a. a. O. 699. Tentzel a. a. O. 146.

heil. Hieronymus die angeführten barbarischen oder fanatischen Aussprüche eingegeben, wonach die menschlichen Affekte ertödtet werden und in der geistlichen Heiligkeit geradezu untergehen sollten, und die aus den Menschen „Klötze und Steine" machte und ihn, Luther, späterhin veranlaßte, die Mönche „tolle Phantasten und siebenfache Stoiker" zu nennen. In der Schrift von den geistlichen und Klostergelübden spricht er davon, wie die Mönche Hungernde und Dürstende, Gefangene und Pilger, Vater und Mutter eher verderben lassen müßten, ehe sie den Gehorsam ihres Ordens verletzen dürften. „O welch eine unerhörte Blindheit! ruft er aus. Ich gedenke noch wohl in meiner Möncherei, wie einfältig und ungelehrt ich da war, that mir nichts so wehe, als die Tyrannei und der Gottesraub christlicher Liebe. Niemand vermochte mich zu überreden, daß ich mit ruhigem Gewissen hätte glauben können, der Klostergehorsam sei göttlich und recht, der so stracks wider alle christliche Liebe war[1]);" was denn schon auf einen geheimen unversöhnlichen Zwiespalt seiner innersten Art und des erwählten Standes hindeutet; ein Zwiespalt, von welchem uns bald noch mehr als ein Zeichen begegnen wird.

Zunächst sind jetzt ein paar Worte darüber zu sagen, weshalb er sich für den Augustinerorden entschieden haben mag.

Die Augustiner-Eremiten.

Die Augustiner-Eremiten, in deren erfurter Konvent er sich aufnehmen ließ, hatten ihren Namen von der Entstehung ihres Ordens in der Mitte des 13. Jahrhunderts, wo die Päpste Innocenz IV. und Alexander IV. verschiedene Einsiedlergesellschaften, die keine besondere Regel hatten, unter die angebliche des heil. Augustin vereinigten. Alexander IV. nahm den so entstandenen Orden in den besonderen Schutz des apostolischen Stuhls, ertheilte den Mitgliedern desselben schwarze Kutten und befreite ihn von der bischöflichen Gerichtsbarkeit. Die Augustiner-Eremiten wählten daher keine von den Bischöfen zu bestätigende Aebte, sondern nur Vorsteher, Prioren, und in jedem Lande oder jeder Provinz einen Vikar oder Provinzial. Sie sollten

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 42, V. 22—24. Von den geistlichen und Klostergelübden, Walch XIX, 1930.

vom Betteln leben und dieses als eine besondere heilige Demüthigung ihnen gelten. Indeß wurden sie erst 1567 von Pius V. unter die eigentlichen Bettelmönche aufgenommen. Der Orden gewann rasch bedeutenden Zuwachs. Er soll aus fast zweitausend Klöstern mit mehr als dreißigtausend Mönchen und mehr als dreihundert Nonnenklöstern bestanden haben. Die Gründe seines Zunehmens und Gedeihens lagen in dem berühmten Namen seines Schutzheiligen, in den von den Päpsten ihm verliehenen Vorrechten — zu welchen gehörte, daß stets ein Augustiner die wichtige Stelle des Sakristans, des Vorstehers der päpstlichen Sakristei, bekleidete — und endlich darin, daß er sich vor andern verhältnißmäßig vortheilhaft auszeichnete. Die Augustiner-Eremiten hatten sich von jeher weniger anmaßend, streitsüchtig und fanatisch gezeigt als ihre großen Nebenbuhler, die Dominikaner und Franziskaner, mit welchen sie lange um den Vorrang gestritten und in vielfacher, weitgreifender Thätigkeit gewetteifert. Der Verfall der Klosterzucht auch in ihrem Orden hatte Reformationen desselben seit dem 14. Jahrhundert und daraus erwachsene Kongregationen veranlaßt. So hatten sie sich zuletzt zur Zeit des baselschen Koncils neu konstituirt. Die Bulle zur Einrichtung des sächsischen und thüringischen Vikariats hatte Henricus Psalterii ausgewirkt. Von ihm war es zwölf Jahre und nach ihm von Proles mehre Jahrzehende verwaltet, doch mit einer Unterbrechung von sechs Jahren, für welche er es an Simon Lindner übertragen. Zuletzt, 1503, hatte er es an Staupitz abgegeben, der es jetzt verwaltete und eben erst die Ordensverfassung durch seine 1504 erlassenen neuen Konstitutionen völlig zu Stande gebracht.

Alle jene Vorstände waren eifrigst bemüht gewesen, den Orden in den thüringisch-sächsischen Klöstern zu seiner ursprünglichen Lauterkeit zurückzuführen. Es war ihnen jedenfalls gelungen, eine bessere äußerliche Zucht herzustellen. So waren die Augustiner-Eremiten auch in Schwaben reformirt und standen mit den sächsischen in Verbindung. Staupitz war im J. 1500 Prior in Tübingen gewesen. Der Orden genoß des besten Rufes. Er zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Sittenstrenge und Frömmigkeit aus. Kein anderer stand ihm in diesen Gegenden im Ansehen gleich. Aber als noch wichtiger muß gelten, daß gerade das tiefste reformatorische, ob als solches auch noch meist-

hin ganz unbewußte Element der Zeit in ihm heimisch war. Die christliche Anschauung, die theologischen Begriffe des Kirchenvaters Augustin von der Gnade und dem rechtfertigenden Glauben waren in ihm wieder aufgelebt, und wir sahen schon, wie in ihrem Vorstande Proles eine Richtung auf innerliche Frömmigkeit, eine damit von selbst gegebene Abneigung gegen äußere Werkheiligkeit hervorgetreten war, wie er die Brüder hinwies auf das Aus Gnaden sind wir was wir sind, und den Gedanken an die Nothwendigkeit einer Reformation daran knüpfte. Wie Staupitz noch lebendiger als Proles von ihr durchdrungen und wie bemüht er war, sie in den Konventen mehr und mehr zu beleben, davon wird weiterhin die Rede sein. Waren besonders die Dominikaner einflußreicher, mächtiger, die eifrigsten Vertheidiger des herrschenden Lehrsystems und des äußerlichen Kirchenthums, im Besitze der vornehmsten Stellen in der Kirche und an den Universitäten, der Inquisitionsgewalt, traten sie zumal mit dieser aller Entwickelung, jedem Fortschritte, jeder Abweichung rücksichtslos entgegen, bezeichnete Herrsch- und Gewinnsucht und beschränktester Mönchsgeist und Fanatism die Franziskaner: so erscheint der Sinn der Augustiner weniger nach außen gekehrt, auf so äußerliche Bestrebungen gerichtet, milder und besonnener. Nicht so unmittelbar waren die Anliegen des herrschenden Kirchenthums die ihrigen, mindere Gewalt besaßen sie zum Gebrauch und Mißbrauch. Eine innigere christliche Gesinnung fand sich bei ihnen; mehr als die meisten andern Orden lebten sie der stillen Betrachtung, dem Geschäfte der eigenen Heiligung und den Studien [1]).

Das war es aber eben, wonach Luther's Sinn stand, und es leidet wol keinen Zweifel, daß er mit dem in den verschiedenen Orden lebendigen Geiste, dem Zustande der Klöster in Erfurt mehr oder minder genau bekannt geworden war. Er hat sich über die verschiedenen Orden unzählige Mal ausgesprochen; allein man kann von seinen späteren Urtheilen nicht mit Sicherheit auf seine Ansichten in dieser Zeit zurückschließen, obwol sich daraus, daß er doch thatsächlich den Augustinern den Vorzug gab, ver-

1) Schröckh XXVII, 505 ff. Ranke a. a. O. I, 288 f. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen, III, 466. Kappens Kleine Nachlese, IV, 459 ff. Ullmann, Reformatoren, I, 119. Löscher, Reformationsacta, I, 321.

muthen läßt, daß ihm auch jetzt schon an den Dominikanern „Stolz und Aufgeblasenheit" mißfiel, daß er die Franziskaner, denen er wol Verachtung der Wissenschaft und der Gelehrten vorwirft, zu genau kennen gelernt hatte, daß ihm ihre finstere Strenge nicht zusagte. Einige seiner späteren Aeußerungen sind indeß auf seine jetzigen Ansichten zu beziehen, z. B. wenn er sagt, daß er den Barfüßern wegen ihrer gar zu übertriebenen Heiligkeitseinbildungen stets feind gewesen sei, oder wenn er den augustinischen Grundsatz, wonach bei Anwendung der Regel die Besonderheiten der Einzelnen berücksichtigt werden sollten, dem Rigorismus der „thörichten" Karthäuser, von dessen bedauerlichen Folgen er, wie wir uns erinnern, lebendige Bilder vor Augen gehabt hatte, lobend entgegengestellt. Der bei den Augustinern vorherrschende Sinn und Geist war seinem religiösen Gemüthsleben, seinen Begriffen jedenfalls der verwandteste, obwol er diese Verwandtschaft, die bald so wichtig werden sollte, für jetzt nur dunkel zu empfinden, nicht deutlich einzusehen vermochte. Kaum läßt sich zweifeln, daß bei seiner Entscheidung die Eindrücke mitwirkten, die er in Magdeburg durch Proles empfangen, wenn sie auch nur darin bestanden hätten, daß er von einer tiefen Hochachtung gegen den Namen desselben erfüllt war. Noch mehr mochte der Ruf Staupitzens wirken. Natürlich genug, wenn auch das bestimmend mitwirkte, daß die berühmten erfurter Lehrer Dobelin, Dorsten und Zachariä Augustiner gewesen waren. Der Letztere war 1428 in der Kirche des Klosters derselben zu Erfurt begraben und auf dem Grabsteine mit der geweiheten Rose am Baret zu schauen, die ihm für seine Verdienste um die Verdammung Hussens geworden. In Luther's Augen war Huß damals der ruchloseste Ketzer, seine Verdammung die gerechteste und lobwürdigste. So mochte er schon mehr als ein Mal den Grabstein des wackern Ketzerüberwinders mit tiefer Ehrfurcht betrachtet haben, es nun zur Ehre sich rechnen, in einen Orden einzutreten, der solcher Mitglieder sich rühmen konnte, in ein Kloster, in welchem einst ein solcher Streiter und Held der Kirche und des Glaubens gelebt hatte. So etwas sähe ihm wenigstens, wie er zu dieser Zeit war, nur ganz ähnlich. Vielleicht, daß auch der Eindruck, den muthmaßlich der Kardinal Raymund und Paltz auf ihn gemacht, beitrug, das Ansehen des

Ordens, dem Beide angehörten, in seinen Augen zu erhöhen. Noch wahrscheinlicher wurde seine Wahl des Augustinerklosters dadurch mitbestimmt, daß zwei seiner Universitätslehrer, Usingen und Hecker, Augustiner waren, daß der Erstere (wie auch wol der Letztere) im Kloster lebte, was denn manchfache Förderung im Fortstudiren erwarten ließ und überhaupt dafür zu bürgen schien, daß wissenschaftlicher Geist im Kloster heimisch sei, allerwenigstens Raum finde. Er sagt, Usingen sei im Augustinerkloster zu Erfurt sein Präceptor gewesen, und man kann mit Grund vermuthen, entweder, daß Usingen die Stelle eines solchen für die sämmtlichen jungen Mönche versah, oder sich Luther's besonders annahm, und daß dies, als der Letztere zur Aufnahme sich gemeldet, verabredet war, nur daß man es nicht wohl so verstehen darf, als sei Usingen der Instruktor gewesen, der ihm als Novizen vorgesetzt wurde. Es hätten sich wol genauere Nachrichten davon erhalten. Ein Mann wie Usingen mochte den studirenden Brüdern Vorlesungen halten, die Disputirübungen leiten, gab sich aber schwerlich zum Novizeninstruktor her [1]).

Man darf indeß immer nur annehmen, daß der in den Augustinern lebende Geist ein verhältnißmäßig besserer war. Die Sinnesart, der wissenschaftliche und Frömmigkeitseifer eines Proles, eines Staupitz waren sicher nur bei den wenigern Ordensgliedern lebendig. Die Augustiner-Eremiten hatten sich stets mehr als andere Orden mit der Schrift abgegeben. Doch eigentliches Schriftstudium oder überhaupt ernstere wissenschaftliche Beschäftigungen waren bei ihnen keineswegs die Regel, und selbst an eine vertrautere Kunde der Theologie Augustin's war nicht zu denken. Auch die Augustiner waren in die Begriffe und Anliegen des herrschenden Kirchen- und des Mönchthums tief verstrickt. Die Richtung auf eine äußerliche Frömmigkeit, auf die mönchische Werkheiligkeit war auch bei ihnen die weitaus vorherrschende. Die widrigsten Erscheinungen des Mönchswesens kommen auch in der Geschichte ihres Ordens vor. Dobelin und besonders Zachariä waren fanatische Verfechter des päpstlichen

1) *Rebenstock* I, 70. Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 13, V. 8 f. Falkenstein, Thüringische Chronik, Buch 2, Theil 2, S. 1108. Tischreden, Walch XXII, 35.

Nutzens und Ansehens, finstre Gegner der Abweichung gleich den eifrigsten Dominikanern. Wider Okkam, als dieser die Unvereinbarkeit des weltlichen Besitzthums der Päpste mit den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums darzuthun gesucht, behauptete ein Augustiner, Christus habe als Mensch die unbeschränkteste Gewalt auf Erden gehabt und sie ganz auf Petrus und dessen Nachfolger übertragen, Niemand könne vom Papste — den er Dominus Deus noster papa nannte — an Gott berufen, dem Papste gebühre dieselbe Ehre wie Christo, den Heiligen, den Engeln. Kaum einen bessern Eindruck als dieser Augustin Triumphus, die Dobelin und Zachariä macht die Persönlichkeit, das Treiben eines Paltz. Wenn die innerlichere Richtung des Augustinerordens mit dem kanonischen Leben, welchem Thomas von Kempen angehörte, verwandt war und besonders in den Niederlanden die Grundlage zu der freieren Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben bildete, welcher der helldenkende Vorsteher der Kanonissinnen des heil. Augustin zu Mecheln, Johann von Goch, zugethan gewesen: so hatte sich doch auch ein Augustiner, Bruder Bartholomäus, zuerst und eifrigst gegen die Gemeinschaften erhoben. Als Wimpheling 1505 in einer Druckschrift die Ansicht, daß zur wahren Frömmigkeit keine Kutte und kein Mönchsgelübde, überhaupt keine Aeußerlichkeit nöthig sei, durchführte und gelegentlich erwähnte, daß Augustin auch keine Kutte getragen habe, griffen ihn die strasburger Augustiner, ohnehin seine Gegner, weil er die klassische Literatur in Aufnahme zu bringen suchte und sie wegen ihrer Unwissenheit schon mehrmals verspottet, aufs Heftigste an, stellten ihn überall als Ketzer dar und brachten die Sache zuletzt gar vor den Papst, womit sie sich freilich in den weitesten Kreisen lächerlich machten [1]).

Natürlich stand es im einen Konvente besser als im andern. Es kommt uns vornämlich auf den an, dessen Mitglied Luther wurde, und da wird denn noch Folgendes über ihn hier zu bemerken sein. Nach dem im ersten Buche Vorgekommenen scheinen die Vorstellungen der „himmlischen Fundgrube" sehr lebendig

1) Ullmann I, 119; II, 178. Hagen, Deutschlands Verhältnisse, I, 419 f. Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts, II, 18.

in ihm gewesen zu sein. Usingen kennen wir schon als strengen Scholastiker, und daß es überhaupt zum höchsten nur sehr mittelmäßig mit den erfurter Augustinern bestellt war, ergibt sich aus den Schwierigkeiten der Fortbildung Luther's in ihrem Kloster, der geringen Förderung, deren er von Seiten des Konvents sich zu erfreuen hatte, den Hindernissen, welche seiner eigenthümlichen, aber doch gerade dem gerühmten Geiste des Augustinerordens sehr entsprechenden Geistes- und Studienrichtung entgegengesetzt wurden, und sogleich aus der Behandlung, welcher man ihn nach seinem Eintritt unterwarf. Dies Alles wird sich besser beurtheilen lassen, wenn wir zuvor einen Blick in die von Staupitz erlassenen Konstitutionen werfen. Wir werden dadurch zugleich Grundzüge zu einem bestimmteren Bilde vom Mönchsleben Luther's erhalten und deutlich erkennen, wie stark auch die — wenngleich von einem Staupitz bearbeitete — Regel, nach welcher Luther fortan lebte, von dem gewöhnlichen Mönchsgeiste durchdrungen war, welch eine Unzahl von Vorschriften auch sie enthielt, mit welcher Wichtigkeit auch sie das Geringfügigste behandelte, wie geistlähmend sie wirken mußte.

Die Ordenssatzungen.

Schon Simon Lindner und Proles hatten die Ordenssatzungen für die ihnen untergebenen Klöster mehrfach verbessert. Staupitz veranlaßte zu Jubilate 1504 einen Konvent in Nürnberg, der aus fünf Professoren der Theologie und fast allen Prioren, denen auch die abwesenden ihre Stimmen aufgetragen hatten, bestand und aus dessen Beschlüssen eine neue Revision der Statuten des Augustinerordens in Deutschland hervorging, die noch in demselben Jahre zu Nürnberg unter dem Titel: **Constitutiones fratrum heremitarum sancti Augustini ad apostolicorum privilegiorum formam pro reformatione Alemanie** gedruckt wurde [1]).

Zunächst wird darin an die Regel des Ordensheiligen erinnert, worin die Brüder ermahnt werden zur Liebe Gottes und

1) Die Exemplare sind selten geworden; ein sehr schönes besitzt die Universitätsbibliothek zu Jena.

zur Liebe unter einander, Alles gemein zu haben, den Gebeten zu den bestimmten Zeiten obzuliegen, das Fleisch durch Fasten und Enthaltsamkeit zu dämpfen, so weit es die Gesundheit erlaube; bei den Vorlesungen über Tisch ohne Lärmen zuzuhören, nichts in der Kleidung und viel im Wandel zu suchen, stets selbander zu sein, in Mienen, Gange, Haltung sich ihrer Heiligkeit stets würdig zu zeigen, die Blicke nicht auf Frauen zu werfen und haften zu lassen, und kämen sie in der Kirche oder sonst mit Frauen zusammen, gegenseitig ihre Keuschheit zu bewachen; denn Frauen zu sehen, werde nicht verboten, wol aber sei es Verbrechen, ihrer zu begehren, und längeres Anschauen reize die Begierden. Die Brüder jedes Konvents sollen eine gemeinschaftliche Kleiderkammer haben, nicht murren oder zanken, wenn Einer ein schlechteres Kleid erhalte, als er gehabt. Es folgen Vorschriften über Waschungen und Bäder, das Verhalten bei eigenen Krankheiten und bei Krankheit der Brüder, über Sänftigung des Zorns bei erlittener Unbill, Enthaltung von bösen Worten, Gehorsam gegen den Prior, unherrschsüchtige, milde Verwaltung des Amts des Obern, der die Schwachen trösten und aufrichten, mit einem guten Beispiele vorangehen, stets bedenken soll, daß er Gott Rechenschaft geben müsse. Er soll mehr dahin trachten, daß er geliebt, als daß er gefürchtet werde u. s. f. Den Schluß bildet die Mahnung, die Brüder möchten das Alles beobachten nicht als Sklaven des Gesetzes, sondern als durch die Gnade Freie.

Die staupitzischen Ordenssatzungen sind dann in einundfunfzig, zum Theil ziemlich ausführlichen Kapiteln enthalten. Um einen Begriff von dem Ganzen zu geben, führen wir einen Theil der darin abgehandelten Gegenstände an und heben einzelnes Bezeichnende hervor, Anderes zurücklassend, wovon späterhin noch die Rede sein wird.

In den ersten Abschnitten werden Vorschriften gegeben über die Theilnahme der Brüder an den Frühmetten und anderen Horen, den Dienst der ungelehrten Brüder, den Eintritt in das Kapitel und das Verhalten darin, das Verhalten beim Zuspätkommen eines Bruders ins Kapitel oder Refektorium; sodann über tägliches Anhören und Celebriren der Messe für lebende und ver-

storbene Wohlthäter, die geheimen Beichten, die nur an ganz verdachtlosen Orten gehört werden und wobei die Absolutionen von Todsünden dem Prior vorbehalten bleiben sollen; ferner über die Unterredungen der Brüder mit Frauenzimmern und die Weise, wie der Letztern Beichte zu hören, über das Kommuniciren der Brüder, das Schweigen an den verschiedenen Orten und zu den verschiedenen Zeiten. Ein strenges Schweigen soll überhaupt beobachtet werden. Im Schlafgemach dürfen die Brüder beten, schreiben, lesen u. s. f., doch nur so, daß sie die Andern nicht stören. Eine Lampe soll dort stets hell brennen. Nützliche und fromme Unterredungen sollen zu angemessenen Zeiten und an unverdächtigen Orten erlaubt sein. Der Prior deutet im Chore und Refektorium Vieles nur durch Winke und Zeichen an. Es werden verschiedene Zeiten im Jahre benannt, wo die Brüder in den Zellen bleiben, gänzlich schweigen und alles Geräusch vermeiden müssen, dieselben ohne besondere Erlaubniß des Priors nicht verlassen dürfen.

Vom zwölften Kapitel an folgen Vorschriften über die Fälle, in welchen es Frauen gestattet sein soll, den Chor und das Kloster zu betreten, über Krankenpflege, Aufnahme der Novizen. Sie sollen achtzehn Jahr alt sein; wer pro clerico sich meldet, muß lesen und singen können; doch dürfen hiervon Ausnahmen gemacht werden, z. B. wenn der sich Meldende Anlage zeigt noch Alles zu lernen, wenn er von adliger Geburt ist.

Das siebzehnte und die folgenden Kapitel handeln von den Eigenschaften und Obliegenheiten des Lehrmeisters der Novizen, von den Feierlichkeiten bei Ablegung des Gelübdes, der Aufnahme von Gästen, den Sendungen der Brüder, dem Verhalten derselben bei den Mahlzeiten und Fasten, der Zahl und Beschaffenheit ihrer Kleider u. dergl. Die Vorschriften sind besonders hier nicht blos äußerst zahlreich, sondern gehen auch sehr ins Kleinliche. Die Brüder sollen im Skapulier (Schöpler, wie Luther es nennt, der kleinen Kaputze) schlafen und die Zelle nicht anders als damit bekleidet verlassen, u. s. f. Genau sind für alle Uebertretungen die Strafen bestimmt, unter welchen die des so oder so viel Tage auf der Erde Sitzens sehr häufig vorkommt.

Es folgen weiter Vorschriften über gemeinschaftliches Aber-

lassen und Bartabnehmen, Wahl und Obliegenheiten des Generalvikars, Priors, Subpriors und anderer Klosterbeamteten, Abhaltung des dreijährigen Kapitels, Visitationen, die Studien und deren Einrichtung, das Predigtwesen. Das Studium der gesammten Theologie (studia generalia) soll eifrigst getrieben, nur tüchtige Präceptoren sollen zugelassen werden. Der Vikar sagt an, in welchem Kloster studium generale oder particulare (Logik und Grammatik) stattfinden soll; kein Kloster darf jedoch mehr als zwei Brüder dazu schicken; wo das studium generale stattfindet, sollen alle Brüder daran Theil nehmen. Die am studium particulare Theilnehmenden sollen doch auf dem Chore am Tage wie bei Nacht erscheinen; eine Ermäßigung tritt nur bei den Frühmetten für sie ein, auch sollen sie die Sexten außerhalb des Chors sprechen dürfen. Den Präceptoren ist dies auch noch hinsichtlich der Frühmetten und des Kompletoriums erlaubt. Von den übrigen Horen aber sind sie nicht befreit, und an Festen hören alle diese Gestattungen auf. Zum Predigen soll nur zugelassen werden, wer vom Generalvikar examinirt und approbirt worden. Den Predigern werden gute, doch sehr allgemein gehaltene homiletische Regeln gegeben; insbesondere wird ihnen eingeschärft, daß sie nicht etwa unvorsichtigerweise die dem Orden von Alexander IV. geschenkten Indulgenzen geringer angeben, als sie sind.

Von den weiter folgenden Bestimmungen mag hier endlich noch auf nachstehende hingewiesen werden. Jeder Prior soll Sorge tragen, daß es an den heiligen Gefäßen und den nöthigsten Büchern nicht mangele, d. h. der regula s. Augustini, der Bibel, den Heilgenlegenden. Sie dürfen nicht veräußert werden. Der Prior soll zum Fleiß ermahnen und Diejenigen, welche dazu sich eignen, anhalten, daß sie auch schreiben lernen. Aus den strengen und umständlichen Strafbestimmungen, womit Beschädigung und Fälschung von Briefen, Siegeln und Ordensdokumenten, Fleischesvergehen, Aneignung von Eigenthum, Offenbarung der Kapitelsgeheimnisse u. dergl. bedroht werden, erhellt, welche Vergehen für die gröbsten gehalten wurden, welcher Art die am meisten vorkommenden gröberen Uebertretungen sein mochten. Im letzten Kapitel sind Anordnungen über den Konvent

in Rom und das Amt des Ordensprokurators bei der römischen Kurie enthalten. Vierzig Konventualen sollen in Rom wohnen, sie sollen tüchtig und vier Sänger unter ihnen sein, auch Lektoren, welche disputiren können, und ein Prior, der gelehrt und Eiferer für den Orden.

Im Vergleich mit andern Ordenssatzungen zeichnen sich die augustinisch-staupitzischen offenbar durch eine große Unbefangenheit, Milde und Zweckmäßigkeit aus. Allein wie engherzig und kleinlich war doch das Ganze. Schon jetzt wurde es vielfach gerügt und verlacht und eben in den nächstfolgenden Jahren brach in der Literatur und im Leben der Unwille und Hohn wie überhaupt über das Mönchthum, so insbesondere über das die Mönche Bezeichnende los, daß sie, was Murner so bitter verspottet, wenn sie einen Teller fallen lassen, das Handwaschen vor Tisch vergessen, zu Gott beten, daß er die böse That nicht räche; daß ihnen solcher Beginen and eine große Sache sei, daß sie aber, wenn sie buhlen und alle Klöster durchlaufen und Jedem ein Lotterspöttlein anhängen, alle Welt zusammenkuppeln, neidige Drachen sind und Zwiespalt anstiften, sich dessen nicht schämen dürfen [1]). Hier war das Pedantisch-kleinliche und Verkehrte der Moral und Lebensordnung noch ganz, und welch ein geringer Raum ward namentlich der wissenschaftlichen Beschäftigung gelassen, wie wenig wurde in dieser Beziehung gefordert und schon deshalb gewiß auch nur geleistet. Auch kann man leicht denken, daß die neuen Satzungen, die ein Reformationsmittel sein sollten, beim Durchlesen sich noch ein gutes Theil besser ausnehmen, als die Konvente beschaffen sein mochten, für welche sie erlassen waren. Beim Durchgehen der Ordenssatzungen, bei Erwägung dieser Umstände findet man es doch von Neuem verwunderlich, wie ein geistvoller, wissenschaftlich vorgeschrittener junger Mann sich unter die Mönchsregel in ein Kloster begeben konnte. Die Verwunderung wird noch viel größer, wenn wir Luther bei seinen Mönchsanfängen genauer beobachten. Wie gewaltig mußte der Frömmigkeitseifer, der Mönchsgeist ihn ergriffen haben.

1) Gervinus II, 422 f.

Der erfurter Konvent. — Behandlung des Novizen. Die Universität.

Nach dem 18. Kapitel der Ordenssatzungen sollte der Prior den Novizen einen Bruder vorsetzen, der gelehrt, erprobt und eifrig für den Orden wäre und sie vor allen Dingen zu lehren hätte, aufrichtig, sorgfältig, oft und demüthig zu beichten und keusch und züchtig zu leben. Weiter lag dem Präceptor ob, sie mit der Regel und den Satzungen genau bekannt zu machen, sie zu unterweisen im Kirchendienst, im Gesange, den Zeichen; sie überhaupt zu beaufsichtigen, daß sie zu den Vigilien aufständen u. s. f., sie zu ermahnen und zu strafen, sie zu lehren die Verneigungen und Kniebeugungen, das Niederwerfen zu den bestimmten Zeiten und an den bestimmten Orten, so wie regelmäßig und schweigend beten, auf die Bücher, die heiligen Geräthe und Kleider achten, sich demüthig bezeigen, mit Niemandem streiten, Allen und insbesondre dem Lehrmeister gehorsamen, nur ihm, wenn er Priester wäre, oder dem Prior über geheime Sünden beichten. Er hatte ferner darauf zu achten, daß sie mit keinem Andern redeten, ausgenommen in seiner oder des Priors Gegenwart, nur gerufen im Konvent erschienen, über die Regel und die Satzungen nicht disputirten, den Besuchern sich nicht zugesellten, nur sitzend und so tränken, daß sie daß Trinkgefäß mit beiden Händen faßten, von Niemandem Böses redeten, was bös scheine, so deuteten, als geschehe es aus guter Absicht; daß sie mit zur Erde gehefteten Blicken einhergingen, bei jeder Gabe mit tiefer Verbeugung sagten: der Herr sei gepriesen in seinen Gaben, von Abwesenden nur Gutes sprächen, Niemandem eine Schmeichelei ins Gesicht sagten, Niemandem unrecht thäten, Unrecht geduldig litten, die Armuth liebten, Ergötzlichkeiten mieden, den Eigenwillen brächen, die heil. Schrift eifrigst läsen, andächtig hörten und gerne lernten, über ihre Familie und Verwandtschaft Schweigen (gradus parentelae suae non recitet) beobachteten, mit ihrer edeln Herkunft nicht großprahlten u. s. f. „In den Klöstern gewöhnete man die jungen Mönche, sagt Luther und lobt es, wer ihnen nur eine geschnittene Feder schenkte, daß sie sich bücken

und sagen mußten, Gott sei gelobt um alles das, das er uns schenket [1])."

Wenn es nun streng damit genommen wurde, so hatten die Novizen in der That nicht wenig zu lernen, zu thun, und dies war auch bei den Mönchen der Fall. Sie hatten täglich sieben Horen abzuwarten, die erste nach Mitternacht, die zweite wenn der Hahn krähte, die übrigen um sechs, neun, zwölf und drei Uhr, bis zum Kompletorium am Abende, wozu noch viel Aehnliches kam für besondre Tage, die Messen, das Beichthören, das Terminiren, die einsamen Gebete, die Kasteiungen u. s. f. Aber noch mehr und von noch einer anderen Seite wurde der gewissenhafte oder gar bedenkliche Noviz in Anspruch genommen. Man bekommt einen deutlichen Begriff von den Quälereien, welchen er unterworfen wurde, wenn man das 47. und die folgenden Kapitel der Ordenssatzungen liest. Es wird darin bestimmt, was geringes, schweres, sehr schweres und allerschwerstes Vergehen sei. Zu den geringen wird gerechnet, wenn Jemand nach gegebenem Zeichen nicht sofort gebührendermaßen in der Kirche erscheine, wenn er auf dem Chore schlecht lese oder singe und nicht augenblicklich die Erde mit der Hand berühre und sich an die Brust schlage; wenn er beim Gottesdienst die Blicke umherwerfe, in der Kirche, im Schlafgemach oder der Zelle Unruhe verursache, Etwas singen oder lesen wolle, das wider den Gebrauch sei, laut lache oder Andre zum Lachen bringe, am Feste der Verkündigung oder der Geburt des Herrn beim Deo-gratias sagen sich nicht zur Erde werfe, im Gehen oder Kommen die Benediktion vergesse, auf dem Chore einschlafe, die ihm gegebenen Kleider oder Bücher nicht wieder an den rechten Ort zurückbringe, Speise oder Trank verschütte oder ohne Benediktion zu sich nehme u. s. f. Ein schweres Vergehen war es, wenn Jemand mit einem Bruder oder einer weltlichen Person stritt, einem Bruder einen früher begangenen Fehltritt vorwarf, öfter das Schweigen oder die vorgeschriebenen Fasten brach, die Blicke auf ein Frauenzimmer heftete, mit einem solchen außer der Beichte und, kurze Fragen oder Antworten ausgenommen, allein sprach u. s. f. Ein sehr großes Verbrechen beging, wer dem Prior einen ganzen Tag den

1) Hauspostille, Plochm. V, 77.

Gehorsam verweigerte, einer Todsünde sich schuldig machte, etwas ihm Gegebenes verheimlichte u. s. f. Die schwerste Schuld ladete der trotz aller Strafen Unverbesserliche auf sich.

Wenn der Präceptor, den Luther erhielt, und der Konvent keinerlei Rücksichten auf seine Auszeichnung, seine besondre Stimmung und Gemüthsverfassung nahmen, die Last und die Widerwärtigkeiten, die ihm aus der Regel und den Satzungen erwuchsen, ihm nicht möglichst erleichterten, sondern das Gegentheil thaten, so handelten sie wider den Geist und den Buchstaben der letztern und stellten sich selbst ein schlechtes Zeugniß über ihren Scharfblick und ihre Sinnesart aus; und es geschah. Sie waren stolz auf die Erwerbung eines Mitgliedes der Universität, eines so berufenen jungen Mannes, sie hofften von ihm, daß er das Ansehen des Ordens erhöhen werde. Es war aber nach allem Anschein nichts als mönchische Eitelkeit und Hochmuth. Weit entfernt, daß sie ihn auf Studien hingewiesen, ihn dabei zu fördern gesucht, namentlich zum fleißigen Bibellesen ihn angehalten hätten. Wir werden darauf zurückkommen, er war es, der eine Bibel forderte. Sie gaben sie ihm, allein zu Erfurt erhielt sich die Rede, sie hätten von Anfang einen Haß auf ihn geworfen, weil er sich zum Lesen der heil. Schrift begeben und nicht ruhen wollen, bis er sie ganz durchgelesen; sie hätten ihn daher durch allerlei lästige Beschäftigungen davon abzubringen gesucht[1]). Von der Verkehrtheit der Mönche redend, mit der sie alle Schuhe über einen Leisten hätten strecken und nach einer Regel alle Menschen regieren wollen, sagt er selbst, „denn so sprachen sie zu mir, als ich ins Kloster kam: wie mir geschehen ist soll dir auch geschehen." Eine solche Arithmetik aber, wonach Augen und Füße, weil sie Glieder Eines Leibes, gleiche Last tragen sollten, gehöre auf den Markt, wo man kaufe und verkaufe, und nicht ins Regiment. Viel besser sage Augustinus, man solle nicht Alle mit gleichem Maße messen, weil nicht Alle an Stärke und Gesundheit einander gleich. Ein anderes Mal erzählt er von seinen „Brüdern im Kloster," „sie waren mir gram, darum, daß ich studirte, sagten: Sic tibi, sic mihi, Sackum per Nackum, es

1) *Maimbourg*, Hist. du Lutheranisme, I, 24. *Dresser*, Prima narratio de M. Luthero ex libello ejus de festis.

gehe dir wie mir. Hielten keinen Unterscheid. Ein Ungelehrter galt bei ihnen gleich so viel als ein Gelehrter. Sie verachteten die Gelehrten, wußten nichts von der distributiven Gerechtigkeit, berücksichtigten nicht den Unterschied der Ingenia und der Leiber, fragten nicht darnach, ob einer geschickt oder ungeschickt, schwach oder stark war, das sahen sie nicht an. Es mußte stracks steif nach ihrer Regel gehen und gehalten werden. In Italien ist ein Orden der Ignorantiner, die auf die heil. Ignorantia schwören. Des Titels könnten sich alle Klöster mit Recht rühmen, indem sie nur auf das Lesen, nicht auf den Verstand dessen hielten, was gelesen wurde, und sagten, verstehst du die Worte der Schrift und des Gebets nicht, so versteht sie der Teufel und entflieht. Das war das O und A der Mönche, die Wissenschaft und die Studirenden zu hassen. „Sie meinten, studirt der Bruder, so wird er uns beherrschen." Dann spricht er davon, wie der Stolz nirgend größer, der Geiz nirgend unersättlicher, der Haß nirgend unversöhnlicher, Ausschweifungen und Völlerei nirgend ärger gewesen wären, als in den Klöstern. „Man that da Alles ohne Beschwerung willig und gern; ihr Fasten war ihnen leichter denn unser Essen. Zu einem Fasttage gehörten drei Freßtage. Zur Kollation auf den Abend gab man jedem Mönch zwo Kannen gutes Bier, ein Kännlein Wein, Pfefferkuchen oder gesalzen Brot, daß man wohl trinken könnte. Da gingen die armen Brüder wie die feurigen Engel; so gar waren sie verblichen und verschmacht[1])."

Es erhellt nun allerdings nicht vollkommen deutlich, ob dies Alles, auch das Letztere, von dem erfurter Konvente gelten soll; indeß klingt es offenbar wie Selbsterlebtes, er bringt es mit Dem, was er von seinen erfurter Brüdern sagt, in genaue Verbindung, er erzählt noch anderes Aehnliches, woraus hervorgeht, daß die bei ihnen vorhandene Frömmigkeit eine ganz äußerliche und mönchische war. Sehr wohl erinnerte er sich eines erfurter Mönchs, der, obwol groß und stark, die Hausarbeit des Klosters stets von sich abwendete, indem er sagte, er sei dazu nicht geschickt, wisse auch wol, wenn er erst ein Mal Hand anlege, so müsse

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 17, V. 9; zu Kap. 29, V. 28. Tischreden, Walch XXII, 1467, 1450. *Rebenstock* I, 70.

er's öfter thun. Einem Doktor in seinem Kloster hatten sich nach einer vierteljährigen Abwesenheit die Horen so angehäuft, daß er sie nicht verrichten konnte; er schenkte nun zwei Brüdern einige Gulden, daß sie ihm beten hülfen und er desto eher davonkäme. Nur Wenige, sagt Luther, wollten mit Ernst „rechte heilige Mönche sein, der ich auch einer gewest." Nie habe er im Papstthume ein Fasten gesehen, das ein rechtes christliches Fasten gewesen wäre; kein Fleisch essen habe man so geheißen und dann die besten Fische mit dem köstlichsten Gewürz gegessen und guten Wein dazu getrunken. „Sie lehrten, daß man die zeitlichen Güter, Weingärten und Aecker verachten solle, und trachteten doch am allermeisten danach, aßen und tranken das Beste. Ein Bruder im Kloster konnte fünf Semmeln fressen, da ich an einer genug hatte [1])."

Dem Allen sieht nun auch die Behandlung ganz ähnlich, welche ihm von den Konventsmitgliedern widerfuhr. Sie übten den empörendsten Pennalismus gegen den Novizen, sie überhäuften ihn mit den lästigsten, niedrigsten und demüthigendsten Geschäften, ließen ihn die Thür hüten, die Uhr stellen, die Kirche reinigen, ja die geheimen Gemächer ausräumen, und — was ihm das „Beschwerlichste" gewesen sein soll, und sehr begreiflicherweise war — vor allen Dingen häufig mit dem Bettelsacke durch die Stadt gehen, die ihn als einen jungen aufstrebenden Docenten so wohl kannte, wo er so manchem frohen Freunde und Studiengenossen begegnen mußte: die Wiederholung des Bildes jenes anhaltinischen Fürstensohns, der ihm in Magdeburg als ein Urbild der Heiligkeit erschienen war. „Mit betteln und nicht mit studiren mehret man das Klostergut," war ihre Rede [2]). Mönchischen Sinns wollten sie ihn dadurch vielleicht an Selbstentäußerung gewöhnen, ihn desto gewisser und eher dem Orden

---

1) Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 39, V. 5 f. Cod. chart. bibl. duc. Goth. Fol. Nr. 402. De abominationibus papistarum, p. 140. Plochm. VIII, 236. Ausleg. d. 5., 6. u. 7. Kap. Matthäi, zu Kap. 6, V. 16. Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 27, V. 28 f; zu Kap. 48, V. 17 f., Walch II, 2766.

2) Seckendorf, Mathesius, Selnecker. Bürger, Histor. Nachricht von Lutheri Mönchsstand und Klosterleben, 149 ff.

ganz zu eigen machen, seinen Gehorsam auf die Probe stellen. So etwas war gewöhnlich, und man kam dabei nicht selten auf abenteuerliche Dinge. „Die Mönche (Luther spricht davon in der Auslegung der Genesis zu Vers 23—27 des 17. Kapitels) suchten den rechten Gehorsam und den sie allein rühmten, dadurch zu erproben, daß sie unbillige, beschwerliche, kindische und närrische Dinge mit willigem und fröhlichem Herzen zu thun vorschrieben." Indeß blickt Rohheit und Ungeschlachtheit bei der Behandlung, welcher er von den Konventsmitgliedern unterworfen wurde, zu deutlich durch, um verkannt werden zu können. Sie wußten ein Talent nicht zu schätzen und suchten es deshalb oder aus Mißtrauen und Neid zu unterdrücken, fühlten sich durch seine edlere Natur und Richtung, durch die Strenge, womit er, wie wir sogleich hören werden, die Regel beobachtete, getadelt und trachteten ihn zu sich herunterzuziehen; sie handelten in dem Behagen, das von rohen Gemüthern darin gesucht und empfunden wird, wenn sie es in ihrer Gewalt haben, einen edeln Geist zu erniedrigen und zu quälen. Wir werden noch mehrfach wahrnehmen, daß sie den Studien überhaupt nicht sonderlich geneigt waren, höchstens scholastische Gelehrsamkeit achteten.

War dies nun das Ideal, wovon er geträumt, dies die Freistätte, die er gesucht für einen auf stille Betrachtung, in die göttlichen Geheimnisse eindringendes Studiren, frommes Leben gerichteten Sinn? Hätte er nicht, bald enttäuscht, den Entschluß fassen sollen, die widrigen Fesseln so rasch zu zerbrechen, als er sie sich selbst angelegt? Noch war es Zeit. Noch hatte er kein Gelübde abgelegt. Wir wissen aber schon, daß er unerschütterlich blieb. Die Erklärung wird sich im Nachfolgenden finden. Hier mag noch bemerkt werden, daß ihn Manches, was er sah und hörte, weniger verletzte, weil er Aehnliches von Kindheit an gesehen und gehört, und weiter, daß es doch auch an Bessern im erfurter Augustinerkloster nicht ganz fehlte. Außer dem gelehrten Usingen lebten mit ihm darin Melchior Weidemannn, Lange, dem er bald in den Studien sehr förderlich war, und wahrscheinlich der schon genante Suße, der die Zelle mit ihm bewohnt haben soll und durch aufrichtige Frömmigkeit und wissenschaftlichen Sinn Staupitzens ganzes Wohlwollen sich gewann. Sie zeigen sich späterhin durchaus wacker und tüchtig. Allein die Rohheit herrschte

doch weitaus vor, und wie stark mußte sie sein, da die Minderzahl der Genannten, und unter ihnen der angesehene Usingen, gegen den Unfug, der an Luther verübt wurde, entweder gar nicht einredete oder doch nichts dawider vermochte. Und wie arg es damit doch gewesen sein muß, ist zum Ueberfluß noch aus Folgendem ersichtlich.

Natürlich genug hatte schon sein Eintritt ins Kloster an sich selbst Aufsehen erregt; noch mehr war dies der Fall bei der Behandlung, welche er erfuhr. Sie muß ungewöhnlich hart oder roh gewesen oder mindestens bei ihm, den Umständen nach, erschienen sein. Die Universität fühlte sich in den ihm zugemutheten Erniedrigungen an der Ehre verletzt, auch mochte das Mitleid rege werden. Sie machte Vorstellungen beim Prior und Konvent, und er wurde nun wenigstens von den widerwärtigsten der ihm auferlegten Leistungen befreit [1]).

Als sehr beachtenswerth erscheint, daß er in sein Urtheil über das Schmähliche und Verderbliche der Erbärmlichkeit, worunter er so schwer gelitten, und der Tyrannei, welche an ihm geübt wurde, niemals Bitterkeit hineinlegt, am wenigsten gegen die rohen Tyrannen selbst. Er erwähnt ihrer nur selten, als solcher gar nicht, nennt ihre Namen nirgend.

Mönchischer Eifer.

Er selbst hatte nicht darauf angetragen, daß ihm Erleichterung würde, kein Widerstreben, keinen Unmuth gezeigt. „Ich war Mönch ohne Klage, sagt er, dessen ich mich in Wahrheit rühmen kann [2]).“ Er leistete nicht blos den strengsten Gehorsam, sondern that aus eigenem Antriebe noch weit mehr, als ihm zu-

1) Mathesius, 1. Predigt. Ukert I, 75. Meurer, Luther's Leben I, 13. Die Angabe hat die innere Wahrscheinlichkeit für sich. Nach Seckendorf I, 21 war es Staupitz, der ihn von jenen Erniedrigungen befreite. Indeß war Staupitz schwerlich schon in Luther's erster Mönchszeit im Kloster (s. unten). Sehr wohl kann Beides der Fall gewesen sein, daß zuerst die Universität einschritt und daß dann Staupitz späterhin weitere Milderungen veranlaßte.

1) Scholia et Sermones in primam Jo. ep., Bruns 69.

gemuthet wurde. Mit Aufbietung, mit Ueberspannung aller seiner Kräfte richtete er sein ganzes Bestreben darauf, ein rechter heiliger Mönch zu werden. Erinnern wir uns, wie viel Beschwerliches und wie Vielerlei die Satzungen vorschrieben. Erasmus fühlte sich den Quälereien so wenig gewachsen, daß er darum aus dem Kloster entwich. Er schreibt darüber dem Pater Servatius in das von ihm verlassene, indem er seine Entfernung anzeigt, unter Anderm, er habe bei seiner Körperbeschaffenheit das Fasten nie vertragen, stets erst nach einigen Stunden wieder einschlafen können, wenn er aus dem Schlafe geweckt worden; ebenso unerträglich wäre ihm bei seiner geistigen Eigenthümlichkeit der Zwang der frommen Gebräuche und Uebungen gewesen[1]). Ganz anders Luther. Er wiederholte in seiner Person den wunderlich großartigen Versuch des Mönchthums in seiner Blüthe, durch Ertödtung des sinnlichen Menschen eine widernatürliche übermenschliche Heiligkeit zu erringen, durch einen Titanenkampf wider die ureigne Natur den Himmel zu erstürmen. „Zuerst, als ich Mönch geworden war, ich hätt in den Himmel gestürmet," sagt er[2]). Er lernte mit dem lebhaftesten Eifer die Lehre der Kirche, hielt sich mit äußerster Strenge nach der Zucht des Klosters, that es in allen Uebungen mit Lesen, Disputiren, Fasten und Beten Allen weit zuvor. So Melanthon, der seinem Berichte hinzufügt, er habe sich oft darüber gewundert, daß Luther bei seinem weder kleinen noch schwachen Körper nur sehr weniger Speise und Tranks bedürftig gewesen sei. „Ich habe ihn zu Zeiten, sagt er, ob er schon gesund war, vier Tage hinter einander durchaus nichts essen oder trinken, auch sonst oft lange Zeit täglich mit wenig Brot und einem Häring sich begnügen sehen[3])."

Das war thüringische Genügsamkeit, Gewöhnung eines Sohnes knapp und mäßig lebender geringer Bürgersleute, eines armen Schülers, und noch etwas Anderes und mehr: Zeichen einer

---

1) *Hessi* Epp. 260.

2) Bruns a. a. O. 219.

3) Mit Melanthon's und Luther's eignen Aussagen stimmt auch Maimbourg. Sein Leben und Wandel im Kloster sei rein gewesen, „bis ihm die Ketzerei Geist und Herz verderbet." Seckend. I, § 8.

vorherrschenden Anlage, Stimmung, Sinnesart, welche die Anforderungen der Sinnlichkeit über dem stets regen Geistesleben und Arbeiten oder im häufigern Seelenaufschwunge hintansetzt; Zeichen auch seiner Ueberspanntheit und der Schwere der Beängstigungen, welche damit in Verbindung standen. Noch in höheren Jahren konnte er wol sagen, „wenn ich in Anfechtung bin, so wollte ich wol in dreien Tagen keinen Bissen essen, denn ich habe keinen Appetit noch Verlangen oder Lust dazu." Essen und trinken ohne Lust sei doppeltes und zwiefaches Fasten, aber in Anfechtung fasten sei doch noch hundert Mal ärger als essen und trinken. Indeß trieb er es so arg und noch ärger als angehender Mönch. Er that sich so wehe, daß er späterhin kaum Worte finden konnte es zu beschreiben; er quälte sich mit Beten, Fasten, Wachen und Frieren, daß er „allein vor Frost möchte gestorben sein;" er zermarterte und zerplagte seinen Leib dermaßen, „daß er es auf die Länge nicht hätte ertragen können." In einer Predigt der Hauspostille kommt er darauf, wie in den Klöstern Viele durch übermäßiges Beten, Fasten, Singen, Wachen, Kasteien, Lesen, übel Liegen sich verderbt hätten, daß sie vor der Zeit sterben müssen. Er setzt hinzu: „und ich selbst auch gethan habe, und meinen Kopf zerbrochen, daß ich's noch nicht überwunden habe, werde es auch mein Lebtag nicht überwinden." So streng hielt er die Regel, daß er oft in drei Tagen keinen Bissen, keinen Tropfen genoß. In der That überwand er es sein Lebtag nicht. In seinen späteren Jahren aß und trank er in Anfechtungen, allein ohne Lust, und die Anfechtungen blieben doch nicht gänzlich aus [1]).

„Ich habe wahrlich meine Ordensregel mit großem Fleiß und Eifer gehalten, sagt er, in den verschiedensten Lebensabschnitten und Schriften darauf kommend, ich habe mich öfters krank und beinahe zu Tode gefastet, ich beobachtete die Vorschriften genau, stellte mir noch besondere Aufgaben, hatte noch meinen besonderen Weg für mich. Die Senioren in meiner Regel strit-

1) Tischreden, Walch XXII, 1178. *Rebenstock*, II, 13. Cod. chart. bibl. duc. Goth. Fol. Nr. 262. *Kirchmaier*, Disq. hist. de Lutheri imagine reliqua, 60; Part. II. conc. domest. p. m. 119. Ausleg. d. 14., 15. u. 16 Kapitels Johannis, zu Kap. 14, V. 1; Walch VIII, 33.

ten sehr wider die Singularität, und thaten wohl daran. Ein schändlicher Verfolger und Todtschläger meines eigenen Leibes war ich, denn ich fastete, betete, wachte, machte mich matt und müde über mein Vermögen, was nichts anderes als Selbstmord ist. Es war ein fein lustig Leben in den Klöstern, darin solche Beschwerde und Kümmerniß nicht war, wie in der Welt in allen Ständen unzählige Trübsale und Anfechtungen sind, doch eine unerträgliche Last war es den frommen Leuten, die nicht allein des Bauchs gedachten, sondern auch begehrten selig zu werden, wie ich mich plagte mit allerlei schwerer Last, weil ich mit ganzem Ernst meinte, durch meine Werke fromm und gerecht zu werden. Papisten, Türken, Juden und alle Gottlose lassen sich träumen, daß sie gerecht sind und das Gesetz erfüllen können. Der Gesellen war ich auch einer, half lästern und schänden das heilige Blut Christi und seine Kraft durch eigne Heiligkeit und Weisheit, wußte es nicht besser, meinet, es wäre so recht und wohl gethan. Wir waren unter solchen Menschensatzungen auferzogen, die uns Christum verdunkelt und in uns ganz unnütz gemacht hatten. Ich meinte so durch meine Möncherei genug zu thun. Was suchte ich damit anders denn Gott, der da sollte ansehen wie ich meinen Orden hielte und ein so streng Leben führte, ging also immer im Traum und rechter Abgötterei, denn ich glaubte nicht an Christum, sondern hielt ihn nicht anders denn für einen schrecklichen Richter, wie man ihn malte auf dem Regenbogen sitzend, suchte darum andere Fürbitter, Maria und andere Heilige und meine eigenen Werke und Verdienste des Ordens." Er spricht in der Schrift Eine einfältige Weise zu beten (1535) von dem Beten, „wobei das Herz anderswo zerstreut ist," das eben nur geschehe, weil es geboten sei und wodurch man dennoch Gott wohlgefällig zu werden meine. Solcher Gebete habe er sein Tage im Papstthume viele gehört, ja die Gebete wären fast alle der Art gewesen; er setzt hinzu: „Denn ich hab selbs solcher horas canonicas mein Tage viel gebet't, leider, daß der Psalm oder Gezeit aus war, ehe ich gewahr ward, ob ich angefangen oder im Mittel wäre [1])."

1) Umständlichere Erkl. des 53. Kap. Jesaia, zu V. 9. Bruns a. a. O. (Annotationes in priorem ep. Pauli ad Timotheum.) Ausleg. d. Genesis

Wenn er genug gebetet hatte, so meinte er, er wäre fromm. Das waren kostbare Augenblicke für ihn, wenn er mit Selbstzufriedenheit sich sagen konnte: heute hab ich nichts Böses gethan; ich bin meinem Prior gehorsam gewesen, ich habe gefastet, gebetet, so ist mir Gott gnädig. Allein sie waren selten bei ihm. Wie Vielerlei wurde in den Konstitutionen zur Sünde gemacht. Sie mußten ihm dadurch bei seiner Gewissensüberreiztheit zu einer fortwährenden Marter werden, und es fehlt nicht an Bezeugungen, daß es der Fall war. Mehrmals spricht er z. B. davon, wie er als Mönch gemeint habe, wenn er ohne Skapulier aus der Zelle gegangen, daß er sich einer großen Todsünde schuldig gemacht, und er habe dann verzweifeln wollen. Er warnt davor, sich von erdichteten und Lügensünden entbinden zu lassen, denn wer es thue müsse, sich darnach auch an die erdichtete und Lügengerechtigkeit kehren. Erdichtete Sünden, päpstische aber wären die, „da die Gaukler, Papst und Bischöfe mit umgehen, die vor den Flatenweihern für Sünden gölten, welche sie erdacht, daß einer an einem verbotnen Tage nicht faste, daß ein Mönch ohne einen Scheppler, eine Nonne ohne einen Weihel gehe." Er führt aus, der Papst mache überall Sünde und Gerechtigkeit, wo Christus sie aufhebe, binde überall die Gewissen, wo Christus sie frei mache. „Da ists Sünde, wenn eine Nonne anrühret das Altartuch, das sie Pallam nennen. Sünde ist's, einen Kelch angreifen: Sünde ist's, in einem ungeweiheten Kelch oder Meßgewand Meß halten: Sünde ist's, so er ohne Manipel, oder ohne ein ander Stück der heiligen Kleider zum Altar gehet: Sünde ist's, wenn der Priester etwa dem Altardiener ruft und ein Wort oder zwei unter der Stillmesse mit ihm redet: Sünde ist's, wenn einer im Kanon fehlet, oder etwa in einem Wort gestammelt hat: Sünde ist's, wer das Heiligthum anrühret. Wer aber mit der Hand oder mit einem Finger das Sakrament des heiligen Fronleichnams Christi anrühret, und ob einen schon die Noth dringet dazu, daß ihm das Sakrament inwendig am Gau-

---

zu Kap. 40, V. 12 – 15. Ausleg. d. 45. Psalms zu V. 11. Ausleg. d. beiden ersten Kap. Johannis, zu Kap. 1, V. 17. Der Artikel von der Donatio Constantini, Plochm. XXV, 200. Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs zu Kap. 3, V. 1, Walch VIII, 1977. Plochm. XXIII, 222.

men anklebet, und ers ablösen wollte, das ist so eine große Sünde, daß man ihm das lebendige Fleisch abschaben muß, womit er's hat berühret. Das ist doch so eine große Unsinnigkeit, daß die Unsinnigkeit selbst nicht wol könnte unsinniger sein." Dagegen sei es gering geachtet, dem Nächsten nicht helfen in seinen Nöthen u. dergl. „Im Papstthum haben wir tollen Heiligen einen Satz über den anderen gemacht, und ist der Gesetze kein Ende gewesen, haben die Gewissen nur geschrecket und durstig gemacht, ihre Prediger haben den Durst nur gemehret. Wie es denn nicht anders kann zugehen. Wenn die Werkheiligen lehren, so machen sie einen Durst über den andern, und ein Gesetz aus dem andern, daß kein Ende noch Aufhören der Gesetze ist; wie wir damals allzusehr erfahren haben. Alle Jahre hat man einen neuen Doktor gehabt, und haben die Narren nur die Gewissen geplaget. Als, das war ein ernstliches Gesetz, daß man nicht durfte ein Korporal oder Kelch anrühren, haben alles voller Todsünde gemacht: ein Mönch durfte ohne Schepeler nicht gehen; denn diese Lehrer konnten nichts anders thun, denn sie wollten mit Gesetzen regieren: da wuchsen denn aus einem Gesetz viel andere Gesetze; nam casus sunt infiniti, und aus einem Gesetz wurden hundert Glossen gemacht." Bei den Juristen gehe es und sei es ebenso gegangen; sie hätten immerfort bessern und flicken wollen und dadurch die Gesetze ins Unendliche vervielfältigt. So hebe ein Schneeball, der vom Dache oder einem hohen Berge falle, klein an, nehme aber im Fallen immer mehr Schnee an sich und werde zuletzt so groß, daß er Alles zertrümmere. Nicht anders sei es im Papstthume mit den Menschensatzungen gegangen [1]).

Die Masse der äußeren Gebote, die die Kirche Allen auferlegte, mißleitete oder lähmte ohnehin schon den Trieb der Heiligung, das sittliche Streben nur zu sehr. Die Sorge für ihre Erfüllung schuf einerseits Unruhe und nahm andrerseits Kräfte in Anspruch, welche dem Bemühen um die eigentliche, die innere Heiligung, die Erfüllung des göttlichen Gebots entzogen wurden.

---

1) Plochm. XXXI, 273. Walch XXII, 1391; VI, 577 f. Plochm. I, 363 f. Offenbarung des Antichrists, Walch XVIII, 1904. Walch VII, 2324. Ausleg. d. 6., 7. und 8. Kap. Johannis, zu Kap. 7, V. 37—39.

In allen Beziehungen erschwerte sie die Befriedigung des sittlichen Gefühls, die Gelangung zu wahrem sittlichen Halt und zum inneren Frieden. Für den Mönch kam dann noch die ganze Masse der Ordenssatzungen hinzu. Alle Folgen eines Uebermaßes äußerlicher Gebote mußten um so viel mehr bei ihm eintreten und bei Luther war es im höchsten Maße der Fall. Als Herzog Georg von Sachsen die Evangelischen aus Leipzig ausgetrieben, er (1533) ein Trostschreiben an dieselben und der Herzog auf dieses eine Erwiderung hatte drucken lassen, entgegnete er auf den Vorwurf, daß er sein Klostergelübde gebrochen: „Hie kann ich wahrlich auf diesmal nicht anders thun, denn meinem ungnädigen Herrn ganz freundlich danken, daß er mich so ehrlich nennet. Denn ich wollt lieber, daß mich Meister Hans auf ein Rad stieße, oder zu Pulver verbrennet, weder daß mich Herzog George sollte einen frommen, treuen Münch loben. Wahr ist's, ein frommer Münch bin ich gewest, und so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ichs sagen dar: ist je ein Münch gen Himmel kommen durch Müncherei, so wollt ich auch hinein kommen sein; das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekennet haben. Denn ich hätte mich (wo es länger gewährt hätte) zu todt gemartert mit wachen, beten, lesen und ander Arbeit[1])."

Eifernde hierarchische Gesinnung.

So völlig hatte er die mönchische Ansicht in sich aufgenommen, so bestimmt die unbefangenere von sich gewiesen. Aber noch weit mehr. Ein solcher Mönchseifer hätte nicht leicht ohne eifernde päpstlich-hierarchische Gesinnung sein können. Sie war recht eigentlich bei den Mönchen heimisch. War doch das Aufkommen zumal der Bettelorden schon im Ursprunge Gegenwirkung der Hierarchie gegen die ketzerischen Sekten und deren abweichende Ansichten gewesen und auch geblieben. Es waren Empörungen vorgekommen, allein im Ganzen waren die Mönche stets die ergebensten eigentlichen Schildträger und Knechte der Päpste. Wir leiteten im vorigen Buche aus mehreren Anzeichen die Folgerung

1) Plochm. XXXI, 273.

her, daß Luther der päpstlich-hierarchischen Gesinnung in seiner Studienzeit sich zugewendet habe. Jetzt zeigt es sich deutlich, daß er sich mit Entschiedenheit und Leidenschaft in sie hineingeworfen hatte und mehr und mehr hineinwarf. Er hat sich vielfach darüber ausgesprochen, mit welchem Ernst und Eifer er „Papist" gewesen; wir werden späterhin noch Aeußerungen dieser Art anführen müssen und thatsächliche Beweise ihrer Wahrheit erhalten. Hier mag es genügen, auf ein Paar einander erläuternde Stellen in seinen Schriften hinzuweisen, in deren einer er einen gerade in diese Zeit gehörenden Vorgang berichtet, der seine beschränkte und zelotische päpstliche Gesinnung in das hellste Licht setzt.

Beim 14. Verse des 1. Kapitels der ausführlichen Erklärung des Galaterbriefs, wo der Apostel Paulus davon spricht, wie er um die jüdischen Satzungen geeifert und die Christen verfolgt habe, kommt er durch eine sehr nahe liegende Gedankenverbindung auf sich selbst. Der Apostel wolle sagen, er habe es wol allen Eiferern um die väterlichen Gesetze zuvorgethan, sich's auf das Allersauerste werden lassen durch Gesetzerfüllung gerecht und fromm zu werden. „Da mag ich nun, fährt er fort, von mir selbst mit Wahrheit auch sagen, ist irgend einer gewesen, wahrlich so bin ich es, der vor dem Wiederaufgange des evangelischen Lichts die päpstischen Gesetze und der Väter Traditionen innigst verehrte, dafür eiferte, mit großem Ernst sie und daß man sie hielte, für ein Heiligthum achtete, dafür brannte und sie als zur Seligkeit nothwendig vertheidigte." Er schildert sodann auch hier, wie er sich gemartert, um den Ordenssatzungen aufs Vollkommenste zu genügen, weil er in dem Wahne befangen gewesen sei, daß er dadurch gerecht vor Gott werden würde, und setzt darauf hinzu, „den Papst betete ich aufrichtig an, nicht um Pfründen oder Würden und dergleichen willen, sondern was ich that, das that ich aus einfältigem Herzen, redlichem Eifer und zur Ehre Gottes. Aber die Widersacher als bequeme Leute und durch keine Anfechtungen versucht, glauben es nicht, daß ich und die meisten anderen solches erfahren und gelitten haben, die mit höchster Begier den Seelenfrieden suchten, der in solchen Finsternissen unmöglich zu finden war." Den Apostel, führt er weiter aus, habe sein unverständiger, blinder und gottloser Eifer zu

einer grausamen Wütherei fortgerissen, welche ruchlose Sünde er für die größte Heiligkeit, den angenehmsten Gottesdienst gehalten, bis ihm Gnade und Erkenntniß der Wahrheit reichlich geworden. Denselben Weg sei er, Luther, geführt worden. „Da ich ein Mönch war, kreuzigte ich Christum alle Tage und lästerte ihn durch mein falsches Vertrauen, das mir damals immerdar anhing. Von außen war ich freilich nicht wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, sondern hielt Keuschheit, Gehorsam und Armuth, nahm mich dazu gar nichts an um dies gegenwärtige Leben, hatte mich ganz und gar ergeben aufs fasten, wachen, beten u. s. f. Hatte aber gleichwol unter solcher Heiligkeit und falschem Vertrauen auf die eigne Gerechtigkeit im Herzen ewiges Mißtrauen und Zweiflung, Furcht, Haß und Lästerung Gottes." Er ergeht sich darüber, wie „solche Heilige" nichts anders seien, denn „rechte Gefangene und eigene Knechte des Satans," die da denken, reden und thun müßten was Satan wolle, obwol sie der Werke und ihres sauren Leben halber leuchteten und sich stellten als ob sie viel besser denn andere Menschen wären. „Solche Heilige sind wir unterm Papstthum gewesen, eben solche, wo nicht noch größere Verfolger Christi denn Paulus selbst; sonderlich ich. Denn so groß war des Papsts Ansehen bei mir, daß ich meinete, nur im allergeringsten Artikel von ihm abweichen wäre eine Sünde, ewiger Verdammung würdig, und diese gottlose Meinung verursachte, daß ich den Huß für einen so verfluchten Ketzer hielt, daß ich's für eine schwere Sünde achtete, auch nur an ihn zu denken, und daß ich des Papsts Ansehen zu vertheidigen selbst Feuer hätte anzünden mögen, den Ketzer zu verbrennen, und hätte geglaubt, Gott den höchsten Gehorsam damit zu erweisen."

„Wenn einer, sagt er an einer andern Stelle, damals gelehrt hätte, was ich jetzt durch Gottes Gnade glaube und lehre, ich würde ihn mit den Zähnen zerrissen haben;" und man wird sich hiernach über sein Verhalten nicht wundern, als er einst in dieser Zeit über hussitische Predigten gerieth. Er erzählt es in der Nachrede auf etliche Briefe Hussens aus dem Gefängniß zu Kostnitz an die Böhmen geschrieben. Er fand einen Band mit jenen Predigten in der Klosterbibliothek und wurde „aus Fürwitz lüstern zu sehen, was doch der Erzketzer gelehrt hätte." Er fing

an zu lesen — wurde das Buch doch unverbrannt in der Bibliothek aufbewahrt, zu welcher Alle Zutritt hatten. Da fand er nun aber Vieles, das ihm einen Gedanken eingab, vor welchem er sich entsetzte, den Gedanken nämlich, warum doch ein Mann verbrannt wäre, der so christlich und gewaltig die Schrift zu führen vermocht habe. Allein Hussens Name war so greulich verdammt, daß er meinte, wenn er desselben mit Wohlwollen gedächte, würden die Wände schwarz werden, die Sonne den Schein verlieren. Er schlug daher das Buch zu, eilte hinaus, „mit verwundetem Herzen," und wußte sich nur damit zu trösten, daß er dachte, Huß hätte wol nur so geschrieben, bevor er ein Ketzer geworden: denn „die Geschichte des kostnitzer Concils kannte ich zu jener Zeit noch nicht," setzt er hinzu[1]). So wenig Eindruck hatte Grevenstein's Aeußerung über dasselbe auf ihn gemacht, so verblendet war er und so wenig ist dabei an eine eigentliche Belehrung zu denken. Er sagt in den Anmerkungen zum ersten Timotheusbriefe, „wie St. Paulus die Lehre vom Glauben lange nicht kannte, so wußte ich auch nicht was Huß gelehrt hatte. Hörte ich den Namen Huß, so erschrack ich und wagte nicht mir selbst zu glauben als ich einsam auf eine schriftmäßige Predigt von ihm gerathen war[2])."

Innere Bedrängnisse. — Verworrene Seelenzustände.

Sehen wir ihn tief verstrickt in die Ansicht von der Gottgefälligkeit der Mönchswerke, so erklärt dies an sich selbst den Eifer doch noch nicht ganz, womit er sich auf dieselben einließ. Es waren, noch hinzukommend, innere Bedrängnisse, welche dazu trieben, zunächst dieselben, welche seinen Entschluß, den Mönchsstand zu erwählen, bestimmt hatten, jetzt fortdauerten, ja sich steigerten und mehrten, indem er ihnen im Kloster zu entgehen geglaubt. Sie hatten ihre tiefste Wurzel in den düstern religiösen Begriffen, welche sich ihm in seiner Kindheit eingeprägt und

1) Walch XVI, 2563. Bürger a. a. O. 153.
2) Bruns a. a. O. 198.

worin er sich zuletzt wieder mehr und mehr befestigt haben mußte. Gott war strenger Richter und Rächer der Sünde. So galt es durch Ueberwindung der letztern, durch vollkommene Erfüllung des göttlichen Gebots dem Gericht zu entfliehen und die göttliche Gnade zu erwerben. Das sehnsüchtige Verlangen des Knaben und Jünglings, fromm zu werden, blieb unbefriedigt, weil er des Gefühls der Sündhaftigkeit nicht ledig wurde. Nun war die Vorstellung hinzugetreten, durch den Mönchsstand sei das Gesuchte zu erlangen. Wich das Gefühl der Sündhaftigkeit nicht, wurde es vielleicht gar noch lebendiger, so mußten die Mönchswerke verdoppelt, mit verstärktem Eifer erfüllt werden, und waren sie dennoch vergeblich, so schien dem vergeblich Suchenden die göttliche Ungnade gewiß, er däuchte sich zur Verdammung vorherbestimmt zu sein. Noch andre verwandte Vorstellungen und Bedenken verbanden sich damit und dies Alles wirkte bei ihm zu innern Kämpfen und verworrenen Seelenzuständen zusammen, die um so sorgfältiger zu beachten sind, weil der Knotenpunkt seiner gesammten Entwickelung in ihnen liegt. Wir müssen über sie, so viel es der Gegenstand erlaubt, zur Klarheit zu gelangen suchen, zu welcher am sichersten seine Selbstbekenntnisse führen.

„Als ich noch ein Mönch im Kloster war, sagt er, war ich äußerlich viel heiliger als jetzt, betete mehr, wachte, fastete, kasteiete mein Fleisch — mein Leben hatte vor der Leute Augen einen großen Schein; doch vor meinen eigenen Augen nicht, denn ich hatte einen zerbrochnen Geist und war immer betrübt [1]) Ich beobachtete die Gelübde, die ich gelobt hatte, mit dem höchsten Eifer und Fleiß bei Tage und bei Nacht, und hatte doch keine Ruhe, weil alle die Tröstungen unkräftig waren, die ich aus meiner Gerechtigkeit und meinen Werken nahm [2])." Nach einer oben angeführten Aeußerung fehlte es ihm freilich nicht ganz an Augenblicken der Selbstzufriedenheit. Sie müssen indeß kurz und selten, scheinen nie ungetrübt gewesen zu sein. Er spricht es oft aus, daß ohne zweifelloses Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit ein wahrhafter Trost, eine echte Freude im Herrn undenkbar sei.

---

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 29, V. 1—3, Walch II, 677.

2) Scholia et sermones in primam Jo. ep. Bruns 69.

„Ich habe es selbst erfahren, da ich ein Mönch war, wenn ich mich so sehr zerplagte mit Wachen, Studiren u. dergl., so blieb doch allezeit der Zweifel in meinem Gewissen haften, daß ich dachte: wer weiß, ob es Gott auch gefällig und angenehm ist oder nicht [1])?" Ebenso in einer Predigt der Kirchenpostille, indem er davon spricht, wie er ein heiliger frommer Mönch habe sein wollen und mit großer Andacht zu jedem Mönchswerke sich bereitet: „aber wenn ich am andächtigsten war, so ging ich ein Zweifler zum Altar, ein Zweifler ging ich wieder davon; hatte ich meine Buße gesprochen, so zweifelte ich doch; hatte ich sie nicht gebetet, so verzweifelte ich abermal; denn wir waren schlecht in dem Wahn, wir könnten nicht beten, und würden nicht erhöret, wir wären denn ganz rein und ohne Sünde, wie die Heiligen im Himmel [2])." Der Wahn war so verbreitet und haftete so tief in der Zeit und bei ihm selbst, daß er sich noch in seinen letzten Lebensjahren — in der Auslegung der Genesis — wiederholt und angelegentlich damit zu schaffen machte, ihn zu bestreiten. Wir haben übrigens hier schon wieder ein Zeichen des Zwiespalts in ihm, von welchem oben die Rede war. Getrieben von den Furien der Angst um Seele und Seligkeit ließ er sich in die angestrengteste Verrichtung der Mönchswerke ein. Er vermochte es nicht mit völliger Zuversicht, deren Mangel er fühlte, sich aber nicht zu gestehen wagte, und den er dann durch verdoppelte Anstrengungen zu ersetzen suchte.

Allein vergebens und immer vergebens; sein Bemühen hatte den umgekehrten Erfolg. „Alle fromme Herzen haben es erfahren, daß niemand vor dem Gerichte Gottes durch seine Werke und eigne Gerechtigkeit besteht [3]). Den Fehl und Mangel haben alle Werke, die man vornimmt, um Gottes Zorn damit zu versöhnen, daß sie das Herz in noch größere Zweifel und Angst bringen denn zuvor. Anfechtungen waren im Papstthum vielen Ursach, daß sie in Klöster gingen; es geschah aber gemeiniglich, daß zu den vorigen Anfechtungen und Versuchungen andre viel

1) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 8, Walch V, 834.

2) Plochm. IX, 298.

3) Ausleg. d. 15 Lieder im höheren Chor, Ps. 130, V. 3, Walch IV, 2827.

schwerere kamen und die Sache viel ärger ward [1]). Die durch des Gesetzes Werke gerecht werden wollen, die werden nicht allein nicht gerecht, sondern werden zwei mal ungerechter, als sie zuvor waren, werden durch das Gesetz viel schwächer und untüchtiger zu allen guten Werken." Immer mehr gewöhne sich, wer durch Werke gerecht werden wolle, in den Wahn hinein, daß es durch Werke geschehen müsse, wenn Gott versöhnt werden solle, der da zornig und ein verzehrendes Feuer sei. Er fange an, könne aber nimmer so viel Werke thun, worauf das Gewissen zufrieden sei; es fordre mehr und immer mehr, wolle sich nimmer begnügen lassen, an jedem Werke finde es Fehl und Sünde, sodaß die Zweifel sich mehrten, der Gedanke immer öfter wiederkehre und immer heftiger ängste, da hast du etwas vergessen, jetzt nicht recht gebeichtet, jetzt die oder jene Sünde begangen, sodaß der Mönch nur immer schwächer, dürftiger, ungläubiger und furchtsamer werde, weil er durch Schwachheit stark, durch Armuth und Bettelei reich werden wolle [2]). Er habe das an sich selbst und vielen Andern vollauf erfahren. Je mehr einer sein Gewissen durch eigne Gerechtigkeit stillen wolle, desto unruhiger mache er es. „Denn ich habe ihrer viel gesehen, die aus herzlicher guter Meinung und Andacht alles das thaten, was sie konnten und vermochten, ihr Gewissen damit zu stillen; trugen härene Hemden an, fasteten, beteten, marterten und plagten ihre Leiber mit mancherlei stetiger Kasteyung, daß, wenn sie gleich eisern gewesen wären, sie auf die letzte hätten drüber brechen müssen: und machten gleichwol die Sache damit nichts besser; sondern, je säurer sie es ihnen werden ließen, je verzagter und blöder war ihr Gewissen. Sonderlich aber wenn sie sterben sollten, wurden sie so erschrocken und zaghaftig, daß ich viel Mörder, die man nach gesprochenem Urtheil gerichtet hat, viel getroster und muthiger habe sehen sterben, denn dieselbigen, die doch so ein strenges Leben geführet hatten. Darum ist es gewißlich wahr, daß eben die, so das Gesetz am meisten halten wollen,

---

1) Andere Ausleg. des Propheten Joel zu Kap. 3, V. 25 f., Walch VI, 2209.

2) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 4, V. 8 f., Walch VIII, 2448 f.

am wenigsten halten. Denn je mehr sie das Gesetze oder menschliche Satzung erfüllen wollen, je mehr sie es übertreten [1]). Je saurer ich es mir werden ließ, mein Gewissen zufrieden zu stellen durch Fasten, Wachen, Beten, desto weniger Ruhe und Friede ich fühlte, denn das rechte Licht war von meinen Augen weggethan. Je mehr ich den Herrn suchte und meinte ihm näher zu kommen, je weiter ich von ihm kam. Ich war ein Wollender und Laufender in meiner Möncherei, kam aber je länger je weiter davon [2])."

Ein Paar weitere Aeußerungen setzen dies und zugleich die Anlässe und Gegenstände seiner „Anfechtungen" in ein noch helleres Licht. „Da ich ein Mönch war, meinte ich, ich müßte verloren sein, wenn ich eine fleischliche Begierde fühlte, das ist, Unkeuschheit, Zorn, Haß, Neid und dergleichen wider einen Bruder. Da versuchte ich mancherlei, beichtete alle Tage, und half mich doch nichts. Denn dieselben fleischlichen Begierden kamen immerdar wieder; darum konnte ich nicht zufrieden sein, sondern marterte mich für und für mit solchen Gedanken: Siehe, da hast du die und die Sünde gethan, bist neidisch, ungeduldig: darum hilft dich's nicht, daß du den heiligen Orden angenommen hast, alle deine guten Werke sind verloren. Hätte ich da St. Pauli Sprüche recht verstanden, das Fleisch gelüstet wider den Geist, dieselben sind wider einander u. s. w., so wollte ich mich so hart nicht gemartert, sondern also gedacht haben, wie ich jetzt — ein Anklang staupitzischer Einwirkungen, was hier voraus bemerkt werden mag — zu thun pflege: Martine, es wird nichts daraus, daß du ganz ohne Sünde seist, so lange du im Fleisch lebest, wirst nicht ledig davon, daß es wider den Geist gelüstet. Aber verzage darum nicht, sondern widerstrebe ihm durch den Geist, daß du seine Lust nicht vollbringest; dann bist du nicht unter dem Gesetze [3])." Auf ganz ähnliche Weise in der Auslegung der Genesis: „Wir haben vor dieser Zeit im Papstthum

1) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 3.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 50, V. 15, Walch II, 3059. Kirchenpostille, Plochm. IX, 326. Tischreden, Walch XXII, 745.

3) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 17, Walch VIII, 2724 f.

geschrieen um die ewige Seligkeit und das Reich Gottes; wir haben uns fast wehe gethan, ja wir haben unsere Leiber mit Fasten und Kasteiung schier zu Tode gemartert, wir haben gesucht und angeklopft Tag und Nacht. Und ich selbst, wo ich nicht durch den Trost des Evangelii Christi wäre erlöset worden, so hätte ich nicht zwei Jahre leben können, also zermarterte ich mich und flohe vor dem Zorn Gottes, und mangelte auch an Thränen und Seufzen nicht. Wir richteten aber damit nichts aus, haben mit all unserm Kasteien nichts geschafft. Es wurde auch so gelehrt und gehalten, daß man an Gottes Gnade und Barmherzigkeit zweifeln mußte. Derohalben, je mehr ich lief und begehrte zu Christo zu kommen, je weiter er von mir wich [1])."

Aus den nachstehenden Aeußerungen tritt die Folge der Vorstellungen deutlich vor uns hin, worin der Grund der Vergeblichkeit seiner Anstrengungen wie seiner marternden innern Bedrängnisse, seiner Bedenken lag, die ihm auch wol jetzt schon, wie es späterhin bestimmt der Fall war, als Anfechtungen des Teufels erschienen, mochten sie nun durch Selbstbeobachtung, Spekulation, Grübeln, eine innre Erfahrung, einen vom Zorne Gottes handelnden Spruch der Schrift oder wie sonst in ihm entstanden sein. Waren sie es doch nach dem allgemeinen Glauben des Volks, der Väter, der Mönche. Die Einkleidung vieler seiner späteren Aeußerungen über seine jetzigen Zustände entstammt jener Vorstellung. Cochläus deutet sie dahin, daß sie die Meinung Vieler nicht wenig unterstütze, wonach er im Kloster zu Erfurt „mit einem Teufel verkehrt habe [2])." Indeß fehlt jede sichere Nachricht selbst davon, daß er in dieser Zeit solche wesenhafte satanische Erscheinungen gehabt zu haben geglaubt hätte, wie nach Jahren z. B. auf der Wartburg. Auf seine jetzigen Irrungen bezieht es sich aber, wenn er äußert, „die größeste Anfechtung des Teufels ist die, daß er sagt: Gott ist den Sündern feind, du bist ein Sünder, darum ist dir Gott feind. Machen wir da nicht den Unterschied, daß Gott nur den Unbußfertigen feind ist, hält dir der Teufel Sodom und andre Exempel göttlichen Zorns vor, und du hältst ihm nicht entgegen, daß

1) Zu Kap. 27, V. 34 f. Walch II, 465.

2) Hist. de actis et scriptis M. Lutheri. fol. I.

Gott aus Liebe zu den Sündern seinen Sohn hat Mensch werden und so jämmerlich leiden und sterben lassen, so liegt das Gewissen überwunden darnieder und verzweifelt." Oder ebenso: „Sobald das Gewissen hört, dem Gesetz muß genug geschehen und es muß gehalten werden, so sagt's und schleußt von Stund an, du mußt es halten oder bist verdammt; du hast es nicht gehalten, kannst es nicht halten — da hebt sich denn eine ewige Angst und Marter im Gewissen an. Gleich wie es ein schrecklich Ansehen hatte auf dem Berge Sinai, da Gott redet, und Blitzen und Donner dermaßen durch einander ginge, daß der ganze Berg rauchet und bebet: also thut das Gesetz noch, wo es die Herzen recht trifft, da schreckt's und machet blöde, zaghaftig, daß man nicht weiß, wo man vor Angst bleiben soll. Denn wissen, was Gott haben will, und daneben fühlen, daß man's nicht gehalten habe, ist unmöglich, daß solches einen Menschen nicht anfechten, noch ängstig sollte machen. Denn was Gott den Uebertretern seines Worts dräuet, das ist vor Augen, nämlich, den ewigen Tod, und alles Unglück. Darum ist solche Judenpfingsten eine schreckliche, unfreundliche Pfingsten, da gar keine Freude kann bei seyn, denn es hat über die Massen ein greulich, schrecklich Ansehen gehabt, daß die Juden selbst zu Mose mußten sagen, und bitten: Ach rede du mit uns, denn soll der Herr mit uns reden, so müssen wir sterben. Die Gesetze Gottes sind allein ein Spiegel, darin wir sehen unsre Bosheit. Die Werke machen allein Heuchler, das Gesetz macht allein Verzweiflung. Die Worte gerecht und Gottes Gerechtigkeit waren mir in meinem Gewissen wie ein Donnerschlag. Wenn ich sie hörte erschrak ich und gedachte, ist Gott gerecht, so wird er strafen, u. s. f. Da ich erstlich in den Psalmen las und sang: deine Gerechtigkeit errette mich, da erschrak ich alle Mal und ward den Worten Gerechtigkeit, Gericht, Werk Gottes feind. Denn ich wußte nicht anders, als Gerechtigkeit Gottes hieße sein strenges Gericht. Sollt er mich nun mit seinem gestrengen Gericht erretten, so war ich ewig verloren [1])."

Von der Vorstellung der göttlichen Strenge im Fordern

1) Tischreden, Walch XXII, 732, 1262, 1382. *Ericeus* 91, 154. Haus- und Kirchenpostille, Plochm. IV, 64; XIII, 125, 129.

der Gesetzerfüllung gingen somit seine innern Bedrängnisse fortwährend aus. Sie hätten auf dem Wege, welchen er eingeschlagen, nur weichen können, wenn es ihm möglich geworden wäre, es zum Heiligkeitsbewußtsein zu bringen, zu der Selbsttäuschung, in welcher die meisten Ordensleute sich wiegten. War es nicht der Fall, so mußte sich seine Unruhe verdoppeln. Er weist mehrfach darauf hin, daß das Mönchswesen entweder die eine oder andre dieser Wirkungen hervorbringen müsse. „Wir Mönche hielten Christum entweder für einen zornigen Richter, oder verachteten ihn gar für unsrer eignen erträumten Heiligkeit, wähnten, wir wären nicht in den Sünden, so die zehn Gebote zeigen und strafen, sondern hätten das natürliche Licht der Vernunft, und freien Willen, und wenn wir darnach thäten, soviel wir könnten, so müßte uns Gott seine Gnade geben. Ein Mönch mit seinen Messen, bei der Menge seiner Werke, wird entweder hochmüthig, oder er verzweifelt. Was heißt es anders, Gott fürchten, denn ihn ehren und lieben, erkennen, daß er gütig und gnädig sei und ihm deshalb gehorchen. Diesen Gott hatte ich verloren, da ich ein Mönch war und in Zuversicht meiner eignen Gerechtigkeit lebte. Denn ich kann mit Wort und That bezeugen und beweisen, wenn schon einer das Gesetz völlig erfüllt hätte, daß daraus nichts anders folgen kann, denn Verzweiflung, welches selten geschieht, oder Vermessenheit, die gemein ist [1])."

Zu jener Selbsttäuschung, zum hochmüthig Werden, war sein Geist zu eindringend, sein Wille zu ernst, war er eine zu tiefe sittliche und religiöse Natur. So mußte es bei ihm zum Verzweifeln kommen: das Gefühl der Sündhaftigkeit wich nicht, wurde nur immer lebendiger. Noch immer hing ihm aus seinen Kinderjahren die Schüchternheit, Mißtrauen gegen seine unschuldigsten Handlungen, Gedanken, Empfindungen an. Er hatte stets den Blick in sich, nach Sünde spähend gerichtet, Sünde sah er in jeder sinnlichen Regung, in jedem unbedeutenden Vergessen, jedem Gedanken, der ihm unlauter däuchte; und er meinte dann, Gott sei und könne ihm nicht gnädig sein, schreckende Vorstellungen ewiger Verdammniß ängsteten ihn Tag und Nacht. Je fester die Nothwendigkeit bei ihm stand, daß sich die Kreatur

1) Walch XII, 2278; IX, 1034; IV, 2843.

aller Unreinigkeit entledige, um sich zu ihrem Urbilde emporschwingen zu können, je mehr ihm dieses in seiner reinen aber schrecklichen Majestät stets gegenwärtig, und je heißer seine Sehnsucht war, jene Fleckenlosigkeit zu erringen, desto unfehlbarer erschien ihm selbst jedes natürliche Empfinden oder Begehren sündlich, desto weiter, unausfüllbarer, finsterer die Kluft, welche ihn von dem Schöpfer trennte. Und da er nun Sünde schon in der sinnlichen Natur und ihren Aeußerungen erblickte, alle Bußübungen aber vergeblich sah, die Sinnlichkeit zu entfernen oder zu ertödten, so vermochten sie ihm auch das mönchische Bewußtsein der Reinheit nicht zu schaffen, in welchem er allein ein genügendes Zeugniß der Würdigkeit vor Gott, einer seligen Zukunft der unsterblichen Seele hätte erblicken können. Schrecken fand er und Angst und Pein ergriff ihn, wenn er in sein Innres, wenn er emporblickte. Dort die Sünde oder was ihm als solche erschien, hier den Ewigen, der die Sünde heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, von welchem ein jeder empfangen soll nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben. Wie dem Gericht entrinnen ohne Befreiung von der Sünde, die, so „herzlich und mörderisch sauer" er es sich werden ließ, durch alle Mönchswerke nicht weichen wollte, in deren Erfüllung er den Rettungsanker erblickt, wonach er gleich einem Menschen in Todesnöthen wie nach dem Reise gegriffen hatte, das sich aber zu schwach erwies. Bei unnachsichtiger und in Selbstquälerei ausartender Selbstbeobachtung, bei einem reinen und leidenschaftlichen Wollen, bei einem edeln und überspannten Gefühle, einem zarten und überreizten Gewissen, konnte jene Einbildung eigner Vollkommenheit, jenes Vertrauen darauf nicht bestehen, worin Andre Beruhigung des Gemüths, den Frieden mit Gott fanden. Zu lebendig war das Gefühl der Unvollkommenheit bei ihm; durch keine Täuschung ließ es sich beschwichtigen. Seinem tieferen Geiste und Gefühle mußte die blos äußerliche mönchische Frömmigkeit, das Scheingebilde eines durch sie zu erlangenden Verdiensts, als vor Gott nichtig erscheinen. Und doch hatte er sich auf diesen Grund gestellt, der ihm unter den Füßen wankte und wich und auf welchem er sich im peinvollsten Kampfe zu halten suchte, weil er keinen anderen kannte. „Wer da meint, ein Christ dürfe gar kein Gebrechen an ihm haben, und fühlet

doch an ihm viel und mancherlei Gebrechen, der muß endlich durch Schwermuth verzehrt werden und verzweifeln," sagt er in der ausführlichen Erklärung des Galaterbriefs (zum 17. Verse des 5. Kapitels), und es war jetzt so mit ihm [1]).

Jene Gewissenszärte, jenes lebendige Gefühl der menschlichen Mangelhaftigkeit verließ ihn lebenslang nicht, und wir werden die Folgen namentlich auch in der Entwickelung seiner religiösen Begriffe noch wahrnehmen. Nach seiner Beobachtung und Anschauung blieb es dabei: was bei dem natürlichen, durch die göttliche Gnade nicht umgewandelten und geheiligten Menschen Tugend scheint, ist nur ein Schatten, ein todtes Bild derselben, eben nur Schein; der Mensch ist böse von Jugend auf. In der Kindheit ist die Bösheit nur verborgen, schläft gleichsam, erwacht mit dem eigentlich menschlichen Bewußtsein und wird immer offenbarer, beherrscht in allen Lebensaltern, mag sich verhüllen, ist aber immer zu erkennen, wenn man sich nicht täuschen läßt oder täuschen will. Es ist unmöglich, daß wir in diesem Leben ganz rein und ohne alle Sünde sein können; denn wenn auch das, was man Sünde zu nennen pflegt, nicht da ist, so bleibt doch die Erbsünde; auch in denen, die fromm, heilig und gerecht sind, bleibt etwas von der Sünde noch übrig, als Lust, böse Begierde und andre Laster, als die Hefen. Wer sein Gewissen fragen will, der wird bekennen müssen, er sei denn ein Heuchler, daß es ist wie der Apostel spricht, daß das Fleisch wider den Geist gelüstet. Der gute Wille ist wol da, der Geist aber, das Fleisch verhindert, daß wir Gottes Gebot halten, den Nächsten lieben wie uns selbst, viel weniger aber, daß wir Gott lieben von ganzem Herzen [2])." Darin finden denn auch Aeußerungen von ihm ihre Erklärung wie die, wenn er sich nur einer kleinen Verletzung oder Neides schuldig wüßte, würde er nicht beten können; den harten unempfindlichen Köpfen, die Gottes

1) Vergl. Plank a. a. O. 56 f. Ranke I, 297. Die Leipziger Allgemeine Zeitung vor dem Richterstuhle der Geschichte oder Actenmäßige Beiträge zur Geschichte der Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts, und Historisch-politische Blätter, Band XI, 412 ff.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 8, V. 21, Walch I, 881. Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 1 f., Walch V, 714, 730. Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 17, Walch VIII, 2728.

Zorn nicht fürchteten, könne man es nicht genug sagen, daß sie sich demüthigen und ihre Sünde bereuen sollten, den zarten Gewissen aber solle man mit Trost zu Hülfe kommen [1]). In dem Allen sind Nachwirkungen der Zustände zu erkennen, welche er jetzt durchlebte. Sie haben ohne Zweifel die ihm angeborne Richtung und Anlage verstärkt, bis zu äußerster Schärfe herausgebildet; allein ihren letzten Grund haben wir wieder in dieser seiner Richtung und Anlage zur Frömmigkeit zu suchen. Er spricht aus seiner innersten eigensten Art, seinem tiefsten Bewußtsein heraus, wenn er sagt: „Der Gottlose siehet und fühlet keinen Zorn Gottes, sondern lebt sicher dahin, als wäre kein Zorn, kein Gott, der Sünde seiner Zeit strafen würde. So ist es am meisten bei denen, die sonderliche große Heiligkeit vorgeben, wie die Barfüßer schändlich sich rühmen, daß ihre Regel und Orden dem Leben des Herrn völlig gleiche. Ein gottfürchtiger und gläubiger Mensch aber fühlt allezeit mehr Sünde denn Gnade, mehr Zorn denn Barmherzigkeit Gottes. Je frömmer einer ist, desto mehr wird er den Kampf des Fleisches wider den Geist empfinden. Je heiliger Mensch, je größere Anfechtung. Daher das jämmerliche Klagen der Heiligen in den Psalmen, der ganzen heil. Schrift, davon Münche, Einsiedler und alle Werkheilige kein Tröpflein wissen noch verstehen [2])."

Eben deshalb führte auch Beobachtung der helleren Seite seines innern und äußeren Lebens, das Bewußtsein auch der übermäßigsten Gewaltanstrengungen dem Gesetze völlig zu genügen, zu keiner Aenderung seines Denkens und Empfindens, mußten Augenblicke der Selbstzufriedenheit rasch und ohne Trost zu bringen vorübergehen. Denn „also pflegt der Teufel zu thun. Er greift irgend eine geringe Sünde auf, und verdunkelt damit alle gute Werke, die du dein Leben lang gethan, dermaßen, daß du in dir nichts anderes, denn dieselbige einige Sünde siehst. Ich hab es erfahren, kenne seine List und Tücke wol, daß er aus einem kleinen Splitter viel große Balken, das ist, aus dem, das

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 37, V. 29 f.; zu Kap. 45, V. 5, Walch II, 1675, 2478.

2) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 6, Walch V, 799. Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 17.

nur die geringste oder gar keine Sünde ist, eine Hölle macht, daß einem die weite Welt zu enge wird. Er greift etwa ein Dräuwort Christi auf und malt dir den Heiland so vor, als ob er mit den Sündern zürne und sie in den Abgrund der Hölle stoßen wolle. Er gibt dir lästerliche Gedanken ein, dann beschuldigt er dich: siehe dein Herz an, wie es ist! Bist du nicht ein Sünder? Wenn dann das Herz solches muß bekennen, so schließt er: so ist Gott gewiß zornig auf dich, denn er kann der Sünde nicht hold sein. Weichst du dann und räumst ihm nur ein wenig ein, so stürzt er dich [1])."

So war sein Empfinden und der Zusammenhang seiner Vorstellungen, und eben darum konnte auch die bei den Kirchenlehrern gängige Lehre, welche späterhin seinen höchsten Unwillen erregte, weil sie das Bedürfniß der Gnade verringerte oder aufhob, jetzt keinen Eindruck bei ihm machen, jene Lehre, wonach „böse Begierde und Lust keine Sünde, sondern ein Gebrechen und Schwachheit ohne Sünde" war [2]). Er hatte seine Ansicht über die Erbsünde von den Scholastikern, hier glaubte er ihnen nicht, bis hierher, wo ihr System zu beschwichtigen strebte, vermochte er ihnen nicht zu folgen. Wir werden sehen, durch welche Vorstellungen er, ohne seine Ansicht von der allgemeinen Herrschaft der Sünde aufzugeben, zum Frieden gelangte. Jetzt marterte er seinen Leib vergebens mit Fasten, Wachen, Frost, weil er wollte „gewiß und versichert sein, daß er durch solche Werke Vergebung der Sünden haben würde [3])."

Jedoch fort und fort ohne Erfolg. Er glaubte sich nicht selten zur Verdammniß vorherbestimmt, die ihm seine Phantasie in den schrecklichsten Farben vormalte, und häufig erwähnt er als einer besondern und einer der schwersten der Anfechtung der Vorsehung. Sie wurde durch sein spekulatives Denken, sein Grübeln veranlaßt, wenn er sich Fragen, wie die, zu beantworten suchte: warum Gott, da er Alles vorhergewußt, des Men-

1) Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 36, V. 16 ff. Walch VI, 702. Ausleg. d. 90. Psalms zu V. 7, Walch V, 1127. Erkl. des Spruchs Galater 1, V. 4 f., Walch IX, 397.

2) Vom Mißbrauch der Messe, Plochm. XXVIII, 112.

3) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 22, V. 16—18, Walch I, 2361.

schen Fall nicht verhindert habe; warum er der Welt zusehe und sie ihre eigne Verdammniß fördern lasse, da er sie doch bekehren könnte, daß sie fromm sein müßte? u. s. f.[1]). Zunächst, scheint es, führten ihn Schriftsprüche darauf hin. So bemerkt er, die Sprüche, aus welchen man schließen müsse, daß Christus nur für die Auserwählten gesandt sei, regten den Zweifel an: gehörst denn du zu den Auserwählten? Und das sei die schrecklichste Anfechtung, die Seele werde darin gleichsam in den Höllenschlund hinabgestoßen und von ihm verschlungen, der sich über ihr schließe, sodaß wenig daran fehle, daß sie schon in der Hölle wohne.[2]). Die Stelle im Römerbriefe Kapitel 9, V. 16: So liegt es nun nicht an jemands wollen oder laufen, sondern an Gottes Erbarmen, verstand er von der göttlichen Vorherbestimmung[3]). Und eben die Zweifel an Gottes Erbarmen gegen ihn ließen keine Freudigkeit bei ihm aufkommen. In späteren Jahren verhandelte er häufig in Briefen über diese Anfechtung, Andere tröstend, die nach ihm daran litten, z. B. seinen Freund Hieronymus Weller. Der Schwester Weller's, mit welcher es ebenso stand, schreibt er 1531, „ich kenne die Krankheit wohl, und hab bis auf den ewigen Tod in dem Spital gelegen;" dem Grafen Albrecht von Mansfeld 1542, „wo E. G. in diesen Gedanken oder Anfechtungen stecken, so wäre es mir von Herzen leid, denn ich etwa auch drinnen gestecket. Solche teufelische Gedanken machen zuletzt, wo es blöde Herzen sind, verzweifelte Leute, die an der Gnade Gottes verzagen, oder seind sie kühne und muthig, werden sie Gottesverächter und Feinde, sagen, laß hergehen, ich will thun, was ich will, ist's doch verloren[4])." Wie sehr sie ihn gequält hatten ist auch daraus ersichtlich, daß er in Vorlesungen, Schriften und Unterredungen so oft darauf kommt, wie im Papstthum viele gottselige Menschen dieser Anfechtung anheimgefallen wären, die aus wahren höllischen, der verdammten Menschen Gedanken bestehe, denn zwischen einem, der zweifle, und einem Verdammten sei kein Unterschied; wie höchst gefährlich es sei, mit großer Ge-

1) Hauspostille, Plochm. I, 333.

2) Ausleg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 22, V. 8, Walch IV, 1692 f.

3) *Rebenstock* II, 9.

4) de Wette IV, 247; V, 513.

fahr sei er es selbst inne geworden, mit Spekulationen über die Majestät und Werke der Weisheit Gottes sich zu zermartern; wie die Gedanken von der göttlichen Majestät die schwachen Seelen in den Abgrund stürzten, wie es genug sei zu lernen, daß sie von keinem Menschen gefaßt werden könne; wie man ja nicht forschen solle nach der Vorsehung des verborgenen Gottes, sondern an der Vorsehung sich genügen lassen, die durch die Berufung und das Predigtamt offenbart werde u. s. f. [1]).

Einige spätere Lebensbeschreibungen reden von Zweifeln an Gottes Dasein oder der Wahrheit des Christenthums, die durch das Studium der scholastischen Philosophie in ihm entstanden seien, ihn geängstet, wenigstens mitgewirkt haben sollen, ihn ins Kloster zu treiben und in diesem seine Bedrängnisse zu mehren. Es läßt sich bei der vorherrschenden Richtung der Scholastik, deren eigentliches Studium er nun bald begann, auf Spekulation, bei ihrer Methode, ihrem Skepticism und ihrer Selbstentzweiung gar wohl denken, daß sein Glaube durch seine Studien auch nach dieser Seite hin in ein gewisses Schwanken gerathen war oder jetzt gerieth. Er beschäftigte sich von früh an so viel und angelegentlich mit religiösen Dingen, dachte so scharf und anhaltend über sie nach, mit dem lebhaftesten Verlangen nach Glaubensgewißheit jede Bewährung wie jede Einwendung beachtend, das zu Glaubende oder Geglaubte nach allen Seiten und immer von neuem erforschend und prüfend. Die Zweifel und Schmerzen des Denkers, des religiös gestimmten, der den festesten Grund und das hellste Licht sucht, beschäftigten und quälten ihn daher von Jugend an. Das ist die Bedeutung zahlloser Aeußerungen von ihm, gewöhnlich in der Form, wie ihm der Teufel schwere Anfechtungen bereitet, jetzt aus den Einwendungen der Klüglinge gegen den Glauben an ein ewiges Leben, dann aus innern Bedenken gegen die Wahrheit des göttlichen Worts, u. s. f. Es kommen Aeußerungen von ihm vor, welche auf Zweifel am Dasein Gottes deuten, z. B. „Satan hat wohl gemacht, daß ich nicht gewußt habe, ob ich todt oder lebendig sei. Hat mich

1) Ausleg. des Geneſis zu Kap. 26, V. 9, Walch II, 266 ff. Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 65, V. 16; zu Kap. 66, V. 1, Walch VI, 1323, 1343.

auch in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht wußte, ob ein Gott wäre und daß ich an unserm Herr Gott ganz und gar verzagte." Oder: die Anfechtung des Unglaubens sei eine solche Pein, daß sie sich mit Worten gar nicht beschreiben lasse [1]). Doch ist Dies und Aehnliches, wie es berichtet wird, ohne alle nähere Beziehung auf seine Zustände im erfurter Kloster gesagt und es fehlt wenigstens an weiteren sichern Spuren, daß in dieser Zeit Zweifel solcher Art ihm gekommen wären. Ja, es scheint fast, sie würden dadurch ausgeschlossen, daß er jetzt hauptsächlich von Zweifeln an der göttlichen Gnade beunruhigt wurde und daß er alle Kraft darauf richtete, diese durch Das, was ihm als Christenthum oder dessen höchste Stufe erschien, zu erwerben. Der zweifelt nicht am göttlichen Dasein, dem die Vorstellung vom göttlichen Gericht und Zorne solche Schrecken erregt. Es kommen eher davon Spuren vor, daß er wider Gott grollte oder doch in eine, einem solchen Grolle ähnliche Empfindung hineingerieth, weil der reine aber schreckliche Rächer des Bösen eine Sündlosigkeit fordre, die zu erreichen selbst bei den äußersten Anstrengungen der menschlichen Schwäche unmöglich sei.

Bei so viel Unklarheit jedoch, bei so heftigen inneren Bewegungen und Stürmen, konnte es auch gar wohl geschehen, ist es sogar wahrscheinlich, daß die widersprechendsten Vorstellungen und Bedenken in ihm aufstiegen, einander folgten und drängten. Man pflegte in den Klöstern jene innern Bedrängnisse, jene verworrenen Seelenzustände, die man Anfechtungen nannte, genau zu beobachten, war stolz darauf und auf die so oft nur scheinbare Kraft, die man an ihre Ueberwindung setzte, freute sich ihrer und der Selbstquälerei mit ihnen, zergliederte, distinguirte und definirte sie: ein schlechtes Mittel, sich davon zu befreien oder zur Klarheit darüber zu gelangen. So nannten es Kirchenlehrer und Mönche suspensio gratiae, Gnadeneinhalt, wenn den Frommen die Empfindung ängste, als sei er von Gott vergessen. Er habe, sagt Luther, als er jung gewesen, in ihren Disputationen davon gelesen, es aber nicht eher verstehen können, als bis

---

1) Ausleg. d. 15. Kapitels d. ersten Korintherbriefs zu V. 33, Walch VIII, 1315. *Ericeus*, 171. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 32, V. 24, Walch II, 1146.

er angefangen sich mit der heil. Schrift zu beschäftigen. Auch durch diese, wie überhaupt durch die verschiedenartigsten Anfechtungen wurde er gequält. Weil er sich allein so schwer geängstet sah, däuchten ihm seine Anfechtungen die größesten zu sein. Oft wußte er sie weder sich noch Andern deutlich zu machen, glaubte dann, sie von allen Menschen allein zu haben und fühlte sich um so unglücklicher und verlassner. Einen Jeden, bemerkte er wol, drücke sein Leiden so hart, daß er meine, es leide Niemand so schwer als er; „sonderlich in den hohen und geistlichen Anfechtungen, damit die, so vor andern hohe geistliche Gaben haben, angefochten werden, wie St. Paulus oft von seinen hohen Anfechtungen klagt, welche der gemeine Haufe nicht versteht, kann sie auch nicht ertragen. Dies sind solche Leiden, daß auch die großen starken Geister wol darunter verschmachten und verdorren müßten, wenn ihnen Gott nicht auch Trost verliehe; denn sie greifen das Herz im Leibe an und verzehren Mark und Bein." Er habe ein Mägdlein die Anfechtung klagen hören, daß ihr, da sie in der Kirche gestanden und das Sakrament aufheben sehen, die Gedanken eingefallen wären: „Siehe, welch einen großen Schalk hebet der Pfaff auf," worauf sie in plötzlichem Schrecken zur Erde niedergesunken sei. Er bemerkt, „solch Schrecken und Angst kommt daher, daß der Mensch wähnet, es sei kein andrer in solchen greulichen Anfechtungen als er, und er allein ein sonderliches, seltsames und ungewöhnliches Leiden habe [1])."

Jetzt stand es so mit ihm selbst, und auf ihn selbst in dieser Zeit ist auch noch eine weitere Bemerkung von ihm zu beziehen: „weil ein Mensch angefochten ist, kann er nicht nach seinen Gedanken recht urtheilen [2])." In der kurzen Auslegung des Jesaias und in der Kirchenpostille spricht er davon, wie er Versuchungen gehabt habe, dergleichen, wie er geglaubt, kein Mensch auf Erden gehabt hätte. Da habe er mit dem Apostel darüber disputirt, was denn wol sein Pfahl im Fleische gewesen und die Faustschläge, womit er vom Teufel geschlagen worden. Bisweilen habe sich dann solcher Hochmuth seiner bemächtigt, daß er sich

1) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 15, V. 1; zu Kap. 8, V. 1, Walch I, 1398, 843. Kirchenpostille, Plochm. IX, 88, 90.

2) Kirchenpostille, Plochm. IX, 375.

eingebildet, er habe eben so schwere Versuchungen erduldet wie der Apostel selbst, da man dafür gehalten, daß unter dem Pfahle und den Faustschlägen die Versuchungen zur Verzweiflung zu verstehen wären. Da habe er denn zuweilen gedacht in seinen Anfechtungen, er wolle mit St. Petro und St. Paulo disputiren, ob sie schwerer als er angefochten werden könnten. „Denn das thut der Teufel, wo er sonst nichts mehr kann, daß er den Menschen dahin treibe, daß er nichts anders, denn nur sein Leiden und Noth ansehen kann und mit solchen Gedanken drücket: es sei kein Mensch so gar von Gott verworfen oder so tief in Angst und Noth gesteckt [1])."

Das Bild seiner inneren Zustände und Bedrängnisse in dieser Zeit wird sich vor unsern Augen vollenden, wenn wir noch einige Aeußerungen von ihm zusammenstellen, worin er sie absichtlich und unabsichtlich schildert.

„Da gehet es hart zu, wenn der böse Geist das Gewissen ängstet in Todesnöthen, und vorhält, wie Gott zornig sei und wolle sein nicht. Hier leidet der Glaube die letzte Noth und ist in der Höllenpein. Hier ists noth, feste halten und sich nicht irren lassen, daß ihm Gott selber vorgebildet wird. Siehe, das ist die letzte und größeste Anfechtung des Glaubens; wer hier bleibet, der bleibet wol ewig; denn da ist überwunden Todes- und Höllenfurcht mit allen Schrecken, das in dieser und jener Welt ist. Das sind die stärkesten Christen und größesten Geister [2]). Das ist die allerbitterste Angst, die überall den unerbittlichen ewig erzürnten Gott fühlt. Denn hier verzweifelt die Hoffnung selbst, niemand versteht es, der es nicht empfunden, in das innerste des Lebens dringt es ein [3]). Das geängstete Herz ist wie ein brausendes Meer, darin gehen allerlei Anschläge unter einander; der elende Geängstete versucht es auf allen Seiten, und findet nirgend wohin er sich wenden soll. Die Angst und Versuchungen des Herzens machen einen so unempfindlich,

---

1) Kurze Ausleg. des Jesaias zu Kap. 9, V. 6, Walch VI, 309. Plochm. IX, 92.

2) Kirchenpostille, Plochm. XIV, 60, vergl. 107.

3) Ausleg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 13, V. 2 f., Walch IV, 1041 ff.

daß keine Empfindung am Leibe mehr übrig bleibt[1]). In diesem Leben ist kein größerer Jammer und Elend, denn die Schmerzen und Angst eines Herzens, das verlassen ist und keinen Rath oder Trost weiß. Es ist kein schwerer Leiden denn Traurigkeit des Herzens, denn das ist der Tod und die Hölle selbst. Da schließe die Hölle zu und den Himmel auf, wer da kann, auf daß ein solch schwach betrübtes Herz nicht gar dahin sterbe, wenn es die Sünde fühlet und darüber solche Marter leidet[2]). Unter den Schülern des Gesetzes sind solche, die es angreifen, martern sich mit harter Uebung, und fühlen doch in ihrem Innern, daß sie es mit Werken nicht können halten. Ein solcher bin auch ich gewesen, hab aber auch erfahren, wenn sie in Anfechtung fallen und der Tod sie schrecket, so wollen sie verzweifeln, fliehen vor Gott als vor dem Teufel, denn es ist kein Herz in ihnen, das da sagen könnte, ich glaube an Gott und vertraue ihm, daß er mir gnädig und barmherzig sei. Ja, bald die Heiligen angerufen: o heilige Jungfrau Maria, o St. Jakob, o St. Barbara, hilf mir! und können doch nicht gegen einen einigen Schrecken bestehen, arbeiten im Gesetz so lange, bis sie ihr Unvermögen sehen und daran verzweifeln, das Gesetz zu erfüllen[3]). In anderen Anfechtungen ist Rath zu schaffen, aber die Gebrechen des Gewissens, die Aengste des ewigen Todes, das sind die schwersten und gefährlichsten, denn da steht Seele und Seligkeit in Gefahr, wenn wir meinen, daß wir von Gott verlassen sind, unsre Sünde sehen, daß alle unsre guten Werke und Leben von Gott, dem zornigen Richter, verdammt und verworfen werden; ja daß wir nicht allein von Gott verlassen, sondern wegen der Sünde ganz verstoßen sind, daß er uns weder sehen noch hören will[4]). Was im Psalm stehet: du wirst ihn lassen eine kleine Zeit von Gott verlassen sein, das versteht kein Mensch auf Erden,

1) Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 38, V. 21, Walch VI, 740.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 36, V. 20—30; zu Kap. 45, V. 5, Walch II, 1471, 2476.

3) Ausleg. d. 1. und 2. Kap. Johannis, zu Kap. 1, V. 17, Walch VII, 1609.

4) Ausleg. d. 15 Lieder im höheren Chor zu Ps. 130, V. 1, Walch IV, 2818.

keiner kann es mit Worten erreichen. Denn von Gott verlassen sein, das ist viel ärger als der Tod. Die ein wenig davon erfahren haben, mögen etwas nachdenken; sichre, rohe, unversuchte Leute wissen und verstehen nichts davon [1]). Die sich von Gott verlassen halten und verzweifeln, fürchten sich vor jeder Creatur, erschrecken bei jedem fallenden Blatte, auch das Gute und Beste fürchten und fliehen sie. Ist das Gewissen recht getroffen und geschreckt, so wird der Mensch also bedrängt, daß er nichts thun, keinen Gedanken denken kann, den erschreckten Söldnern gleich, die ohne Hand oder Fuß zu regen vom Feinde sich hinwürgen lassen. Eine so greuliche Strafe folgt auf die Sünde, daß sich das Gewissen vor dem Rauschen eines Blattes entsetzt, das schönste von allen erschaffnen Dingen, das helle Tageslicht nicht leiden kann, das uns doch von Natur erquickt. Die Stimme des Gewissens ist nicht ein einzelnes, sondern ein Haufen von Uebeln, eine Lerna, eine Ilias malorum, ein feuerspeiender Kakus, ein bellender Höllenhund, eine wüthende Furie, ein höllischer Plagegeist. Ich bin ein Mönch gewesen, und hab in Stricken des Gewissens gelebt, dadurch die Menge der Menschensatzungen eine Sünde über die andre machte; wenn mir da jemand gesagt hätte, wie theuer ich den Frieden mit Christo erkaufen könnte, ich wollte auf mein Angesicht gefallen sein, wollte mein Leben gerne dahin geben, und nur allein um Errettung meines Gewissens gebeten haben [2])."

So handelte es sich bei seinen Selbstquälereien und den Schmerzen, die jetzt sein Herz durchschnitten, um die höchsten und tiefsten Fragen des Geistes und Gemüths, um ihre Lösung durch die Kraft des Christenthums, um die weitre Frage, ob diese Lösung möglich durch das Christenthum, wie es im Katholicism sich entwickelt, oder aber, ob das Christenthum in der Form des letztern seine ganze volle Kraft entfalte zur Befriedigung des echtesten und lebendigsten religiösen Bedürfnisses — ob der Katholicism, wie er war und bei den Gegensätzen, welche sich

---

1) Ausleg. des 8. Psalms zu V. 5 f., Walch V, 327.

2) *Rebenstock*, I, 64. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 3, V. 8, Walch I, 313. Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 38, V. 17, Walch VI, 742. Ausleg. d. 15 Lieder im höheren Chor, zu Ps. 132, V. 16, Walch IV, 2953.

wider ihn erhoben und die Geister und Gemüther ergriffen hatten, noch immer genügte, wenn er es je vermocht, die tiefern religiösen Bedürfnisse zu befriedigen? Bis jetzt hatte Luther durch seine gänzliche Hingebung an das Kirchen- und Mönchthum mit seinen Lehren, Vorstellungen und Forderungen Befriedigung nicht gefunden, sie hatte ihm nur immer größere Qual bereitet. Er war weit entfernt von dem Gedanken, sich ihr entziehen zu wollen, Befreiung von ihr zu suchen, oder zu ahnen, daß er in dieser zugleich und nur in dieser die Befreiung von seinen Bedrängnissen finden, dort finden würde, wo er nichts als Trost suchte, nämlich in der Schrift. Zu dieser, zu anhaltender Beschäftigung mit ihr trieb ihn ein innerer Zug. Er las sie mit nichten so eifrig, um zu einer Lösung der Bande des Kirchen- und des Mönchthums, die ihn gefesselt hielten, zu gelangen, sondern nur, weil er an ihr sich zu erquicken dachte, indem er, ohne jene Banden als solche zu fühlen, von ihrer Last, die er ihnen nicht schuld gab, niedergedrückt wurde.

Die Bibel.

„Als ich ins Kloster gegangen war, erzählte er Freunden, forderte ich eine Bibel und die Brüder gaben mir eine. Sie war in rothes Leder gebunden. Ich machte mich so vertraut damit, daß ich von jedem Spruche wußte, auf welcher Seite, an welcher Stelle er stand. Hätte ich sie behalten, so würd ich ein trefflicher localis biblicus sein. Kein anderes Studium gefiel mir als das der heil. Schrift. Ich las eifrigst darin, prägte sie meinem Gedächtniß ein. Manchmal lag mir ein einziger sinnschwerer Spruch den ganzen Tag in Gedanken. Auch den bedeutsamen Worten der Propheten, deren ich mich noch wohl erinnre, sann und sann ich nach, obwol ich sie nicht zu fassen vermochte, z. B. wie man im Ezechiel liest: ich will nicht den Tod des Sünders [1])."

Die Ordenssatzungen schrieben ein fleißiges Bibelstudium

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 26; Nr. 79, S. 588 f. *Ericeus*, 174.

vor, allein Sinn und Brauch im erfurter Konvente stimmten mit der Vorschrift nicht überein. Die Bibel konnte dem Novizen freilich nicht verweigert werden, doch förderte man seine Beschäftigung mit derselben jedenfalls nicht, verübelte sie ihm, wie schon erwähnt wurde, und suchte ihn daneben auch jetzt schon auf die Studien hinzuleiten, welche in den Klöstern vorzugsweis getrieben zu werden pflegten. Wir werden unten Beweise davon erhalten. Anhaltende scholastische Studien begann er allerdings erst, nachdem er Profeß gethan. „Darnach erst (nachdem er sich «zur Bibel gewöhnt») las ich die Skribenten," sagt er. Allein da die Schrift doch von Anfang nicht der einzige Gegenstand seiner Studien blieb, so mag es sein, daß es schon von dieser Zeit zu verstehen ist, wenn er erzählte, daß er die aristotelische Physik mit ausnehmender Unlust getrieben, daß ihm dabei stets das Herz gebrannt habe, sich wieder zur Schrift zu wenden [1]).

Es war nun aber gar nicht so leicht für ihn, die Tröstungen und Aufschlüsse in der Schrift zu finden, welche er darin suchte. Seine Beschäftigungen mit ihr konnten ihn in der That nur äußerst langsam weiterführen. Zu Anfang hatte er mit dem Einlernen der Regel und ihrer vielfachen Vorschriften genug zu thun; weiterhin mußten ihn die Geschäfte und Uebungen, welche sie anordnete, welche die Brüder, wie wir sahen, ihm keineswegs erleichterten und die er sich selbst noch mehrte und erschwerte, sein Beten, Wachen, Kasteien fast ganz in Anspruch nehmen. Anleitung zum Schriftstudium und Verständniß fehlte gänzlich. Er bekam nicht den ursprünglichen Text, der ihm freilich auch nicht genützt hätte, da er noch kein griechisch und hebräisch gelernt hatte und sehr wahrscheinlich in Erfurt auch noch nicht einmal einen Anfang damit machte [2]). Man gab ihm

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. a. a. O. Tischreden, Walch XXII, 86.

2) Man will annehmen, daß er schon im Kloster zu Erfurt sogar fleißig hebräisch getrieben habe. Es kommt mir durchaus unwahrscheinlich vor, trotz Dem, was er in dem Schreiben an Lange (de Wette II, 203) sagt, worauf man sich beruft (Schott, Gesch. der deutschen Bibelübersetzung Luther's, 15). Er spricht da von einem hebräischen Wörterbuche, das er olim, ab initio in Erfurt gekauft. Allein dies ab initio bezieht sich nicht nothwendig auf seine erfurter Studien- oder Mönchszeit und steht keineswegs Dem entgegen, daß er das hebräische Wörterbuch, wovon er spricht, späterhin,

nur die Vulgata, obenein ein inkorrektes Exemplar, und daneben einen nur höchst mangelhaften Kommentar in die Hand, die Glossa ordinaria [1]). Es war ein weit besserer, der von Lyra, vorhanden, allein er ließ sich dawider einnehmen. Endlich las er die Schrift, erfüllt von vielerlei Voreingenommenheiten, worin er durch seine Umgebungen nur bestärkt werden konnte.

Die Scholastik, in welcher seine Irrungen doch ihren letzten Grund hatten, stützte sich, ihre Dogmen, die mönchischen Ansichten auch auf die Schrift, wobei sie die willkürlichste Exegese übte, wovon schon die Rede war. Die Beschäftigung mit der Schrift war ihren Meistern nur Nebensache, der Text nicht sowol Gegenstand, als nur Anknüpfungspunkt zu Disputationen. Einige wendeten ihre dialektische Methode auf die Auslegung an, die meisten gaben sich mit der letztern nur zum Behuf der Dogmatik ab, weshalb ihnen nichts daran lag, die Schrift mit ihrer Philosophie oder Theologie in irgend ein genaues und durchgreifendes Verhältniß zu bringen. Sie dehnten sie, wie Luther sagt, nach ihrem Wohlgefallen, und spotteten Derer, die ihre Ansichten auf die Schrift gründeten, indem sie vorgaben, mit unüberwindlicher Dialektik zu streiten. Jeder von ihnen versuche sein Glück an der Schrift, deute sie nach seinem Kopfe und zanke darüber mit den Andern. So gründeten sie die Lehre vom Meßopfer darauf, daß im Neuen Testamente Christus mit dem Könige und Priester Melchisedek verglichen werde, und darauf, daß dieser nach dem 110. Psalme Brot und Wein hervorgetragen habe

---

etwa 1511 oder 12, in Erfurt gekauft. Auch in einem der beiden letztgenannten Jahre (und 1515) ist er dort gewesen und um jene Zeit fing er an sich mit Ernst auf die Grundsprachen zu legen. Der Nachweis wird im dritten Buche gegeben werden. Schwerlich war auch ein erfurter Konventsmitglied im Stande, ihn anzuleiten. Selbst an der Universität war damals vom Hebräischen nicht die Rede. Emser wußte ein wenig, allein wenn Luther bei ihm hörte, so geschah es doch nur in lateinischen Vorlesungen, und wie hätte er als Student darauf kommen sollen, Hebräisch zu lernen, da er noch nicht einmal Griechisch lernte. Doch die gewichtigsten Gegengründe sind noch andere, worüber eine Bemerkung unten, Hauptstück III, Erfolgreiche Schriftstudien. Sollte er zu dieser Zeit Hebräisch getrieben haben, so blieb er jedenfalls noch so sehr in den Anfängen, daß es ihm nicht helfen konnte.

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. a. a. O.

u. s. f. [1]). Nun gebrach ihm aber nicht blos jedes Mittel, jene Willkür und den wahren Schriftsinn zu entdecken, sondern er fand selbst den hineingetragenen, ließ eben auf ihn sich hinführen und befestigte sich so gerade in dem scholastischen, auf die scholastische Exegese gebauten Dogmensysteme, indem er, wie er in einem Briefe von 1518 an Spalatin sagt, die Schrift nach den Lehren und Regeln der scholastischen Theologie handeln wollte [2]).

Es verhielt sich mit dem gesammten Kirchenthume nicht anders. Welchen Raum dabei die Ueberlieferung einnehmen mochte, es wurde zuletzt mit allen seinen Auswüchsen auf die Schrift gestützt, obwol nur so, daß diese auch hier nichts weiter als Anknüpfungspunkt war, weshalb die Auslegung nur zu häufig Verdunkelung oder Verdrehung sein mußte. Luther hat sich späterhin oft und stark darüber ausgelassen. Der Papst thue es den Scholastikern noch weit zuvor. In den Extravaganten deute er 2. Mosis 13, 13, wie man mit einem Schafe die erste Geburt von einem Esel lösen soll, dahin, daß ihm gebühre, die Gelübde zu ändern, im Dekret Jesaias 10, 15 die Säge, die ein Zimmermann zeucht, dahin, daß alle Kirchen dem römischen Bischofe unterworfen sein sollen, u. s. f. „Also haben uns unsere Heiligen den Psalm ausgelegt: Die Königin stehet zu deiner Rechten in köstlichem Golde, bekleidet mit Buntwerk, daß die Kirche habe einen gülden Rock, den Glauben oder die Liebe, wie sie wollen; aber der bunte Rock soll sein, daß man in einem Bisthum so viel Messen hält, in andern so viel Lektion in der Metten lese; diese führen die Chorkappen oben, die anderen unten; in dem Stift oder Orden hält man's so, im andern so." — Er nennt diese Exegese „Possen reißen in der Kirche." So gibt er unter Anderm in der Schrift: Von Menschenlehre zu meiden (1522), „Antwort auf Sprüche, so man führet, Menschenlehre zu stärken;" z. B. wer euch höret, der höret mich: „hier soll Christus uns zwingen (geben sie für), daß man ihr Menschen-

1) Ausleg. d. 22 ersten Psalmen, zu Ps. 22, V. 19, Walch IV, 1763 ff. Ausleg. d. Genesis, z. Kap. 14, V. 18, Walch I, 1365.

2) de Wette I, 128. Reuß, Die Gesch. der h. Schriften neuen Testaments, 148.

gesetz müsse aufnehmen." In der Antwort auf König Heinrich's VIII. von Engelland Buch wieder den Traktat von der babylonischen Gefängniß (1522) geht er davon aus, er habe in seinen bisherigen Schriften „zweierlei Sach" gehandelt, einmal von Glauben, Liebe, guten Werken u. s. f., sodann vom Papstthum, der Koncilien Artikeln, Ablaß, Fegfeuer, Messen, geistlichen Gelübden und dergleichen. „Diese Stück, sagt er von den letztern, sind außer der Schrift wie Unkraut auf den christlichen Acker gesäet." Um sie zu begründen, habe man die Schrift auf sie gezwungen und dermaßen verdreht, daß man sie ganz und gar „auf eitel Lügen getrieben." So sei es namentlich geschehen mit dem Hauptspruche: du bist Petrus, auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen, wo man aus dem Fels des Evangelii und Glaubens ein äußerliches Papstthum gemacht habe, u. s. f. Gerade Bezugnahme auf die Schrift und Zacharia's schlechte Exegese hatte Hussens Verdammung begründen müssen [1]). So war es kein Wunder, wenn Luther in seiner eifrigen päpstlichen Gesinnung, womit er die Schrift jetzt las, durch diese noch gestärkt wurde, zu deren richtigem Verständniß ihm, neben dem erforderlichen gelehrten Apparat, neben Kenntnissen und Anleitung, die höchstnöthige Unbefangenheit abging.

Das Letztere auch noch in einem andern Sinne. Die Schrecken, welche zunächst sein Mönchsgelübde veranlaßt, hatten ihn beim Nachsinnen über die Exempel des göttlichen Zorns ergriffen. Aus mehren seiner kaum erst angeführten Aeußerungen über seine innern Bedrängnisse ging hervor, daß sie eben über dem Lesen der Schrift bei ihm sich wiederholten. Gerade die Schrift enthielt jene Exempel und Aehnliches, dem er Tage lang nachsann, worüber er mit verdüsterten Sinnen brütete. Waren es Sprüche, die ihn hätten beruhigen müssen, wie der: ich will nicht den Tod des Sünders, so verfehlten sie doch des rechten Eindrucks, weil er sie nicht begriff, nicht zu vereinigen wußte mit den ihm Grauen erregenden von Sodom, von der göttlichen Gerechtigkeit, die ihm Donnerschläge waren, ihn mit einem Entsetzen erfüllten, das die Beruhigung weit überwog, die er in

1) Predigten über d. erste Buch Mosis, Plochm. XXXIV, 188. Plochm. XXVIII, 349. Walch XVI, 2563.

der Schrift suchte und bei ihrem Studium so gewiß nur auf Augenblicke fand, als seine Beängstigungen und Seelenkämpfe unter demselben fortdauerten. „Mir ist's, sagt er, in der Möncherei zum öftern widerfahren, daß ich diesen Psalm gelesen habe und das Buch aus den Händen legen müssen [1])." Er habe nicht gewußt, daß die darin enthaltenen Schreckworte nur dem stolzen verhärteten Haufen gelten sollten. Jener Psalm beginnt gerade: Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Allein er wußte sich diesen und ähnliche „süße Tröste" nicht anzueignen. Er hielt sich ihrer wegen seiner Sünde unwürdig, wußte nicht, daß sie eben Denen gehörten, „die ihre Sünde erkennen." Freute er sich aber eines Trostworts, so erging es ihm, wie er's beschreibt: „wenn es dazu kommt, daß man im ernsten Kampf und Anfechtung des Gewissens des Evangelii sich behelfen soll, welches ist ein Wort der Gnaden, Trostes und Lebens, dann geschieht's gar oft und viel, daß dem Evangelio das Gesetz zuvorkommt, welches ist ein Wort des Zorns, der Traurigkeit und des Todes, und richtet im Gewissen einen Schrecken an, der nicht geringer, denn das greuliche Wesen am Berge Sina gewesen; also daß wol ein einziger Dräuspruch aus der Schrift alle andere Trostsprüche auf einen Haufen verdunkelt und unterdrückt und Herz und Gewissen so bestürzt macht, daß wir Alles vergessen, wie man vor Gott gerecht werden muß, was Gnade, Christus und Evangelium sei [2])." So empfänglich war er nach seiner Seeleneigenthümlichkeit für diese Schrecken, so tief und lange wirkten diese Jugendeindrücke nach, daß er noch in seinen letzten Lebensjahren den Zuhörern im Kollegium sagte, er lese die schrecklichen Historien der Schrift von den göttlichen Strafgerichten mit Fleiß, wiewol sehr ungern, denn der große Zorn Gottes, den man darin sehe, erfülle ihn mit Entsetzen [3]). Mit dem neuen Testamente war es nicht anders. Auch in ihm fand er Drohworte — der heil. Geist wird die Welt strafen um die Sünde u. s. f. — göttliche Strafgerichte, die Zerstörung Jeru-

1) Ausleg. d. 90. Psalms, zu V. 1. Walch V, 1096.

2) Ausführliche Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 1, V. 11 f. Walch VIII, 1675.

3) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 19, V. 1, Walch I, 1820.

salems u. a. „Ja, sagt er in einer Predigt der Kirchenpostille, was ist für eine ernstlichere, schrecklichere Anzeigung und Predigt Gottes Zorns über die Sünde, denn das Leiden und Sterben Christi, seines Sohns? Der Mensch, wo das Leiden Christi recht in sein Herz fällt, muß wol von ihm selbst darin sehen und fühlen, den unerträglichen Zorn Gottes über die Sünde, und davon erschrecket werden, daß ihm die Welt zu enge wird. Wie auch St. Bernhard zeuget, daß ihm selbst geschehen sei, da er das Leiden Christi recht angesehen, und spricht: Ach! ich meinete, ich wäre sicher, und wüßte nicht von dem Urtheil und Zorn, der über mich gegangen war, bis daß ich sahe, daß der einige Gottes Sohn für mich mußte dahin treten u. s. f. Denn es ist dies Bild so schrecklich, daß auch die Verdammten in der Hölle keine größere Pein und Fühlen Gottes Zorns und Verdammniß werden haben, denn von diesem Ansehen des Sterbens des Sohnes Gottes, welches sie haben lassen an ihnen verloren sein [1]." Wir werden unten noch vollständigere Beweise erhalten, daß das Neue Testament ihn durch einen Theil seines Inhalts ängstete gleich dem Alten.

Man wird es um so begreiflicher finden, daß eine lange Zeit verging, ehe die Schrift ihm Licht und Trost brachte oder auch nur aufhörte, wol gar seine Irrungen und Seelenleiden noch zu mehren, wenn man sich die Anfänge seiner Schriftstudien noch deutlicher zu vergegenwärtigen sucht, wobei man sich des Nachstehenden erinnern muß [2]).

Schon früh war der Text der heil. Schrift durch bewußte, in dogmatischem Anliegen vorgenommene Verfälschungen, und noch mehr durch Irrthümer und hineingesetzte Glossen, Recensionen und liturgische Zusätze vielfach entstellt. Aber auch der verdorbene Urtext wurde im Abendlande vergessen oder auch absichtlich hintangesetzt, indem lateinische, nach ihm gefertigte Übersetzungen an seine Stelle traten, den Rang der Urschrift, einen offiziellen kirchlichen Charakter erhielten. Nur in der Kirche wurde dem Volk Kunde aus der Schrift gegeben, und die lateinische war die Kirchensprache. Man gewöhnte sich schon im

1) Plochm. XIII, 116.

2) Vergl. Reuß a. a. O. 188, 227 ff. Schröckh XXXIV, 127 ff.

Alterthume von einer lateinischen Uebersetzung zu sprechen, machte eine gemeinschaftliche Benennung von sehr zweideutiger Gewähr — Itala — für alle wirklichen oder vermeintlichen Ueberreste jener Uebersetzung ausfindig. Namentlich durch Buchstäblichkeit verletzte sie den Genius der römischen Sprache, war theils aus einem ganz verwilderten Texte erwachsen, theils weiter verderbt. Die Kirche suchte zu helfen. Der römische Bischof Damasus veranlaßte den letzten, durch Sprachkunde befähigten, doch ängstlich rechtgläubigen, mönchisch gesinnten Kirchenlehrer des Abendlands, Hieronymus, sich des Geschäfts der Reinigung der Itala zu unterziehen. Das Ergebniß genügte nicht. Hieronymus begann eine ganz neue Uebersetzung aus dem Urtexte, kam jedoch nur mit dem Alten Testamente zu Stande. Er habe für eine Person genug, würde aber wohlgethan haben, sagt Luther von ihm, wenn er ein paar gelehrte Helfer zugezogen hätte [1]). Erst dem Papste Gregor dem Großen gelang es, dies Bibelwerk zu allgemeiner Aufnahme zu bringen, doch nur nachdem durch eine Menge von Aenderungen die Texte der neuen und der alten Bibel vermischt waren. Als die neue Ausgabe — fortan bekannt unter dem Namen Vulgata — die allgemeine wurde, glich sie sich selbst nicht mehr. Doch wurde sie seit der Zeit als einzige autorisirte Kirchenversion des römisch-hierarchischen Nutzens wegen festgehalten.

Die Auslegung der heil. Schrift befand sich das ganze Mittelalter hindurch bis zu dessen Ausgange in einem eben so trostlosen Zustande als die Textkritik, weil die erforderliche Sprach- und Alterthumskunde mangelte und die Exegese in den Dienst der über den Wortsinn der Schrift so weit hinausgegangenen Kirchenlehre gerathen war. Schon in den ersten Jahrhunderten waren verkehrte Methoden der Schriftauslegung aufgekommen. Im vierten machte sich wieder eine bessere geltend. Ein Jahrhundert später war sie vergessen und abermals nach hundert Jahren sprach die Kirche den Bannfluch über sie aus. Von den nach ihr gearbeiteten Werken erhielten sich nur die des Chrysostomus, nach dessen Sinne jedoch Alles „mönchisch hergehen" sollen, gerade wie Hieronymus „von nichts saget denn von sei-

1) Tischreden, Walch XXII, 5.

ner Andacht und die Jungfrauschaft und das Klosterleben über alle Stände lobet [1])." Von der Exegese der Scholastiker hörten wir eben erst. Im wissenschaftlichen Anliegen und in wissenschaftlicher Form geschah für die Schriftauslegung Jahrhunderte lang so gut wie nichts. Man wiederholte ältere Methoden, sammelte ältere oder auch neuere Erklärungen aus den Vätern, den Scholastikern, setzte dieselben an den Rand oder unter kleinere Abschnitte, buchstäbliche, den Wortsinn verdunkelnde moralische, mystische Ausdeutungen, und Parallelstellen und Glossen der Sprachgelehrten aus allen Zeitaltern und Wissensgebieten neben- und durcheinander, in bunter Unordnung und voller Widersprüche. So gelangten sie zwischen die Zeilen. Ein solches Werk war die aus dem 9. Jahrhundert von Walafried herrührende Glossa ordinaria über die ganze Bibel, die Hauptfundgrube der folgenden Jahrhunderte.

Der Erste, der nach so langen Zeiträumen wieder hebräische Sprachkenntniß zur Schriftauslegung mitbrachte, war der Franziskaner Lyra im 14. Jahrhundert, über den das Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset bekannt ist. Er verfaßte buchstäbliche Erklärungen über die ganze, moralische über einen großen Theil der Bibel. Fast volle vierzig Jahre arbeitete er an seinem großen Bibelwerke Postillae (erläuternde Anmerkungen) perpetuae in Biblia. Er hatte es 1330 vollendet, 1471 erschien es in fünf Foliobänden zum ersten Male zu Rom im Druck, dann zu Nürnberg 1492 und 1497; dann zu Basel 1498, 1501 und 1508. Lyra erhob sich, ob auch nicht sehr bedeutend, über die herrschende elende Methode. Nirgend will er etwas entscheidend behaupten, als was durch die heil. Schrift oder das Ansehen der Kirche bereits bestimmt ist. Die Kirchenlehre, die Väter beherrschen ihn noch so sehr, daß er z. B. 1. Mosis Kapitel 3, Vers 14 und 15: da sprach Gott der Herr zu der Schlange, und er soll dir den Kopf zertreten, nach dem gemeinen Brauch verfälschend auf die heil. Jungfrau bezog. Indeß war schon sein Reichthum für jene Zeiten von unendlichem Werthe. Er wendete doch großen Fleiß daran und bot viele Mittel dar, den Wortsinn zu erforschen und zur Anerkennung zu bringen,

1) Tischreden, Walch XXII, 69.

worauf um so mehr ankam, da die seit der Väter Zeiten herrschende Methode der mystisch-allegorischen Deutungen, wovon er sich freilich auch noch lange nicht losmachte, allein hinreichte, jedes echte Schriftverständniß unmöglich zu machen. Er leitete zuerst wieder auf einen richtigern Weg [1]). Mit Recht genoß er daher des bedeutendsten Ansehens. Zwei Jahrhunderte war er der exegetische Lehrer, sein Kommentar die Fundgrube der Exegeten. Und wie viele helle Gedanken kommen bei ihm vor. Er wagt es, dem Könige der Schule entgegenzutreten, ja er tadelt Thomas fast so oft, als er ihn nennt. An mehren Stellen gesteht er, daß die Vulgata vom hebräischen Texte abweiche. Zum zwölften Kapitel des Propheten Daniel bemerkt er, der Antichrist werde darum der Frauenliebe nicht achten, auf daß er ihm einen größeren Schein der Heiligkeit mache. An einer andern Stelle sagt er: die rechte Kirche bestehe nicht auf Menschen, Fürsten oder Prälaten ihrer Würde und Gewalt halben, „denn viele Fürsten und Bischöfe, selbst Päpste sind offenbar vom Glauben abgefallen, da ist die Kirche, wo rechte Erkenntniß Christi, der Wahrheit" u. s. f. Man bezog sich lutherischer Seits in der Apologie der Konfession darauf. In dieser habe man im Grunde nichts Anderes gesagt, als was schon Lyra mit den klarsten Worten ausgesprochen [2]).

Lyra also war es, durch welchen der junge, ohne Anleitung die Schrift studirende Noviz der erfurter Augustiner zu einem bessern Schriftverständniß hätte gelangen können, dessen Mangel ein Hauptgrund seiner Leiden und Irrsale war, die recht eigentlich daraus hervorgingen, und deren lange Dauer eben dadurch bedingt wurde, daß er sich so lange vergeblich abmühete, in den richtigen Wortverstand der Schrift, namentlich gewisser Stellen, einzudringen. Da nun, in solcher Noth, hätte ihm gerade Lyra, wie es späterhin geschah, die besten Dienste leisten können; allein er hielt sich an die verwirrende trostlose Glossa ordinaria und verachtete ihn, eben wegen des höchsten Vorzugs, den er vor den

1) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 3, V. 14 f. Walch I, 340, 352. Schröckh a. a. O.

2) Walch XVI, 1447.

übrigen Exegeten besaß [1]). In der Auslegung der Genesis sagt er's den Zuhörern, davon redend, wie oft der wahre Sinn der heil. Schrift durch allegorische Deutungen verfälscht sei. „Ich hab es euch oft gesagt, was es für eine Theologie war, da ich erstlich anfing, Theologie zu studiren. Der Buchstabe, sagten sie, tödtet. Darum war ich — so knechtisch hielt er sich an jedes Wort der Mönche und Scholastiker — vor allen Lehrern sonderlich Lyra feind, daß er so fleißig dem Text nachgehet und gern dabei bleibet. Nun aber ziehe ich ihn um deswillen allen andern Auslegern der Schrift vor [2])." Dazu dann Lyra's freie Aeußerungen. Sie hätten wol allein schon genügt, ihn zu vermögen, das Buch voll Schrecken und Entrüstung gleich Hussens Briefen aus der Hand zu legen.

Die nothwendige Folge war, daß er las und theils nicht verstand, theils mißverstand. In der Schrift an die Rathsherren läßt er sich darüber aus, wie nothwendig die Kunde der älteren Sprachen namentlich zur Schriftauslegung sei; wie häufig die Väter, deren Schriftauslegungen er schon in seiner Glossa ordinaria fand, darin gefehlt, weil ihnen Sprachkunde gemangelt. „Daher kommt's, daß sint der Apostel Zeit die Schrift so finster ist geblieben, und nirgend gewisse beständige Auslegung darüber geschrieben sind. Derhalben haben auch die Sophisten gesagt, die Schrift sei finster, und sehen nicht, daß aller Mangel liegt an den Sprachen. Darum ist das auch ein toll Fürnehmen gewesen, daß man die Schrift hat wöllen lernen durch der Väter Auslegen und viel Bücher und Glossen lesen. Man sollt sich dafür auf die Sprachen geben haben. Denn die lieben Väter, weil sie ohne Sprachen gewesen sind, haben sie zuweilen mit vielen Worten an einem Spruch gearbeitet, und dennoch nur kaum hinnach geohmet, und halb gerathen, halb gefeihlet. So läufest du demselben nach mit viel Mühe, und künntist dieweil durch die Sprachen demselben viel baß selbst rathen, denn der, dem du folgest. Denn wie die Sonne gegen den Schatten ist, so ist die Sprache gegen aller Väter Glossen." Die Väter hätten nur zu oft getappt wie der Blinde an der Wand, des rechten Texts

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. und Ericeus a. a. O.

2) Zu Kap. 9, V. 12—16, Walch I. 1945.

gefehlt und ihm in ihrer Andacht eine Nase gemacht [1]). Er empfand die Folgen bei seinen ersten Schriftstudien. Dem Prediger Salomonis wußte er lange ganz und gar nichts „abzugewinnen;" er verstand kein Wort, „so sehr war das Buch stracks wider den Text mit falschen Glossen gedeutet und zu Grunde verderbt." Die Väter legten es so aus, als werde darin „eine Möncherei gelehrt, wie man die Welt fliehen müsse." Hieronymus hatte durch seine Auslegung „die Jungfrau Blesilla zum Klosterleben überredet [2])." So mochte sie ihn in seiner mönchischen Ansicht leicht bestärken. In der Vorrede zu seiner kurzen Erklärung des Jesaias sagt er, „wer diesen Propheten auslegen will, muß die Grammatik vollkommen inne haben, woran es Augustino und andern großen Lehrern gefehlt, und die Historie, welcher derselbe fleißig nachgeht, wovon man wieder das Gegentheil bei Hieronymo sieht, der aber dafür hebräisch verstand [3])." Sehr oft ließ er sich späterhin darüber aus, wie die Väter die Schrift verdunkelten durch ihre allegorischen Erklärungen, ihre Weise, einen mehrfachen Schriftsinn anzunehmen, namentlich einen allegorischen, der dann nur ihre eigenen Gedanken und Einfälle enthalte, den sie solchergestalt in die Schrift hineinlegten. Er sei nun anfänglich, durch ihr hohes Ansehen bewogen, ganz in ihre Fußtapfen getreten. „Wenn ich in der Bibel las, achtete ich auf den Wortsinn nicht, sondern machte Alles nach ihrem Exempel zu eitel Allegorien." Origines und Hieronymus wären überall von der Historie gewichen, hätten sie den tödtenden Buchstaben und das Fleisch genannt, dagegen den höheren geistlichen Schriftsinn erhoben und durch ihre eigenen Gedanken von der Lehre und rechtem Verstand der Worte hinweggeführt. So hätten auch die Neueren in seiner Jugendzeit die Historie für ein todtes Ding erklärt und sich der allegorischen Auslegung beflissen, „und das ging auch mir, da ich jung war, sonderlich von statten." Er sage und wiederhole, daß er kein groß Gefallen an allegorischen Deutungen habe, die er freilich in seiner Jugend ausnehmend geliebt, weil er geglaubt habe, man müsse die ganze

1) Plochm. XXII, 186.

2) Vorr. zur Ausleg. d. Predigers Salomo, Walch V, 2011, 201

3) Eingang zu den Vorlesungen über den Jesaias, Walch VI, 12.

Schrift allegorisch deuten, wozu ihn der Väter Vorgang verleitet; allein ihr Exempel schrecke ihn, er habe über ihren Auslegungen nur seine Zeit verdorben und verloren [1]). Wir werden noch sehen, wie spät und schwer er sich von dieser Exegese losmachte, und völlig ist es nie geschehen.

Weiter ist hier auf Folgendes zu achten. Mehrmals in seinem Hause über Tische redete er „mit Seufzen und Schmerzen" von der Blindheit und Finsterniß seiner (Jugend-) Zeit und bemerkte unter Anderm, wie „die eheloſen Päpstler das Buch der Schöpfung sehr verachtet hätten und vor demselben eine Scheu gehabt, als vor einem Buche, das voller Unreinigkeit und Unzucht wäre, darum, daß es anders nichts lehrte, denn nur allein, wie die Patriarchen Kinder gezeuget und der Haushaltung gewartet hätten." In ähnlichem Sinne spricht er sich in seinen Vorlesungen über die Genesis an vielen Stellen aus. Er sagt freilich, die Kirche habe das erste Buch Mosis stets hoch gehalten, sofern es die ältere Menschheits- und Religionsgeschichte in sich fasse. Allein „die weltlichen Stände und Werke, das häusliche, bürgerliche, eheliche Leben wurden im Papstthume geringgeschätzt. Darum verstanden die Papisten die Dinge gar nicht, welche der heil. Geist von den Patriarchen schreibt, sahen sie wie kindische, verächtliche, fleischliche Dinge an, weil sie wider ihre selbsterwählte Gerechtigkeit und Heiligkeit waren. Die Größe der Patriarchen in menschlicher That und Tugend, in Leid und Hingebung war ihnen verborgen, um des einzigen Aergernisses willen, daß sie Ehemänner gewesen waren, Weib und Kind gehabt u. s. f. Darum konnten sie die Sterne, ja Sonne und Mond der schönsten Tugenden an den Patriarchen nicht sehen. Schon Augustin hatte nach seiner manichäischen Bildung Leben und Wandel derselben für unkeusch erklärt. Da meinten nun die Mönche, Abraham habe in Wollust gelebt, weil er ein Weib gehabt. Auch manche freche Juristen urtheilten von dem ersten Buch Mosis, es handle nur von der Juden

---

1) Ausleg. d. Genesis, zu Kap. 30, V. 9—11, Walch II, 814; zu Kap. 3, V. 23 f., Walch I, 428; zu Kap. 9, V. 12—16, Walch I, 922; zu Kap. 30, V. 9—11, Walch II, 814. Ausleg. über etliche Kapitel des andern Buchs Mosis, Plochm. XXXV, 24.

Kinderzeugen. Es ärgerte die Papisten, daß Moses so oft von den Patriarchen sage, daß sie Söhne und Töchter gezeugt, und so sprachen sie, das Buch der Schöpfung sei ein Buch, darin nicht mehr sei, denn daß die Patriarchen ihre Weiber zu lieb gehabt, und erklärten es für schandbar, daß Moses dessen so oft gedenke, wie denn die unreinen Herzen die höchste Keuschheit nicht ungelästert lassen können. Von Juristen und Theologen hab ich in Schulen solche Urtheile viel gehört. Solche Geschichten, wie die von der Sara im sechszehnten Kapitel des ersten Buchs Mosis, waren gar verachtet, weil sie wider das uneheliche Leben gehen, obwol an jenem Eheweibe mehr Tugenden zu finden sind, als in aller Mönche und Nonnen Leben. Die Geschichten der Väter, Abraham's, Isaak's, des ganzen jüdischen Volks hielten sie ganz gering als todte Historien, die eben geschehen wären und sie nichts mehr angingen [1])."

Auch diese ganze Ansicht eignete oder eignete er sich nun noch mehr an. „Hieronymus hatte dieselben Gedanken, die ich auch vor Zeiten hatte, da ich ein Mönch war. Ich weiß mich zu erinnern, daß ich diese Historie (von Abraham und Melchisedek) in meiner Jugend auch gelesen habe; aber ich las sie wie eine Historie im Livius [2])."

Wie hätte er bei solcher Eingenommenheit zu helleren Einsichten durch sein Schriftlesen rasch vordringen können! Er nennt die Bibel „das Haupt und Kaiserin unter allen Fakultäten und Künsten," meint aber auch, es sei „ein groß Wunderwerk Gottes Wort recht zu verstehen." Er sagt, „meine Theologiam habe ich nicht gelernt auf einmal, sondern ich habe immer tiefer und tiefer danach forschen müssen. Dazu haben mich meine Anfechtungen gebracht, denn die heilige Schrift kann man nimmer-

1) Besold's Vorr. zum letzten Theile der Ausleg. d. Geneſis, Walch II. Ausleg. d. Geneſis, zu Kap. 11, V. 12—26; Kap. 40, V. 1—5; Kap. 44, V. 1 f.; Kap. 26, V. 34 f.; Kap. 30, V. 14—20; Kap. 20, V. 2 f.; Kap. 4, V. 1; Kap. 5, V. 32; Kap. 16, V. 1. Walch I, 1080; II, 2302, 2392, 346, 834; I, 1977, 443, 654, 1460, 1463. Ausleg. d. 22 ersten Psalmen, zu Pſ. 22, V. 19, Walch IV, 1761.

2) Ausleg. d. Geneſis, zu Kap. 25, V. 1—4, Walch I, 2618, und zu Kap. 14, V. 19, Walch I, 1372.

mehr verstehen außer der Praktik und Anfechtungen." Es war jedenfalls nicht der kürzeste Weg, wenn ihn die innern Bedrängnisse, die zum Schriftstudium ihn trieben, zugleich zum Schriftverständniß führten [1]).

Hindernisse. — Einsamkeit. — Askese. — Die Klosterzelle.

Wir haben hiernächst verschiedene Umstände zu beachten, die ihn gleichfalls hinderten, sobald einen Ausweg zu entdecken.

Um aus seinen Irrsalen herauszufinden, wäre der nächste Weg wol eben der gewesen, den er verlassen, statt seiner einengenden Vertiefung in einen einzigen Gedankenkreis, Wissenszweig und so beschränkten Lebensberuf anhaltende und möglichst vielseitige Beschäftigung mit der Wissenschaft, tieferes Eindringen in sie, und zwar draußen in der lebendigen Welt; ein frisches thätiges Weltleben, oder doch die Richtung des Geistes, die Vorbereitung darauf, wie es sein Vater mit ihm in Sinne gehabt. Eben dies möchte am gewissesten beigetragen haben, die Ueberspanntheit seiner Empfindung, Stimmung, Begriffe und Ansichten auf ein gesundes Maß zurückzuführen, ihn zurückzubringen von seinen geistigen Ausschweifungen, ihn von seinen Hirngespinnsten und Grillen zu befreien, seinen innern Zwiespalt aufzulösen. Bei seiner einseitigen Richtung und Bildung, seinem überreizten Gefühls- und seinem unklaren Gedankenzustande war die Klosterpforte dem eigentlichen Eingange in das Labyrinth zu vergleichen, in dessen äußere Gänge er während seiner Studienzeit gerathen war. Zwischen den todten Klostermauern und finstern Mönchsköpfen mußte es nothwendig mit seinen Bedrängnissen noch schlimmer werden. Die Welt mit ihren Verhältnissen, Freuden und Sorgen, ihrem ganzen Treiben, lag ihm im Argen, war ihm wenigstens gleichgültig geworden; die Klosterexistenz sonderte vom gesunden Verkehr mit ihr ab, stellte sich zwischen den Jünger und die so nöthige „Erfahrung," hinderte alle wahre berichtigte Kenntniß von ihr, bestärkte unvermeidlich

1) Tischreden, Walch XXII, 9, 17, 95.

in der von ihr abgewendeten, wol gar ihr feindseligen, jedenfalls trüben, einseitigen, übersteigerten Anschauung und Gesinnung.

Es gibt freilich, außer der Heiligkeitseinbildung, der mechanischen Frömmigkeit oder auch der Versinnlichung und dem Verzweifeln ein Drittes, wozu das Klosterleben zu führen, gerade aus heftigen inneren Kämpfen zu führen geeignet erscheint. War es nicht der stillen Betrachtung günstig? Hätte es den schwärmerischen Jüngling nicht auch in jene schwermüthig-süße Seelenruhe, jene Beschaulichkeit versenken können, in welcher nicht Wenige Frieden und Freude hinter Klostermauern gefunden haben? Manches begünstigte doch hier jene Erhebung des Geistes über Welt und Zeit, die in allem Irdischen nur das Vergängliche, Eitle, Unbedeutende erblickt, oder es nur anschaut als Irrsal, Fülle von Leid, Sünde, dem baldigen Untergange geweiht; die mit stolzer, ruhiger oder heiterer Weltverachtung, mit dem Bewußtsein des Glückes einer gefundenen Freistätte, mit Entzücken ob dem stets vor dem Geistesauge schwebenden Urquell alles Lebens, ob der Hoffnung der Triumphe der Frommen in der Ewigkeit, mit dem freudig-stolzen Bewußtsein erfüllt, frei zu sein von der nie befriedigten Weltliebe und Lust und der Furcht vor Leid und Tod, Herr zu sein über die sinnlichen Triebe, das irdische Werkzeug der Seele, den Engeln gleich schon im Leibesleben.

Das Bild eines solchen Daseins scheint ihm vorgeschwebt, Sehnsucht danach ihn zum Kloster mit hingezogen zu haben. Auch blieben ihm die Seelenzustände, die ein solches geistlich schauendes und befriedigtes Leben voraussetzt, nicht immer fremd; er war nicht ohne Empfänglichkeit für sie. Doch jetzt! — eben jetzt mangelte bei ihm die erste Bedingung ihres Eintretens, eines solchen Stilllebens, die Ruhe, um Alles, was im Kloster zum Seelenfrieden wirken mochte, zu benutzen. Er trat im Zustande der höchsten Zerrissenheit und Uebersteigerung in dasselbe ein. Eben das Stürmische seines Dranges nach innerem Frieden stand entgegen, daß er diesen sobald hätte finden mögen. Er hatte das beschauliche Leben erwählt, ohne die besondere Anlage zu besitzen, die nicht fehlen darf, wenn die demselben angemessene Stimmung in der aufstrebenden Kraft jugendlicher Jahre dauernd sich soll einstellen können. Er hatte vom thätigen Leben sich ab-

gewendet, doch nur in scheinbarer Ermattung oder Thatenunlust. Seine Anlage ging auf vollkräftige Thätigkeit, und auch jetzt waren es Thaten, Thaten des Geistes, Seelenarbeiten, worauf er sich mit ganzer Kraft, strebend und ringend, nur in einer anderen als der ihm von außen angewiesenen Bahn, geworfen hatte. Offenbar herrschte die Einbildungskraft mit großer Gewalt in ihm, erfüllte ihn ein lebhaftes Gefühl, ein starkes Gemüthsbedürfniß; allein neben diesem war in gleicher Stärke ein Bedürfniß der Vernunft, etwas Sicheres zu besitzen, bei ihm vorhanden, sodaß er ein ganz Anderer als so Viele in das Kloster eintrat, dessen Umgebungen und Mittel doch nun nicht die geeignetsten waren, besonders für das letztgenannte Bedürfniß Befriedigung zu gewähren.

Freilich, es bot Einsamkeit, Stille und somit Muße und Gelegenheit zum Nachdenken und Forschen, zum Sammeln, zur Selbstbetrachtung, zum Lernen, zur Geistes- und auch zur Charakterbildung. Allein die Einsamkeit ist dem Grübeln förderlicher als dem Denken, wenn dieses, wie es eben bei ihm jetzt der Fall war, den nöthigen Stoff an gegenständlicher Wissenschaft nicht findet. Ein starker Geist zerbricht auch wol durch sein eigenes Bemühen die Fesseln, die ihn gefangen halten; doch mag es sein, daß die daran gesetzte Kraft zum Theil besser hätte verwendet werden können. Ein verdunkelter Geist findet auch wol in seiner eigenen Tiefe den Gedanken, der ihn zum Lichte emporhebt, doch schwer. So war es bei Luther. Die Erleichterung durch Lehre und Mittheilung ging ihm gar zu sehr ab, und sie wäre ihm eben jetzt bei seinen Zuständen so nöthig gewesen, wo es weniger auf reines Denken als auf ganz andere Dinge ankam. Er hatte dem Unterricht, dem fördernden Verkehr mit den besten Männern der Wissenschaft in Erfurt entsagt, auf das Selbstlernen zu sehr sich beschränkt: zu sehr aber fehlten die Vorkenntnisse und Mittel dazu. Er wollte Gottes Wort aus der Schrift lernen. Da wäre es auf Kunde der Grundsprachen, der biblischen Kritik, der Hülfswissenschaften zum Schriftverständniß angekommen. Eben zu jener Zeit geschah und war dafür schon viel geschehen, namentlich von Seiten der Humanisten, und er wendete ihnen und den Gegenständen und Ergebnissen ihrer Studien den Rücken. Alle Förderung, die er daraus hätte entnehmen können, entging

ihm nun. Wie viel früher würde er außerhalb des Klosters zu einer richtigern Würdigung eines Lyra gelangt sein, wie viel bessere Hülfsmittel als die Glossa ordinaria besaß man draußen schon. Welch eine gänzliche Blindheit umnachtete seinen Geist. Wie nahe lag ihm doch der Faden, der ihn aus dem Irrgewinde herausgeführt hätte. Was ihm fehlte, war eine tiefere, innerlichere Auffassung der christlichen Wahrheit und Frömmigkeit. Die Grundstoffe zu einer solchen hätte er draußen finden mögen; sie waren im Gedankenkreise der Zeit vorhanden, schon in jener verbreiteten Ansicht, daß Alles ankomme auf die Gesinnung, nichts auf die Werke. Er würde sie tief haben durchbilden können, wäre vielleicht seinen spätern dogmatischen Einseitigkeiten nicht verfallen. Und selbst die theologischen Begriffe, die er späterhin im Kloster allerdings auffaßte, an die der Umschwung seiner ganzen Denkart sich anknüpft, aus welchen er mühsam seine Theologie schuf: die Wesel und Wessel hatten sie längst entfaltet. Zu allernächst kam es bei ihm nur darauf an, einzusehen, daß Gott lediglich den Unbußfertigen zürne, wenn er überhaupt zürnte, nur auf eine richtigere Auffassung des biblischen Begriffs der göttlichen Gerechtigkeit. Und fast nur Sprachkunde fehlte ihm, um dazu zu gelangen. Ihr Mangel verschloß ihm das gesuchte Verständniß. Nun konnte er nur grübeln, und je mehr er den Exempeln der göttlichen Strafgerichte nachgrübelte, desto dunkler ward es ihm vor den Augen, desto trostloser wurde sein Zustand. Nur dahin konnte es führen, wenn er Tage lang einzelnen Sprüchen nachdachte, die er nicht verstand und durch Grübeln nicht verstehen lernen konnte. Gerade das Mönchthum hatte, wie schon erwähnt, von jeher den Grübelgeist der Scholastik genährt, er konnte ihr im Kloster auf die Länge nicht entgehen und sie war ihm hier viel gefährlicher, als sie ihm an der Universität hätte sein können. Es war seine Erfahrung, wenn er sagte, „je mehr man seinen Gedanken nachhängt, desto weniger kann man sich ihnen entschlagen, sondern wird ihrer, wie in einem Labyrinth beschlossen, nimmer ledig [1]).“ Was ihm fehlte, waren Kenntnisse und Klarheit, nur die Wissenschaft konnte sie ihm geben, und schon an der Universität wäre derselben so viel mehr

1) Kurze Ausleg. d. Jesaias, zu Kap. 36, V. 11 f., Walch VI, 597.

zu finden gewesen als im Kloster. Es war eine Zeit, wo die Literatur sich noch immer schwer und langsam verbreitete, wo ein großer Theil des vorhandenen Wissens noch bei einzelnen Lehrern aufgesucht werden mußte, wo selbst noch an keiner einzigen Universität für alle Wissenschaften gleichmäßig und genügend gesorgt war, wo den Forschlustigen und Wißbegierigen jede Stadt und selbst das Vaterland zu enge wurde, sodaß sie wanderten von einem zum andern Orte und Lande, suchend nach Begriffen, Anschauungen und Kenntnissen; wo bei der Dürftigkeit der literarischen Hülfsmittel auf den mündlichen Unterricht so viel mehr ankam. Welch ein Schaden, daß er in einen so engen Kreis sich festbannte! Es sollte Alles oder doch das Meiste aus ihm selbst kommen; allein diese Entwickelung konnte nur eine langsame sein und schloß die Gefahr der Einseitigkeit im höchsten Maße in sich. Er sollte die ganze Entwickelung der Kirche selbst durchleben, aber freilich mußte er dabei alle ihre Irrwege gehen, alle ihre Schmerzen leiden.

Die Einsamkeit, weil sie den Blick zu überwiegend stets nach Innen kehrt, führt noch eine andere verwandte Gefahr mit sich, die der Selbstquälerei. Bei sittlich zart organisirten Naturen, bei phantasiereichen Menschen, zumal bei überspannten jungen Leuten ist diese Gefahr doppelt groß. War Luther ihr schon als Student verfallen, so mußte sie sich jetzt für ihn verdoppeln. Er verkannte späterhin den Werth der Einsamkeit nicht, aber Warnungen vor ihr und den „Spekulationen," denen sie Raum und Anlaß gebe, kommen in seinen Schriften doch weit häufiger vor. Er spricht aus seiner eigenen, zu dieser Zeit namentlich gemachten Erfahrung, wenn er z. B., nachdem er von seiner Traurigkeit, seinen Anfechtungen gesprochen, hinzusetzt, „darum wer mit dem Geiste der Traurigkeit geplagt wird, der soll aufs Höchste sich hüten und vorsehen, daß er nicht allein sei;" oder wenn er sagt: „es geschehen viel mehr und größere Sünden, wenn die Leute allein sind, denn wenn sie sich zu anderer Leute Gesellschaft halten. Die Einsamkeit macht lauter Traurigkeit. Der Einsame hat arge, böse, beschwerliche Gedanken. Ist man allein, da denkt man einem Dinge emsiger nach, und macht Alles größer und ärger als es ist. Es ist über die Maßen gefährlich und schädlich, daß ein Mensch, der Anfechtung hat und

traurig ist, allein sei. Darum haben die Stifter der Mönchs- und Nonnenörter unzählig vielen Menschen Ursach gegeben zu verzweifeln. Dem erschreckten und von Sünden geplagten Herzen ist nicht zu Sinne, daß ihm Gott gnädig und barmherzig sei, sondern es steckt schlecht solcher Gedanken voll, daß Gott mit den Sündern zürne, sie anklage und verdamme. Wo der Glaube nicht zu Hülfe kommt, der dem Gewissen aufhelfe, oder etwa ein Bruder vorhanden ist, der mit Gottes Wort den tröste, der vom Gesetz also zerschlagen ist, so folget gewiß Verzweiflung." Dem jungen Fürsten Joachim von Anhalt schreibt er einst (1534), seine ganze Familie neige zu einem stillen eingezogenen Wesen, an seiner Leibesschwachheit — wovon die Rede ist — möge auch wol ein schwer Gemüthe Schuld sein; er ermahne ihn daher, als einen jungen Mann, immer fröhlich zu sein, zu reiten, zu jagen, gottseliger und munterer Gesellschaft sich zu fleißigen. „Denn es ist doch ja die Einsamkeit oder Schwermuth allen Menschen eitel Gift und Tod, sonderlich einem jungen Menschen." Ebenso spricht er sich gegen Hieronymus Weller aus, berath er ihn. Erinnern wir uns, was er über den Zwang gesagt, den die Mönche an der Jugend geübt, wie sie dieselbe eingefangen, gleich Vögeln im Bauer gehalten und mit Niemandem reden lassen. Es bezieht sich wol gerade auch auf die Novizen. Noch am Abend vor seinem Tode kam er mit den Worten zu Tische: „Allein sein bringt nicht Fröhlichkeit [1])."

Die Einsamkeit wurde ihm „Gift und Tod" um so mehr, weil die Askese hinzutrat. Von jeher wurden die Einsiedler und Mönche durch Schreckgebilde der Phantasie geängstet, durch Träume und Gesichte beunruhigt, waren Klagen über fortwährende Anfechtungen bei ihnen gewöhnlich. Das Wachen, Fasten u. s. f. wirkt physisch und psychisch darauf hin; Luther war ein vollkräftiger junger Mann, und um so schlimmer [2]). Um so vergeblicher sucht die Askese Ertödtung der Sinnlichkeit, da sie diese

1) Tischreden, Walch XXII, 1256, 1293 f. Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs, Walch VIII, 2271. de Wette IV, 543. Mohnicke, Luther's Lebensende, XVII.

2) Ueber Luther's Körperkonstitution, Krankheiten und Tod, von Augustin, im neuen hanöverschen Magazin, 1797, Stück 99—102.

gerade reizt oder erhöht, sowol durch die Ueberspanntheit, welche sie erzeugt oder mehrt, als durch die Leere und Abspannung, die ihre Uebung zurückläßt. Die Berührungen mit den Verhältnissen des Lebens sind durchaus geeignet sittlich zu kräftigen, indem sie rechtem Wollen einen Gegenstand, der Kraft ein Feld gesunder, reeller Thätigkeit bieten, in welcher sich dann auch ein Bewußtsein zunehmender Tüchtigkeit entwickeln, sittliche Reinheit und Größe sich bewähren und empfunden werden kann. Die mönchische Askese erstrebt die innere Umwandlung ohne die Uebung und die Erprobung durch äußeres Handeln und richtet, indem sie von einem falschen Begriffe der Tugend und Reinheit ausgeht, das Wollen auf ein Hirngespinst, die Kraft auf ein Ziel, das so oft entschwindet, als es scheinbar erreicht wird, und weil durch sie nur Scheinbares erreicht wird, reibt sie die Kraft auf und erfüllt nur mit dem Gefühle der Nichtbefriedigung, es wäre denn, daß der Asket so fest auf ihre Verdienstlichkeit schon an sich selbst vertraute, wie es bei Luther eben nicht der Fall war.

Wie deutlich hat er das Alles auch späterhin erkannt. „Den Fehl und Mangel, sagt er z. B., haben alle Werke, die man vornimmt, Gottes Zorn damit zu versöhnen. Sie bringen das Herz in größere Zweifel und Angst, als worin es zuvor war. Die Anfechtungen verursachten im Papstthum Viele, Mönche und Nonnen zu werden, denn sie hofften, derselben los und fromm zu werden, wenn sie mit heiligen Leuten umgingen und ohn Unterlaß Gott dienten. Es geschah aber gemeiniglich, daß zu den vorigen Anfechtungen noch andre viel schwerere kamen, dann viel fasten, Gebete und andere Uebungen konnten dieser Krankheit nicht helfen; sie gleichen der Speise, die den Hunger nicht stillt, sondern reizt und größer macht. Wenn wir bei den Leuten bleiben und Gemeinschaft mit ihnen halten, da lernen wir die Sünde der Unzucht, des Zorns und dergleichen andre böse Lüste zwingen, brechen und widerstehen. Tödten das Fleisch muß zugehen zuerst durch den Geist im Glauben, daß man den Lüsten feind werde, darnach mit Arbeit, Mühe, Sorgen, wie es haußen die Leute haben. Keine greulichere Stärkung des Fleisches unter dem Himmel, denn in Klöstern. Da ist ein faul sicher gut Leben, während sie es ein Kasteyleben rühmen. Ich hab's auch gesehen und versucht, so fast als kein andrer. Die,

welche Denen, so ihre Sünde gebeichtet haben, rathen, daß sie mit fasten, kasteien u. dergl. büßen oder in ein Kloster gehen sollen, ein keusch Leben darin zu führen, thun nichts anders, denn daß sie dieselben in viel größre Sünde und Greuel führen, sie aus einem geringen Unglück erretten und dem Tode in Rachen stoßen, aus einem kleinen Wasser in das tiefe Meer senken [1]." Er sprach so aus Erfahrung, die er eben jetzt machte. Gerade durch die Mittel, welche er anwendete, seiner Seelenqual ledig zu werden, vergrößerte er dieselbe. Nur zu geeignet war die dumpfe Luft zwischen den finstern Klostermauern, das Beten, Fasten, Wachen, gebotne Schweigen, die Stille und Einsamkeit der Mönchszelle, seinen Trübsinn und seine Aengste, seine Unklarheit und seine Exaltation noch recht sehr zu vermehren und zu verschlimmern.

Sie ist noch erhalten, die enge Zelle, mit dem einzigen Fenster, das in den beschränkten rings umschloßnen Klostergarten öffnete — nur war sie kahl und schmucklos, als er sie bewohnte — die Marterkammer, in welcher er so oft, so schmerzlich gelitten, die stumme Zeugin von den angestrengtesten Geistesmühen, von den gewaltigen Kämpfen, in welchen die Riesenkraft lange vergeblich rang, welche die Welt erschüttern sollte, die geweihte Stätte eines edeln Geistes in der Zeit, wo er am tiefsten umnachtet war und sodann die ersten Lichtstrahlen seine Finsterniß durchblitzten. Doch verging bis dahin noch eine geraume Zeit [2].

Mönchische Umgebung und Anleitung. — Der Präceptor. — Die Brüder.

Unter den Hindernissen und Hemmungen seines Fortschreitens zum Schriftverständniß, zu berichtigten religiösen Begriffen,

1) Ausleg. d. Joel zu Kap. 2, V. 25 f., Walch VI, 2299. Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 42, V. 22—24, Walch II, 2203. Von den Klostergelübden, Plochm. XXIX, 326. Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 13, Walch V, 873.

2) Abbildung und Beschreibung der Zelle und Reliquien, welche in ihr aufbewahrt werden, im Reformationsalmanach von 1821. Sie paßt noch, so viel ich mich von einer Reise im Sommer 1843 entsinne. Vergl. das Lutherbüchlein von Holzschuher über das neben dem Waisenhause, wozu das Kloster schon länger dient, errichtete Martinsstift.

zur Geistesklarheit und zum Seelenfrieden waren seine mönchische Umgebung und die mönchische Anleitung, welche er empfing, nicht die geringsten. Dieser Anleitung, der Lehre des Präceptors, welchem er überwiesen war, konnte er nicht entgehen, und eben so wenig dem Gedankenkreise der Brüder, an welchen ihn die Vorlesungen bei den Mahlzeiten, die Unterredungen mit ihnen fesselten. Hiervon zuerst.

Ein Vorgang, von welchem sich eine Nachricht erhalten hat, veranschaulicht sehr deutlich das Leben und Treiben, die Vorstellungen und Gesprächsgegenstände der jungen Mönche, deren Luther einer war. In der kleinen Antwort auf Herzog Georg's nächstes Buch erzählt er selbst von einem Ausfluge, der wol Terminirens [1]) wegen gemacht wurde, nach dem zwei Meilen von Erfurt gelegenen Arnstadt. Er befand sich im Barfüßerkloster. „Da saß über Tische Doktor Heinrikus Kühne, ein Barfüßer, den sie für einen gar besonderen Mann hielten, und preisete uns daher, wie ein köstlich Ding der Ordensstand wäre vor andern Ständen, darum, daß dieser Taufe halben ein solch Vortheil darinnen wäre, wenns einen schon gereuet hätte, daß er ein Mönch wäre worden, und damit alle seine vorige gute Werke und Leben verloren, so hätte er noch das zuvor, wo er umkehrete und von neuen an einen Vorsatz nähme. Er wollte, wo er nicht ein Mönch wäre, noch ein Mönch werden; so wäre dieser neue Vorsatz eben so gut, als der erste Eingang gewesen, und wäre von neuen eben so rein, als käm er aus der Taufe, und solchen Vorsatz möchte er, so oft er wollte, erneuern, so hätte er immer wieder eine neue Taufe und Unschuld bekommen u. s. f. Wir jungen Mönche saßen und sperreten Maul und Nasen auf, schmatzten auch für Andacht gegen solcher tröstlichen Rede von unser heiligen Möncherei. Und ist also diese Meinung bei den Mönchen gemein gewesen [2])."

Von der letztern wird unten die Rede sein. Man sieht, wie sehr die Mönchsvorstellungen und Ansichten nach allen Seiten

1) d. h. Bettelns, von den „Terminen," d. h. den für die Einsammlungen der Bettelmönche bestimmten Bezirken. Gretschel, Kirchliche Zustände Leipzigs, 145.

2) Walch XIX, 2307.

ihn einnahmen und wie es zuging, wie die jungen Mönche in die Schule genommen wurden. Auch noch eine andre Aeußerung von ihm gehört hieher. Von seinem Mönchsleben redend sagt er in der Auslegung der Genesis, „wir verließen uns auf unser Kreuz und Marter, und meinten, wir säßen Gott auf seinem Schooß [1])."

Die Unterredungen und Disputationen der jungen und der älteren Brüder führten auf dergleichen Ansichten und Einbildungen, oder bestärkten darin. Die Gegenstände derselben waren ohne Zweifel meistthin eben so seltsam als unfruchtbar. „Wir lasen und disputirten täglich von Gottes Wesen," sagt er, doch habe er den Artikel ebenso wenig verstanden als alle Mönche und Doktoren; von der Lehre der Schrift sei nicht die Rede gewesen. Alle Worte und Werke der Eheleute wären zu Todsünden gemacht. „Und ich selber, da ich noch ein Mönch war, bin auch derselbigen Meinung gewesen, nämlich, daß der Ehestand ein verdammter Stand wäre. Wir pflegten davon zu disputiren: Ob es sich auch geziemen möchte, daß einer eine fromme ehrliche Jungfrau liebe, und sie zum Eheweibe begehre? Item: Ob es auch Sünde wäre, daß der Mann mit seinem Weibe scherzet? Und ich verwunderte mich des Spruches Bonaventurä, welcher unter den Mönchen der heiligste gewesen, sehr, da er saget: Das ist keine Sünde, wo einer irgend um eine Jungfrau werben lässet, und sie zum Weibe begehret zu haben: ja, man mag solches mit Recht wol thun." Da erzählt er denn aber auch, sehr wohl erinnere er sich, wie die mönchische Ansicht selbst die Laienstände dermaßen beherrscht habe, daß die Ehemänner über ihr eheliches Leben in der Beichte oft als über schwere Sünde jämmerlich geklagt, und so sehr hätten die Mönche ihre Ansicht auf die Spitze getrieben, daß die Barfüßer, wenn eine ehrsame Matrone oder fromme Jungfrau über ihren Kirchhof gegangen wäre, denselben sofort mit Besen gekehrt und die heilige Stätte mit Feuer gereinigt hätten. „Vor Zeiten war eine Frage in den Klöstern unter den jungen Mönchen, was Christus in seiner Kindheit gethan hätte, wovon die Mönche ein eigen Buch gedichtet haben, da sehr viel ungeschickte Narrentheidinge

1) Walch I, 2160.

inne sind." Noch in späteren Jahren sprach er davon. Er glaube es auch, Jesus habe seiner Mutter als ein gehorsam Kind im Hause arbeiten helfen, bisweilen Wasser geholt u. dergl. Allein das Buch von der Kindheit des Herrn sei „gar zu gering," weshalb es die alten Dekrete auch als ein unnützliches verwürfen. Ein Lieblingsgegenstand der Unterredungen war das beschauliche (spekulative) und das Weltleben, die „Gesichte und heimlichen Offenbarungen," womit die Eifrigsten zu schaffen hatten, und die sie sich wünschten, wie sie denn auch wol ihre Träume niederschrieben [1]).

Man darf auch nicht glauben, daß er in seinem Novizenjahre allein die Schrift gelesen hätte. Wir können nicht zweifeln, daß ihm die Hauptbestandtheile der Klosterbibliothek, die „schädlichen Mönchsbücher," die Legenden der Heiligen, die Lebensbeschreibungen der Väter, die himmlische Fundgrube und ähnliche eben jetzt in die Hand gegeben wurden, was denn gleichfalls seine mönchische Anschauung noch bereicherte und ihn darin bestärkte. Eine Aeußerung von ihm setzt es aber auch außer Frage, daß er dogmatische Schriften las, und daß sein Präceptor doch Sinn gehabt zu haben scheint für ein ernsteres und gediegeneres Studium und ihn darauf hinleitete. Bugenhagen gab 1532 Schriften von Athanasius heraus, Luther schrieb eine Vorrede dazu und sagt in dieser, ganz besonders habe ihn das Gespräch des Athanasius mit Arius vor dem Richter Probus erquickt, denn es habe ihm das süße Andenken erneut, daß er dies Gespräch im ersten Jahre seines Mönchsstandes zu Erfurt mit großer Begierde und Freude gelesen; sein Klosterpräceptor, ein ohne Zweifel rechtschaffener Christ, obwol er in der Kutte gesteckt, habe es, von seiner Hand abgeschrieben, ihm zu lesen gegeben [2]).

Der Präceptor scheint hiernach gut gewählt gewesen zu sein und eine Ausnahme von der rohen Mehrzahl der Konventsmit-

---

1) Ausleg. d. 14.—16. Kap. Johannis, zu Kap. 14, V. 13 f., Walch VIII, 153. Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 26, V. 8; zu Kap. 19, V. 14, Walch II, 143; I, 1881. Hauspostille, Plochm. II, 7. Matheſius, 12. Predigt.

2) Walch XIV, 298.

glieder gemacht zu haben. Allein auch er war Mönch und wahrscheinlich ein eifriger, gänzlich in mönchisch-scholastischer Ansicht befangen. In dieser wurzelten aber Luther's Irrungen: so konnte er ihn auf keinen Ausweg hinweisen, oder vielmehr, auch er führte ihn noch weiter hinein und war, wie wir sogleich sehen werden, ebenso wenig als irgend ein andrer Bruder des Klosters im Stande ihn wirksam zu berathen und zu trösten.

Wie oft hat er es doch ausgesprochen, unendlich viel sei am Worte eines Bruders in Bedrängnissen gelegen, wie die waren, die ihm jetzt so unsäglich zu schaffen machten. Wir kommen noch darauf. Allein er hatte dabei stets ein rechtes Wort aus der Schrift im Sinne [1]), und eben daran war bei den erfurter Augustinern so wenig zu denken. Unter ihnen war keiner, der ähnliche Kämpfe durchzumachen gehabt, ähnliche Zustände an sich erfahren hätte. Sie waren „gute sichere Leute, des sanften Pfaffen- und Klosterlebens wohl gewohnt, die niemals ihr Lebelang keine rechte geistliche Anfechtung geschmeckt," die mit ihrer Sündenlast durch die Mönchswerke leicht fertig zu werden gewußt, es sich nie hatten „mörderisch sauer" werden lassen und in der Einbildung mönchischer Heiligkeit sich wiegten. Mehr oder minder gilt dies von Allen, auch von seinem wohlmeinenden Präceptor. Er sagt in den Resolutionen zu den Ablaßthesen, wovon weiter unten die Rede sein wird: „nimm einen wahrhaft Bußfertigen vor dich, so wirst du sehen, daß er so eifrig an sich selbst Rache sucht, weil er Gott beleidigt hat, daß du nothwendig Mitleid mit ihm haben mußt, ja daß es nöthig ist, ihm Einhalt zu thun, daß er sich nicht selbst verderbe [2])." Ein solcher Bußfertiger war er in jener Zeit. Mag sein, daß sie ihm Einhalt zu thun suchten, aber Niemand vermochte es, Niemand verstand ihn. Sie hielten seine Anfechtungen, seine Selbstanklagen für thörichte Einbildungen, Grillen eines excentrischen Kopfes, was sie zum Theil auch waren, konnten ihn aber nicht darüber aufklären, denselben entreißen, weil sie in den tieferen Grund und Zusammenhang nicht hineinblickten, weil sie selbst auf die Bußübungen und die Ansicht von deren Werthe, woraus seine Irr-

1) Ausleg. d. 90. Psalms zu V. 7, Walch V, 1130.

2) Walch XVIII, 457.

sale großentheils hervorgingen, ihn hinleiteten, indem dieselben Begriffe freilich bei ihm und bei ihnen nicht zu denselben Folgen führten. Cochläus will wissen, die Brüder hätten geurtheilt, er wolle etwas vorstellen durch Singularität, habe Verkehr mit einem unsichtbaren Teufel oder leide an der Fallsucht; als man einst in der Messe das Evangelium von der Austreibung des Satans aus dem Taubstummen gelesen, sei er auf dem Chore plötzlich niedergestürzt, unter dem Ausrufe, ich bin es nicht, bin es nicht [1]). Man erkennt leicht, wie viel Wahres oder Wahrscheinliches darin liegt. Jedenfalls geht daraus hervor, daß ihn die Brüder mißverstanden, und es war natürlich, daß sie bei seinem ungewöhnlichen Gebahren Mönchsgedanken hatten. Es wurde erwähnt, daß er seine Bedrängnisse bisweilen weder sich noch Andern zu erklären gewußt und dann geglaubt habe, sie wären die größesten und nur er von Allen erleide sie. Die Beziehung tritt durch die nachstehenden Aeußerungen von ihm noch deutlicher vor die Augen. „In den hohen Anfechtungen, darin ich gewesen, die meinen Leib gar verzehrten, daß ich nicht wohl Athem hatte, daß ich mich oft verwundert habe, ob ich auch noch ein Bißlein Gehirn in meinem Haupt hätte, konnte mich schier kein Mensch trösten, denn wem ich's nur klagte, der sprach: ich weiß nichts von dieser Anfechtung, daß ich drauf sagte, bin ich's denn alleine, der ich den Geist der Traurigkeit leiden muß [2])?" In der Auslegung des 51. Psalms beim 8. Verse (laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast) sagt er, die päpstlichen Lehrer und Schüler hätten so wenig von der Freude gewußt als von den zerschlagenen Gebeinen, davon David rede. Sie hätten von solchen hohen Dingen disputirt ohne alle Erfahrung, wie der Blinde von der Farbe. Er habe im Kloster ihrer Viele gefragt, was doch zerschlagne Gebeine wären; allein weil sie diese Anfechtung nie erfahren hätten, sei es ihnen unmöglich gewesen, ihm eine richtige gewisse Antwort zu geben [3]).

---

1) Hist. de actis et scriptis M. Lutheri, fol. 1.

2) Tischreden, Walch XXII, 1296.

3) Walch V, 835.

Er suchte Rath und Trost vornämlich in der Beichte — und gerade da fand er am wenigsten was er suchte.

Die Beichte. — Beichtmarter. — Ende des Probejahrs.

Den Kirchengesetzen zufolge sollte Jeder wenigstens ein Mal im Jahre „alle seine Sünde beichten seinem eigenen Priester," und wer es nicht thäte, sollte nicht in geweihter Erde begraben werden. Damit begann der Beichtzwang, der so Viele bewog, zur Beichte zu gehen, blos weil es Kirchengebot war, dessen äußerliche Erfüllung die Heilsbegier der Seele ersetzen mußte und dafür genommen wurde, und die Beichtmarter bei Denen, welche einen Antrieb zur Sinneserneuerung, zur Losreißung von der Sünde und Gewißheit der göttlichen Gnade suchten und nicht fanden, aber auch bei den Vielen, die sich marterten mit der Furcht der Strafe, die sie fühlten verdient zu haben. „Gleichwie wir im Papstthum für die Sünde Buße gethan haben, da wir alle Jahre zur Beichte sind gezwungen worden. Denn dazumal hätten die Leute auch lieber den Sünden nachgehänget, wo sie das hätten thun mögen; und bald nach Ostern thaten sie doch wiederum wie ihre Art war, und freueten sich, daß sie nur der Marter los waren, die sie mit der Beichte gehabt[1])." Jenen Erstern gehörte Luther an. Diese Marter war es, worunter er jetzt mehr litt als je und wovon er nicht genug zu reden weiß[2]). Die Ordenssatzungen gingen viel weiter als die Kirchengesetze. Nach dem 8. Kapitel sollte streng darauf gehalten werden, daß jeder Bruder wenigstens ein Mal in der Woche beichte. Nach der herrschenden Bußlehre und Praxis wurde aber die Buße nicht als schmerzliches, jedoch auf die Versöhnung durch Christus trostvoll vertrauendes, gänzliche Sinnesänderung und geistige Erneuerung in sich schließendes Gefühl der Sünde gefaßt, sondern sie sollte, wir müssen darauf zurückkommen, aus drei Theilen

1) Ausleg. d. Geneſis zu Kap. 27, V. 34 f., Walch II, 461.

2) Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten, Plochm. XXVII, 357.

bestehen, der Zerknirschung, contritio, dem Schmerze über die Sünde mit dem Vorsatze, nicht wieder zu sündigen, sodann dem Bekenntniß mit dem Munde und endlich den sich auch hier eindrängenden, ja vordrängenden Genugthuungen. Aber noch mehr. Von der contritio wurde die attritio unterschieden, die unvollkommene Buße oder die Reue aus Furcht vor Hölle oder Fegfeuer, das Sündgefühl Derer, die Abscheu vor der Sünde noch nicht empfanden, und auch diese „Galgenreue," wie Luther sie mehrfach nennt, sollte dann doch zur Erlangung der Sündenvergebung zureichen, nur freilich nicht ohne die Genugthuungen, überhaupt nicht ohne Voraussetzungen, die in Wahrheit nicht eintreffen konnten. Deutlicher wird dies werden, wenn wir ihn selbst darüber reden lassen, und man muß ihn selbst über das Beichten zu damaliger Zeit hören, um zu verstehen, wie sehr es ihn quälte und warum es ihm eine solche Marter war.

„Die Beichte, sagt er, war eine unerträgliche Bürde und Last, der Christenheit aufgelegt. Denn kein schwerer Ding bisher gewesen ist, wie wir alle versucht haben, denn daß man Jedermann zu beichten gezwungen, bei der höhesten Todsünde, darzu dasselbige so hoch beschweret hat, und die Gewissen gemartert mit so mancherlei Sünden zu erzählen, daß niemand hat können rein genug beichten, und, das das ärgeste ist gewest, niemand gelehret noch gewußt hat, was die Beichte wäre, oder wie nütz und tröstlich, sondern haben eitel Angst und Höllenmarter daraus gemacht, daß man's hat thun müssen, und doch keinem Ding so feind ist gewesen." Die Beichte stehe in zweien Stücken. „Das erste ist unser Werk und Thun, daß ich meine Sünde klage und begehre Trost und Erquickung meiner Seele. Das ander ist ein Werk, das Gott thut, der mich durch das Wort, dem Menschen in Mund gelegt, los spricht von meinen Sünden; welches auch das fürnehmste und edelste ist, so sie lieblich und tröstlich machet. Nu hat man bisher allein auf unser Werk getrieben, und nicht weiter gedacht, denn daß wir ja reine gebeichtet hätten, und das nöthigste ander Stück nicht geachtet noch gepredigt; gerade als wäre es allein ein gut Werk, damit man Gott bezahlen sollte, und wo die Beichte nicht vollkommen und aufs allergenaueste gethan wäre, sollte die Absolutio nicht gelten, noch die Sünde vergeben sein. Damit man die Leute so weit

getrieben hat, daß jedermann hat verzweifeln müssen, so reine zu beichten (wie es denn nicht müglich war), und kein Gewissen hat mügen zu Rugen stehen, noch sich auf die Absolutio verlassen. Also haben sie uns die liebe Beicht nicht allein unnütz, sondern auch schwer und sauer gemacht, mit merklichem Schaden und Verderben der Seele." Hätte man den hohen Werth der Absolution gebührend dargestellt und darauf hingewiesen, wie sehr Jedermann ihrer bedürfe, so würde kein Nöthigen und Zwingen erforderlich gewesen sein, das eigne Gewissen und der große freudige von der Absolution zu erwartende Trost würde von selbst zur Beichte getrieben haben [1]). Allein zur Angstbeichte, zu einer unleidlichen Marter sei sie dadurch geworden, daß man die unmögliche Arbeit, die Sünden zu erzählen und zu bereuen, gefordert, diesem eigenen Werke Gnade und Seligkeit verheißen und so Jedermann von Christo auf sich selbst gewiesen habe. Unmöglich sei es offenbar, daß man alle seine Sünden benenne. Die vergessenen wären vergeben, sofern man sie gleichfalls beichte, nachdem man sich ihrer erinnert. So habe man nie gewußt, ob man rein gebeichtet oder wann das Beichten einmal ein Ende haben werde; es sei ein solches Laufen zur Beichte gewesen, daß man sich nimmer habe satt beichten können, denn sei einem etwas eingefallen, das er vielleicht vergessen, so habe er gemeint, flugs wieder beichten zu müssen, weil keine Sünde ungebeichtet bleiben dürfe, und dennoch sei man auf sein eigen Werk hingewiesen durch die Erklärung, je reiner man beichte und vor dem Priester sich schäme und schände, desto eher und besser thue man genug für die Sünde, denn solche Demuth erwürbe gewiß Gnade bei Gott. Der Trost des Beichtenden sei also auf sein Sündenerzählen und Schämen gestellt [2]).

Weiter, was die zur Bedingung der Absolution gemachten Genugthuungen (oder Bußen) anbelange, so habe kein Mensch wissen können, wie viel er thun solle für eine einzige Sünde, geschweige denn für alle; und da „fanden sie einen Rath," auferlegten den Beichtenden wenig Genugthuungen, die man wohl

1) Kurze Vermahnung zur Beichte, Plochm. XXIII, 85, 88 f.

2) Warnung an seine liebe Deutsche, Plochm. XXV, 13. Rathschlag von der Kirche (1538), Plochm. XXV, 131.

ausführen konnte, fünf Paternoster, einen Tag fasten u. dergl. und wiesen sie mit der übrigen Buße ins Fegfeuer. „Hier war nun auch ein eitel Jammer und Noth. Etliche meinten, sie würden nimmer aus dem Fegfeuer kommen, dieweil nach den alten Kanones sieben Jahr Buße auf eine Todsünde gehöret. Noch stund die Zuversicht auch auf unserm Werk der Genugthuung. Und wo die Gnugthuung hätte mögen vollkommen sein, so hätte die Zuversicht gar darauf gestanden, und wäre weder Glaube noch Christus nütz gewest; aber sie war unmöglich. Wenn nun einer hundert Jahr also gebüßet hätte, so hätte er doch nicht gewußt, wenn er ausgebüßet hätte. Das hieß immerdar gebüßt, und nimmermehr zur Buße kommen[1]." Da habe denn der heil. Stuhl auf Abhülfe gedacht und den Ablaß erfunden, worauf wir zurückkommen werden. Luther macht ferner bemerklich, was noch hierher gehört, daß „der Papst," wenn er auf das Lösen der rechten Sünde komme, „das ist, zu Vergebung der Sünden, wider Gottes Gebot geschehen," da mache er den tröstlichen Löseschlüssel zunicht und kraftlos in aller Welt. „Denn so lehret er mit seinen Schulen, daß der Schlüssel nicht löset, noch die Sünde vergeben sind, wo nicht die Reu, Beicht und Gnugthun da ist; weiset uns also vom Glauben auf unser Werk, daß wir nimmermehr können gewiß werden, ob die Sünden vergeben sind, wir seien denn zuvor gewiß, daß wir durch unser Thun der Vergebung würdig sind und verdienet haben: welchs ist ein vergeblich, unmüglich Ding. O das ist eine schreckliche Plage in der Christenheit, daß man die Leute ungewiß macht und bleiben läßt auf ihren eigen ungewissen Werken[2]."

Nur scheinbar besser stand es, sofern die Absolution an die Bedingung geknüpft wurde, daß der Beichtende seine Sünde bereue, jedoch nur scheinbar. Denn die Sünde soll allerdings nur den Reuigen vergeben werden, aber nicht, wie es geschah, um der Reue als eines Verdienstes willen. In allen päpstlichen Bullen hieß es, die ihre Sünden bereut und bekannt haben, sollen Vergebung der Sünden erlangen. „Die Reue aber, das fühlen der Sünde, verursacht anderes nicht, denn daß es uns abreißt

1) Plochm. XXV, 131.

2) Wider das Papstthum zu Rom, Plochm. XXVI, 192.

vom Glauben und wir von Gott fliehen und uns vor ihm fürchten, so daß die Sünde erst recht groß wird, daß man nirgend Ruhe und Rast haben kann. Das hießen sie Reue und Leid, woraus aber — wie beim Judas, der solche Reue auch hatte — nur Verzweiflung hervorgeht, wenn nicht Christus mit seinem tröstlichen Wort und Befehl von Erlassung der Sünden dazu kommen [1]). Es ist eine falsche erdichtete Buße, welche die Deutschen eine Galgenreue heißen, nämlich, wenn ich also Buße thue, daß ich mich nicht schäme, daß ich Gott erzürnt habe, sondern daß ich mir selbst habe Schaden gethan. Solche Buße ist sehr gemein, und ich habe selbst auch oftmals also Buße gethan, und habe mir es lassen leid sein, daß ich irgend etwas närrisch, unweislich und mit Schaden ausgerichtet hatte. Ich schämete mich der Thorheit und des Schadens mehr, als der Sünden, als der Schuld, und daß ich Gott erzürnet hatte. Wo man aber allein über den Schaden, so man gethan hat, Leide träget, das ist eine solche Buße, davon Gott nicht weiß; ja, unsere eigenen Herzen wissen davon auch nichts [2]). Die wahre Buße siehet auf den Zorn Gottes um der Sünde willen, fleugt vor solchem, möchte gern mit Gott versöhnet sein, gebieret aber nicht Schmerzen über den Schaden, sondern sagt also: wenn mir nur Gott wollte gnädig sein, so wollte ich gern allerlei Schaden und Unglück leiden. Das Wort Reu, Contritio, ist wol aus der Schrift genommen, doch was es sei, wurde von den Mönchen so wenig verstanden als recht gelehrt. Denn Reue haben sie geheißen das Werk, aus eigenen Gedanken und freiem Willen erzwungen, daß ein Mensch in einem Winkel gesessen, den Kopf gehänget und ihm vorgenommen, mit bittern Gedanken seine zuvor begangenen Sünden zu betrachten; davon doch kein ernstlich Leid und Mißfallen der Sünde gefolget, sondern mehr sich selbst mit solchen Gedanken gekützelt, und die sündliche Lust gestärket haben. Und wenn sie lange davon sagten, konnten sie doch nicht schließen, wie groß die Reue sein sollte, daß sie genug wäre für die Sünde; mußten sich mit solchem Flickwerk trösten und behelfen, daß, wer nicht könnte recht vollkommene Reue haben, der sollte doch zum

1) Hauspostille, Plochm. III, 366 f.

2) Ausleg. d. Genesis zu Kap. 27, V. 34 f., Walch II, 158.

wenigsten, wie sie es genennet, Attritionem, eine halbe Reue haben, und ihm die Sünde ein wenig lassen leid sein." Allein „rechte Reue in der Schrift, heißt nicht solche unsere eigen und selbst gemachte Gedanken, so die Mönche Contritio und Attritio, ganze oder halbe Reue nennen; sondern, so dich wahrhaftig dein Gewissen beginnet zu beißen und zu ängsten, und dein Herz ernstlich erschrickt vor Gottes Zorn und Gericht, nicht allein von öffentlichen groben Sünden, sondern von wegen der rechten starken Knoten, so du siehest und fühlest, daß eitel Unglauben, Gottes Verachtung und Ungehorsam, und, wie St. Paulus Röm. 8, 7. saget: Feindschaft wider Gott in deinem Fleisch und Blut steckt, und sich reget mit allerlei böser Lust und Begierden u. s. f., damit du Gottes Zorn auf dich geladen, und verdienet hast, daß du ewig von seinen Augen verworfen, im hölischen Feuer brennen sollst. Daß also die Reue gehe nicht stücklich über etliche Werke, die du öffentlich begangen hast wider die zehen Gebot, da doch der Traum und Wahn bleibt der heuchlerischen und mönchischen Buße, die ihnen selbst Unterscheid ihrer Werke dichten, und dennoch etwas Gutes bei ihnen selbst finden; sondern über die ganze Person, mit alle ihrem Leben und Wesen, ja über deine ganze Natur, und dir zeige, daß du unter Gottes Zorn liegest, und zur Höllen verdammet seist. Sonst lautet das Wort Reue auch noch zu juristisch, wie man in weltlichen Sachen von Sünde und Reue redet, als von einem Werk, das einer gethan, und hernach anders bedenket, und wollte, daß er's nicht gethan hätte. Solche Reue und ernstlich erschrecken kommt nicht aus eigenem menschlichen Vornehmen oder Gedanken, wie die Mönche davon träumen; sondern muß durch Gottes Wort in dem Menschen gewirket werden, welches Gottes Zorn anzeigt, und das Herz trifft, daß es anfähet zu zittern und zu zagen, und nicht weiß, wo es bleiben soll. Denn solches kann die menschliche Vernunft von ihr selbst nicht sehen noch verstehen, daß alles, was in Menschenkräften und Vermögen ist, unter Gottes Zorn, und vor seinem Gericht schon zur Höllen verdammt ist. Darum muß nun solches gepredigt und verkündiget werden, wie Christus allhier sagt, so man die Leute zu rechter Buße weisen und bringen soll, daß sie ihre Sünden und Gottes Zorn erkennen, und also erstlich durchs Wort unter Gottes Zorn und

Verdammniß sich werfen lassen, auf daß ihnen wiederum auch durch die andere Predigt, von Vergebung der Sünde, zu rechtem Trost, göttlicher Gnade und ihrer Seligkeit geholfen werde; sonst würde der Mensch nimmermehr dazu kommen, daß er seinen Jammer und Elend erkennet, und nach der Gnade seufzet; viel weniger würde er lernen, wie er vor Gottes Zorn und Verdammniß zu Gnaden und Vergebung der Sünde kommen sollte. Des Herren Christi Meinung ist nicht, also die Buße zu predigen, daß man die Gewissen soll im Schrecken bleiben lassen, sondern daß man die, so ihre Sünde nun erkennen und reuige Herzen sind, wiederum tröste und aufrichte [1])."

Endlich „lehrten sie auch nicht recht, was Sünden wären; haben nichts mehr davon gewußt, denn was die Juristen Sünde heißen, und vor den Richter und weltliche Strafe gehören. Von der Erbsünde und inwendiger Unreinigkeit des Herzens haben sie nichts wissen zu sagen. Denn sie auch vorgegeben, daß menschliche Natur und die Kräfte des freien Willens wären so vollkommen, daß ein Mensch möchte aus seinen Kräften so viel zuwege bringen, daß er Gottes Gesetz erfüllete, und dadurch Gottes Gnade verdienen, und also ohne Sünde sein könnte, daß er der Buße nicht bedürfte. Aber damit sie ihnen dennoch etwas zu beichten machten, mußten sie Sünde erdichten, da doch keine war, wie sie auch dagegen eigene gute Werke erdichteten, welche sie doch für die größesten und schwereſten hielten: als wenn etwa ein Lay einen geweiheten Kelch angerühret hätte, oder ein Pfaffe in der Messe über dem Kanon gestammlet, und dergleichen Gaukelei [2])." Wenn man aber die Sünde nicht tiefer betrachte, die Wurzel aufzeige, woraus sie und alles gottlose Wesen herwachse, es bei den begangenen Sünden allein bleiben lasse nach einem Begriff von wirklicher Sünde, der viel zu enge gespannt sei, als daß man daraus die Größe der Sünde und ihre Kraft in der verderbten menschlichen Natur zu erkennen vermöchte: so wisse man nicht was Sünde, und wer das nicht wisse, wisse auch nicht was Gnade sei, könne daher erschrockne Gewissen nicht trösten und verfalle in die Thorheit, auf Möncherei u. dergl.

1) Kirchenpostille, Plochm. XI, 280, 282, 289.

2) Daselbst 281.

als Sühnmittel zu verweisen und zu lehren, daß sich Gott mit erdichteten Schmerzen, sauer sehen, Fasten u. dergl. bezahlen lasse [1]). Ihre Lehre war, „daß ein Mensch sollt seine Sünde bedenken und zusammen lesen, damit eine Reue zu machen, durch die Furcht der Höllen, und also die Gnade mit Werken verdienen vor den Schlüsseln; und war doch unmüglich alle Sünde zu bedenken. Dazu lehreten sie allein die Schuppen, die gemeinen groben Sünde bedenken; aber die starken, rechten Greuel und Teufelsköpfe und giftigen geistlichen Drachenschwänze, nämlich Unglauben, murren wider Gott, Gottes Haß, zweifeln, lästern, Gotts Verachtung und dergleichen, kenneten sie nicht, schweige, daß sie Reu darüber sollten lehren. Darum auch ihre Buße ein lauter Schein war, und währet kaum die halbe Marterwochen; denn es war kein gründliche Buße noch Verstand da. Aber an solcher Greuel Statt lehreten sie die Gauckelsünde, so wider ihr Lügengesetz geschehen waren. Was sollt da guts an solcher Buße sein?" So wurde denn „der Bindeschlüssel greulich und tyrannisch getrieben, und der Löseschlüssel mit seiner Kraft gar geschwiegen, nichts rechtes gelehrt von Christo unserm Mittler, nichts vom Trost der Schlüssel, nichts vom Glauben gelehret: sondern allein von der unträglichen, doch vergeblichen Marter der Reu, Beicht, Gnugthun und unser Werk. Und mußte Christus ein grausamer Richter heißen, welchen wir neben unser Reu, Beicht und Gnugthun, mit Fürbitt seiner Mutter und aller Heiligen, mit aller Pfaffenmess, mit aller Münche und Nonnen Verdienst versühnen mußten, und half doch nicht; blieb gleichwohl ein unsicher Gewissen, ein blödes Herz, ein lauter verzweifeln und Anfang der Höllen [2])."

So wurde nach seiner Auffassung überall gelehrt und gepredigt, so war die Lehre seiner Lehrmeister im Kloster. Sie brachte die Größe und Bedeutung der Sünde nicht zum Bewußtsein, traf „den rechten Knoten" nicht und konnte schon darum Denen nicht helfen, die die Sünde tiefer und wahrhafter empfanden und die mit größerem Ernst ihrer ledig zu werden trachteten. In seinem lebhaften Sündgefühle entwickelte sich ein eben so

1) Einleitung zur Ausleg. d. 51. Psalms, Walch V, 677.

2) Von den Schlüsseln, Plochm. XXXI, 182.

starkes Bedürfniß der Erlösung, der Gnade, das Befriedigung durch die herrschende Lehre nicht finden konnte, da ihr zufolge das widrige und drückende Gefühl der Sünde durch eine äußerlich gefaßte Reue und durch eigne Werke, die als verdienstlich bezeichnet wurden, und die Sündenschuld durch die Absolution aufgehoben werden sollte, während er bei seinem Ernst und nach seiner innersten Empfindung in den eignen Werken keine Verdienstlichkeit und in den Absolutionen keine Gewißheit zu finden wußte. Sein innerer Zustand war so, wie er ihn unabsichtlich in den angeführten Aeußerungen schildert, und da er den Lehrmeistern glaubte, so mußte geschehen, was geschah, daß ihm eben die Beichte, worin er den besten Trost zu finden hoffte, zu einer „wahren Henkermarter" wurde. Seine hieher gehörenden Aeußerungen werden jetzt vollkommen verständlich sein. „In Klöstern lehrte man uns, daß wir unsre Sünde fleißig sollten beichten und genug dafür thun. Dadurch aber war das Gewissen nicht zufrieden gestellt, es half auch nicht, daß wir uns streng nach der Regel hielten, es blieben gleichwol Schmerz und Angst des Gewissens in der Kappe, wie zuvor außer derselben [1]) Da ich ein Mönch war, wandte ich allen möglichen Fleiß für, daß ich nach meiner Regel recht lebete, pflegete oft meine Sünden mit Ernst zu bereuen, und so viel mir möglich, alle zu beichten, hielt auch meine aufgelegte Buße so strenge und hart, als ich immer konnte. Noch gleichwol konnte mein Gewissen nimmermehr friedsam und sicher werden, sondern stund immerdar im Zweifel, und gedachte: Siehe, da und da hast du Unrecht gethan; item, du hast deine Sünde nicht gnugsam bereuet, hast dies oder jenes in der Beichte vergessen. Derhalben, je länger ich damit umging, daß ich meinem zweifelhaftigen, schwachen und betrübten Gewissen durch menschliche Satzung helfen und rathen wollte, je mehr ich's von Tag zu Tag zweifelhaftiger, schwächer und betrübter machete: und je mehr ich auf solche Weise die menschlichen Satzungen halten wollte, je mehr ich sie übertrat. In Summa, je heftiger ich immer darnach trachtete, daß ich durch meinen Orden hätte mögen fromm werden, je ärger ich wurde. Denn es ist, sagt St. Paulus, unmöglich, daß eines Menschen

1) Ausleg. d. 51. Psalms zu V. 3, Walch V, 741.

Gewissen zu Ruhe und Frieden kommen möge durch des Gesetzes Werk: viel unmöglicher aber ist es, daß es durch menschliche Satzung geschehen sollte, ohne die Verheißung und Evangelium von Christo [1])."

Nun wurde ihm freilich in der Beichte bei der Absolution wiederholt gesagt, Gott habe selbst geboten ihm zu glauben; aber er meinte dann, „weil närrische Gedanken ihn verhinderten," die Worte gingen ihn nicht an, er müsse ihnen nicht glauben und hörte sie „als vergebliche Worte." „So sehr war ich, sagt er in der Auslegung des 51. Psalms, durch die gewöhnliche Lehre verderbet, daß ich mit schwerer Arbeit und großer Mühe, durch Gottes Gnade, zu dem hören des Worts Gottes, welches Freude und Wonne bringet, mich habe können gewöhnen. Denn wenn man so lange soll warten, bis man die Sünde bereue, wird man nimmermehr zum Gehör der Freude und Wonne kommen. Welches ich im Kloster oftmals mit großem Schmerzen erfahren habe; denn ich folgete der Lehre von dem bereuen und Genugthuung der Sünde. Je mehr ich aber die Sünde bereuen wollte, je mehr Schmerzen und unruhiger Gewissen ich davon hatte, und konnte mich gar nicht, weder durch Absolution noch andere Trostsprüche, die mir die Beichtväter vorsagten, zufrieden stellen noch trösten lassen; denn ich gedachte also: Wer weiß, ob solchem Trost zu gläuben und zu trauen ist [2])." Aehnlich in einer Predigt: er habe einem Bruder seine Noth geklagt und seine Gewissensbedrängnisse eröffnet, allein „er verstund meine Angst und Noth nicht. Ich konnte seine Rede auch nicht verstehen, wenn er mir viel Messen und Walfahrt auflegte. Es half meinem Gewissen nicht [3])."

Es war schon gut, daß er auch einmal auf Gottes Befehl verwiesen wurde, der göttlichen Zusicherung der Sündenvergebung zu glauben, doch ebenso begreiflich ist es, daß das Trostwort für jetzt keinen Eindruck bei ihm hervorbrachte. Dem standen die Vorstellungen, aus welchen seine Bedrängnisse hervorgingen und die durch ein wohlgemeintes Zureden dieser Art nicht sofort geän-

1) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs zu Kap. 5, V. 3, Walch VIII, 2607.

2) Zu V. 8, Walch V, 830.

3) Plochm. XVIII, 62.

dert oder erschüttert werden konnten, dem stand die viel gewöhnlichere unlautere Beichtlehre und Praxis entgegen. Die Regel derselben war doch, daß man „die Leute zu St. Jakob, gen Rom und andere Orte wies und darnach auf eigene Reue und Genugthuung [1]," daß die Verweisung auf den Erlöser und den erbarmenden Gott, der es wolle, daß man sich mit freudiger Zuversicht ihm hingebe, viel zu sehr zurücktrat und durch die Absolutionen der gewöhnlichen Art wieder unwirksam gemacht wurde. „Wir machten die Beichtväter müde," sagt er, „sie dagegen machten uns bange mit ihren bedingten Absolutionen, denn also absolvirten sie: ich spreche dich los um unsers Herren Jesu Christi und der seligen Jungfrau Marien und aller lieben Heiligen und unsers Ordens Verdienst, um deines Mundes Bekenntniß, um der Reue deines Herzens, um der Genugthuung willen durch gute Werke, die du gethan hast und noch thun wirst. Da hörte man freilich Christi Verdienst nennen, aber dachte man den Worten nach, so war ihm die Ehre genommen und den Mönchswerken geeignet. Die Bedingung und der Anhang richtete alles Unglück an. Mit unzähligen menschlichen Satzungen beschwert und überladen, erfüllten wir Alles aus Furcht, daß wir möchten gerecht und selig werden, und glaubten Todsünden begangen zu haben, wenn wir, auch ohne allen Vorbedacht, Muthwillen oder Halsstarrigkeit ein kirchliches Gebot übertreten hatten [2]." Es hing ihm bis an seine spätern Jahre nach. Nicht selten scheute er sich zu Beichte und Abendmahl zu gehen, weil er sich „nicht geschickt genug" fühlte. Es war seine häufige „Anfechtung, sonderlich aus dem alten Wesen her unter dem Papst, da man sich so zumartert hat, daß man ganz rein wäre und Gott kein Tädlin an uns fände, davon wir so schuchter dafür worden sind, daß flugs sich Jedermann entsetzt und gesagt hat: o weh, du bist nicht würdig [3]." „So gemartert, gestöckt und geflöckt, ruft er im schmerzlichen Andenken an die Angstzeit, die er durchlebt hatte, aus, sind die Gewissen im Papstthume gewesen. Hätten

1) Hauspostille, Plochm. III, 369.

2) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs, zu Kap. 2, V. 18. Walch VIII, 2875.

3) Der große Katechismus, Plochm. XXI, 150.

die Päpste sonst nichts gesündigt als in den Tagen der Marterwoche und Fasten mit der Beicht, so wären sie werth mit glühenden Zangen zerrissen zu werden. Unsre Leute jetzt zur Zeit wissen von dem Gefängniß und der Gewissensmarter jener Zeit nichts, leben in großer Freiheit und Sicherheit, können sich's kaum denken wie es stand" [1]).

Dies sagte er in späteren Jahren den Hausgenossen und Freunden. Im Büchlein von der Beichte (1520) und in der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg schreibt er, „aber wer mag alle Tyrannei erzählen, durch welche die elende Gewissen der Beichtkinder und bußfertigen Christen, mit tödtlichen und verderblichen Aufsätzen, Weisen und Sitten täglich beschwert werden, durch die närrische und ungeschickte, untüchtige Leute, die allein schwere und unträgliche Bürde können zusammenbinden und den Leuten auflegen, die sie nicht mit einem Finger wollen bewegen und angreifen? Und dies allerheiligste Sakrament der Buße ist nichts anders worden, denn eine lautere Tyrannei der großen Herren, und folgend eine Krankheit und Mehrung der Sünde; also, daß es andere Dinge anzeigt, und wirkt den elenden Sündern, weil die gottlosen und ungelehrten Priester in dem Gesetze des Herrn, die Kirchen Gottes also verwalten und regieren, welche sie mit ihren Gesetzen und Träumen erfüllet haben." „Da sind euer Bücher noch vorhanden, darinn ihr die Beicht gesetzt und gelehret habt. Welche ich für der größesten Plagen eine rechne auf Erden, damit ihr aller Welt Gewissen verwirret, soviel Seelen verzweifeln gemacht, und aller Menschen Glauben an Christo geschwächt und gedämpft habt. Denn ihr habt uns gar nichts vom Trost der Absolution gesagt, welche das Hauptstück und das Beste in der Beichte ist, die auch den Glauben und Vertrauen an Christo stärket; sondern ein Werk habt ihr daraus gemacht, mit Geboten durch Gewalt erzwungen von den unwilligen Herzen, nur Tyrannei zu stärken, und darnach ängsten, martern und geißeln lassen, mit Erzählung aller Sünden, das ist, mit unmöglicher Arbeit Ruhe und Friede des Herzen ewiglich verstöret. Wenn wollt ihr aber solche Seelen alle herwieder bringen, und den mördlichen, grundlosen Schaden erstat-

1) Tischreden, Walch XXII, 874 f. Rebenstock, 39.

ten? Die Buße, das ist die Grundsuppe und die Hölle selbst; und wenn man euch alle Greuel vergeben und schenken wollte, so kann man euch doch dies Stück nimmermehr vergeben. Dies Stück hat die Hölle gefüllet, und das Reich Christi greulicher verstöret, denn der Türk, oder die ganze Welt immermehr thun kann. Denn so habt ihr uns gelehret, daß man solle durch unser Werk gnug thun für die Sünde, auch gegen Gott. Und das heißet die Sünde gebüßet. Der Reu und Beicht habt ihr nirgend soviel gegeben; wiewol ihr auch Werk daraus gemacht habt. Was ist nu das anders gesagt: Du mußt für deine Sünde gnug thun, denn soviel, du mußt Christum verleugnen, deine Taufe widerrufen, das Evangelion lästern, Gott Lügen strafen, die Vergebung der Sünde nicht gläuben, Christus Blut und Tod mit Füßen treten, den heiligen Geist schänden, durch dich selbs mit solchen Tugenden gen Himmel fahren? Ach, wo sind die Zungen und Stimmen, die hievon mügen gnugsam reden? Was ist nu solcher Glaube anders, denn der Türken und Heiden und Juden Glaube? welche allesampt auch wollen durch ihre Werk gnug thun. Wie ist's aber müglich, daß eine Seele nicht verzweifele, so sie kein andern Trost hat wider die Sünde, denn ihre eigen Werk? Dies Alles künnt ihr nicht leugnen, euer Bücher sind vorhanden, darin nichts vom Glauben, weder in der Beicht noch Buße gelehret wird, sondern eitel eigene Werk [1])."

Diese Zornworte und Weherufe weisen ohne Frage auf die Leiden zurück, die er von der Beichttyrannei und Lehre und Praxis erduldet, und schildern sie vielleicht noch deutlicher und lebendiger, als wenn er ausdrücklich von ihnen spricht.

Jene Leiden bildeten einen Theil, nur einen Theil der Bedrängnisse, unter welchen sein Probejahr verging. Er litt ohne Trost, arbeitete und rang ohne Erfolg. So stand es mit ihm, als der Tag heranrückte, an welchem er förmlich und feierlichst in den Klosterverband durch Ablegung der Mönchsgelübde aufgenommen werden sollte. Sein Entschluß war unerschüttert geblieben. Seine Verblendung, seine Vorstellungen von der Heiligkeit und Verdienstlichkeit des klösterlichen Lebens und der Mönchs-

1) Plochm. XXIV, 340 f.

werke waren noch dieselben, so schmerzlich er es empfand, zum Seelenfrieden dadurch nicht gelangen zu können, so Vieles er nun gesehen und gehört hatte, das ihn, wie man glauben sollte, hätte enttäuschen müssen. Er war doch nunmehr, nach Jahresfrist, mit der Wirklichkeit des Mönchslebens genau genug bekannt geworden. So gut es verhältnißmäßig bei den erfurter Augustinern stehen mochte: wie viel Unwissenschaftlichkeit und Rohheit hatte er unter ihnen gefunden, wahrlich genug des blos Aeußerlichen, der Entartung, des Widerspruchs mit der Idee, um auch die überspanntesten und hartnäckigsten, aus idealisirender Anschauung hervorgegangenen Begriffe herabzustimmen oder zu erschüttern. Allein keine Spur weist darauf hin, daß dies bei ihm der Fall gewesen wäre. Zu viele Berührungspunkte hatte er dem Mönchthume entgegengebracht, als daß es ihn nicht gewaltig hätte fesseln sollen, zu fest stand in ihm der Gedanke, im Kloster fromm werden zu wollen: so umfing er selbst noch den Schatten klösterlicher Heiligkeit und nahm den Schein und das Zerrbild für das Wesen, zu eingewurzelt war der Wahn in ihm, zu heftig und zu blind sein Eifer, zu leidenschaftlich sein Wille, zu groß seine Kraft und sein Ernst: er hätte sobald nicht zur Klarheit gelangen, sobald nicht ablassen können.

Zweites Hauptstück.

Von Ablegung der Mönchsgelübde bis zur Priesterweihe im Mai 1507.

Ablegung der Mönchsgelübde. — Staupitz (die Mystik, Staupitzen's praktisch-mystische Theologie). — Seine ersten Einwirkungen auf Luther. — Erneuerte Beschäftigungen mit der Scholastik. — Vorbereitung zur Priesterweihe. — Priesterweihe.

Ablegung der Mönchsgelübde.

Nach dem 18. Kapitel der Ordenssatzungen sollte der Prior am Schlusse des Probejahres eines Novizen prüfen, ob derselbe der Aufnahme würdig sei. Er versammelte den Konvent unter Geläut in der Kirche, setzte sich vor die Stufen des Altars, ließ den Novizen niederknien und redete ihn folgendermaßen an: Du hast das gestrenge Leben unsers Ordens kennen gelernt, und mußt nun wählen, ob du in die Welt zurückkehren oder ihm dich weihen willst. Erklärte der Noviz, das Letztere zu wollen, so wurde er angewiesen, das Novizenkleid abzulegen, und es folgte eine Wechselrede: unsere Hülfe ist im Namen des Herrn u. s. f., worauf ihm der Prior das Mönchsgewand anlegte und ihm dabei sagte, daß er jetzt einen neuen Menschen anziehe. Die Brüder sangen den Hymnus Magne pater Augustine und nach einem Wechselgesange legte sodann der Noviz unter Händeauflegen des Priors das Gelübde ab: ich, N. N., thue hiermit Profeß und gelobe Gehorsam dem allmächtigen Gotte, der himmli-

schen ewigen Jungfrau und dir, mein Bruder. Ich gelobe zu leben bis zum Tode nach der Regel des Ordens u. s. f. Man gab ihm ein brennendes Licht in die Hand, der Prior betete für ihn, die Brüder sangen den Hymnus Veni sancte spiritus und führten den jungen Mitbruder auf den Chor, wo er von Allen den Bruderkuß empfing. Schließlich wies ihm der Prior seinen Platz an und hielt ihm eine Ermahnung zur Treue, die er stehend anhörte, worauf man sich aus der Kirche entfernte.

Von ihm selbst wissen wir, daß sich bei seiner Aufnahme noch etwas Gewöhnliches und doch, nach dem Eindrucke, den es auf ihn machte, Besonderes zutrug. Es war schon die Rede davon, man pflegte den Eintritt in den Mönchsstand mit der Taufe zu vergleichen, erhob ihn auch wol noch weit über dieselbe; für eine zweite noch wichtigere, eine völlige Wiedergeburt bewirkende Taufe wurde die Ablegung der Gelübde geradezu erklärt. Als die Feierlichkeit beendet war, beglückwünschte ihn der Prior, sein Beichtvater, die gesammte Brüderschaft, daß er „nun wäre wie ein unschuldig Kind, das jetzt rein aus der Taufe käme." Alle priesen ihn ob der „herrlichen That," die er gethan, in deren Folge er nun „durch eigene Werke sich heilig und selig zu machen vermöge." Und er hörte „solch süßes Lob und prächtige Worte von seinen eigenen Werken gar gerne." Es war einer der Augenblicke, in welchen er der Täuschung sich hingab, sich froh oder doch befriedigt in dem erwählten Stande fühlte, sich die Heiligkeit desselben einredete, einreden ließ. Allein es währte nicht lange, sehr bald kehrte seine Unsicherheit und Trostlosigkeit wieder. So gern er sich gefreut hätte der herrlichen That, daß er „ein solcher trefflicher Mensch auf einmal worden wäre," und obwol er sich für „einen Wunderthäter halten ließ, der sich selbst so liederlicher Weise könnte heilig machen und den Tod fressen sammt dem Teufel," so wollte es doch „nicht Stich halten." Denn „wo nur eine kleine Anfechtung kam vom Tod oder der Sünde, sagt er, so fiel ich dahin und weder Taufe noch Mönchere mochte mir helfen. Da war ich der elendeste Mensch auf Erden, Tag und Nacht war da eitel heulen und verzweifeln, daß mir Niemand steuern konnte. Denn ich kannte Christum nicht, denn als einen gestrengen Richter, vor dem ich entfliehen wollte und doch nicht konnte. Mit dieser Lehre von der Mönchtaufe,

setzt er hinzu, die sie in aller Mönche Herzen trieben, haben sie manche feine Seele ihr Lebenlang gemartert und endlich durch Verzweifeln in Abgrund der Höllen gestoßen: daß ich die Müncherei wol mag nennen (als ein erfahrner Münch, der mit großem Ernst ein Münch sein wollte) ein hölliſch Giftküchlin, das mit Zucker überzogen ist. Denn es war aus der Maßen süße zu hören, und schmeckt der Vernunft köstlich, solche tröstliche Verheißung: Daß ein Mensch sich selbs künnt fromm, lebendig und selig machen, ehe denn Christus und sein heiliger Geist dazu käme. Ja wir wollten ihm den Himmel ersteigen, und das Reich erschleichen, ehe er's sollt gewahr werden. Solchs war der Zucker, der uns in die Müncherei und ihre Taufe locket. Darnach, wenn wir das Küchlin verschlungen hatten, fand sich die Gift, daß Christus verloren, und nu nicht mehr ein Heiland noch Tröster, sondern ein zorniger Richter; ja Henker und Teufel war in unserm Herzen, und eitel Furcht, Zagen, Schrecken, Unruge Tag und Nacht uns marterten. Summa, ein Kloster ist eine Hölle, darin der Teufel Abt und Prior ist, Münche und Nonnen die verdampten Seelen [1])."

Er vertauschte im Kloster seinen Taufnamen mit dem Namen Augustin, ob jetzt bei Ablegung der Gelübde oder schon bei seiner Einkleidung ist ungewiß. Das Erstere dürfte wahrscheinlicher sein. Er ereiferte sich höchlich über diesen Namentausch, als er einst den Studenten in der Vorlesung davon erzählte, nannte den Gebrauch der Namenänderung bei den Ordensleuten, bei Denen, „die dem Papste einen Eid schwuren, seine Satzungen zu halten," die „die Kutte anzogen," eine arge Thorheit, einen schändlichen ungöttlichen Abfall von Christo und der Taufe, und erst jetzt verpflichtete er sich doch eigentlich dem Papste, erst jetzt legte er das eigentliche Mönchskleid an, erst jetzt erhielt er die Mönchstaufe, womit der Namentausch doch wol in Verbindung stand. Staupitz nennt ihn Martin, woraus man sowol schließen könnte, daß er während des Novizenjahrs Luther's im erfurter Kloster gewesen, als daß sich der Letztere erst nach Ablauf desselben Augustin genannt. Indeß ist darauf kein zu gro-

1) Kleine Antwort auf Herzog Georg's nähestes Buch. Plochm. XXXI, 279. Vergl. IX, 26 ff.

ßes Gewicht zu legen. Er scheint mit seinem Mönchsnamen nur abwechselnd und vielleicht am wenigsten genannt zu sein. Nur zweimal bedient er sich desselben bei Unterschrift von Briefen, und zwar in den Jahren 1514 und 1516, wo er das eine Mal Frater Martinus Augustinus, das andre Frater Martinus Lutherus Augustin unterschreibt, während sich sogar unter dem ersten Briefe, der sich von ihm erhalten und den er noch aus dem erfurter Kloster schrieb, der Name Augustin nicht findet, sondern die Unterschrift Frater Martinus Lutherus ex Mansfeld [1]).

Zur näheren Erklärung seines Zorns über die Vorstellung und Lehre von der Mönchstaufe gehört noch die Hinweisung, daß hier der eigentliche Grund des Uebels in der Lehre der Scholastiker von der Gnade lag. Diese war von ihnen ebenso ungewiß gemacht, wie die Wirkung der Absolution. Sie blieb ungewiß, trotz aller Genugthuungen, durch welche sie doch erlangt werden sollte. „Wir thaten Alles," sagt Luther in einer Predigt der Kirchenpostille, „was uns nur unter der Kirchen Namen vorgegeben ward, allein darum, daß es sollte Trost und Hülfe geben, daß wir nicht verzweifelten an Gottes Gnade; aber dafür, daß sie uns sollten trösten, führten sie uns zum Teufel, und steckten uns nur mehr in Angst und Schrecken; denn es war doch nichts, das uns konnte gewiß machen (wie sie auch selbst mußten von ihrer eigenen Lehre bekennen), daß ein Mensch nicht könnte noch sollte gewiß sein, ob er in Gnaden Gottes wäre [2]).

Auch bei dieser Lehre erkennt man, und eben recht deutlich, die Einwirkung der gemeinsten hierarchischen Anliegen auf die Ausbildung des Lehrsystems. Die sich der Gnade völlig versichert halten konnten, brauchten sich keine Büßungen und Genugthuungen auferlegen zu lassen, fremde Verdienste nicht zu kaufen. Daher wurden Schriftaussprüche wie: Herr, verzeihe mir

---

1) Auslegung der Genesis, zu Kap. 36, V. 2 f. Walch II, 1448. De Wette, I, 4, 14, 19. Mehrmals setzt er bei Unterschriften seinem Namen Augustinianus hinzu und dieß könnte auch die Unterschrift des Briefes von 1516 bedeuten sollen. Der Name des heiligen Martin, den er führte, paßte für ihn, wie er jetzt war, übrigens gut genug. Der Heilige war ein großer Ketzerverfolger gewesen.

2) Plochm. IX, 297.

meine verborgenen Fehler, ich bin mir zwar nichts bewußt, aber darum bin ich nicht gerechtfertigt, der Herr ist's aber, der mich richtet, geradezu umgedreht. Während im ersteren David Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit ausdrückt, im zweiten Paulus ausspricht, daß er sich nicht durch Gesetzerfüllung, wol aber durch Gottes Gnade freudig gerechtfertigt glaube, während das Evangelium eben von der Verkündung des gnädigen Gottes ausgeht, lehrten die Scholastiker nach Thomas, eine vollkommene Gewißheit der Gnade könne man nur durch eine göttliche Offenbarung erlangen, die nur Wenigen zu Theil werde. Wer sich bewußt sei, in keiner Todsünde zu leben, empfinde, daß er Freude an Gott habe und irdische Dinge verachte, könne aus Merkmalen einigermaßen, muthmaßlich wissen, daß er die Gnade empfangen habe, doch nicht mit solcher Erkenntniß, welche die Furcht des Gegentheils ausschließe [1]).

Eben die Lehre von der Ungewißheit der Gnade war es, wodurch auch die gleichfalls scholastische von der Mönchstaufe — Thomas von Aquino war ihr Urheber — wieder untröstlich gemacht wurde, sodaß ihre Kraft bei Luther „nicht Stich hielt," nachdem sie ihn vorübergehend erquickt. „Denn also findet man's im Papstthum," sagt er, „also haben sie geglaubt und gelehret, und wir zeugen's, die es also erfahren und mit ihnen also geglaubt und gelehrt haben, auch noch in ihren Büchern also geschrieben stehet, gläuben und lehren auch noch also: Wenn ein Mensch getauft ist, und wieder in Sünde fället, so ist die Taufe (und also auch Christus) verloren, und kömmt ihm nicht zu Hülfe. Weil nun dieselbige Taufe ist unrein worden, so müsse er eine neue Taufe haben. Darum müsse er in ein Kloster gehen, oder soviel zur Kirche geben und stiften, soviel Messe halten, oder halten lassen, der Mönche gute Werke und Fürbitte kaufen, so und so büßen und genug thun u. s. f., daß ihm die Sünden vergeben werden [2])." Hieran schließt sich seine Darstellung in der kleinen Antwort auf Herzog Georg's nächstes Buch, worin er erzählt, wie man ihn nach Ablegung seines Gelübdes

1) Cramer-Bossuet VII, 641 ff.

2) Auslegung des 14., 15. und 16. Kap. Johannis, zu Kap. 14, V. 17. Walch VIII, 199.

beglückwünscht. „Wenn sie einen armen Menschen mit prächtigen Worten beredet hatten, daß er durch seine Mönchtaufe so rein sei, wie das Kind aus der Taufe komme, so wendeten sie hernach das Blatt und hatten eine andere Lehre, Prediger Salomo Kap. 9. Vers 1: Es sind Gerechte, doch kennet kein Mensch weder die Liebe noch den Haß irgend Eines, den er vor sich hat. Sie deuteten den Spruch so: wenngleich ein Mensch fromm und gerecht sei, wisse er doch nicht, ob er vor Gott in Gnaden oder Ungnaden sei, sondern dies bleibe ungewiß bis zum jüngsten Gericht." Diese Deutung, diese Lehre sei allgemein gewesen in den Schulen, den Klöstern, und habe alle Gewissen erschreckt, „wie auch ich es elendiglich erfahren, auch viele gesehen habe, die darüber verschmachtet und in Verzweiflung gestorben sind." Es mußte die Folge sein, „wenn ein betrübt Gewissen gern wollte Ruhe und einen gnädigen Gott haben, und mit Ernst gerne selig gewesen wäre," und wo zugleich „jener Spruch im Herzen steckte; denn da dachte das Gewissen: wer weiß, ob ich in Gnaden bin oder nicht! so war der Teufel flugs da, gab den höllischen Mordstoß und sprach: Du bist in Ungnaden und verloren."

Der Widerspruch war in der That unauflöslich. Von der einen Seite sollte die Mönchstaufe von Sünden rein und heilig machen; das war die Lockung. Denn wer „hätte wollen ein Mönch werden, wo er nicht hätte gedacht, dadurch heilig und selig werden?" Von der anderen Seite sollte die Gnade ungewiß sein, wodurch das Bewußtsein des Besitzes der Heiligkeit wieder zerstört und das Bewußtsein der Sünde wieder geweckt wurde. Ausflüchte halfen da nicht. Wurde gesagt, ein Mensch, der die Mönchstaufe erlangt, könne ja nachher wieder fallen, wie nach der Schrift der Gerechte sieben Mal des Tages fällt, so war in jedem Falle die mönchische Heiligkeit dadurch auf Nichts zurückgeführt. Oder wandte man ein, die aus der Mönchstaufe hervorgehende Gnade sei bei Gott gewiß und nur bei den Menschen ungewiß, so dachte Luther, „das Erstere wußte ich vorher auch; ich bin aber nicht darum Mönch geworden, daß es bei Gott gewiß sein sollte, ob ich rein oder unrein wäre, sondern ich, ich wollte gern gewiß sein, ob ich in Gnaden oder Ungnaden wäre." Die Mönchstaufe sollte so wünschenswerth sein, weil

die durch die Taufe erlangte Sündlosigkeit durch nachfolgende Sünden verloren worden; aber sie führte nicht weiter, weil die durch sie gewonnene Heiligkeit ebenfalls durch nachfolgende Sünden wieder verloren gehen konnte und auch kein Mönch der Gnade gewiß war, und wenn er hunderttausend Mal durch wiederholten Vorsatz und Buße seine Mönchtaufe erneute. Wo blieb da „der arme Mönch mit seiner Heiligkeit und Reinigkeit? Er hing zwischen Himmel und Erde, ließ sich rühmen, daß er heilig und gottgefällig sei, und sein Gewissen erfuhr es nimmer. Das kam davon, daß man angeleitet wurde, die Gnade Gottes zu verleugnen und Trost und Hoffnung auf die angeblich heilige Möncherei zu setzen, statt lediglich auf die Barmherzigkeit und Gnade Christi, die durch die Taufe verheißene und angefangene [1])."

Er hat sich sehr häufig über die Lehre von der Ungewißheit der Gnade und ihre Urheber, die „Sophisten und Mönche," ausgesprochen, und man sieht es der Leidenschaft, womit es durchgängig geschieht, deutlich an, daß er den „greulichen und großen Schaden," den sie angerichtet, schwer empfunden hatte. „Die Lehre des Glaubens haben sie damit allerdings unterdrücket, den Glauben zerstöret, die Gewissen verwirret, Christum aus der Christenheit hinweg geraubet, alle Wohlthaten und Gaben des heiligen Geistes verdunkelt und verleugnet, den rechten wahrhaftigen Gottesdienst abgethan, dargegen allerlei Abgötterei, eitel Gottes Verachtung und Lästerung in der Menschen Herzen angerichtet. Denn wer da zweifelt an Gottes gnädigem Willen, und hält nicht gewißlich, daß er einen gnädigen Gott habe, derselbe kann nimmermehr gläuben, daß ihm die Sünden vergeben werden, daß Gott sich seiner annehmen und ihn selig machen wolle." Ein „schädliches Gift, in die Welt ausgeschüttet," nennt er die Lehre von der Gnadenungewißheit. So lange ein Mensch in dem Wahne stehe, den sie einflöße, sei ihm Christus kein nütze, helfe ihm nichts Geburt, Leid, Tod und Auferstehung des Herrn. Sie strafe Gottes Verheißung Lügen, verleugne also Gott, und gottlos sei es daher gewesen, daß die Mönche das junge Volk in die Orden gelockt, die sie als heilige Stände gerühmt, darin man selig werden könne, und sie dann an Gottes Gnade zwei-

1) Plochm. XXXI, 286. ff.

feln gelehrt hätten, wodurch das Evangelium unterdrückt, der Glaube an Christum, der für die Sünde dahingegeben, in den Herzen vertilgt, Gott sammt allen seinen Verheißungen aus der Christenheit hinweggerissen und Jedermann von ihnen auf seine eigenen Werke und Verdienste gewiesen sei. Wo das aber geschehen, sei es nicht möglich, daß ein Mensch zu Gottes gnädigem Willen eine gewisse Zuversicht haben könne, er müsse darin vielmehr immerdar wanken und endlich auch verzweifeln.[1]).

Die Lehre von der Gnade war es nicht allein, aber doch vorzugsweise, weshalb er mit ausdrücklicher Berufung auf seine eigne Erfahrung, die, welche er eben jetzt machte, die gesammte Lehre der Schule und Kirche eine „Zweifelslehre" nennt, weil Niemand, wie viele, große, mühsame Werke er gethan, gewiß habe wissen können, wie er mit Gott daran, wie Gott gegen ihn gesinnt wäre, wie er mit Gott stände, ob sein Stand und Wesen Gott gefiele, weil Keiner des heiligen Geistes Zeugniß in seinem Herzen empfunden, Keiner habe können noch dürfen sagen: ich weiß, daß ich bin ein Diener und Knecht Christi, mein Thun gefällt ihm. Er habe sich oft über St. Ambrosius Kühnheit verwundert, daß sich derselbe in seinen Briefen einen Knecht Jesu Christi genannt, „denn ich meinete, wir sollten alle also erschrokken sein, daß Niemand (ohne allein der Apostel selbst) solches möchte rühmen[2])."

Das Ergebniß vom ersten Jahre seines Mönchslebens hatte darin bestanden, daß er, indem er „ein frommer Mönch sein wollte und auch war," sich zerarbeitet und zermartert, um zu erlangen, was er nicht erlangt, „ein Herz fassen zu können, daß seine Werke, so er aufs fleißigste gethan, Gott wohlgefielen und sein Gebet gewißlich erhört würde"[3]); und ferner darin, daß er dessenungeachtet das Vertrauen zum Mönchthume noch nicht hatte fahren lassen, denn er würde sonst die Gelübde nicht abgelegt haben. Sein erstes eigentliches Mönchsjahr begann er mit jenem

1) Ausführl. Erkl. des Galaterbriefs, zu Kap. 4, V. 6. Walch VIII, 2399, 2416, 2423.

2) Das. 2008. Kirchenpostille, Plochm. IX, 214.

3) Auslegung des 14., 15. u. 16. Kap. Johannis, zu Kap. 15, V. 7. Walch VIII, 379.

für den Augenblick erhöhten Vertrauen, sodaß er sich noch gern hineinreden ließ, daß er seine Anstrengungen fortsetzte, ob auch ohne allen wahren nachhaltigen Erfolg.

Staupitz (die Mystik, Staupitzens praktisch-mystische Theologie).

Denn wenn er auch die Vergeblichkeit der Hoffnung, womit er ins Kloster eingetreten war, die Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen empfand, die Aufgabe, die er sich gestellt, auf dem eingeschlagenen Wege zu lösen: er war weit entfernt, davon abzulassen. Das Gefühl mochte da sein, die Erkenntniß mangelte. Kein Gedanke, aus der betretenen Bahn auch nur einen Schritt zur Seite zu gehen oder einen Augenblick zu rasten, obwol sein Zustand bedenklich geworden war. Man muß dies aus alle Dem, was von seinem äußern und innern Leben seit seinem Eintritte ins Kloster erzählt ist, aus seinen angeführten wiederholten Aeußerungen, wie er es nicht gar lange mehr hätte ertragen können, wie er sich zu Tode gemartert haben würde, wenn es noch lange gewährt hätte, auch wol daraus schließen, daß Staupitz so angelegentlich seiner sich annahm, als er, ohne Zweifel auf einer Visitationsreise, im Kloster erschien.

Luther's Jugendfrische mußte gelitten haben, die Farbe der Gesundheit kränklicher Bläße gewichen sein. In seinem ganzen Aeußern, im Blicke, Mienen, Haltung, mußten seine Seelenleiden sich ausdrücken. Man darf die bildlichen Darstellungen von ihm nur ansehen: sein Gesicht ist sprechend, seine Züge sind markirt, verrathen Geist und Charakter. Er hatte nach der Schilderung der Zeit- und Lebensgenossen namentlich schöne feurige Augen mit schwarzem Augapfel. Jetzt lagen sie wol tief, hohl waren die Wangen, welche Kranach meist so voll malte. Sein ganzes Aeußere verkündete schwere innere Bedrängnisse, einen außerordentlichen Geist [1]).

---

1) Kirchmayer, Disq. hist. de Lutheri imagine reliqua, 248. ssq. Maimbourg bei Seckendorf I, 18. Der Letztere hat die briefliche Selbstschilderung Luther's aus dieser Zeit doch nicht, wovon Planck I, 55 spricht. In der Sakristey der Stadtkirche zu Weimar befindet sich ein Gemälde, das

Die Ordenssatzungen sagen im 35. und den folgenden Kapiteln vom Generalvikar, Alle sollten ihm Gehorsam erweisen, wie dem Vater und Hirten; er selber solle wie ein treuer Hirt und Regierer den Orden visitiren, und in diesem Geiste sind die Vorschriften für ihn, die Strafbestimmungen abgefaßt, die er in Anwendung bringen soll. Er soll u. A. Nachfrage anstellen, wie die Kranken gepflegt, die Novizen unterrichtet würden, ob die Brüder nicht unerlaubte Speisen genössen, die Fasten hielten, das Gebot des Schweigens beobachteten, dem Prior gehorchten u. s. f. Staupitz war ein Oberer, wie er sein sollte, väterlich wohlwollend, erfahren, ein Menschenkenner. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Bibelstudium in den ihm untergebenen Klöstern in Aufnahme zu bringen, und die Begabtesten herauszufinden und auf eine lebendigere Theologie als die der Schule war hinzuleiten. Er hätte aufmerksam werden, Luther zur Annäherung ermuthigen müssen, hätte sich dieser auch nicht ihm genähert, hätte ihm auch der Prior nichts gesagt, oder hätte er sonst nichts vernommen von dem absonderlichen, so ganz abweichenden Wesen des jungen Bruders, der aus einem aufstrebenden Mitgliede der Universität ein Mönch geworden, ein so eifriger Mönch war, so beharrlich nach Heiligung rang, ein so tiefes Wehe über seine Mangelhaftigkeit empfand, Anfechtungen hatte, die sich Niemand zu erklären wußte, so eifrig den Studien oblag und immer nur die Schrift lesen wollte. Schon dies allein war doch gar zu ungewöhnlich. Auch fiel es dem Provinzial auf. „Die Mönche studirten nicht in der Schrift," sagt Luther, „es wäre denn gewesen, daß einer sonderliche Gnade hatte, sie zu lesen, wie ich hatte. Ich las sie im Kloster oft, mit großer Verwunderung Doktor Staupitzens [1])."

Luther dreifach darstellt, als Mönch zu Erfurt, als Junker Görge und im Predigerrocke, wie er am meisten gemalt ist. Das Gemälde hat die Jahreszahl 1572 und ist wahrscheinlich von Vischer, einem Schüler Kranach's. Eine Nachbildung im Reformationsalmanach von 1817. Man mag sich Luther in dieser Zeit wol vorstellen, wie ihn der Maler auf der ersten der drei Tafeln (aus der Phantasie) gefaßt. Ref. Alm. 1817, XXVI f. Schwabe, Histor. Nachr. von den Monimenten und Reliquien Luther's, 80.

1) Tischreden, Walch XXII, 1377, 1458. *Ericeus*, 125.

Die Bemühungen des Letztern, seine Richtung in den ihm untergebenen Klöstern emporzubringen, hatten also, auch hieraus sieht man es, noch wenig durchgreifenden Erfolg gehabt. Zu welcher Zeit er seit Luther's Eintritt ins Kloster zum ersten Male dort hinkam, ist unbekannt. Es erhellt nur so viel, daß es nicht in der ganz ersten Zeit, aber auch nicht später, als vor Ablauf des zweiten Jahres der Anwesenheit Luther's, wahrscheinlich früher der Fall war. Ebenso unbekannt ist es, ob er aus freien Stücken Luther bewog, sich ihm aufzuschließen, oder ob sich Luther zuerst an ihn wendete. Das Wahrscheinliche möchte sein, daß er seinerseits Aufmunterung dazu gab. In jedem Falle knüpfte sich zwischen ihm und Luther ein Verhältniß an, das immer inniger und vertrauter wurde. Er muß mehr als einmal in Erfurt gewesen sein, so lange sich Luther im dortigen Kloster befand. Bei seiner ersten Anwesenheit wies er den Prior an, Luther, der bereits Magister sei und Neigung zum Fortstudiren habe, minder streng zu behandeln und ihm namentlich Zeit zu seinen Studien zu gestatten. Er hielt auf gute Ordnung, wollte die Regel aber nicht rigoristisch genommen wissen. Er hatte Augustin's Ansicht wirklich zur seinigen gemacht, daß man nicht Alle gleich halten solle, weil nicht Alle gleiches Vermögens. Er sagte einst zu Luther, doch wol erst in späterer Zeit, er habe vom Bischof zu Worms, einem Dalberg, sagen hören, hätte Augustin auch sonst nichts geschrieben als die Regel, so müßte man dennoch urtheilen, daß er ein trefflicher weiser Mann gewesen. Luther pries sie bei jeder Veranlassung wegen der Umsicht und Billigkeit, wovon sie zeuge. Sodann bestärkte er Luther in seiner Vorliebe für die heilige Schrift und rieth ihm, sie fleißig zu durchlesen, damit er text- und kapitelfest werde. Man möchte daraus schließen, daß er schon im Novizenjahre Luther's im Kloster gewesen. Wenn es aber auch der Fall war, so trat er doch damals mit ihm noch in keine tiefere Berührung. Luther's Zustände in den ersten zwei Jahren seines Mönchsstandes weisen zu sehr darauf hin, daß er hinsichtlich seiner Studien und insbesondere hinsichtlich der Beschaffenheit und Richtung seiner Anschauungen und Empfindungen sich selbst und mönchischen Umgebungen so gut wie allein überlassen war. Wir werden ihn noch im dritten Jahre von den Vorstellungen erfüllt sehen, die ihn

so sehr ängsteten. Erst in diesem Jahre trat eine ganz neue Entwickelung seiner Begriffe, offenbar nicht ohne wesentlichen Einfluß Staupitzens ein. Sie hätte doch früher eintreten müssen, wenn er schon in der ersten Zeit in ein näheres Verhältniß mit dem Letzteren getreten wäre, wenn Staupitz gleich zu Anfang tiefer auf ihn eingewirkt hätte [1]).

Jedenfalls aber ist er der Erste gewesen, der Luther's große Anlage erkannt. Er hat sehr Viel gethan, die junge Heldenkraft in ihm zu beleben, sie von einem Abwege in die rechte Bahn zu lenken, er wurde dem Unglücklichen in seiner entsetzlichen Seelennoth ein liebreicher, helfender, tröstender Freund und Führer. Möglich, daß Luther ohne ihn sich aufgerieben hätte, unterlegen oder nie aus der Nacht zum Licht gelangt wäre. Freilich knüpfte sich diese seine Entwickelung zumeist an die eigne Arbeit seines Geistes, wie sich ergeben wird, und was Staupitz fördernd dazu that, scheint nicht unerläßlich nothwendig gewesen zu sein. Die nöthigen Hülfen lagen auch sonst nicht unerreichbar fern. Doch Staupitz hat wesentlich dazu geholfen. Sein Zusammentreffen mit ihm wurde entscheidend für Luther's innern und äußern Lebensgang, und schon die ersten Berührungen waren folgenreich. In einem Briefe an ihn vom Jahre 1523 schreibt er, durch ihn habe das Licht des Evangeliums in seinem Herzen aus der Dunkelheit zuerst aufzuleuchten angefangen [2]). Schon um dies vollkommen zu übersehen, müssen wir noch einen Augenblick bei ihm und insbesondre der in ihm lebendigen religiösen Denkart verweilen.

Johann von Staupitz stammte aus einem alten edeln Geschlecht in Meißen. Frei von Ahnenstolz, strebte er, sich durch innerliche Tüchtigkeit auszuzeichnen. Um ganz den Studien und frommen Betrachtungen leben zu können, trat er in den Augustinerorden. Auf verschiedenen Universitäten erwarb er sich die gangbare scholastisch-philosophische und theologische Bildung. 1497 war er bereits artium magister und Lektor der Augustiner. In diesem Jahre wurde er zu Tübingen inskribirt, im folgenden zum

1) *Seckendorf* I, 21. Spangenberg, Adelsspiegel, 87. Von den Conciliis und Kirchen, Ploch m. XXV, 338.

2) De Wette II, 408.

Prior des dortigen Augustinerklosters gewählt. 1499 wurde er zum Baccalaureus biblicus und sententiarius, 1500 unter großer Anerkennung zum Doktor der Theologie kreirt. Bedeutenden Einfluß übte der tübinger humanistische Lehrer Konrad Summerhard auf ihn, ein Hasser der Scholastik, der nicht selten mit Leidenschaft ausrief: wer befreit mich Elenden von dieser zänkischen Theologie! Staupitz vergaß es nicht. Auf diesen scheint auch der freisinnige Paul Scriptoris Einfluß geübt zu haben, der zu jener Zeit in Tübingen Theologie lehrte und vertrieben wurde, weil er seines Lehrers Brulifer freie Ansichten vertheidigte, die wir bei Staupitz wiederfinden, der seinen Mönchen erlaubte, die Vorlesungen von jenem zu besuchen. Staupitz wandte sich unbefriedigt von der Scholastik ab zur Mystik und zur Schrift, die ihn zum Leben führte, zu der Erkenntniß, daß nicht blos das Wissen den Theologen mache, sondern der ganze innere Gemüthszustand, die Bewährung des Erkannten durch die That. So wurde er ein Erfahrungstheologe, ein biblisch-praktischer Mystiker, vornämlich an die paulinisch-augustinischen Begriffe sich anlehnend. Dies war die Denkart, welcher er Eingang zu verschaffen oder die er zu lebendigerm Bewußtsein zu bringen bemüht war, so weit sein Einfluß reichte. Er verband mit Gelehrsamkeit praktischen Sinn, Frömmigkeit und edle Gesinnung mit Geist, weltmännischer Bildung, Beredtsamkeit und einer anziehenden äußeren Erscheinung. So erwarb er sich das besondere Vertrauen seines Kurfürsten Friedrich's des Weisen und seines Ordens. Jener bediente sich seines Raths bei Stiftung der Universität Wittenberg und gebrauchte ihn mit gutem Erfolge zu Gesandtschaften an Höfe. 1502 reiste er nach Rom (wo wir ihn auch 1506 finden) und erlangte von Julius II. die Privilegien für die neue kursächsische Hochschule. Ein Ordenskapitel in Eschwege wählte ihn 1503 einstimmig zum Vikar in ganz Deutschland. Wie er als Oberer sich bewährte, wurde schon erwähnt. Es muß noch hinzugefügt werden, daß er schmerzlich sowol die Verderbniß der Kirchenlehre als den tiefen Verfall des Klerus empfand, und eifrig bemüht war, die Klöster seiner Provinz in wahrhafte Wohnungen eines gottgeweiheten Lebens umzuwandeln. Doch gehörte er zu den Männern, die sich gern innerhalb des ihnen angewiesenen Kreises halten, nur auf das Nächste bedacht sind, geduldig und mild,

auch wol schüchtern und biegsam jedes energische Eingreifen, zumal in die Ferne, in das große Ganze, ihrer Natur nach scheuen [1]).

Die Verschiedensten sind einstimmig in seinem Lobe, Maimbourg wie Luther, der in späteren Jahren in ein Mißverhältniß mit ihm über die große Tagsfrage und ihre beiderseitige Stellung zu derselben gerieth, das ihn zu ein Paar Aeußerungen aufwallenden Unmuths über Staupitz veranlaßte, wogegen er ihn aber desto öfter gepriesen und lebenslang verehrt hat. „Ein theurer Mann war dies, pflegte er von ihm zu sagen, der nicht allein in Schulen und Kirchen sich hören ließ, wie ein Gelehrter, sondern er galt auch ein Mann in der Welt, zu Hofe und bei großen Leuten." Gern rühmte er „den hohen Verstand, die Redlichkeit und Aufrichtigkeit" Staupitzens, der „allzeit eines adelichen (wie er denn einer vom Adel), nicht unehrbaren und knechtischen Gemüths" gewesen wäre. Oft erwähnt er seiner, bezieht er sich auf ihn als auf einen in hohen Ehren bei ihm stehenden Gewährsmann, seinen Lehrer, Wohlthäter. „Mein Staupitz," „mein lieber Doktor Staupitz sagte," pflegt sein Ausdruck zu sein [2]).

Um uns Staupitzens theologische Denkart, von Ullmann unübertroffen dargestellt, zu veranschaulichen, müssen wir einen Blick auf die Mystik, insbesondre die deutsche, werfen, die auch in Luther's Entwickelung so bedeutsam werden sollte, ihn durch Staupitz zuerst berührte.

Die Mystik erstrebt Vereinigung mit Gott, theils durch sinnliche Anschauung, Unmittelbarkeit oder Verzückung des Gefühls, anderentheils aber auch durch Spekulation. Nur ganz roh wird sie aufgefaßt und falsch verstanden, wenn man sie mit ihren Verirrungen und Auswüchsen verwechselt und nur übersteigerte Gefühlsamkeit, Geistes- oder Empfindungsausschweifung, Verirrung und Unwissenschaftlichkeit in ihr erblicken will. Sie enthält nach den Gestaltungen, worin sie im Fortgange der Ent-

1) Ullmann, Reformatoren, I, 256. *Grimm*, De Jo. Staupitzii meritis, in Zeitschrift für d. histor. Theologie, Neue Folge, Bd. 1, St. 2, S. 63 ff. Planck, I, 53 ff.

2) Grimm a. a. O. 85 ff. Mathesius, 12. Predigt, Ausleg. des 101. Psalms zu V. 8, Walch V, 1291.

wickelung des Christenthums hervorgetreten, religiöse und sittlich-praktische, spekulative und poetische Grundstoffe. Ihre Spekulation war nicht selten die tiefste und tiefsinnigste. Wesentlich wirkte sie von den ältesten Zeiten und namentlich seit den scholastischen Jahrhunderten bis zu Spinoza, Schelling und Hegel auf die Philosophie. Durch die Askese und selbst durch ihre Spekulation mit der Scholastik zusammenhängend und sie ergänzend, trat sie doch bald in den durch die letztere beherrschten Zeiten als Gegenwirkung wider dieselbe auf, machte ihr die Alleinherrschaft streitig, bekämpfte sie und arbeitete an ihrer Auflösung, weit früher als der Humanism. Sie wollte das durch den Scholasticism erstarrte religiöse Leben wieder wecken, sie strebte der einseitigen Verstandesrichtung desselben entgegen, trachtete die immer äußerlicher werdende Frömmigkeit zu verinnerlichen und einfache Lehrformen an die Stelle des zur Herrschaft gekommenen künstlichen Lehrsystems zu setzen. Daher, daß sie sowol im Gegensatze zur Scholastik wie zur Kirche sich ausbildete. Die mystische Liebe sollte eine reinere echtere Sittlichkeit wieder beleben. Zum großen Theile Ergebniß der religiös bewegten Empfindung und Einbildungskraft in den mittleren Jahrhunderten, wird die Mystik mit Recht zur religiösen Poesie derselben gerechnet. Religiöse, philosophische, sittliche, gesellschaftliche und gemüthliche Bedürfnisse will sie befriedigen, drängen zu ihr hin. Sie hat ihre Wurzel in der Anlage des menschlichen Geistes. Nie fehlte es ganz an für sie Gearteten und Empfänglichen und bisweilen war die Empfänglichkeit für sie in großer Stärke und Verbreitung vorhanden. Doch werden besondre Organisationen, Stimmungen und Verhältnisse erfordert, daß Einzelne sich ihr ganz hinzugeben vermögen, daß sie in weiteren Kreisen zur Herrschaft gelangen kann. Schon im frühesten christlichen Zeitalter ist sie da, reicht vom Areopagiten bis in unsre Tage. Uns liegt sie hier vorzugsweis an, sofern sie in den mittleren Jahrhunderten bis auf Luther's Zeit als Abweichung und Gegenwirkung und Gewicht gegen den Scholasticism und das herrschende Kirchenthum sich entwickelte und schon dadurch die wesentlichste Bedeutung behauptete und unschätzbare Verdienste sich erwarb. Allein noch abgesehen von den argen Ausartungen, worin sie mehrfach gerathen war, und den schweren Irrungen, welche sie

veranlaßt, konnte eine allgemeine Erneuerung des religiösen Lebens und eine Umgestaltung der Kirche durch sie allein freilich nicht bewirkt werden, schon weil ihr Einwirken eine Eigenthümlichkeit der Anlage und Art voraussetzt, welche bei Allen nie da sein kann, nicht einmal bei den Mehreren jemals da war. Auch ihr war das Christenthum starres, dumpfe Unterwerfung forderndes Gebot, oder die Mystiker ließen sich fern von ihm ab zur offenbarsten Heterodoxie und Freigeisterei führen, indem sie der Empfindung, der Phantasie und Spekulation sich hingaben, ohne das Maß und die Regel des Evangeliums zu erkennen oder innezuhalten. Besser, lebenvoller als die abgestorbene Scholastik und geeigneter, das religiöse Herzensbedürfniß zu befriedigen, war sie pantheistisch, schwärmerisch, sektirerisch geworden und auch bis ins 15. Jahrhundert zu überfliegend, phantastisch und sinnlich, um eine allgemeinere volksmäßige Wirksamkeit üben zu können, obwol sie in einzelnen ihrer Vertreter allmälig einfacher, praktischer, reiner und volksthümlicher erschien und immer siegreicher sich erhob, je mehr die Scholastik verfiel und die Richtung zum Scholasticism schwächer wurde. Die romanischen Nationen hatten das Christenthum mehr verstandesmäßig aufgefaßt und den größesten Antheil an der Arbeit gehabt, es zur Scholastik mit der einseitig-theoretischen Richtung und der Berechnung derselben auf hierarchische Zwecke auszubilden. Die germanischen Völker hatten es sich zunächst praktisch-gemüthlich angeeignet und sich mehr mit dem Verhältniß des Staats zur Kirche und mit der Ausbildung der Erfahrungstheologie der Mystik statt der scholastischen Dialektik beschäftigt. Neben Förderung des Humanism war vom Institute des gemeinsamen Lebens eine geläuterte praktische Mystik ausgegangen, die im 14. und besonders im 15. Jahrhundert vielfache Vertretung und eifrige Pflege in Deutschland fand. Der allgemeine Charakter und Erfolg der deutschen Mystik bestand darin, daß sie das Christenthum aus dem Begriff ins Gefühl, aus der Spekulation ins Gemüth, aus der Schule ins Leben leitete, den Inhalt des Christenthums einfacher, sittlicher und lebenvoller auffaßte, in deutschem Gewande auftreten ließ und so zur Volkssache machte; daß sie das romanische Kirchen- und Schulenthum unmittelbar oder mittelbar bekämpfte, ein dem germanischen Sinn und Geist entsprechendes,

innerliches und freies Christenthum herstellte, und dadurch die Befreiung sowol des Glaubens als der Nation in Sachen des Glaubens von der Herrschaft des Romanismus im Ganzen und Großen vorbereitete. Diese Grundrichtung gibt sich wieder in sehr verschiedenen Formen kund, deren vornämlich vier zu unterscheiden sind: die dichterische — hauptsächlich durch Suso, die spekulative — durch den Verfasser der deutschen Theologie, die gemüthliche — durch Tauler, und die praktische deutsche Mystik — durch Staupitz vertreten. Sie gehört neben dem Humanism und in Verbindung mit ihm zu den wesentlichen Vorbedingungen der deutschen Reformation, zu den wesentlichen Bildungsstoffen, durch welche Luther eben der eigenthümlich christliche und von innen heraus reformatorische Charakter und der Theolog wurde, der er war. Den mächtigsten Einfluß übte sie auf ihn vornämlich durch Tauler und die deutsche Theologie, worauf wir späterhin kommen werden, zunächst durch die Herzenstheologie Staupitzens, welcher er die Richtung und die Begriffe verdankte, womit er die Arbeit seiner Befreiung von den Banden des Scholasticism und des Mönchthums begann, worin er die erste Beruhigung fand, in welchen die Religion sich ihm zuerst als Liebe erschloß und die es ihm eben hierdurch möglich machten, mit Befriedigung und Freude dem tiefinnersten Zuge seiner Seele nach der eigentlichen und völligen Frömmigkeit sich hinzugeben, welche darin besteht, daß jeder Augenblick des Lebens durch den Gedanken an Gott bestimmt wird, lebendigstes Gefühl der Gottesnähe ist, unabweisbares sich gebunden Finden an Gott und seine Willensordnung. So lebendig und kräftig im Uebrigen die mystische Richtung zu dieser Zeit war, sie war doch auf einzelne ziemlich enge Kreise beschränkt; so verbreitet war sie jedenfalls nicht, daß man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen könnte, Luther würde ihr auch außerhalb der Klostermauern begegnet sein, auch draußen würde sie ihn berührt und angesprochen haben [1]).

1) Helfferich, Die christliche Mystik in ihrer Entwickelung und in ihren Denkmalen, Einleitung. Liebner, Gerson's mystische Theologie, in Studien und Kritiken, 1835, 279 ff. Ullmann, Theologische Aphorismen, das. 1844, 172 ff. Ueber den unterscheidenden Charakter des Christenthums, das. 1845, 21. Reformatoren, I, 115, 142, 178; II, 63, 171 ff., 203, 269 ff., 420 ff.

Das Wesentliche, woraus Staupitz Alles ableitete, war ihm in mystischer Weise die Liebe, die Liebe Gottes, aus der sich, durch Christum vermittelt, die menschliche entzündet. In dieser ruht aller wahre Dienst Gottes, alle Frömmigkeit. Sie ist eine Sache der Erfahrung, der Mensch kann sie daher nicht von Andern, aus seinem natürlichen Verstande oder dem Buchstaben der Schrift lernen, der Christi Geist nicht ins Herz bringt. Die Liebe muß durch den Geist Gottes und Christi in die Seele kommen, die durch ihn die Kraft erhält, alle Gebote zu vollbringen, und durch das Licht des Glaubens erleuchtet wird. Aus ihm fließt auch die wahre Hoffnung und der sichere Trost her, die wir nicht auf unsre Werke, auf unsre Liebe gegen Gott, sondern nur auf Gottes Liebe gegen uns, auf Das, was Gott in uns wirkt, gründen können. Die Liebe Gottes wird uns ins Herz gebildet durch Christum, in dem sich die unaussprechliche Liebe Gottes gegen uns offenbart hat, die unsre Gegenliebe erzeugt, in welcher es Stufen gibt. Christus gehört ohne Vermittlung Gott zu, wir aber durch Christum. Durch ihn ist die auserwählte Seele Gott also freundlich zugethan, daß ihr auch die Sünde nicht allein unschädlich ist, sondern zum Besten hilft. Doch ist die Sünde mit höchstem Fleiß zu fliehen, denn sie zu decken durch Barmherzigkeit, ist allein Gottes Werk. Ein wahres Zeichen der Liebe Gottes ist Vollbringung der Gebote, ihr gewissestes Zeichen ist, daß nichts denn Gott frei einig im Geiste bleibt und alle Kreaturen daraus vertrieben werden, sodaß der Liebhaber Gottes seines Lebens, Verdienstes und Heils vergißt, nur Gottes Ehre und Willen sucht, Gott ohne Zweifel in ihm ist. Dem Glauben, welchen wir Gott und seinem Worte, das die Wahrheit selbst ist, schuldig sind, muß sich aller Verstand gefangen geben. Alle Zusage Gottes ist enthalten und vergewissert in Christo. Die an Christum glauben, dürfen ihrer Versehung zur Seligkeit gewiß sein; sie werden gerechtfertigt und erneuert und haben Vergebung der Sünden, wozu weder Beichte, noch Reue, noch irgend ein Menschenwerk hilft, sondern nur der Glaube an Christum. Ohne ihn ist keine rechte Tugend, Vernunft und gute Meinung, in ihm ist alle Sünde läßlich, wenn Buße folgt: die aus Gott geboren sind, bewahrt diese Geburt vor dem Sündigen, nicht ihre Tugend, Vernunft oder stark

Gemüth. Der Glaube an Christum läßt auch keinen Menschen in ihm selber bleiben, sondern zieht ihn über sich und feiert nicht, bis er uns mit Gott vereinige. Wer durch den Glauben in Christo ist, der befleißigt sich vor Allem der Nachfolge Christi, zunächst im Leben, dann besonders im Leiden und Sterben. Von Paulus ist zu lernen, wie durch die Sünde der Tod in die Welt gekommen, wie von der ersten Sünde aus die Sünde sich über das ganze Geschlecht verbreitet, wie Christus die Sünde und den Tod überwunden, und wie er durch sein Sünde und Tod bezwingendes Leiden und Sterben auch uns ein Vorbild des rechten Leidens und Sterbens geworden [1]).

Staupitzens erste Einwirkungen auf Luther.

Es ist leicht einzusehen, daß es Luther's Bedrängnisse hätte wesentlich mindern oder sie beendigen müssen, wenn Staupitz seine ganze religiöse Denkart ihm dargelegt, er sie in sich aufgenommen hätte. Allein sie stand der seinigen doch gar zu fern, stand ihr widersprechend gegenüber, und alle Begriffe wurzelten zu fest bei ihm, als daß er die ihm neuen staupitzischen Ueberzeugungen sogleich mit den seinigen hätte vertauschen, ja sie nur wahrhaft verstehen können. Selbst an eine vollständige Belehrung und Mittheilung war bei dem ersten Zusammentreffen begreiflicherweise noch nicht zu denken. Der Generalvikar konnte sich schwerlich veranlaßt fühlen, einem jungen Bruder sofort sein theologisches System auseinanderzusetzen. Ueberhaupt stand er den Mitgliedern des Ordens mit seiner Denkart doch großentheils fremd gegenüber. Es finden sich wol Spuren, daß sie oder die nahe verwandte augustinische, wie in anderen Klöstern des Ordens zu jener Zeit, auch im erfurter wenigstens in einzelnen Brüdern lebendig war. Allein die scholastische Theologie scheint doch darin weitaus vorgeherrscht zu haben, vielleicht durch Usingen's Einfluß. Insbesondre Staupitzens Ansicht von der Schrift und den Schriftstudien hatte noch keineswegs allgemeineren Eingang gewonnen. Zu Erfurt gelang es ihm nur halb, sie in Beziehung

1) Ullmann, Reformatoren, II, 256 ff.

auf Luther geltend zu machen. Es läßt sich nicht ermitteln, worin seine ersten Einwirkungen auf Luther bestanden, wie tief sie griffen. Das Wahrscheinliche dürfte Folgendes sein.

Wenn Staupitz auch den bloßen Buchstaben der Schrift für tödtend erklärte, was Luther in seiner Lust am Allegorisiren bestärkt haben mag, so war ihm doch das Schriftstudium das erste, das er dem scholastischen weit voranstellte. Dies war der nächste Punkt, wo er mit Luther zusammentraf, wo dieser nach der Stufe seiner dermaligen innern Entwickelung in seine Ansichten am leichtesten eingehen konnte. Empfahl er ihm das Studium der Schrift, so mußte sich Luther in seiner Vorliebe durch des geehrten Obern Empfehlung auf das Erfreulichste befestigt fühlen, was ihm sicher auch um so werthvoller und förderlicher war, da seine nächsten Umgebungen seine Neigung nicht theilten, und indem er sich ihr hingab, ihn irre zu machen, ihn zu hemmen suchten, ihm sagten, wie es zu geschehen pflegte, man müsse die Väter, die Lehrer der Schule lesen, die hätten den Honig, den Saft der Wahrheit aus der Schrift gesogen; die Schrift sei ein großer, wüster, unordentlicher, verworrener Haufe, dunkel und nicht wohl zu verstehen [1]), was er denn freilich nicht in Abrede stellen konnte. Wie aber gerade der Grund seiner Irrsale in Vorstellungen lag, welche von der Schule ausgingen, oder doch befestigt wurden, so konnte ihn nur die wohlverstandene Schriftlehre aus denselben herausführen, und eben deshalb war es so wichtig, daß ihn Staupitz in dem Hange zum Schriftstudium bestärkte und einigermaßen die Hindernisse beseitigte, die demselben entgegenstanden. „Ich hab viel gelesen in meiner Jugend, sagte er einst, die Bibel, weil ich ein Mönch war. Lest ihr sie auch fleißig, das thut's allein. Denn wenn ich die Bibel nicht hatte, so machte ich schlechts aus Christo einen Mose [2])." Es mußte ihm wie Musik in den Ohren klingen, machte sicher den tiefsten Eindruck auf ihn, wenn er Staupitz vielleicht schon in dieser Zeit sagen hörte, „es ist mißlich und gefährlich, daß wir uns auf unsere eigene Kräfte verlassen, denn es kann wol kommen, daß wir auch in Dem, was wir aufs allerbeste wissen und

1) Tischreden, Walch XXII, 2059.

2) Das., 2401.

verstehen, gleichwol fehlen und irren können zu unserm und Andrer Schaden; weshalb es uns wol vonnöthen, daß wir in der heil. Schrift mit höchstem Fleiß und aller Demuth studiren, auch mit ganzem Ernst beten, daß wir ja die Wahrheit des Evangelii nicht verlieren [1])."

Allein unmittelbar konnte alle Hinleitung auf das Schriftstudium doch immer noch nicht helfen, da Luther eben die scholastischen Begriffe in die Schrift hineintrug und aus ihr heraslas. Es kam auf ein besseres Verständniß an; allein dafür konnte Staupitz im Augenblick wol nicht viel thun und nach allem Anschein hat er dafür überhaupt wenig gethan. In dieser Beziehung mußte Luther sich selbst helfen so gut er konnte. Staupitzens Belehrungen hatten nach dieser Seite zunächst sehr wahrscheinlich nur die Folge, daß Luther mehr und mehr auch andre Begriffe als die ihn ängstigenden in der Schrift suchte und fand, was immerhin ein großer Gewinn war. Allein der Hauptmangel einer guten Anleitung zu einer gründlichen Schriftauslegung wurde dadurch nicht ersetzt. „Ich denke der Zeit, sagt er in einer Predigt der Kirchenpostille, da ich mit allem Fleiß in der heil. Schrift studiret, was ich gerne darum gegeben hätte, daß mir jemand einen Psalmen recht ausgelegt hätte, und wenn ich etwa einen Vers begunnte zu verstehen, meinete, ich wäre neu geboren [2])." So stand es selbst noch in seinem letzten erfurter Mönchsjahre mit ihm. Sodann konnte es nicht wohl anders sein, was Staupitz ihm sagte, mochte dem Jünger als eine gar schöne tröstliche Rede erscheinen, durch das Wohlwollen, womit es gesagt wurde, um so tiefer eindringen. Allein zur Klarheit verhalf es ihm nicht, aus seinen Irrungen brachte es ihn nicht heraus: es traf den Mittelpunkt derselben nicht sogleich, konnte in seiner allseitigen Bedeutung noch nicht aufgefaßt werden. Staupitz verstand im Anfange ihn so wenig als er den wohlgesinnten Obern. Erst nach und nach konnte es dazu kommen. Freilich beichtete er Staupitzen, schloß ihm sein ganzes Innre auf, all seine Geistes- und Herzens- und Gewissensnöthe. Es ist gewiß, daß Staupitz eben auf diesem Wege zur genaueren Kunde derselben gelangte,

1) Ausführl. Erkl. d. Galaterbriefs, Walch VIII, 1786.

2) Plochm. IX, 300; VIII, 272.

und man dürfte mit Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß es schon bei seiner ersten Anwesenheit im Kloster geschah. Doch Luther konnte sich ihm um so weniger verständlich machen, je unklarer er sich selbst war. Er klagte ihm, mit welchen entsetzlichen und schrecklichen Gedanken er geplagt würde; er beichtete ihm „nicht von Weibern, sondern die rechten Knoten." Wir hörten schon, was er dabei im Sinne hatte, die Sünde mit einem Worte, nicht einzelne Sünden. Allein zu sagen, worin sie bestanden, dafür fehlte ihm jetzt noch die Selberklarheit und der Ausdruck, den er erst später fand. Staupitz sagte: ich verstehe das nicht. Mit einem Worte, Staupitz wollte ebenso wenig um Das wissen, was ihn quälte, als andere Beichtväter. So dachte er denn abermals, die Anfechtung hat Niemand als du allein. „Da ward ich als eine todte Leiche," sagt er [1]).

Seine Vorstellungen hatten eine ihm eigenthümliche Richtung genommen. Was Anderen Sünde däuchte, darin sah er noch lange die rechten Knoten nicht, oder, wie er es auch ausdrückte, die rechten Greuel und Teufelsköpfe und giftigen geistlichen Drachenschwänze. Er vertiefte sich ganz in sich selbst. Die finstern Vorstellungen, womit er sich herumtrug, die ihn mit Schrecken des Todes elend umgaben, die „hohen Spekulationen," in welche er sich grübelnd vertiefte, seine „närrischen Gedanken [2])," jenes dunkle, gewiß wenigstens oft genug auf nichts bestimmtes sich gründende Gefühl einer Sündhaftigkeit, die ihn an Gottes Gnade verzweifeln machte: Das war es, was weder Staupitz noch sonst Jemand verstand. Staupitzen mochte das Meiste als unfruchtbare Grübelei und Selbstquälerei erscheinen, und muthmaßen läßt sich, daß er ihm jetzt schon die Worte oder ähnliche sagte, womit er ihn, wie Luther selbst erzählt, oft getröstet. Er sagte ihm nämlich: „warum plagest Du Dich also mit diesen Spekulationen und hohen Gedanken? Schau an die Wunden Christi und sein Blut, das er für Dich vergossen hat, daraus wird die Versehung hervorscheinen. Deshalb soll man den

---

1) Tischreden, Walch XXII, 1256. *Ericeus*, 176. Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, Nr. 168, S. 385. Keil, Luther's Lebensumstände, I, 13. *Seckend.* I, 52. de Wette, IV, 187.

2) S. unten, Hauptstück IV, Wirksame Tröstungen im Beichtstuhle.

Sohn Gottes hören, der Mensch worden und darum erschienen ist, daß er die Werke des Teufels zerstöre und dich der Versehung gewiß mache. Und darum saget er auch zu Dir: Du bist mein Schäflein, denn Du höreſt meine Stimme und niemand wird Dich mir aus meiner Hand reißen [1])." Wie tröstlich, aber auch wie fremd mußte das in Luther's Ohren klingen. Auf keinen Fall hätte er es sogleich völlig fassen und sich aneignen können, wenn ihn Staupitz auf die versöhnende Liebe Gottes im Erlöser hinwies. Zu grauenhaft und zu fest stand das Bild Gottes und Christi als strengen Richters vor ihm. Er spricht in einer Predigt der Kirchenpostille von dem freudigen Eindrucke des Glaubens an den Erlöser als den, „der kein Schaaf suche noch trage, denn das da verloren ist und ihm selbst keinen Rath noch Hülfe weiß." Der müsse rechten Trost und Freude in und durch den Herrn Christum empfahen, der solchen Glauben von ihm haben könnte, weil darin die gewisse Verheißung liege, daß er, weil er sich also an Christum halte und sich auf seinen Schultern tragen lasse, ein lieber Gast im Himmelreich sein und mit allen Freuden werde empfangen werden. Aber, setzt er hinzu, „wenn ein Mensch betrübt ist, so siehet ihn auch die Sonne und alles was er siehet finster an. Es fühlet sich gar viel anders in der Traurigkeit und Schwermuth des Gewissens, da das Herz nicht anders kann denken, denn es stehe ein jeglicher Engel mit einem bloßen Schwert hinter ihm, daß er keine Freude kann schöpfen, weder von Gott noch Engeln, daß auch etliche keine Kreatur fröhlich können ansehen, fürchten sich vor der lieben Sonnen, ja vor einem jeglichen rauschenden Blatt. Das machet alles, daß sie sich selbst mit ihren eigenen Gedanken beißen und fressen, und wollten sich gerne heraus wirken, so viel arbeiten, und sich selbst so fromm fühlen, daß sie sich nicht dürfen fürchten; aber damit machen sie nur Uebel ärger [2])." So stand es jetzt mit ihm selbst.

In der That hatte Staupitz seine Einbildungen vergeblich bekämpft. Denn der hier jetzt noch zu berichtende Vorgang scheint nach Luther's erster Beichte bei ihm stattgehabt zu haben. Ueber

1) Ausleg. d. Geneſis, Walch II, 264.

2) Plochm. XIII, 59.

Tisch, als er ihn so traurig und niedergeschlagen sah, redete er ihn an: wie seid Ihr so traurig, Bruder Martin? Ach, wo soll ich hin? erwiderte Luther. Nun sagte Staupitz, vielleicht nur wiederholend, was er ihm schon in der Beichte gesagt, ich habe solche Anfechtung nie erfahren noch empfunden, so viel ich aber verstehe, ist sie Dir nöthiger als Essen und Trinken. Du weißt nicht, wie heilsam und nöthig sie Dir ist. Gott schickt sie Dir nicht vergebens zu. Es würde nichts Gutes aus Dir ohne sie. Du wirst sehen, daß er Dich zu großen Dingen brauchen wird. „Er verstand das selber nicht, sagt Luther. Er meinte, ich wäre gelehrt und würde stolz und hoffärtig werden, wenn ich nicht Anfechtung hätte. Ich aber nahm es an, wie Paulus sagt: mir ist ein Pfahl ins Fleisch gegeben, daß ich mich der hohen Offenbarungen nicht überhebe; darum nahm ich's auf als ein tröstlich Wort und Stimme des heiligen Geistes."

Es läßt sich wol annehmen, daß man sich im Konvente durch den Eifer des jungen Bruders beschämt, belästigt fühlte, seine Ueberlegenheit ungern empfand, ihm sein absonderliches Thun und Wesen als Stolz und Hoffahrt auslegte und sich in diesem Sinne gegen Staupitz geäußert hatte. Möglich, daß Luther schwächeren Geistern, gemeinen Seelen nicht immer mit kluger Schonung begegnete, wenn sich auch keine Nachricht darüber erhalten hat. Man würde sich sehr wundern müssen, wenn es bei einer solchen Kraftnatur nie und nimmer zu Ausbrüchen gekommen wäre. In seiner Auffassung der mönchischen Aufgabe, in der Art, wie er sie zu lösen suchte, lag etwas Himmelstürmerisches, Riesiges, ein Zeugniß, daß er eine gewaltige Kraft in sich fühlte oder ahnte; obwol seine Hingebung in die Knechtschaft des Mönchsstandes und Gehorsams beweist, daß es ihm an Demuth, am ernsten Willen, Demuth mehr und mehr zu lernen, wahrlich nicht fehlte, wie es denn überhaupt sehr bemerkenswerth ist, daß seine Kraft und sein Wille in ihren ersten gewaltigsten Anstrengungen die Richtung auf Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung nahmen. Doch eine solche Kraft, ein so leidenschaftlicher und eiserner Wille hat die natürliche Neigung zu Ausschreitungen über Maß und Ordnung hinaus. Keine bedeutende Anlage, die nicht den Keim auch zu großen Abirrungen in sich trüge. Die Mehrzahl der Konventsmitglieder, wie sie waren,

mußte ihn fast nothwendig verkennen, mißverstehen. Es mag wol sein, daß Staupitz zwar einen hohen Geist, doch auch etwas Hochfahrendes neben seiner Zerknicktheit und Schüchternheit in ihm erkannte oder vermuthete. Was er ihm sagte, scheint auf so Etwas hinzudeuten. Zugleich aber ist daraus ersichtlich, daß er etwas Außerordentliches in ihm entdeckt, eine tüchtige Grundlage bei ihm gefunden zu haben meinte, Wohlwollen für ihn faßte, ihn auf jede Weise aufzurichten suchte. Verkündungen, es werde noch etwas Großes aus ihm werden, hörte Luther mehrfach. Schon als Student hatte er eine solche vernommen. Er erwähnt, eine andre einst aus dem Munde eines Mannes gehört zu haben, den er über den Verlust eines Sohns getröstet, und fügt hinzu, er habe sich oft daran erinnert, in dergleichen Aeußerungen liege etwas von Divination. Es würde unnatürlich sein, wenn er darin so Etwas nicht gefunden hätte bei dem ihm inwohnenden Geiste, indeß sagt er, was er von Staupitz an jenem Tage gehört, hätte er in seinem damaligen Zustande nimmer geglaubt[1]).

So war Staupitzens Rede nur ein augenblicklich beruhigendes und tröstendes, noch lange kein heilendes Wort. Luther war jetzt noch viel zu sehr in sich selbst vertieft, zu zerknickt, als daß nicht insbesondre jene Hinweisungen auf ein Wirken in der Welt, und gar als ein Werkzeug Gottes zu großen Dingen für den Augenblick an ihm hätten verloren gehen müssen. Auch finden wir ihn in der nächsten Zeit noch eben so abgewandt von der Welt, noch eben so mit seinen Grübeleien und den darauf sich beziehenden Studien beschäftigt, noch eben so düster gestimmt, eben so trostlos, verzagend an Gottes Gnade. Keine Spur vorerst, daß er die Denkart Staupitzens in sich aufnähme, er scheint sich vielmehr in der mönchischen und scholastischen noch immer mehr zu befestigen. Es geht selbst aus seinen weiteren Verhandlungen mit Staupitz über seine Zustände, wovon späterhin, hervor und erklärt sich durch mancherlei Umstände leicht. Doch war die wohlwollende, rücksichtsvolle Behandlung, die ihm Staupitz hatte zu Theil werden lassen, ein unschätzbarer Gewinn für ihn, schon durch den erfreuenden und belebenden Einfluß, den eine

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. das. *Ericeus* das. de Wette das. u. ff. Tischreden, Walch XXII, 1256, 1263.

solche Theilnahme bei einem Schwermüthigen stets übt. Wenn auch eine durchgreifende Einwirkung auf ihn von Staupitz jetzt noch nicht ausging, so waren doch Anfänge dazu schon beim ersten Zusammentreffen gemacht, das eine wechselseitige Zuneigung begründete, die einen innigern und fortgesetzten Verkehr auch in der Ferne durch Briefe zur Folge hatte. Es ist nichts davon übrig geblieben. Nur wenige Sendschreiben Luther's an Staupitz aus späteren Jahren haben sich erhalten. Als der letztere 1524 im Benediktinerkloster zu Salzburg gestorben war, ließ man seinen Nachlaß, sofern er sich auf Luther bezog, Bücher und Handschriftliches, dessen nicht wenig gewesen sein soll, öffentlich verbrennen[1]). Daß Luther ihm schrieb, bezeugt, wie viel Zutrauen er zu ihm gefaßt, wie verlassen, wie wenig gut berathen er sich im Kloster fühlte, und man kann hinzusetzen, es war das schmerzliche Gefühl seiner Verlassenheit in dieser Zeit und ihrer schweren Folgen für ihn, die Empfindung der Kraft des heilenden Eindrucks von Staupitz's Belehrungen und Tröstungen, die sich noch darin wiederspiegeln, wenn es ihm zur Maxime wurde, die er wiederum Andern einzuprägen suchte, daß die Einsamkeit, einsames Grübeln einem jungen Menschen Gift sei, und daß einem Angefochtenen und Bekümmerten nichts besser zu statten komme, als der Zuspruch eines Freundes. Wenn es zur höchsten Seelennoth kommt, „muß einem der heil. Geist Gottes gnädige Verheißung ins Herz geben (zu welcher er eben noch keine Zuversicht zu fassen vermochte), oder man muß einen christlichen Menschen bei sich haben, der einen mit Gottes Wort tröste und die Verzweiflung durch (Belehrungen über) Gottes Verheißung abweise." Ein betrübtes Gewissen, so mit Sünde und Tod ringe, könne nichts Lieblicheres und Fröhlicheres hören als Trostworte der Schrift durch den Mund eines Bruders. „Ein guter getreuer Freund ist der köstlichste Schatz, das höchste Gut im ganzen Erdenleben, nicht nur um gemeiner und leiblicher Gefährde und Noth willen, darin ein Freund dem andern Rath und Hülfe bringen kann, sondern um der geistlichen Anfechtungen willen. Denn obwol dein Herz vom heil. Geiste auf-

1) Kappen's Kleine Nachlese, IV, 469. *Götzi*, Comm. de Jo. Staupitzio, 41.

gerichtet und gestärkt wird, ist dir doch das auch ein großer Dienst und Trost, wenn du einen getreuen Freund hast, mit welchem du von religiösen Dingen reden und dessen Trost du hören kannst [1])."

In der That kam bei ihm Alles auf eine Umwandelung seiner religiösen Begriffe, so wie darauf an, daß sein wüstes durchwühltes Gemüth auf Ruhe und Maß, Klarheit und Ordnung zurückgeführt wurde, und dahin begann Staupitzens Einfluß ohne Zweifel sofort bei ihm zu wirken, wenn er auch erst nach längerer Zeit sichtbar wurde. Es fehlte aber auch nicht an starken Hemmungen.

Erneuerte Beschäftigungen mit der Scholastik.

Den Eindrücken, die er von Staupitz empfangen und auch aus der Ferne durch schriftlichen Verkehr empfing, wirkte nämlich ein starker Einfluß entgegen, und zwar der Einfluß, den seine erneuerten Beschäftigungen mit der Scholastik nothwendig auf ihn übten. Wie schon erwähnt, wurden die theologischen Studien allgemein so begonnen, daß man die Anfänger eine kurze Zeit sich mit der Schrift beschäftigen ließ, doch höchst oberflächlich, unter dürftigster Anleitung und ohne fruchtbare Theilnehmung von Seiten der Lehrer, worauf man sie beflissen in die systematische Theologie der Scholastiker einführte. Von einem eigentlichen Schriftstudium war vor und nach nicht die Rede. Staupitz konnte nicht daran denken, durch allgemeine Vorschriften dies ändern, die Scholastik verdrängen zu wollen. Eine so durchgreifende, Feindschaft und Kampf gegen die letztere und ihre Meister und Gönner in sich schließende Neuerung lag nicht in seiner Art und Richtung. Die von ihm ausgegangenen Satzungen schärfen auch nur ein, daß die Anfänger zu fleißigem Lesen der Schrift angehalten werden sollen, und was sie sonst über die Studien in den Klöstern vorschreiben, setzt voraus, daß es beim

1) Kurze Ausleg. d. Jesaias zu Kap. 36, V. 9 f., Walch VI, 687. Ausleg. d. 45. Psalms zu V. 9, Walch V, 571. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 13, V. 5—7, Walch I, 1267.

Herkömmlichen belassen werden sollte. Staupitz bemühte sich, seiner theologischen Denkart Eingang zu verschaffen, so weit sein persönlicher Einfluß reichte; allein er vermied dabei Geräusch und gewaltsames Eingreifen, hätte auch nicht wohl etwas daran ändern können, daß in jedem Kloster die Studien je nach der Fähigkeit und Richtung des Priors, des Präceptors oder welcher andern gelehrten und einflußreicheren Konventsmitglieder getrieben wurden. Wo nun aber, wie hier, ein Usingen den Ton angab, da mußten die theologischen Studien durchaus den scholastischen Zuschnitt haben, und so war es bei den erfurter Augustinern in der That. Es geht schon aus den Maßregeln hervor, denen Luther nach Beendigung seines Noviziats trotz der Ansicht und Anweisung Staupitzens unterworfen wurde. „Als ich das Gelübd abgelegt, sagt er, nahmen sie mir die Bibel wieder und gaben mir die Sophistenbücher. So oft ich aber konnte, versteckte ich mich in die Liberey und wendete mich zur Schrift." Es wurde angeführt, was ihm — wahrscheinlich wiederholt — die Brüder über die Schrift sagten, daß sie ein wüster Haufen sei und daß man die Lehrer der Schule studiren müsse, die den Fünftelsaft daraus gezogen. Eben auch Usingen hatte es ihm gesagt und noch hinzugefügt, die Schrift „richte allen Aufruhr an [1])."

Das Alles beweist, daß die herrschende Ansicht auch vom erfurter Konvente getheilt, die staupitzische, wenn auch in der Stille, doch thatsächlich beseitigt wurde. Wie wir schon hörten, die Doktores nannten die Bibel ein Ketzerbuch, forderten, daß die Doktores gelesen würden, und ein solcher Doktor war auch Usingen. Luther führt zwei Gründe an, weshalb man die jungen Mönche und Nonnen vom Lesen der Schrift abgehalten und dieselbe ein Ketzerbuch genannt habe. Einmal kämen so viele Historien in der Schrift vor, in welchen natürliche Dinge erzählt würden, was denn bei Unbefestigten oder Unlauteren die Sinnlichkeit leicht reizen könne. Sodann hätten alle Sekten, Ketzer und Rotten die Schrift für sich angezogen und auf ihren Sinn gedeutet, sodaß sie angefangen habe nichts mehr zu gelten und

1) Cod. chart. bibl. duc. Goth. in Quart, N. 168, S. 26. Tischeden, Walch XXII, 35.

die Ansicht aufgekommen sei, daß alle Ketzereien aus ihr entsprängen. Da sie also ein zerrissen Netz geworden und Jeder nach seinem Sinn und Einfällen sie gedeutet und gedrehet habe, so hätten die Christen der Sache nicht anders zu rathen gewußt, denn viel Koncilia zu machen, darin sie neben der Schrift viel äußerlicher Gebot und Ordnung machten, den Haufen bei einander zu erhalten, wider solche Zertrennunge. „Aus dem Fürnehmen (wiewol sie es gut meineten) floß her, daß man spricht: Die Schrift wäre nicht gnug, man müßte der Koncilia und Väter Gebot und Auslegung auch haben, der heilige Geist hätte es den Aposteln nicht Alles offenbart, sondern etliche Ding auf die Väter gespart, bis daß zuletzt das Papstthum draus ist worden, darin nichts gilt, denn Menschen-Gebot und Glossen nach dem Herzenschrein des heiligen Vaters [1]).“

Allerdings hatten sich die Abweichenden von jeher auf die Schrift berufen, ihre Angriffe auf sie gestützt, ihre stärksten Waffen aus ihr hergenommen. Es war dem Klerus um so verhaßter, da das Bestreben, die Schrift in den Hintergrund zu rücken, ihre Kunde den Laien zu entziehen und so die ursprüngliche Lehre Christi zu einer priesterlichen Geheimlehre zu machen, dahin geführt hatte, daß auch der Klerus sie gar zu wenig kannte und verstand, durch die aus ihr hergenommene Gegenrede der bibelfesten Ketzer beschämt wurde und derselben nicht gewachsen war. Es war um so gefährlicher, weil die spätere Kirche nach der Ansicht und Behauptung der Abweichenden Verbildung und Verwickelung des Ursprünglichen und Einfachen war, das in der Schrift gefunden wurde, weil sie durch Hinweisung auf die letztre sehr scheinbar als ihrerseits abgewichen und unberechtigt dargestellt werden konnte. Eben die Erhebung der Waldenser und Hussiten hatte von der Schrift ihren Ausgang genommen und es war dabei Jedermann einleuchtend geworden, daß die höchste Gefahr für die Kirche, wie sie war, darin lag. Nun wissen wir aber, daß jene Erhebung in Luther's Augen zu dieser Zeit gottlose Empörung war, daß ihm alle Abweichenden als verdam-

1) Vermahnung an die Geistlichen, Plochm. XXIV, 347. Ausleg. d. Genesis zu Kap. 4, V. 1, Walch I, 440. Daß diese Worte Christi, das ist mein Leib, noch feststehen, Plochm. XXX, 17.

mungswürdige Ketzer erschienen, daß er insbesondre bei dem hussitischen Namen nur Schauder und Abscheu empfand, daß die tiefste Erfurcht vor den Ansichten und Geboten der Kirche und der Päpste ihn erfüllte. Mußten nun die an sich schon auf Gründe, welche sich doch sehr wohl hören ließen, gestützten Einwendungen der Brüder, eines Usingen, gegen die Schrift oder die Beschäftigung mit ihr nicht um so größern Schein in seinen Augen haben, nicht um so größern Eindruck auf ihn machen? Allein die Ansichten und Abmahnungen der Konventsmitglieder waren schlechterdings nicht im Stande, in seiner Vorliebe für das Schriftlesen ihn irre zu machen, scheinen ihm auch keine Bedenken dagegen eingeflößt zu haben. Hier, bei einem so starken innern Zuge, einer wol bereits zu einem halben Bewußtsein gekommenen geistigen Wahlverwandtschaft, bei dem einmal aufgefaßten Gedanken, daß er in der Schrift finden werde, was er in dieser ganzen Zeit mit einer Leidenschaft suchte, worin sein ganzes Denken, Empfinden, Wollen und Thun aufging, wo es ihm galt, wie Melanthon sagt, seine Seele vom göttlichen Willen zu unterrichten, seine Gottesfurcht und seinen Glauben zu nähren und zu stärken — hier zeigt er sich abermals selbständig, unzugänglich jedem Bestreben, ihn abzulenken, wie stark es sein oder von wem es ausgehen mochte. Noch einmal zeigt sich hier aber auch, wie förderlich, wie schätzbar Staupitz's Anwesenheit im Kloster ihm geworden sein mußte. Stiegen Bedenken gegen das Schriftlesen in ihm auf, so wurden sie durch Staupitz's Empfehlung desselben leicht beseitigt, und um so leichter, weil die Zeitstimmung auch in dieser Beziehung sich geändert hatte. Die Begünstigungen, welche Staupitz den Schriftstudien angedeihen ließ, waren Zeichen und Folge davon, daß die Kraft der hierarchischen Gegenwirkungen gegen das letztere abgenommen hatte, daß eine allgemeinere Neigung und Lust dazu erwacht war, so bei den Laien und so bei den Augustinern namentlich. Um so mehr Nachdruck hatte daher, was ein Staupitz dafür sagte und that, und um so bedeutungsvoller war es, daß Luther sich gerade diesem Orden zugewendet.

Er hätte die scholastischen Studien, wozu er jetzt aufgefordert wurde, schon des Gehorsams wegen nicht abweisen können. Allein wie groß seine Abneigung sein mochte oder wie viel lieber

er sich mit der Schrift beschäftigt hätte: halb scheint er von Jugend an nichts haben thun zu können, er griff das ihm Widerwärtige, oder wenigstens minder Erwünschte mit einem Ernst und Eifer, einer Beharrlichkeit an, als ob er allein dafür lebte, keine andre Gedanken und Zielpunkte hätte. Gerade von dieser Zeit gilt nun, wovon schon gesagt ist, daß er tagtäglich die Sententiarier, die Verfasser der schon seit dem 7. Jahrhundert gebräuchlichen Sammlungen von den Lehrsätzen, den „Sentenzen" der älteren Kirchenlehrer, und so eifrig und anhaltend den Biel und d'Ailly las, daß er sie von Wort zu Wort auswendig wußte. Die Schriften der Okkam, Thomas und Skotus beschäftigten ihn nicht minder, und er lag ihnen mit Forschgeiste, mit unterscheidender Beurtheilung ob. Am meisten von den letztgenannten zog Okkam durch seinen ungemeinen Scharfsinn ihn an. Viel Zeit und Fleiß widmete er der Dialektik, und zeigte in den Disputationen eine Ueberlegenheit, durch welche er alle Andere weit hinter sich zurückließ. Doch waren sie ihm nur eine unvermeidliche Nebenbeschäftigung, er suchte keinen Ruhm dadurch zu erjagen, sein Sinn stand darauf, Gottesfurcht zu lernen, fromm zu werden, einen gnädigen Gott zu haben, Seelenfrieden zu finden [1]).

Hierbei ist nun auf ein Mehrfaches aufmerksam zu machen. Was das Letztere, die Disputationen, betrifft, so soll er durch dieselben, nach einer anderen Nachricht, auf welche wir späterhin zurückkommen werden, Unwillen im Kloster gegen sich erregt und gern disputirt haben. Zu seiner jetzigen Stimmung paßt es indeß nicht; es mag in seinem letzten erfurter Mönchsjahre der Fall gewesen sein und als ein Zeichen gelten, daß sein inwohnendes Feuer selbst noch hinter den Klostermauern nach außen hervorzubrechen anfing, daß seine Kraft nicht zu lange im Selbstvertiefen und Beschränken Genüge finden konnte, daß er bei aller Niedergeschlagenheit, Zerknirschtheit und Kleinmüthigkeit sich fühlte und herausgefordert oder auf den Plan gezogen fest, eifrig, vielleicht hartnäckig und mit Leidenschaft seine Ueberzeugungen vertrat oder geltend zu machen suchte. Was sein Studium der Sententiarier anlangt, so ist Folgendes dabei in Betracht zu ziehen. Seit

1) Melanthon.

dem Ende des 11. Jahrhunderts hatten die eigentlichen systematischen Bearbeitungen des Dogmas begonnen, indem es der Scholastik bis dahin noch nicht gegolten hatte, ein im Ganzen durchgeführtes System aufzustellen, sondern nur Das nachzuweisen, daß der Inhalt des Glaubens dem vernünftigen Wissen nicht unbedingt verschlossen sei. Petrus Lombardus (Magister Sententiarum) hatte durch ein großes dogmatisches Werk, seine vier Bücher der Sentenzen, ein Zeitbedürfniß trefflich befriedigt. Sie wurden seit dem 12. Jahrhundert aller theologischen Bildung zum Grunde gelegt und waren zu einem solchen Ansehen gelangt, daß man sie weit mehr las, erläuterte und verehrte als die heil. Schrift. An dritthalbhundert, und unter ihnen sehr ausgezeichnete Männer hatten sie umständlicher Erklärungen würdig gehalten. Auch Luther spricht noch in späterer Zeit mit großer Achtung von ihnen. „Wollen wir der Väter Sprüche vergleichen, so laßt uns Magister Sententiarum fürnehmen, der ist in diesem Werk über die Maaße fleißig, und uns lange zuvor kommen. Denn derselb hat auch solche Anfechtung von der Ungleichheit der Väter gehabt, und solcher Sachen abhelfen wollen. Und meines Achtens, hat er's besser gemacht, denn wir's machen würden. Und du wirst in keinem Koncilio, noch in allen Koncilien, dazu in keinen Vätern so viel finden, als in dem Buch Sententiarum. Denn die Koncilia und Väter handeln etliche Stücke der christlichen Lehre, keiner aber handelt sie alle, wie dieser Mann thut, oder jedoch die meisten." Er sei „reiner" als Gratian, obwol er übrigens von den rechten Artikeln, Glauben und Rechtfertigung, „zu dünne und schwach" rede, wenn er auch die Gnade Gottes hoch genug preise. In den dogmatischen Werken der Scholastiker, den Summen und großen Kommentaren über die Sentenzen wurde die Lehre nach allen Seiten hin, auf welchen sie irgend einen Anknüpfungspunkt darbieten konnte, für das denkende Bewußtsein zurechtgelegt und schon dadurch waren sie Zeugnisse von einer ungemeinen Kraft des Denkens und von preiswürdigen Anstrengungen, das Dogma in seinen tiefsten Begriffen und Zusammenhängen zu ergründen und in das Selbstbewußtsein des Geistes aufzunehmen [1]).

1) Von den Conciliis und Kirchen, Plochm. XXV, 258. Raumer,

Erinnern wir uns nun hierbei an das im ersten Buche über die Scholastik Erörterte, so wird uns ein Mehreres gewiß werden. Die scholastischen Studien, wie er sie jetzt begann, mußten ihn vollauf beschäftigen, die Scholastik und die Scholastiker ihn doch auch nicht wenig anziehen, seine Lern- und Denkbegier lebendig anregen: sie boten ihr einen reichen und wahrlich nicht unwürdigen Stoff, und wenn das stärkere religiöse Anliegen, Befriedigung suchend, ihn zur Schrift hinzog, so war bei dem forschbegierigen und heilsgeängsteten Jünglinge doch auch das auf Begreifen der Lehre gerichtete und mit dem religiösen jedenfalls nahe zusammenhängende Belangen, dem die Scholastik Befriedigung verhieß, gewiß lebendig. Darauf, daß es der Fall war, deutet auch Das hin, daß die Brüder und er „täglich von Gottes Wesen lasen und disputirten." Sodann studirte er jetzt die Scholastik als ein ganz Andrer; einmal unter dem Einflusse eines Gegensatzes, der in ihm nothwendig sich bildete. Seine Beschäftigungen mit der Schrift waren doch auch in den Anfängen schon geeignet, und Staupitz war bemüht, seine Ansicht und Gesinnung umzuwandeln und ihm aus seinen Irrsalen herauszuhelfen. Auf der anderen Seite aber eigneten sich die Scholastik und seine scholastischen Studien ebenso sehr, und die Bemühungen und Einwirkungen der Konventsmitglieder kamen hinzu, ihn darin zu bestärken, noch tiefer hineinzuführen und seine Leiden demnach zu mehren oder stets zu erneuern. Er fand in der Scholastik die kunstvoll auferbaute Grundlage der seit seiner Kindheit in ihm herrschend gewordenen Begriffe. Eben hinter Klostermauern konnte oder mußte eine tiefer eingehende Beschäftigung mit ihr am meisten den Erfolg bei ihm haben, ihn zu überwältigen, zu verwirren und zu betäuben, dem Grübelgeiste Vorschub bei ihm zu thun. Sofern es auf Geistesbefreiung bei ihm ankam, konnten die Verhältnisse und Einflüsse, unter welchen er jetzt Philosophie und Theologie studirte, nicht wohl ungünstiger sein. Er lernte, forschte, dachte unter mönchischen Umgebungen, die Lehrmeister, die Bücher, die eigne Anschauung und Richtung, Alles war mönchisch; von mehr als einer Vor-

---

Hohenstaufen, VI, 276. Baur a. a. O. 349 ff. Ritter, Geschichte der Philosophie, VII, Kap. 6.

aussetzung ging er aus, deren jede für sich allein genügt hätte, die Unbefangenheit des Denkens bei ihm zu zerstören, von der befestigten Voraussetzung der Untrüglichkeit der Kirche, deren Dienste er sich geeignet, ihrer Lehre, der Schule, und er war obenein in das blindeste leidenschaftlichste Eifern dafür gerathen; von der der Heiligkeit des Mönchsthums, als dessen Theorie die Scholastik gelten konnte; von der der Sündhaftigkeit abweichender Gedanken, des Bezweifelns, des Prüfens also selbst. Allein auf dieses, ja recht eigentlich auf Skepsis, führte die Beschäftigung mit der selbstentzweiten Scholastik trotz alle dem hin, und die stechenden nagenden Denkerschmerzen müssen am schlimmsten und heftigsten sein, wo die Ungewißheit, die das Prüfen begleitet, die Zweifel, wozu es unausbleiblich führt, als Verbrechen und eben dieses Verbrechen als Verlust der Seligkeit und Verstoßung zur Hölle empfunden wird. Eben hieraus erklärt sich größtentheils seine Stimmung auch noch während des zweiten Jahres seines Mönchsstands, nach seiner ersten Berührung mit Staupitz, ja unter fortgesetzten Einwirkungen von diesem. An den Gegensatz der Schriftlehre und der staupitzischen theologischen Begriffe, die ihm allmälig bekannter und deutlicher wurden und wozu er innerlich schon hinneigte, und andererseits der mönchisch-scholastischen Denkart, welche in ihm lebendig, die bewußte war und in deren völligere Ergründung er jetzt hineingeleitet wurde: an diesen Gegensatz knüpft sich seine weitere Entwickelung, seine innere Umwandlung unmittelbar an. Wir müssen daher Schritt vor Schritt den Einflüssen nachgehen, welche fördernd und hemmend, aufhellend und verdunkelnd, Gährung und Kampf erregend, sein Schriftlesen, sein Verkehr mit Staupitz und seine erneuerte und tiefer eingehende Beschäftigung mit der Scholastik auf ihn übten. Nach dem Bisherigen läßt sich schon ziemlich bestimmt übersehen, zu welchen Ergebnissen die letztere bei ihm führen mußte. Es wird nun sogleich aus Dem noch mehr erhellen, was zunächst in Betracht zu ziehen ist, denn es wird dabei ausführlich seiner Beschäftigung mit einem scholastischen Hauptwerke und mit Dingen gedacht werden müssen, die von jeher unter wesentlicher Einwirkung der Scholastiker gestanden hatten.

Vorbereitung zur Priesterweihe.

Nach Ablegung der Gelübde kam die Zeit der Vorbereitung zur Priesterweihe. Auch sie wurde ihm wieder eine Angstzeit; diese Vorbereitung befestigte ihn in seiner kirchlichen und hierarchischen Ansicht und Gesinnung, erneuerte und mehrte seine Unruhe, verwickelte ihn abermals tiefer in seine Irrungen. Es hätte schon deshalb nicht ausbleiben können, weil Gabriel Biel und ein von der Weisheit und dem Geiste desselben durchdrungener Präceptor oder Konvent dabei seine Führer und Lehrmeister waren. Was zum Kultus gehörte, insbesondre die Messe verrichten lernen, war gar nicht leicht, war ganz geeignet, empfänglichen Gemüthern einen hohen Schwung zu geben, doch ebenso sehr, Bedenklichen eine Gewissensmarter zu werden.

Der Gottesdienst der katholischen Kirche steht eine einzige und beispiellose Erscheinung da. Umfassend und poetisch, Geist und Herz ergreifend ist der Gedanke, der ihm zum Grunde liegt, dessen Ausdruck er ist. Wesentlich gehört er hinein in jene Auffassung des christlichen Urbegriffs vom einen und seligen Gottesreiche, die sich als katholische Kirche schon in den früheren Jahrhunderten verkörperte und in den mittleren als deren wunderbare großartigste Schöpfung entfaltete. Im Kultus war sie am faßlichsten, in ihm trat sie auch den Ungebildetsten am nächsten. Es wurde schon darauf hingewiesen, wie Luther auch durch ihn ohne Frage ergriffen und der Kirche gewonnen wurde, und daß er sich um so tiefer hineinlebte in den Katholicism, je mehr und mehr dessen Inhalt und Bedeutung ihm kund wurden. Kein Wunder, wenn ihn auch die Vorbereitung auf die Priesterweihe in dieser Richtung bestärkte, indem er nun den Kultus, der durch sein Ganzes so großen Eindruck auf ihn gemacht, im Einzelnen und nach der sinnvollen Bedeutung alles Einzelnen kennen lernte, während er nicht vorbereitet genug war, das Unzutreffende der kirchlichen Exegese, die dabei in Anwendung gebracht wurde, überhaupt die unevangelischen Bestandtheile, insbesondre der Messe, zu erkennen. Wir werden ihn nach der Priesterweihe womöglich noch katholischer sehen, obwol ihn die Vorbereitung darauf abermals mit abweichenden Ansichten in Berührung brachte.

In welchem Lande der Welt, unter welchem Volke, von dessen Sprache er keinen Laut versteht, der Gläubige sich befinden mag, sei es in der schmucklosen Dorfkapelle oder im Prachtdome, überall findet er mit wenigen Abweichungen denselben Brauch, dieselbe Einrichtung des Gotteshauses, dieselbe Kirchensprache, dieselben erhebenden, erschütternden, rührenden Klänge und Weisen wieder, die ihm von Kindheit an vertraut und lieb. Schon diese Uebereinstimmung ist geeignet, die Vorstellung der umfassendsten Allgemeinheit und der engsten Verbrüderung zu wecken, hinzuziehen zur Kirche, die allein fest und unbeweglich in der allgemeinen Unsicherheit und Beweglichkeit der Welt, der Zeiten dasteht, Alle im gleichen Bekenntniß, in derselben Anbetung, demselben Gedanken und Gefühle eint, Alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, dem ewigen Gebote Gottes unterwirft, Alle zum Gehorsam mahnt, Alle heiligt, die Mächtigen und Glücklichen demüthigt und an die Nichtigkeit alles Irdischen erinnert, den Unterdrückten beisteht, die Elenden tröstet, den Sündigen Gnade, Allen den erhabensten Gottesfrieden bringen will.

Der Mittelpunkt des kunstvoll gegliederten Gottesdienstes ist die Messe. Von Anfang greift da Alles in einander. Eins muß das Andere unterstützen und heben: so die Wahl, die Anordnung der biblischen Abschnitte, die gelesen, der Gebete, die gesprochen oder gesungen werden, der festlich und feierlich, jubelnd und triumphirend, weich und klagend oder Mark und Bein durchschauernd ertönenden Weisen, der Einzelstimmen, der Chöre, der Instrumentalbegleitung. Die Wechselgesänge zwischen den Priestern und der Gemeinde, was die Ministranten reden oder thun, jede ihrer Körperbewegungen, ihr Ornat — Alles hat seine Bedeutung, seine Beziehung auf die Anbetung, das zu vollbringende Opfer. Dieses Opfer bildet den Kern des Ganzen, das von Anfang bis zu Ende vornämlich darauf berechnet ist, die priesterliche Hoheit in ein bewältigendes Licht zu stellen. Indem sich Luther anhaltender damit beschäftigte, den Sinn davon tiefer erkennen lernte, der Ausführung wissender beiwohnte und am Chore Theil nahm: wie gewaltig mußte es ihn ergreifen, ergriff es ihn. Zeugniß und Nachwirkung davon ist es noch, wenn es ihm in viel späteren Jahren so schwer wurde, gegen die Messe sich zu erklären, wenn er, erfüllt von dem Gedanken,

daß sie unevangelisch, ungöttlich, verführerisch sei und feindselig erregt gegen sie, dennoch so viel von ihr beibehielt und mit so großer Wärme so viel an ihr rühmte, „viel Gesang in ihr fein und herrlich vom Danken und Loben gemacht" nannte, „als das Gloria in excelsis, das Alleluja, das Patrem, die Präfation, das Sanctus, das Benedictus, das Agnus Dei [1])." Gewaltig mußte die Vorstellung vom täglich sich opfernden Erlöser, die mystische Verbindung mit ihm in der Kommunion ihn anregen, hoch ihn emportragen. Wirklich und wesentlich wird Brod und Wein in den Leib Christi verwandelt durch den Priester. Welch ein Augenblick, wenn er endlich niederkniet, die Meßglocke ertönt, die ganze Gemeinde sich niederwirft, der Priester nach vollbrachtem Konsekrationswunder die in den Leib des Herrn, den in der Gemeinde weilenden Gott verwandelte Hostie emporhebt, Christus selbst geheimnißvoll statt des äußerlich sichtbaren Brods leiblich und persönlich inmitten seiner Gemeinde gegenwärtig ist. In welcher Glorie steht der Priester vor sich selbst und den Gläubigen da. Er besitzt durch die Weihe einen unvertilglichen Charakter, ein geistiges, der Seele eingeprägtes Zeichen, das ihn von den Laienständen trennt und über sie erhebt. Er steht da als Vermittler zwischen Gott und Menschen. Den geringsten Priester umgibt ein Schimmer, der den Königen auf den Thronen unerreichbar bleibt. „Die Alten, sagt Luther in der Schrift: Daß man die Kinder zur Schule halten solle, haben den Priesterstand sehr gemieden und gescheuet anzunehmen, um seiner großen Würde und Höhe willen, daß man sie hat dazu müssen zwingen und treiben. Um des Meßhaltens, mehr denn ums Predigens willen, haben sie ihn über Mariam und Engel gesetzt, weil die Engel und Maria nicht sollen Messe halten können, das doch ein Priester könne [2])."

Schon hiernach kann man denken, mit welchen Gefühlen die Aussicht auf die Erlangung der Priesterweihe ihn erfüllen

---

1) Vermahnung zum Sacrament des Leibes und Blutes unsers Herrn, Plochm. XXIII, 191.

2) Plochm XX, 9. Alt, Der christliche Kultus, 220—235. Clausen, Kirchenverfassung, Lehre und Ritus des Katholicismus und Protestantismus, III, 695.

mußte. Unter seinen Vorbereitungen darauf erkannte er die Bedeutung und Höhe derselben nach der Lehre der Kirche noch deutlicher. Man hatte das Abendmahl schon in den ersten christlichen Zeiten als ein Mysterium, als Opferung Christi betrachtet. Die früheren Scholastiker bildeten die Lehre von der Brotverwandlung aus. Sie war von Innocenz III. zum unabänderlichen Glaubensartikel gemacht. Nun wurde die Messe, seit dem 13. und 14. Jahrhundert, mehr als je Mittelpunkt des ganzen Kultus; die Lehre von der Transsubstantiation Kern des kirchlichen Lehrsystemes, die wichtigsten Anliegen der Hierarchie, die zu ihrer Ausbildung wesentlich mitgewirkt, blieben daran geknüpft; sie war die Grundlage der Vorstellung von dem vermittelnden Hohenpriesterthume der Geistlichkeit, und dadurch die stärkste Stütze des hierarchischen Systems, wie es in den mittleren Jahrhunderten ausgebildet worden. Den spätern Scholastikern war nur übrig geblieben, die kirchlich festgestellte Lehre noch feiner auszuspinnen und spitzfindige Fragen aufzuwerfen und zu erörtern. Sie stritten darüber, ob auch Thiere, wenn sie eine Hostie verzehrten, den Leib Christi genössen, ob die Wandlung allmälig oder urplötzlich vor sich gehe, ob das Brot blos in das Fleisch Christi oder auch in sein Blut übergehe u. s. f. So zogen sie die der Messe überhaupt zum Grunde liegenden Begriffe ins Aeußerliche und Irdische herunter, bewiesen aber dadurch zugleich, wie wichtig und belangreich dieselben ihnen waren, und hatten sie jedenfalls sehr scharfsinnig, den Anfänger leicht bewältigend ausgebildet und begründet [1]).

Gabriel Biel hatte eine umständliche Erläuterung des Meßkanon (der Abendmahlsliturgie) verfaßt, die in großem Ansehen stand. Wir wissen schon, daß er manche freiere Ansicht hegte. Er hatte seine reformatorischen Grundsätze vornämlich in seinen Schriften über den Meßkanon niedergelegt. Er behauptet darin das Recht christlicher Fürsten, kirchliche Gesetze zu geben, die gebietende Hoheit einer allgemeinen Kirchenversammlung über den Papst. Wenn Luther dergleichen in dieser Zeit las, so konnte es kaum ohne Widerwillen und Entrüstung geschehen, und Biel's Erläuterung über den Meßkanon war es, woraus man ihn zum

1) Hagenbach, Dogmengesch. II, 222.

Priester sich vorbereiten ließ. Doch mag es sein, daß man ihm einen Auszug aus dem größeren Werke in die Hand gab, in welchem jene abweichenden Ansichten nicht mit abgedruckt waren. Im Uebrigen enthielt die bielsche Erläuterung des Meßkanon dafür einen Ueberfluß der Vorstellungen, in welchen er lebte. Biel lehrt da, zufolge göttlicher Ordnung habe man seine Zuflucht zu den Heiligen zu nehmen, um durch die Verdienste und Fürbitten derselben zur Seligkeit zu gelangen; der himmlische Vater habe die Hälfte seines Reichs der allerseligsten Jungfrau, der Königin des Himmels, übergeben, von der ihm eignenden Gerechtigkeit und Barmherzigkeit habe er die Gerechtigkeit sich vorbehalten, die Ausübung der Barmherzigkeit der jungfräulichen Mutter übertragen. Er gibt sich viel Mühe, zu beweisen, daß den Laien der Kelch mit Recht entzogen werde u. s. f.[1]).

Werfen wir nur einen Blick in sein gepriesenes Werk, so sehen wir in ihm sogleich der rechten Scholastiker einen, sehen ihn ganz durchdrungen von der kirchlichen Rechtgläubigkeit, von hierarchischer Gesinnung. Wie hoch erhebt er den Priesterstand. In der Messe werden Gebete dargebracht für den Papst, den Diener Gottes, Vorstand und König der Kirche, außer welcher kein Heil, keine Gnade, wie die Erläuterung bemerkt[2]). Der Priester ist von Amts wegen der Kirche Fürsprecher für das Volk bei Gott. Das Opfer darbringend statt der Kirche kann er die Kraft und Früchte desselben Andern zuwenden. Denn er empfing diese Macht in der Ordination, indem ihm bei Ueberreichung des Kelchs und des Brots gesagt worden: nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. Er hat daher nicht blos die Gebete der Kirche und das Opfer in ihrem Namen darzubringen, sondern kann auch, als die höchste Stufe der kirchlichen Ordnung einnehmend, kraft des Opfers und der Darbringung bestimmen, welchem oder welchen Bedürfenden die Wohl-

1) Schröckh XXXIV, 217. Chemnit. Exam. Conc. Trid. 807. Die Apologie der augsb. Konfession beruft sich auf Biel's Werk, zum Beweise, daß in der Schule die Heiligen zu Versöhnern gemacht worden. Walch XVI, 1544, 1554.

2) Epithoma expositionis canonis missae, Tübinger Ausg. von 1499; Lect. 22—24.

that des Opfers zu gut kommen soll [1]). Wenn er da weiter sagt, was der Priester könne, die Messe verrichten, das könnten die Engel, das könne selbst Maria nicht, so erinnert man sich sogleich der zuletzt angeführten Aeußerung Luther's und erkennt die Beziehung. Beim vierten Theile werden fein gesponnene Fragen abgehandelt, ob das Brot von Waizen sein müsse oder auch von anderm Korne sein dürfe, wie viel Brot auf einmal konsekrirt werden könne, welche Folgen es haben möchte, wenn der Priester aus Unwissenheit oder sich versprechend hoc est corpus meus statt meum sage u. s. f.

„Man lese nur den Biel über den Canonem der Messe, sagt Luther in den Tischreden, der doch das beste Buch der Papisten ist, wie schändlich Ding drinnen ist. Das war vor Zeiten mein bestes Buch." Ein anderes Mal: Gabriel Biel habe ein Buch geschrieben über den Canon in der Messe, das er seiner Zeit für das beste gehalten. „Wenn ich darinnen las, da blutete mir das Herz [2])."

Diese Aeußerung bezieht sich ohne Zweifel darauf, daß eben das Studium jenes Werks eine neue Gewissensmarter für ihn wurde. Die Vorschriften über die Mängel, welche beim Verrichten der Messe eintreten, besonders die, welche aus unwürdiger Beschaffenheit des Priesters nach seiner Intention, seiner geistigen und leiblichen Disposition u. s. f. entstehen konnten, waren sehr zahlreich und gingen ins Allerkleinste, was denn genau mit der Grundansicht der Kirche vom Meßopfer und der Lehre von der Brotverwandlung zusammenhing. Alle Uebertretungen waren mit Strafen bedroht, zu Sünden, zu Todsünden gemacht [3]). Luther fand nun das Alles in Biel's Erläuterung. Wir deuten auf Einzelnes hin, um anschaulich zu machen, wie und wodurch das Lesen darin ihn sehr begreiflicherweise ängstete und verletzte. Da las er, der an seiner Erwählung, an Gottes Gnade Verzweifelnde, wo die Bitte erklärt wird, Gott möge der Bittenden

1) Lect. 29.

2) Walch XXII, 1413, 2067.

3) Mohnike, Aeltere und neuere Vorschriften für den Messe haltenden Priester, in Illgen, Zeitschrift für d. hist. Theologie, Bd. 2, St. 2, S. 191 ff.

gedenken, Gott wisse und kenne von Ewigkeit her Alles zuvor, das Kennen und Nichtkennen heiße, nach Matthäus Kapitel 7, Vers 25 (Ich habe euch nie erkannt, weichet von mir, ihr Uebelthäter), so viel, als erwählen und verdammen; auch die Sünde Derer, die sich bekehrt, strafe Gott und gedenke nicht der Verdienste Derer, die sich von ihm wieder abwenden, nach Ezechiel Kapitel 18. Wo davon die Rede, daß der Priester Verdienst und Nutzen des Meßopfers zuwenden könne, wem er wolle, wird bemerkt, er müsse dabei aber der Vorschrift und der Lehre folgen, sonst schade er sich selbst. Des Opfers Kraft werde nicht aufgehoben durch Sündhaftigkeit, Exkommunikation oder Suspension des Priesters. Sie gehe ex opere operato, nicht aus der Würdigkeit des Priesters, sondern aus der Einsetzung Christi und dem Verdienst der Kirche, deren Vertreter er sei, hervor, ohne daß eine gute innere Bewegung (bonus motus interior) bei den Empfangenden, den Kommunikanten erfordert werde. Der Priester, nach seinem durch die Weihe erworbenen unvertilglichen Charakter, könne Andern auch als ein Unwürdiger helfen, indem er sich aber freilich selbst verdamme, u. s. f., wie denn dies Alles der kirchlichen Lehre nur gemäß war [1]).

Wenn Luther nun das priesterliche Amt idealisch und innerlich faßte und sich bei seinen vorbereitenden Studien durch die Aussicht auf die Erlangung desselben in Augenblicken hoch gehoben fühlte, so war es doch aber bei seinem Gemüthszustande natürlich, daß ihn viel öfter Verzagen, Angst und Schmerz ergriff, wenn er las, wie verdammlich der Priester in seinem Amte sich selbst machen könne, wie er freilich die Schlüssel erhalte, auf Erden und im Himmel zu binden und zu lösen, doch recht und würdig nur, wenn er ein apostolisches Leben führe; wie jede Sünde, von welcher er löse, auf ihn selbst zurückfalle, wenn er noch selbst ihr unterworfen sei, und wie er, um dies zu vermeiden, eine innere Lauterkeit, eine Reinheit der Absicht zu erstreben habe, welche er sich beim Gefühl seiner Sündhaftigkeit nicht zutrauen konnte. Schon die vielen Aeußerlichkeiten, die der Priester

1) Lect. 29 ff. Er lehrte ebenso in seinem Collectorium ex Occamo Libb. IV in Sententiarum. Neudecker, Die christl. Kirchengesch. der neuesten Zeit vom Professor Riffel, 79 f.

zu beobachten, der angehende zu lernen hatte, mußten ihm Angst erregen, und seine Umgebungen verfehlten nicht dieselbe zu mehren. Kam er zu den Brüdern, so vernahm er den Widerhall von Dem, was er im Biel gelesen. Vornämlich Denen, „die fromm waren, denen es ein Ernst war, machten sie so bange mit den Worten der Einsetzung, daß sie ganz und gar zitterten, wenn sie die Worte sagten: das ist mein Leib; denn die mußte man ohne Anstoß aussprechen. Wer stammelte oder ein Wort außen ließ, der hatte eine große Sünde gethan. Dazu mußte er die Worte lesen ohne alle fremde Gedanken" u. s. f. Er urtheilte späterhin, und jetzt empfand er es, daß sie „die schwachen und kranken Gewissen nur erschreckten, um den Geist christlicher Freiheit auszulöschen und den gefangenen Geist der Furcht zu wecken," indem sie es „für eine Todsünde erklärten, das Wortlin enim oder aeterni auszulassen," indem sie, „wenn einer vergessen, ob er ein Wort gesprochen, verboten, es noch einmal zu sprechen" und nur traurige Nothbehelfe für solche Fälle hatten. „Hie war Angst und Noth," ruft er aus. Der sonst treffliche Hugo habe ein greulich Wort geschrieben, wer nur eine Sylbe ausließe und nicht gar ausbetete, müßte Rechenschaft dafür geben am jüngsten Gericht. „Wie waren wir mit der Messe geplagt, und sonderlich mit den Kreuzen," sagte er einst, ohne viel Glück versuchend, den alten Bruch zu treffen, und man darf sich darüber nicht wundern. Die Vorschriften für den Mechanismus bei der Messe sind fast unzählig. Der Priester hat während derselben am Altare einige hundert Bewegungen zu machen. Der Bekreuzungen sind etwa funfzig. Aufs genaueste war vorgeschrieben, wie sich der Priester zu verhalten habe, wenn vom Weine etwas verschüttet, welche Buße Den treffen solle, der durch Nachlässigkeit Schuld daran sei. Es wird erzählt, als einst im Jahr 1542 bei Vertheilung des heil. Abendmahls einige Tropfen verschüttet worden, wären Luther und Bugenhagen aus ihren Stühlen geeilt und hätten nebst dem administrirenden Geistlichen die Tropfen mit den Zungen aufgeleckt — dahin ging die alte kirchliche Vorschrift — und durch ihr ganzes Wesen an den Tag gelegt, wie sehr der Unfall sie im Innersten erschüttert [1]).

1) Tischreden, Walch XXII, 897 f., 1380. Vom Mißbrauch der Messe,

Noch schlimmer aber war es, daß bei der Messe so viel von Dem vorkam, was er „schändlich Ding" nennt, und daß er sich darin nun erst recht befestigte — Biel's Erläuterung war sein bestes Buch — ohne freilich zu sichern und beruhigenden Ueberzeugungen zu gelangen. Im Meßkanon, um nun auch auf die Schattenseite desselben und des Kultus überhaupt zu kommen, spiegelt sich die ganze Richtung der lateinischen Kirche ab, nach welcher sie die einfache Lehre Christi in ein Gewebe künstlicher Dogmen, die geistige Gottesverehrung des Evangeliums in mechanischen Dienst, die kräftigende evangelische Moral in eine abschwächende Bußtheorie verwandelt hatte. Die ganze Anbetung wird wieder so recht zum äußeren Werk. In der theilweis schönen und bedeutungsvollen Symbolik des Kultus überwiegt das Unzeitige, Verfehlte und Kleinliche doch weit. Der eitle Prunk, welcher entfaltet wird, ist noch lange nicht das Anstößigste. In den großentheils so schönen Gebeten spricht sich auch die engherzige Unduldsamkeit der Kirche aus, die Bitte ist überwiegend aufs Irdische gerichtet, lohnsüchtig. Viele von den Gebeten befassen sich fast nur mit den spitzfindigen Dogmen der Kirche, wie sie besonders in den mittlern Jahrhunderten ausgebildet waren. Die alttestamentlichen Vorstellungen von Gott herrschen in ihnen vor. Sie lassen die Wirkung des Sakraments so erscheinen, als ob es an sich selbst den Menschen zu einem gottgefälligen umwandle, denn es sollte nach der gangbaren Lehre und Auffassung, wogegen gewisse fein gesponnene Deutungen und Ausflüchte mancher Apologeten der Kirchenlehre nicht in Betracht kommen können, die rechtfertigende Gnade, die es enthalte, in die Seele eingießen und diese Kraft auch dann haben, wenn es auch nur ex opere operato, ohne religiösen Sinn und Absicht vollzogen würde, wie wir es eben bei Biel fanden. Indem sie die Verdienste der Heiligen erheben und an ihren Beistand hinweisen, verringern sie das Verdienst des Erlösers, lenken sie den Hinblick der Erlösungsbedürftigen von der einen Heilsquelle auf deren viele, und lähmen den auf selbsteigene Anstrengung der sittlichen Kraft gerichteten Willen. Nicht wenige fördern den gröbsten

---

Plochm. XXVIII, 65. Von der Winkelmesse und Pfaffenweise, Plochm. XXXI, 331. Illgen a. a. O.

Aberglauben, beschäftigen sich mit den phantastischsten Legenden. Größtentheils aus Schriftstellen zusammengesetzt athmen sie auch hier wieder mehr jüdischen als christlichen Geist, und dasselbe ist bei den Ceremonien des Hochamts der Fall, die, auf Beschäftigung und Blendung der Sinne berechnet, nur als Erneuerung des israelitisch-levitischen Dienstes erscheinen; wie denn der Kultus überhaupt, als zu überwiegend auf die Sinne einwirkend, das Bedürfniß eines geistigen Gottesdienstes zu wenig befriedigt und Herz und Geist dennoch zuletzt leer läßt, mehr bewältigt als erbaut, den Priester freilich mit einem hellstrahlenden Nimbus umgibt. In den Gebeten werden sehr häufig ganz unzusammengehörige, ohnehin aus dem Zusammenhange gerissene Schriftstellen an einandergereiht, und noch mehr, es wird ein ihnen ganz fremder Sinn hineingelegt. So findet man etwa eine Stelle aus Sirach von ganz besondrer Beziehung neben einer andern aus einem Wallfahrtsliede nach Jerusalem in dem Gebete am 18. Sonntage nach Pfingsten. An Marienfesten wird aus Bruchstücken des 45. Psalms, der ein Hymnus an den König ist, ein Loblied der Maria, dann auch wieder eins der heil. Agathe gebildet u. s. f. Man findet die Beziehungen oft nur, wenn man vom Wortsinne und eigentlichen Inhalte der benutzten Schriftstellen gänzlich hinwegsieht und sie mit der Phantasie der Mystik auf das Gewaltsamste und Widernatürlichste deutet. Ebenso verhält es sich mit der Auswahl der Episteln. Sie werden unverständlich schon durch die Beziehungen, in welche sie gebracht sind. Da wird aus Salomo's Sprüchen das 8. Kapitel vom Lobe der Weisheit für die Jungfrau in Anspruch genommen. Auf das Fest der Schmerzen Mariä ist Judith's Danksagung für Holofernes' Enthauptung bestimmt. Am Feste der Heimsuchung Mariä dient Kapitel 2 des Hohenliedes zur Epistel: Siehe, er kommt hüpfend über die Berge und springend über die Hügel; mein Freund ist gleich einer Gazelle oder einem jungen Hirsche u. s. f. In der Auslegung über etliche Kapitel des andern Buchs Mose und im Bedenken und Unterricht von den Klöstern spricht sich Luther ausführlich darüber aus, wie man die biblischen Texte mißdeutet, z. B. den am Feste der Empfängniß Mariä von der Noah-Arche auf die Jungfrau gezogen habe. Er lobt „die Noten und den Gesang" am Frohnleichnamfeste,

der Text aber sei Flickwerk, hie sei ein Stück und dort ein Fleck daran gehängt, sodaß er aussehe wie ein gestickter und geflickter Mantel. Da werde Melchisedek's gedacht, welcher Brot und Wein geopfert, das Lämmlein komme herfür, welches das Volk frühe geopfert, das Brot Eliä, das Himmelbrot der Väter, Isaak, der geopfert werden sollte: das Alles und noch viel mehr habe das Abendmahl des Herrn bedeuten müssen. Dazu komme denn auch der Papst in der Lektion zur Metten mit großer Pracht, daß Jedermann meine, er werde nichts denn den reichen Schatz des Glaubens verkündigen; auch fange er an, falle aber von Stund an auf aristotelische Weisheit zur Erläuterung des Brotvernichtens, und wenn dann die armen Menschen noch hungre, nachdem ihnen eitel Spreu für Gottes Wort geworden, so gebe der heil. Vater seinen reichen und milden Ablaß, und spreche noch obenein in der Vorrede davon, daß er wol weinen möchte, wenn er solche gnadenreiche Güte göttlicher Majestät betrachte. In den Vigilien und Seelenmessen sei die ganze Schrift aufs Fegfeuer gedeutet; allein funfzehn schöne Psalmen wären mißbraucht, es darin zu finden [1]).

Es war mehr als zu viel, den Unerfahrnen zu verwirren und immer tiefer zu verwickeln, der eine bessre Schriftauslegung nicht kannte, nicht mit kritischem Blicke und Absehen, sondern mit dem lebendigsten Gemüths- und Glaubensbedürfniß, und ganz erfüllt von religiösen Vorstellungen las und lernte, die er im Meßkanon wiederfand.

Denn gerade wie er den himmlischen Vater und den Erlöser als strengen Herrn und Richter sich dachte, steht auch das ganze Meßbuch weit überwiegend auf der Stufe des Judenthums. Die evangelischen Bestandtheile verschwinden fast unter den alttestamentlichen. Jehova, der strenge Rächer, wird angefleht, seinen Zorn lieber gegen die Heiden zu kehren, dem Volke seine Schuld zu vergeben und es an den Heiden zu rächen, der Christenheit zu helfen, die heidnischen Völker durch die Gewalt seiner Rechten zu zerschmettern. Die Messe ist Sühnopfer. Denn nur für die Erbsünde sollte Christus genuggethan haben, die Messe das

1) Plochm. XXXV, 29; XXVIII, 86. Widerruf vom Fegfeuer, Walch XVIII, 1075.

Opfer sein für die anderen Sünden, dieselben hinwegzunehmen und Gott zu versöhnen. Gott gibt den Gerechten Belohnungen für ihre Verdienste und schenkt den Sündern Verzeihung durch das Fasten, durch Bekenntniß der Schuld. Er soll gnädig die Geißeln seines Zorns von der Christenheit abwenden; die Prüfungen, die er väterlich nach christlicher Vorstellung auferlegt, werden für Strafgerichte erklärt. Die Fürsprache der Heiligen soll bewirken, daß die Namen der im Gebet Empfohlenen im Buche der seligen Vorherbestimmung eingeschrieben bleiben. Das Sakrament soll durch die Fürbitte der Heiligen eine Abwaschung von allen Lastern, eine Stütze gegen alle Gefahren der Welt, ein Mittel gegen alle Gebrechen des Leibes und der Seele wider die Angriffe des Teufels, eine Nachlassung aller Sünden für die Lebendigen und die Todten werden, wie es denn eben recht oft zur Erlösung der Seelen aus dem Fegfeuer empfohlen wurde. Das Opfer ist es, das die Gläubigen des göttlichen Schutzes würdig, die andächtige Verehrung der heiligen Gebräuche, die dem Leibe und Geiste nach Gott wohlgefällig, die fromme Abbitte der Fastenden, die ihn besänftigen soll. Wo eine Abtheilung der Messe erhebend beginnt, wie die Präfation, kehrt doch sogleich die Vorstellung wieder, als könne der Himmel durch den äußeren Dienst zufriedengestellt werden, folgt dem Einfach-Biblischen und Erbaulichen Spitzfindig-Dogmatisches über die Dreieinigkeit, die Jungfrauschaft Mariä, Hervorhebung des Schutzes der Apostel und dergl. Selbst an den gewöhnlichen Sonntagen beschäftigt sich die Messe mit Verehrung eines Heiligen; sogar in solche Feste, die dem Erlöser gewidmet sind, wie das der Beschneidung, drängt sich der Maria-Dienst ein, sodaß auch hier der Erlöser weit hinter die Schaaren der Heiligen zurücktritt. Eine der ihnen erwiesenen ähnliche Verehrung wird auch dem Papste zu Theil, die Kirche steht als die von der Welt verfolgte da, ein Gregor VII. wird gepriesen als von Gott zur Beschützung der Kirchenfreiheit ausgerüstet, Kraft zur Nachahmung seines Beispiels wird erfleht. Destoweniger ist von einer echten Nachfolge Christi die Rede. Wo eine innerlichere Frömmigkeit hervorzutreten scheint, ist sie doch weniger dies als eine andächtelnde, eine frömmelnde. Ein „Lören und Tönen" war es, wobei „das Wort" vernachlässigt war; man „überschüttete die Seelen," daß

sie „müde und überdrüssig" wurden, wie sich Luther in der Schrift „Von der Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde" (1523) darüber ausdrückt [1]).

Mit diesem ganzen Wesen nun beschäftigte, erfüllte sich Luther bis zum Tage seiner Priesterweihe, hin und hergezogen von den widersprechendsten Gefühlen, man kann nicht zweifeln, tief ergriffen von dem Echtchristlichen, das in der Messe vorhanden war, auch das Unlautere gläubig in sich aufnehmend und doch im Innersten unbefriedigt, oft schmerzlich verletzt; tief ergriffen und wol auf Augenblicke hoch erhoben von dem Gedanken an die Würde, die ihm zu Theil werden sollte, und doch schwer geängstet von Zweifeln, ob sie ihn, gerade ihn nicht verwerflich machen werde vor Gott. Mit welchen Schauern mochte er an seine erste Messe denken, wo er als Priester nach dem Krucifixe, dem Altare, den Bildern und Reliquien beräuchert werden, dann die Wandlung der Hostie in den Gott vollbringen, so hoch über die Menschen, so nahe zu Gott gehoben werden sollte — er mit dem Gefühle seiner Sündhaftigkeit, mit der Angst, ob er Messe werde lesen können, ohne sich zur Hölle verdammlich zu machen.

Es schuf ihm ohne Zweifel schwere Bedenken, während er sich ebenso unzweifelhaft jetzt in der Ansicht von der Messe als einem Opfer befestigte. Nichts Anderes wurde so gewiß und allgemein in der Christenheit geglaubt. „Ich unterfange mich einer wichtigen Sache," sagt er noch in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche (1520), in welcher er die Messe zuerst angriff. Es sei vielleicht unmöglich, sie umzustoßen, da sie durch so langen Gebrauch bestätigt, mit gemeiner Bewilligung angenommen und so eingenistelt sei, daß es, um sie beseitigen zu können, nöthig erscheine, daß der größte Theil der Bücher, die im höchsten Ansehen ständen, ja die ganze Gestalt der Kirche weggethan und umgewandelt werde. Freunden sagte er in späteren Jahren, „es däuchte mir zuerst unmöglich, daß die Messe untergehen könnte, die in so vielen Orten und Herzen der Menschen gegründet war. Sie hat viel Heilige ein-

---

1) Plochm. XXII, 156, 154. Augsb. Konfession, Art. 24. Walch XVI, 1013. Eisenschmid, das römisch-katholische Meßbuch. Clausen a. a. O. 679 ff.

genommen von den Zeiten Gregor's über achthundert Jahr. Huß war noch in ihrer Superstition gefangen. Ich wundere mich, wie Gott mich aus diesem einzigen Götzendienst gerissen hat" [1]). Die Kirchenlehre wurde gestützt auf den Kanon der Stillmesse, der, wie Luther in der Vermahnung zum Sakrament des Leibes und Blutes unsers Herrn bemerkt, enthielt „was böse in der Messe ist vom Opfer und Werk," während das, was öffentlich vom Chor und Haufen gesungen werde, fast eitel gute Ding und Lobgesänge sei; sodann auf die Väter und Scholastiker, die diesen Kanon gebraucht, auf zahlreiche Geschichten von Geistern und heiligen Männern, die erschienen wären und geflehet hätten, daß man ihnen durch Messen zu Hülfe kommen, sie erlösen möge u. s. f. Das Alles war aber bei ihm zu jener Zeit vom größesten Gewichte [2]).

Die Priesterweihe. 1507.

So war er vorbereitet, so gestimmt, so geängstet, als der zur Priesterweihe bestimmte Tag kam. Eine Aeußerung von ihm, freilich der Ausdruck einer ganz andern Stimmung, weist mindestens auf die Bedeutung hin, die einem solchen Tage beigelegt wurde. „Die erste Messe ward hoch gehalten und trug viel Geldes, denn es schneiete da zu und war das rechte Geldmetze mit Opfer und Geschenk. Da legte man die horas canonicas mit Fackeln zu. Da mußte der liebe, junge Herr mit der Mutter, da sie noch lebte, tanzen, daß auch die Zuseher stunden und weineten für Freuden, war sie aber gestorben, so stürzte er sie unter den Kelch und erlösete sie aus dem Fegefeuer" [3]).

Hans Luther hatte den Sohn noch immer — ins zweite Jahr — nicht sehen mögen, noch immer gezürnt. Indeß müssen die Verhandlungen mit ihm fortgesetzt sein. Er hatte sich endlich zufrieden erklärt, die Einladung angenommen, der Feierlichkeit der Priesterweihe Martin's beizuwohnen. Das Einladungsschreiben des Letztern an ihn ist nicht erhalten, dagegen aber ein anderes lateinisches, vom 22. April 1507 datirt, das früheste

1) Walch XIX, 34. Rebenstock I, 67.

2) Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1376 ff.

3) Tischreden, Walch XXII, 1517.

echte schriftliche Dokument, das wir von ihm besitzen [1]). Es ist an den Vikarius Braun zu Eisenach gerichtet. Christi und der Maria heiligen Priester nennt er ihn. Er sagt nach ein paar einleitenden Worten: „Da der glorreiche und in all seinen Werken heilige Gott mich unseligen und in allerlei Weise unwürdigen Sünder gewürdigt, mich so herrlich zu erhöhen und in seinen erhabenen Dienst allein aus seiner reichlichsten Barmherzigkeit zu rufen, so bin ich allerdings schuldig, das anvertraute Amt zu übernehmen, um solcher überschwenglichen göttlichen Güte dankbar zu sein, zum wenigsten so viel es der Staub vermag." Die Väter hätten beschlossen, daß seine Einweihung, die Darbringung seiner Erstlinge vor Gott, am nächstfolgenden Sonntage Kantate (2. Mai) stattfinden solle. Dieser Tag sei der Bequemlichkeit seines Vaters wegen bestimmt. Er ladet nun auch Braun ein, „demüthigst und doch vielleicht nicht ohne Kühnheit"; nicht daß er ihn mit einer beschwerlichen Reise wegen seiner Verdienste um ihn, deren keine vorhanden, bemühen wollte, oder sich für würdig hielte, daß er — Braun — zur Armuth seiner so großen Geringheit komme; er kenne aber Braun's Güte und Wohlwollen gegen ihn, das er ja erst vor ein paar Tagen [2]) bei ihm, ebenso wie sonst, reichlich erfahren. Braun möge daher durch seine Gegenwart und Fürbitte helfen, daß sein Opfer vor Gott angenehm sein möge, auch seinen (Luther's) Anverwandten, Konrad, den vormaligen Küster zu St. Nikolai, mitbringen, wenn es demselben gefalle zu erscheinen. Eine Zelle im Kloster sei für ihn bereit. In einer Nachschrift fügt er hinzu, Braun möge den um ihn so wohlverdienten Mitgliedern des schalbischen Konvents seine Dankbarkeit bezeugen. Er wage nicht, seine Einladung an sie ergehen zu lassen. Es dürfte ihrem Orden und ihrer Würdigkeit nicht wohl anstehen, zu einem so geringen Ge-

1) Nur ein einziges noch früheres Schreiben, von 1503, ist als ein lutherisches (in den Nachträgen zu Ritter's evangel. Denkmal der Stadt Frankfurt a. M.) mitgetheilt. Vergl. aber die betreffende Bemerkung in der Note S. 11.

2) Er war also erst eben von einer kleinen Reise zurückgekehrt. Lingke in der Reisegeschichte hat nichts davon, während er doch so genau registrirt, daß er auch des kaum einjährigen Luther Reise von Eisleben nach Mansfeld nicht vergißt.

schäfte sich holen zu lassen, sich Beschwerde zu machen um der Gelübde eines „der Welt nun abgestorbenen Mönchs“ [1]).

Man sieht, wie viel auch auf den gebräuchlichen geschraubten Briefstyl der Zeit zu geben sein mag, er hatte sich mönchische Demuth auch im Ausdruck angeeignet; er ist schüchtern, unsicher, ohne Vertrauen zu sich selbst, doch fest und entschieden in seiner Weltentsagung, welcher jetzt gleichsam das letzte Siegel aufgedrückt werden sollte durch die Priesterweihe, die ihn, es darf hier wol noch einmal bemerklich gemacht werden, noch weiter von den Laienständen trennte, indem sie ihn noch höher über dieselben erhob. Denn „ein geweiheter Pfaffe war gegen andere getaufte gemeine Christen wie der Morgenstern gegen einen glimmenden Docht.“ Die Weihe erhob selbst über Apostel, Bischöfe, Märtyrer, sofern sie nicht Priester gewesen waren: „solche große Kraft hatte der Chresem,“ sagte er späterhin spöttisch und zürnend; „geweiht müsse man werden, sagten sie, um Priester zu sein, und ob einer der allerheiligste, ja Christus selbst wäre, und durch die Weihe werde einer Priester, ob er schon boshafter und schändlicher wäre, denn Nero und Sardanapal [2])“. Jetzt erfüllten ihn die hohen Begriffe von der Priesterweihe und dem Priesterthume. Er scheint beruhigt in seinem Entschluß und Vorhaben zu sein, doch ohne Zweifel sah er der Ausführung desselben in großer Spannung entgegen. „Es ist ein herrlich Ding gewest um einen neuen Priester und erste Messe,“ sagt er; „selig war die Frau, die einen Priester getragen hatte, und Vater und Mutter sind fröhlich gewesen sammt allen Freunden [3].“ So war es aber bei seiner ersten Messe nicht. Sein Vater war eingeladen nach dem Brauch und hatte versprochen zu kommen, war jedoch noch keineswegs vollkommen einverstanden, war über die Heiligkeit der Möncherei des Sohns fortwährend sehr verschiedener Ansicht. Und wurde nicht Martin selbst noch von Zweifeln hin und hergeworfen, von Zweifeln wenigstens, ob ihm

1) de Wette I, 3.

2) Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe, Plochm. XXXI, 346, 354. Sendschreiben an Rath und Gemeinde der Stadt Prag, Walch X, 1834.

3) Sermon, daß man die Kinder zur Schule halten soll, Plochm. XX, 9, 17.

der Mönchsstand nütze, ob er das heilige Priesterthum würdig und zu seinem Segen werde verwalten können?

Der Sonntag Kantate kam. Hans Luther erschien mit einem stattlichen Geleite von zwanzig Berittenen. Er machte obenein dem Sohne ein Geschenk von zwanzig Gulden. Es erschien Johann von Lasphe, der Weihbischof, und eine große Anzahl von festlich Geladenen, angesehenen Personen, Ordensgliedern, im Kloster. Die Stimmung Martin's war die erregteste. Er wäre „schier gestorben," als er seine erste Messe hielt. Mit Furcht und Zagen erfüllte ihn der Gedanke, ob er auch würdig wäre für seine Person, ob auch nicht ein Sünder. Er hatte es an nichts fehlen lassen, sich für die Stunde zu heiligen. Dann peinigte ihn die Angst, daß er auch „nichts außen ließe in der Messe mit den Schirmschlägen und Gepränge [1])." Eine Vorschrift ging dahin, daß kein Priester, der das Officium angefangen und das Gebet gesprochen, ohne zwingende Nothwendigkeit vom Altare sich entfernen dürfe, damit ein andrer die Messe vollende, bei Strafe der Exkommunikation. Fast wäre er ihr verfallen. Als er begonnen hatte und die Worte las: ich bringe Dir dem ewigen lebendigen Gott dieses Opfer, ergriff ihn eine solche Bestürzung, daß er den Altar verlassen wollte und es gethan haben würde, wenn sein Präceptor ihn nicht zurückgehalten hätte. „Denn," dachte er, „wer kann vor Gottes Majestät bestehen ohne den Mittler, wie komme ich dazu, daß ich die hohe Majestät anreden soll, da die Menschen doch schon verzagen, wenn sie einen König anreden sollen?" Er war kaum im Stande, sich wieder zu fassen, er sagte Freunden: „von der Zeit an habe ich mit großem Entsetzen Messe gelesen [2])."

---

1) Tischreden, Walch XXII, 1517.

2) Illgen a. a. O. Cod. chart. bibl. duc. Goth., in Quart, Nr. 168. S. 95. Ericeus 177. Ausleg. der Genesis, zu Kap. 25, V. 21. Walch II, 45. Bzovius sagt in den Annalen (bei 1507), der Prior habe ihn abgehalten, die Opferung ungethan zu lassen und die Flucht zu ergreifen. Ebenso er selbst bei Rebenstock 2, 13. Die Worte des Offertoriums, bei welchen Bestürzung ihn ergriff, lauten vollständig: „Empfange, heiliger Vater, allmächtiger Gott, dieses unbefleckte Opfer, welches ich dir, dein unwürdiger Diener, meinem wahren lebendigen Gott darbringe für meine unzähligen Sünden, Beleidigungen und Nachlässigkeiten und für alle Umstehen-

Tiefe, bis zum Entsetzen sich steigernde Schauer der Ehrfurcht waren also seit diesem Tage die ersten in einer Reihe merkwürdig wechselnder unerfreulicher Empfindungen, welche die Messe ihm erregte. In der Auslegung der Genesis von Unthaten der Patriarchen redend, sagt er (beim 34—36. Verse des 37. Kapitels), er wisse sich zwar solcher groben Sünden nicht schuldig, außer daß er funfzehn Jahre täglich die ruchlosen Opfermessen gehalten. In der Vermahnung an die Geistlichen zu Augsburg kommt er auch auf seine Priesterweihe, den Augenblick, wo ihm der Weihbischof den Kelch in die Hand gegeben und die Worte zu ihm gesprochen hatte: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. „Daß uns da nicht Beide die Erde verschlang," ruft er aus, „das war unrecht und allzugroße Gottes Geduld!" [1])

Diese Aeußerungen finden ihre Erklärung in seinen späteren Ansichten von der Messe, nach welchen sie ihm als Abgötterei und Gotteslästerung erschien; denn indem ein Opfer aus dem Sakrament gemacht werde, werde die ganze Natur und Art desselben verändert; indem man den Leuten ein Gewissen daraus gemacht, habe man die christliche Freiheit vertilgt; den Erlöser sammt seinem ganzen Reiche hätten die Urheber der Messe hinweggenommen und ihr eigen Werk und Erfindung an die Stelle gesetzt, denn Vergebung der Sünden hätten sie zwar wohl von ihrem Opfer verheißen, doch nicht eine ewige, sondern nur eine täglich zu erneuernde, und nimmer könne der Glaube, daß die Sünde für ewige Zeit verlassen sei durch den einmal für sie geopferten Christus, mit dem täglich wiederholten Suchen der Erlösung von der Sünde durch immer andere Opferung bestehen; welch ein Jahrmarkt, Diebstahl und Raub sei es doch, den Christen den Leib und Blut des Herrn, so ihnen gebühre umsonst mitzutheilen, zu nehmen und um ihr Geld und Gut ihnen eines elenden Menschen Opfer und Werk zu geben; das Herz sollte einem zerspringen, da doch das Opfer für die ganze Welt durch Christum geschehen, nachdem der himmlische Vater das Blut des

---

den, aber auch für alle lebenden Christgläubigen und für die Verstorbenen, damit es mir und ihnen zum ewigen Heile gereichen möge."

1) Walch II, 1691. Plochm. XXIV, 350.

eignen Sohns es sich kosten lassen, wenn ein sündiger Mensch Brot und Wein nehme, um für die ganze heilige Christenheit zu opfern [1]).

Die Feierlichkeit war vorüber und nun zeigte sich, daß Hans Luther seine Sorge um den Sohn auch jetzt noch nicht hatte fahren, daß er sich hatte beschwichtigen lassen, aber fortwährend voll Unmuth war. Er hatte seine Einwilligung „mit einem unwilligen traurigen Willen" gegeben, indem er seufzend geäußert: „Es gehe hin, Gott gebe, daß es wohl gerathe!" Als man zu Tisch saß, wagte es der Sohn, mit dem Vater über die kitzliche Sache zu reden. Er wünschte sich mit ihm völlig zu verständigen. Es scheint, er hatte der rauhen gemeinen Wirklichkeit die poetische Seite abgewonnen, dachte wenigstens in dieser Stunde gehobener Empfindung, was so Mönchsgedanken waren, wie man im Kloster „abgesondert von der Welt, aller Sorge und Unlust sich entschlagen, fein friedlich und stille ungehindert Gott dienen könne [2])." Er mochte sich nach überstandener Angst in seinem Mönchs- und jungen Priesterthume gar selig fühlen, meinte, der Vater werde jetzt an diesem Tage für eine günstigere Ansicht von demselben empfänglich sein. Er begann mit kindlich-schüchternen Vorstellungen: „Lieber Vater, warum habt Ihr Euch doch so hart dawidergesetzt, und wart so zornig, daß Ihr mich nicht gern wolltet lassen einen Mönch werden, und sehet es vielleicht auch jetzt noch nicht allzugerne? Ist's doch ein so fein geruhsam göttlich Wesen!" Dann erzählte er, wie ihn Gott durch eine schreckende Erscheinung vom Himmel gerufen habe, wie er sich verpflichtet erachtet, dem göttlichen Geheiß Folge zu leisten. Ebenso redeten die anwesenden Ordensobern, Doktoren, Magister; Alle gaben Beistimmung zu erkennen, priesen das Mönchsleben und äußerten gegen Hans Luther, es nehme sie Wunder, wie er so unwillig darüber sein könne, daß Martin dasselbe erwählt habe. Der Alte, unbeengt durch Zeit, Ort, Umgebung, fuhr rauh heraus: „Ei, hast Du nicht

1) Vom Mißbrauch der Messe, Walch XIX, 1353. Sendschreiben an den Rath und die Gemeinde der Stadt Prag, Walch X, 1827. Von der Winkelmesse, Plochm. XXXI, 321. Vom Greuel der Stillmesse, Plochm. XXIX, 118 ff.

2) Kirchenpostille, Plochm. IX, 81.

auch gehört, daß man Aeltern soll gehorsam sein? Ihr Herren Gelehrten, habt Ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?"

Noch in seinen letzten Jahren hatte der Sohn herzinnige Freude daran, daß sein Vater bei jener Gelegenheit mit solchem Freimuth sich geäußert, sich auf die Schrift berufen habe gegen die versammelten Gelehrten. Im Augenblick aber verstummte er bestürzt. Er war erfüllt von dem Bewußtsein, daß er wider Wissen und Willen der Aeltern nicht gehandelt haben würde, „und wenn er tausend Tode hätte erleiden sollen," sofern er nicht überzeugt gewesen wäre, Gottes Gebot dem der Aeltern vorziehen zu müssen, einem göttlichen Rufe gehorcht zu haben. So konnte er dem Vater nicht Recht geben, dessen Aeußerung doch aber auch ihren Eindruck nicht verfehlte. Er meinte, sein Leben lang kein Wort eines Menschen gehört zu haben, das ihm so zu Herzen gegangen wäre, und man glaubt es, wenn man an seine Gewissenszärte denkt — und nie kann man sich ihn skrupulös genug denken — wenn man sich erinnert, wie heilig ihm stets die Pflicht des kindlichen Gehorsams war, wie er den Kindern einschärfte, daß sie „die Namen Vater und Mutter für ein groß köstlich Heiligthum halten, viel lieber müßten sterben wollen als die Aeltern erzürnen"; Aeußerungen, wobei er wol der Schmerzen und Unruhen sich erinnerte, die sein Ungehorsam, sein Mißverhältniß mit dem Vater ihm verursacht hatte.

Man kam auf den Satz, daß Gott mehr als den Menschen zu gehorchen sei, auf den an den jungen Priester ergangenen, göttlichen Ruf, die himmlische Erscheinung zurück. „Gott gebe, daß es nur nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sei," sagte der Alte, und das Wort drang dem Sohne in den Grund der Seele, so sehr er sich bemühen mochte, den Eindruck abzuwehren; kein anderes, das er aus des Vaters Munde gehört, prägte so fest seinem Gedächtniß sich ein. Er schrieb noch von der Wartburg aus an Melanthon davon, es wolle ihn bedünken, Gott habe ihn an jenem Tage durch des Vaters Mund gleichsam von weitem angeredet, wiewol zu spät, ihn zu strafen und aufzumahnen.

Das Ergebniß bestand darin, daß der Vater geschehen ließ, aber ungern, daß er, wenn es an ihm gelegen, lieber gesagt hätte: es gefällt mir nicht, womit er auch nicht zurückhielt; auch

ließ er noch die Worte fallen: „Ich muß hier sein, essen und trinken, wollte aber lieber ich wäre davon [1])."

Selbstverständlich hatte dies fast zweijährige Mißverhältniß einen verschlimmernden Einfluß auf die düstere Stimmung, die innere Unruhe des Sohns haben müssen. Es war nun aufgehoben, gewiß ein sehr günstiger Umstand. Doch auch der doppelt schöne Tag hatte nicht ohne bittere Beimischung vergehen sollen. Die Worte des Vaters erregten dem Sohne sicher noch manchmal Kummer, Bedenken und Aengste. Er hatte nun wiederum wol noch oft und hart zu kämpfen, sich in seinen abermals erschütterten Begriffen und Ueberzeugungen zu stärken. Doch um so fester wurzelten sie bei ihm. Wir finden ihn in der nächstfolgenden Zeit im tiefsten Herzensgrunde erfüllt von mönchischer Ansicht und Gesinnung. Er scheint sich noch immer eifriger dem ganzen Wesen hinzugeben, dessen Dienste er sich jetzt völlig geeignet.

---

1) Ausleg. der Genesis zu Kap. 48, V. 20 und zu Kap. 27, V. 41. Walch II, 2782, 480. de Wette II, 47. Tentzel 145 ff. Die Zuschrift an den Vater zum Werke von den Klostergelübden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LT'D
TORONTO